

Persönlichkeitspsychologie

Persönlichkeits- psychologie

Auf der Suche nach einer Wissenschaft

Ein Theorienüberblick

von

Hermann-Josef Fisseni

4., überarbeitete und erweiterte Auflage



Hogrefe · Verlag für Psychologie
Göttingen · Bern · Toronto · Seattle

Prof. Dr. Hermann-Josef Fisseni, geb. 1932. Von 1955 bis 1963 Studium der Philosophie und der katholischen Theologie in München und Frankfurt. Ab 1964 Studium der Psychologie in Bonn. 1969 Diplompsychologe. 1973 Promotion bei Prof. Dr. Dr. H. Thomae und Prof. Dr. Dr. Ursula Lehr, Bonn. 1979 Habilitation. Seit 1982 Professor für Psychologie an der Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn mit den Arbeitsschwerpunkten Psychodiagnostik und Persönlichkeitspsychologie.

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Fisseni, Hermann-Josef:

Persönlichkeitspsychologie : auf der Suche nach einer Wissenschaft ;
ein Theorieüberblick / von Hermann-Josef Fisseni. - 4., überarb.
und erw. Aufl. - Göttingen ; Bern ; Toronto ; Seattle : Hogrefe,
Verl. für Psychologie 1998
ISBN 3-8017-0981-7

© by Hogrefe-Verlag, Göttingen • Bern • Toronto • Seattle 1984, 1991, 1996 und 1998
Rohnsweg 25, D-37085 Göttingen



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Druck: Dieterichsche Universitätsdruckerei
W. Fr. Kaestner GmbH & Co. KG, D-37124 Rosdorf
Printed in Germany
Auf säurefreiem Papier gedruckt

ISBN 3-8017-0981-7

Herrn Professor Dr. Dr. h.c. mult. Hans Thomae:

Zu jedem 31. Juli

Vorwort

„Persönlichkeitspsychologie: Auf der Suche nach einer Wissenschaft“ - der Titel kann dreierlei bedeuten: Erstens, der Autor macht sich mit dem Leser auf den Weg, um herauszufinden, was Persönlichkeitsforschung als Wissenschaft kennzeichnet: ‚Suche‘ als didaktisches Mittel. - Zweitens, der Autor will beschreiben, wie sich Persönlichkeitsforschung konkret darstellt, er ist auf der Suche nach dem Konzept von Persönlichkeitspsychologie, wie es einzelne Wissenschaftler entwickelt haben. - Drittens, die Persönlichkeitspsychologie selbst sucht noch ihre Identität, sie ist in diesem Sinne noch auf dem Wege, eine Wissenschaft zu werden.

Verbinden sich die drei Bedeutungen, so zielen sie auf einen Leser, der sich in eine weitverzweigte Teildisziplin der Humanpsychologie einführen (lassen) will, der aber bereit ist, eine Vielfalt und einen Spannungsreichtum kennenzulernen, welche der Titel „Persönlichkeitspsychologie“ eher verschleiert als anzeigt.

Es wurde eine Darstellung angestrebt, die keinen wichtigen Bereich ausläßt, in dem Persönlichkeitsforschung betrieben worden ist, die aber nicht jede Theorie oder jeden Namen aufnimmt. Ich habe versucht, den Grundriß der dargestellten Theorien erkennbar zu machen. Dieses Vorgehen schloß Beschränkung, Vereinfachung - ich hoffe, es schloß keine Verfälschung ein.

Es wurden auch ältere Theoretiker, beispielsweise Murray oder Lersch, aufgenommen - ‚auf der Suche‘ nach dem gesamten Phänomenbestand dessen, was zur ‚Persönlichkeit‘ gehört. Könnten ältere Autoren nicht einiges gesehen haben, was jüngere übergehen? Könnten jüngere nicht ähnliche Fragen stellen wie ältere und - es bei ähnlichen Unklarheiten belassen?

Die Studie gliedert sich in drei Teile:

- Teil A bestimmt in vorläufiger Weise, was unter Persönlichkeitspsychologie zu verstehen sei.
- Teil B gibt eine Übersicht über einige Persönlichkeitstheorien. Eingeschoben in die Darstellung werden Reflexionen, die dazu beitragen sollen, die Frage zu klären, was in den vorgestellten Theorien unter Persönlichkeit(sforschung) verstanden wird.
- Teil C zieht eine Summe aus Teil A und B: Es werden einige Methoden und einige Leitideen rekapituliert, die in den unterschiedlichen Persönlichkeitstheorien eine Rolle spielen.

Was ich schon bei der ersten Auflage schrieb, muß ich für diese vierte Auflage nachdrücklicher noch wiederholen: Ich schulde vielen Helfern meinen Dank.

Mein erster Dank gilt meinem Lehrer, Herrn Professor Dr.Dr. h.c. mult. H. Thomae: Ihm sei das Buch gewidmet. - Ich bedanke mich bei Frau Dr. Beate Fachinger, die die Skizze über Erikson, bei Herrn Dr. H. Pauls, der die Skizze über Rogers durchgesehen und korrigiert hat. - Ich danke Herrn Dr. Dieter Vennen für seine rege Hilfe und Anteilnahme bei Beschaffung und Verarbeitung von Literatur. - Ich danke meinen Kollegen Herrn Dr. P. G. Schmitz für die Durchsicht und die Korrektur der gesamten Darstellung des faktorenanalytischen Ansatzes.- Ich spreche Herrn Diplom-Psychologen Benedikt Lemm meinen Dank aus für seine Bereitschaft, den ganzen Text mit mir durchzusehen und zu diskutieren.

Bei Frau Cordula Jung und Frau Kerstin Moritz bedanke ich mich für die Sorgfalt und die Geduld, mit der sie den Text immer wieder korrigiert haben - nachdrücklicher noch für ihre ungezählten Hinweise auf ergänzende Literatur, auf Unklarheiten in meiner Darstellung und für ihre Vorschläge, Abschnitte treffender zu formulieren.

Ich danke dem Verlag Dr. C. J. Hogrefe für seine Bereitschaft, das Buch in sein Programm aufzunehmen, Herr B. Otto, Herr Dr. H. Lundberg und Herr Dr. M. Vogtmeier haben wiederholt Gestalt und Umfang des Buches mit mir besprochen.

Dieses Mal genügt es nicht, wenn ich Frau Susanne Schurr und Herrn Hans-Joachim Bernert meinen Dank ausspreche. Denn bei der Vorbereitung dieser vierten Auflage habe ich mehr Fehler gemacht als üblich. Frau Susanne Schurr und Herr Hans-Joachim Bernert haben meine Fehler jedoch in einer Weise korrigiert, die über das übliche Maß an Geduld und Entgegenkommen hinausgegangen ist. Ich fühle mit aufrichtig in ihrer Schuld und danke ihnen für ihre Empathie.

August 1997

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	VII
Inhaltsverzeichnis	IX

Teil A

Vorläufige Umschreibung des Gegenstandsbereiches der Persönlichkeitspsychologie

1	Individuum, Einzigartigkeit, Persönlichkeit	3
2	Einheit oder Unvereinbarkeit? Spannweite der Definitionen von Persönlichkeit	9
3	Individuum, Charakter, Temperament, Persönlichkeit / Etymologische und sachliche Bedeutungsvarianten	14
4	Reflexionen 1: Was ist Persönlichkeitspsychologie?	21

Teil B

Einige Persönlichkeitstheorien im Überblick

5	Überblick	25
(I)	<i>Psychodynamische Persönlichkeitstheorien</i>	27
	Zur Konzeption des Unbewußten - das Umfeld	28
6	Freud, S.: Psychoanalyse	31
	- Struktureller Aspekt: der seelische Apparat	31
	- Das Es	32
	- Das Ich	33
	- Das Über-Ich	34
	- Dynamischer Aspekt: Trieblehre	37
	- Zunächst vier Triebe	37
	- Zuletzt zwei Grundtriebe	38
	- Vier Triebschicksale	38
	- Abwehrmechanismen	40
	- Genetische Aspekte: psychosexuelle Entwicklungsphasen .	42

- Orale Phase	42
- Anale Phase	42
- Phallische Phase	43
- Latenzphase	43
- Genitale Phase	44
- Charakterprägung während der Entwicklungsphasen . . .	45
- Therapeutische Aspekte: „Psychoanalyse“ als Heilmethode	45
- Fehlleistungen	46
- Träume und Traumtheorie	46
- Neurose und Psychoanalyse	49
- Definition der Neurose	49
- „Psychoanalyse“ als Therapie der Neurose	50
- Zu Freud	53
- Entwicklungen über Freud hinaus	54
7 Adler, A.: Individualpsychologie	57
- Vorannahmen:	57
- Kompensation	57
- Überkompensation	57
- Gefühle der Minderwertigkeit	58
- Streben nach Macht	58
- Gemeinschaftsgefühl	58
- Zwei Personencharakteristika:	
Anpassung / Fehlanpassung, Lebensstil	58
- Unterschiede des Lebensstils:	59
- Integrierter Lebensstil	59
- Neurotischer Lebensstil	60
- Das Kind im Netz der Familiendynamik:	60
- Beziehungen zu den Eltern	60
- Beziehungen zu den Geschwistern	61
- Nützliche und unnützliche Seite des Lebens:	
Normalität und Fehlanpassung	62
- Männlicher Protest, weiblicher Protest	62
- Psychotherapie nach Adler	64
- Zu Adler	64
8 Jung, C. G.: Analytische oder Komplexe Psychologie . . .	65
- Strukturelle Aspekte:	65
- Psyche und Seele	65
- Bewußtsein und Unbewußtes	66
- Vier Grundfunktionen:	
Denken, Fühlen, Empfinden, Intuieren	67
- Einstellungen: Introversion / Extraversion	68
- Acht Typen	69
- Persona	70
- Dynamische Aspekte: Libidofluß und drei Energieprinzipien	70

- Drei Energieprinzipien	71
- Konstanzprinzip	71
- Äquivalenzprinzip	71
- Entropie-/Ektropieprinzip	71
- Konstellation und Komplex	72
- Progression und Regression	73
- Genetische Aspekte: Individuation und Archetypen	74
- Archetypus	75
- Auftreten von Archetypen - Reihenfolge	76
- Psychotherapie und Traumtheorie:	83
- Traumstruktur	85
- Traumarten	85
- Traumdeutung	85
- Zu Jung	89
9 Erikson E.H.: Identitätssuche	90
- Phasenlehre	90
- Zu Erikson	94
10 Murray, H. A.: Personologie	96
- Methodische Grundlage: Längsschnittliche Verhaltensanalyse	96
- Begriffe einer Analyse der Persönlichkeit:	
Episode, Serie, Anordnung, Bedürfnis, Druck	97
- Instrument einer Analyse der Persönlichkeit:	
Der „Thematische Apperzeptionstest (TAT)“	99
- Persönlichkeit als Prozeß und als Struktur	103
- Entwicklung der Persönlichkeit	103
- Zu Murray	104
11 Reflexionen 2: Was ist Persönlichkeitspsychologie?	107
(II) Konstitutionstypologische Persönlichkeitspsychologie	111
Vier Temperamente	112
Physiognomik	112
Phrenologie	113
12 Kretschmer, E.: Konstitutionstypologie	115
- Formen seelischer Erkrankung und Typen des Körperbaus	115
- Erweiterung des Ansatzes auf Grenzfälle	118
- Erweiterung des Ansatzes auf Normale	119
- Unterschiedliches Verhalten im Experiment	120
- Zu Kretschmer	121
13 Sheldon, W.H.: Konstitutionspsychologie	122
- Neue Titel für den Körperbau:	
endomorph, mesomorph, ektomorph	122

- Neue Titel für das Temperament: visceroton, somatoton, zerebroton	124
- Zusammenhang zwischen Körperbau und Temperament	126
- Zu Sheldon	127
14 Reflexionen 3: Was ist Persönlichkeitspsychologie?	128
 (III) Philosophisch-phänomenologische Ansätze	131
Charakteristik des Ansatzes:	132
- Phänomenologisch	132
- Philosophisch	133
- Nomothetisch/Idiographisch	134
Vertreter	135
 15 Stern, W.: Personalismus	137
- Vier Paradigmen der Messung individueller Differenzen	137
- Person	139
- Person in Welt / Psyche und Physis	141
- Person: bezogen auf Zwecksysteme	142
- Introzeption: Integration von Selbst- und Fremdzwecken	143
- Person: Tätig durch Richtungs- und Rüstungsdispositionen	144
- Person und Welt im Verhältnis der Konvergenz	145
- Das Erleben der Persönlichkeit / Person und Bewußtsein	147
- Zu Stern	149
 16 Spranger, E.: Sechs Lebensformen	150
- Methodischer Ansatz: Phänomene identifizieren und deuten	150
- Individuelle und gesellschaftliche Geistesakte: Grundlage von sechs Lebensformen	151
- Theoretischer Mensch: Exemplarische Darstellung einer Lebensform	152
- Die anderen Lebensformen: Kurzbeschreibung	154
- Mischtypen: Techniker, Rechtsnatur, Erzieher	155
- Lebensformen und ethische Implikationen	156
- Zu Spranger	156
 17 Allport, G. W.: Personalismus	158
- Ansatz der Persönlichkeitstheorie	159
- Definition von Persönlichkeit	160
- Definition von Charakter	161
- Drei Vorgaben - Rohmaterialien der Persönlichkeit:	161
- Temperament	161
- Körperbau	162
- Intelligenz	162
- Innere Organisation der Persönlichkeit:	163
- Allgemeine Eigenschaften	163

- Persönliche Dispositionen	163
- Proprium oder propriate Funktionen	165
- Gewissen	167
- Motivationale Aspekte der Persönlichkeit und funktionelle Autonomie	167
- Persönlichkeit im sozialen Kontext:	169
- Rollen	169
- Familie	169
- Situation	169
- Kultur	169
- Persönlichkeit als vielschichtige Einheit	170
- Zu Allport	170
 (IV) <i>Schichttheorien</i>	173
Charakteristik des Ansatzes: Schichtenmodelle in Mythologie, Philosophie, Medizin, Psychologie	174
 18 Rothacker, E.: Zwei-Schichten-Modell	176
- Tiefenperson oder Es	176
- Personenschicht oder Ich-Funktion	178
- Ganzheit und Einheit der Persönlichkeit	179
 19 Lersch, Ph.: Drei-Schichten-Modell	181
- Vertikale Gliederung - ein Schichtenmodell	182
- Horizontale Verflochtenheit - ein Schalenmodell	184
- Einheit im personalen Selbst	185
- Zu Rothacker und Lersch	186
 20 Reflexionen 4: Was ist Persönlichkeitspsychologie?	188
 (V) <i>Humanistische Psychologie</i>	191
Menschenbild	192
Vier Thesen zur humanistischen Psychologie	193
Ursprünge der humanistischen Psychologie:	
- Psychologische Vorbilder	193
- Philosophische Vorbilder	196
Dritte Kraft	198
Therapie	198
Zur humanistischen Psychologie	201
 21 Bühler, Charlotte: Biographischer Ansatz	203
- Vier Lebensziele:	203
- Befriedigung	203
- Anpassung	203
- Schöpferische (Tendenz)	204

	- Innere Ordnung	204
	- Lebensphasen und Lebensbereiche	204
	- Aktivität	204
	- Suche nach Glück und Liebe	205
	- Entfaltung des eigenen Selbst	205
	- Entwicklungsziel: die integrierte Persönlichkeit	206
22	Maslow, A. A.: Bedürfnishierarchie	207
	- Grundsätzliche Annahmen:	207
	- Ganzheit des Individuums	207
	- Beziehung der Motive als hierarchische Ordnung	207
	- Gesundheit als Maßstab menschlicher Bedürfnisse	208
	- Grundbedürfnisse - Bedürfnishierarchie:	208
	- Defizitmotive:	208
	- Physiologische Bedürfnisse	209
	- Sicherheitsbedürfnisse	209
	- Bedürfnis nach Zugehörigkeit und Liebe	210
	- Bedürfnis nach Achtung / Wertschätzung	210
	- Wachstumsmotive	211
	- Voraussetzungen für eine Befriedigung von Grundbedürfnissen	211
	- Hierarchie - Kein starres System	212
	- Psychotherapie	212
	- Was heißt, selbstverwirklicht zu sein?	212
	- Zu Maslow	215
23	Rogers, C. R.: Selbstaktualisierung	217
	- Zwei Bewertungssysteme:	218
	- Eigene Gefühle	218
	- Übernommene Bewertungen	219
	- Verhaltensstörungen	219
	- Psychotherapie als Hilfe zur Selbstverwirklichung	220
	- Bedingungen einer Therapie: Selbstkongruenz, Empathie, unbedingte Wertschätzung, „Spiegeln“, Bezug zur Gegenwart	221
	- Erfolgskontrollen	221
	- Zu Rogers	222
24	Fromm, E: Menschsein als „Menschwerdung“	223
	- Auseinandersetzung mit Freud und Marx	223
	- Fromms eigene These	224
	- Existentielle Bedürfnisse:	225
	- das Bedürfnis nach Bezogenheit,	225
	- das Bedürfnis nach Transzendenz	225
	- das Bedürfnis nach Verwurzelung	226
	- das Bedürfnis nach Identität	226
	- das Bedürfnis nach einem Orientierungsrahmen	227

- Rolle des Orientierungsrahmens	227
- Religion als Orientierungsrahmen:	229
- Autoritäre Religion	229
- Humanistische Religion	229
- Wer ist der Gott der humanistischen Religion?	230
- Konsequenz	231
25 Frankl, V. E.: Sinn-Orientierung	232
- Ansatz:	
- Die Sinnfrage	232
- Gegensatz zu positivistischen Ansätzen	233
- Doppelte Ausrichtung des Menschen (auf Sachen oder Menschen)	233
- Selbst-Transzendenz und Selbstverwirklichung	234
- Drei Wertkategorien:	234
- Schöpferische Werte	234
- Erlebniswerte	235
- Einstellungswerte	235
- Frage nach Gott	235
- Psychotherapie und Logotherapie	236
- Noogene Neurose - eine Umschreibung	237
- Noogene Neurose - kontrastiert zu ähnlichen Phänomenen	238
- Techniken / Methoden der Logotherapie	239
- Zu Frankl	241
 (VI) Kognitive Stile, kognitive Kontrollen	243
26 Witkin, H. A.: Feldabhängigkeit - Feldunabhängigkeit	247
- Feldabhängigkeit, Feldunabhängigkeit - Messung:	247
- Stab-Rahmen-Test	247
- Raum-Kipp-Stuhl-Kipp-Test	248
- Test mit eingebetteten Figuren	248
- Gemeinsamkeit der Leistungen	249
- Ausweitung der Konzepte auf	250
- Intellektuelle Funktionen	250
- Körperschema	251
- Abwehrmechanismen	252
- Entwicklungsverlauf	254
- Zu Witkin	256
 27 Weitere Beispiele kognitiver Stile, kognitiver Kontrollen	257
- Gardner und Mitarbeiter: Einebnen und Verschärfer	257
- Kagan: Impulsivität und Reflexivität	258
- Byrne: Reizverdrängung - Reizzuwendung	259

(VII) Kognitive Persönlichkeitstheorien	263
Kognitive Theorie: Ursprünge	264
28 Lewin, K.: Feldtheorie des Verhaltens	266
- Wissenschaftstheoretischer Rahmen:	
Kausalität als Gesamtheit einwirkender Kräfte	266
- Grundelemente einer Verhaltensbeschreibung:	266
- Lebensraum	267
- Person und Psychologische Umwelt	267
- Richtung des Verhaltens	269
- Lokomotion im Lebensraum	269
- Experimente, die Lewins Entwurf stützen	
(„unerledigte Handlungen“)	271
- Spannung, Entspannung auf der Denkebene (Zeigamik)	271
- Spannung, Entspannung auf der Handlungsebene	
(Ovsiankina)	271
- Objektive oder Psychologische Umwelt	
als Verhaltensdeterminante (Marlow)	271
- Zu Lewin	272
29 Snogg, D., und Combs, A. W.: Individuelle Welten	274
- Ansatz: Verhaltensbeschreibung aus der subjektiven Sicht	
des Individuums	274
- Darstellung des Verhaltens mithilfe eines Feldkonzeptes	274
- Dreifache Gliederung des Feldes:	
Wahrnehmungsfeld, Phänomenales Selbst, Selbstbild	275
30 Kelly, G. A.: Theorie der Persönlichen Konstrukte	278
- Grundsatz: Basispostulat	279
- Zusätze: Korollarien	280
- Erfassung der Konstrukte mittels	
des „Rollen-Konstruktions-Tests (Rep-Tests)“	283
- Therapie - Korrektur unangemessener Konstrukte	286
- Therapie mit vorgegebenen Rollen	287
- Zu Kelly	289
31 Thomae, H.: Eine themenzentrierte Persönlichkeitstheorie	291
- Kognitiver Ansatz	291
- Zugang zur (themen-orientierten) Welt des Individuums	291
- Psychologische Biographik:	
Synthese idiographischer und nomothetischer Orientierung	292
- Rolle der Exploration	293
- Rolle anderer Verfahren	294
- Verbindung idiographischer und nomothetischer Verfahren	295
- Drei Zugänge zum Verhalten:	
Kurze, mittlere, längere Zeiteinheit	296
- Individuelle Welten - kognitiv repräsentiert	296

- Kategorien einer Verhaltensbeschreibung	297
- Einheit in der Verhaltensvielfalt: Der subjektive Lebensraum und das Selbst	298
- Zentrale Themen und Techniken: Daseinsthema und Daseintechnik / Reaktionsform	300
- Die Welt des Individuums: Resultante thematischer Strukturierungen	303
- Beispiele für Studien	304
- Studien aus dem Schülerkreis	305
- Anwendung der Theorie in der diagnostischen Praxis	306
- Zu Thomae	307
32 Reflexionen 5: Was ist Persönlichkeitspsychologie?	309
 (VIII) Faktorenanalytische Persönlichkeitstheorien	313
Hinweise zur Faktorenanalyse	314
Zu den Grenzen der Faktorenanalyse	320
 33 Guilford, J. P.: Ein Traitmodell der Persönlichkeit	321
- Persönlichkeit und Wesenszug	321
- Zur Struktur von Wesenszügen: Drei Modelle der Persönlichkeitsbeschreibung	323
- Deskriptives Modell	324
- Faktorenanalytisches Modell	325
- Hierarchisches Modell	328
- Dimensionen der Persönlichkeit:	330
- Somatische Dimensionen	331
- Eignung und Fähigkeit:	331
- Wahrnehmung	332
- Psychomotorik	332
- Intelligenz: Ein Strukturmodell	332
- Temperamentsfaktoren	336
- Dimensionen der Motivation:	338
- Bedürfnisse	338
- Interessen	338
- Einstellungen	339
- Zu Guilford	339
 34 Cattell, R. B.: Ein Eigenschaftskonzept der Persönlichkeit	341
- Umschreibung von Persönlichkeit und Situation:	342
- Stabile Merkmale: Wesenszüge (traits)	342
- Situativ variierende Merkmale (states)	345
- Verhaltensvorhersage durch eine Spezifikationsgleichung	345
- Datenquellen von Merkmalen:	347
- „Lebensdaten“: L-Daten	347

- „Questionnaire-Daten“: Q-Daten	348
- „Testdaten“: T-Daten	348
- Einführung von Universalindizes (UI)	349
- Erfassung der Persönlichkeitsmerkmale (traits):	350
- Erfassung von Fähigkeiten	351
- Erfassung des Temperaments:	358
- Entwicklung des „Sixteen Personality Factor Questionnaire“ (16 PF)	359
- Ziel und Anspruch des 16 PF	363
- Erfassung der Motivation:	367
- Primärtrieb, Gefühle/Gesinnungen, Einstellung	367
- Erfassung der Person-Dynamik mit Hilfe eines Tests: „Motivation Analysis Test (MAT)”	369
- Erfassung der Situationsmerkmale (states):	375
- Erfassung der situativen Merkmale mithilfe eines Tests: „Eight State Questionnaire (8 SQ)”	377
- Zu Cattell	377
35 Eysenck, H. J.: Eine biopsychologische Persönlichkeitstheorie	378
- Beschreibung und Erfassung von Persönlichkeit:	378
- Rolle der Faktorenanalyse	380
- Hypothetisch-deduktive Methode	381
- Hierarchisches Modell der Persönlichkeit	381
- Vorentwurf einer Persönlichkeitstheorie: (Integration verschiedener Ansätze):	383
- Jung: Extraversion und Neurotizismus	383
- Kretschmer: Psychotizismus / Fließender Übergang zwischen gesund und krank	386
- Pawlow, Hull: Hemmung und Erregung	388
- Drei Grunddimensionen auf Typusebene	388
- Extraversion versus Introversion	390
- Neurotizismus	391
- Psychotizismus	392
- Gemeinsame Ableitung von Extra-/Introversion und Neurotizismus	395
- Ableitung von Psychotizismus	395
- Intelligenz als vierte Grunddimension	396
- Fragebögen als Meßmittel der Persönlichkeit:	398
- Maudsley Medical Questionnaire (MMQ)	399
- Maudsley Personality Inventory (MPI)	399
- Eysenck Personality Inventory (EPI)	400
- Eysenck Personality Questionnaire (EPQ)	401
- Zu Eysenck	403
36 Reflexionen 6: Was ist Persönlichkeitspsychologie?	405

(IX)	<i>Interaktionale Theorien:</i>	
	<i>Verbindung kognitiver und lerntheoretischer Ansätze</i>	411
	Hinweise zu drei Stichworten:	
	- Kognition	412
	- Lernen	412
	- Interaktion	415
	Lerntheoretische Persönlichkeitstheorien:	417
	- Skinner, B.F.	417
	- Dollard, J., und Miller, E.	417
37	Rotter, J. B.: Theorie des Sozialen Lernens	418
	- Vorannahmen der Theorie:	418
	- Untersuchungseinheit - Person und ihre bedeutsame Umgebung	418
	- Einheit - Person als Prozeßgestalt	418
	- Motivation - Verhalten als zielorientierter Verlauf . . .	419
	- Grundkonstrukte der Theorie:	
	Erfassung einzelner Verhaltenssequenzen	420
	- Verhaltenspotential	420
	- Erwartung	420
	- Verstärkungswert	421
	- Psychologische Situation	422
	- Erweiterung der Grundkonstrukte:	
	Erfassung komplexer Verhaltensabläufe	424
	- Bedürfnispotential	424
	- Bewegungsfreiheit	424
	- Bedürfniswert	424
	- Das Konstruktsystem ‚generalisierter Erwartungen‘:	426
	- Problemlösen	426
	- ‚Ort‘ der Verhaltenskontrolle	427
	- Zwischenmenschliches Vertrauen	428
	- Anwendung der Persönlichkeitstheorie in einer Verhaltenstherapie	429
	- Zu Rotter	431
38	Bandura, A.: Theorie des sozialen Lernens / Sozial-kognitive Lerntheorie	432
	- Kritik am lerntheoretischen Ansatz	432
	- Ansatz: Das Beobachtungslernen	432
	- Vier Teilprozesse des Beobachtungslernen:	434
	- Aufmerksamkeit	435
	- Einprägen und Behalten	436
	- Motorische Reproduktion	438
	- Motivationale Prozesse	439
	- Das Konzept der Selbstregulation	440
	- Zu Bandura	444

39	Mischel, W.: Kognitiv-soziale Lerntheorie	445
-	Konsistenz und Variabilität des Verhaltens	445
-	Interaktionale Faktoren: Person, Situation, Interaktion . . .	447
-	Fünf Personenvariablen - oder acht?	447
-	Kompetenzen	448
-	Kodierstrategien und persönliche Konstrukte	448
-	Erwartungen	449
-	Subjektive Reizbewertung	450
-	Selbstregulatorische Systeme und Pläne:	450
-	Auffächerung der selbstregulatorischen Systeme in „Zielsetzungen, Selbstbestärkung, Bewertung der Selbstwirksamkeit“	451
-	Zwei Situationsklassen:	452
-	Starke Situationen	452
-	Schwache Situationen	453
-	Interaktion	454
-	Untersuchungen zu den interaktionalen Variablen:	455
-	Experimente zu den Personenvariablen	455
-	Untersuchungen zum Situationseinfluß:	458
-	Zu Mischel	462
40	Peterson, D. R.: Persönlichkeit - Ergebnis der Person-Person-Interaktionen	464
-	Bedeutung von Interaktionssequenzen zum Verständnis von Persönlichkeit	465
-	Interaktionen - Probleme ihrer Erfassung	466
-	Methodenfragen	468
-	Probleme der Analyse von Verhaltenssequenzen	469
-	Zu Peterson	470
41	Reflexionen 7: Was ist Persönlichkeitspsychologie? . .	471

Teil C

Zu einigen Methoden und einigen Leitideen der Persönlichkeitspsychologie

42	Zu einigen Methoden der Persönlichkeitspsychologie . . .	477
-	Verhaltensbeobachtung	477
-	Experiment	478
-	Auswertung vorgegebener Datenquellen	479
-	Interview, Gespräch, Exploration	482
-	Projektive Verfahren	484
-	Leistungs- und Persönlichkeitstests	485

43	Zu einigen Leitideen der Persönlichkeitspsychologie . .	489
	- Subjektivität, Reflexivität, Ichbewußtsein	489
	- Zeitliche Extension / Zeitlichkeit	493
	- Stabilität und Variabilität des Verhaltens	495
	- Person und Situation	499
	- Anlage und Umwelt	501
	- Person und Mitwelt	503
	- Persönlichkeit als Prozeß und als Struktur	505
	- Persönlichkeit und Einzigartigkeit	505
44	Zusammenfassung und Reflexion zu Teil C	508
	Literatur	511
	Personenregister	537
	Sachregister	545

Teil A

Vorläufige Umschreibung des Gegenstandsbereiches der Persönlichkeitspsychologie

Eine erste Umschreibung des Gegenstandsbereiches, dem wir uns zuwenden, soll lauten: Persönlichkeitsforschung repräsentiert jenen Zweig der empirischen Wissenschaft Psychologie, der das Individuum und seine einzigartigen Verhaltensweisen zu erfassen sucht.

Eine solche Abgrenzung übernehmen wir von Autoren, die Persönlichkeitsforschung betrieben oder dargestellt haben, zum Beispiel von Allport (1937), Amelang (1995), Amelang und Bartussek (1990), Angleitner (1980), Herrmann (1990), Lersch und Thomae (1964), Mischel (1993), Pawlik (1996), Sader und Weber (1996), Schneewind (1982, 1984), Stern (1923), Thomae (1968, 1988, 1996 b), Wiggins (1973).

Die Leitbegriffe des ersten Satzes - Persönlichkeit, Individuum, Einzigartigkeit - liegen im Schnittpunkt vieler Wissenschaften: Jede umschreibt die drei Begriffe auf andere Weise. Aufgabe des Teiles A soll es sein, ihren Bedeutungshof innerhalb der Psychologie einzugrenzen.

Wir bilden drei Kapitel und

- skizzieren zuerst die Bedeutung der Begriffe Individuum, Einzigartigkeit und Persönlichkeit (Kap. 1),
- veranschaulichen sodann die Spannweite der Begriffe an sechs Definitionsbeispielen (Kap. 2),
- wir erläutern schließlich die etymologischen und sachlichen Bedeutungsvarianten des Begriffes ‚Persönlichkeit‘ und einiger verwandter Begriffe (Kap. 3).

1 Individuum, Einzigartigkeit, Persönlichkeit

Die Begriffe Individuum, Einzigartigkeit, Persönlichkeit umschreiben - vage noch - den Gegenstandsbereich, dem wir uns zuwenden. Das erste Kapitel zeichnet die Umrisse der Begriffe im groben, versucht aber nicht, ihnen eine Klarheit zuzusprechen, die ihnen sogar am Ende des Buches nicht zukommen wird.

Individuum bezeichnet für Psychologen die Persönlichkeit unter dem Aspekt des Einzelwesens, mit der Konnotation¹ einer gewissen Autonomie, eines gewissen Maßes an Selbstverfügung. - Für Philosophen bezeichnet Individuum den Menschen als Einzelwesen, sofern er sich (mit seinem Ich) abhebt von der ‚Gesellschaft‘ (von den ‚Vielen‘). - Für Biologen bezeichnet Individuum das einzelne Lebewesen; in Einzelfällen kann es vorkommen, daß nicht eindeutig zu entscheiden ist, wo eine biologische Einheit beginnt und wo sie endet, so etwa auf niederen Lebensstufen. - Doch ist festzuhalten: Einer Sache, einem leblosen Stoff, etwa einem Stein, kommt jene Einzelhaftigkeit nicht zu, die der Titel Individuum anzeigt. Warum?

über das Moment der Einzelheitlichkeit schließt das Konzept eine weitere Bestimmung ein: ‚Individuum‘ besagt, daß es sich um eine *solche* Einheit handelt, bei der sich Teile als Bestimmungen eines Ganzen zusammenfügen, daß *es* sich also *nicht* um ein Aggregat beziehungsloser ‚Elemente‘ handelt, um eine Reihe von Dingen, die beziehungslos nebeneinander stehen. Vielmehr weist ‚Individuum‘ oder ‚Individualität‘ implizit auf eine Ganzheit hin, die den Teilen ‚vorgegeben‘ ist.

Einzigartigkeit bezeichnet die Persönlichkeit als ein Einzelwesen, das sich als solches nicht vervielfaltigen läßt. Einzigartig ist ein Verhaltensmuster, sofern Merkmale nur bei *einem* Individuum auftreten.

Diesen Sachverhalt kann der Psychologe auf zwei entgegengesetzte Weisen zu beschreiben versuchen.

Die *erste Art der Beschreibung* stellt ein Individuum dar unter dem Aspekt seiner Vergleichbarkeit mit anderen Individuen. Ein Individuum wird beschrieben mit Merkmalen, die auf viele Individuen zutreffen, das heißt mit *generellen* Merkmalen: Beispiele sind Intelligenz, Konzentration, Leistungsmotivation. Jedes Merkmal wird dem Individuum in einem bestimmten Ausprägungsgrad zugesprochen (etwa Intelligenz in der Höhe eines Intelligenzquotienten von 117). Wird die Position eines Individuums auf vielen generellen Merkmalen angegeben, so läßt sich ein *Merkmalsprofil* erstellen, ein Fächer von Merkmalen und ihren Ausprägungen. Ein *Beispiel* für diese Art der Beschreibung ist ein Schulzeugnis: Alle Schüler werden nach denselben Merk-

¹ **Konnotat, Konnotation:** konventionelle Nebenbedeutungen eines Wortes oder Begriffes.

malen beurteilt, nach den Fächern; die Individualität eines Schülers manifestiert sich in seinem speziellen Notenprofil.

Nun gilt:

- So weit für verschiedene Individuen die Merkmalsprofile *gleich* ausfallen, so weit stellen sie (das Gegenteil von Einzigartigkeit, nämlich) Gleichheit dar: Allen Individuen, die das gleiche Merkmalsprofil aufweisen, wird die ‚gleiche Individualität‘ zugesprochen.
- So weit für verschiedene Individuen die Merkmalsprofile *verschieden* ausfallen, so weit wird ihre Einzigartigkeit spezieller ‚abgebildet‘.

Mehr kann, mehr soll dieser Beschreibungsmodus nicht leisten.

Die zweite Art der Beschreibung stellt ein Individuum dar unter dem Aspekt seiner Unvergleichbarkeit, unter dem Aspekt also, unter dem es sich von anderen Individuen unterscheidet. Diesen Dienst leisten ‚spezielle‘ Merkmale. Spezieller Natur in dem gemeinten Sinne sind Merkmale dann, wenn sie nur auf wenige Individuen - nein, wenn sie nur auf *ein* Individuum zutreffen. Gibt es Beispiele solcher Merkmale? Ja, wiederum: „Intelligenz, Konzentration, Leistungsmotivation“ - aber in diesem Falle so verstanden, daß sie nur einem einzigen Individuum zukommen.

Die Beispiele verdeutlichen jedoch: Auch die zweite Art der Beschreibung ist angewiesen auf ‚allgemeine‘ Merkmale; aber sie versucht, die Allgemeinheit so einzugrenzen, daß ein Merkmal - im Idealfall - nur auf *ein* Individuum paßt.

Wie kann das geschehen? - Konkrete biographische Angaben, die zu allgemeinen Merkmalen hinzutreten, sollen die ‚Generalität‘ im Einzelfalle ‚beschränken‘, ‚eingrenzen‘, ‚einengen‘. Solange die Merkmale jedoch ‚*allgemeine* Begriffe‘ bleiben, können sie den Einzelfall nicht erschöpfend beschreiben. Es handelt sich also um einen Versuch, asymptotisch der ‚Einzigartigkeit‘ näherzukommen. - Ein *Beispiel* ist die Charakterisierung einer Person durch ein Gutachten.

Es haben sich zwei Stichwörter eingebürgert, um die beiden Beschreibungsarten zu unterscheiden:

- Die erste Beschreibungsart verwendet allgemeine Merkmale; sie heißt **nomothetisch**. Das Adjektiv nomothetisch‘ besteht aus zwei Teilen, beide dem Griechischen entlehnt: ‚nomos‘ heißt ‚Zuteilung, Brauch, Gesetz‘; ‚thetisch‘ leitet sich ab von dem Verb ‚tithemi‘, das bedeutet ‚ich stelle, setze, lege‘ (Kaegi, 1904, 609, 889). Nomothetisch heißt darum ein Beschreibungsmodus, der, um Menschen zu kennzeichnen, allgemeine Gesetzmäßigkeiten verwendet - in unserem Beispiel ‚allgemeine Merkmale‘.
- Die zweite Beschreibungsart zielt auf spezielle, eng umschriebene Merkmale, sie heißt **idiographisch**. Auch dieses Adjektiv setzt sich aus zwei Teilen zusammen, die dem Griechischen entnommen sind: ‚idios‘ heißt ‚eigenartig, dem einzelnen zugehörig, eigentümlich‘; ‚graphisch‘ leitet sich

ab von dem Verb ‚*grápho*‘, das bedeutet ‚ich kerbe, ritze, zeichne, schreibe‘ (Kaegi, 1904, 417, 166). Idiographisch heißt darum ein Beschreibungsmodus, der den Einzelfall zu erfassen sucht, indem er die dem einzelnen anhaftenden Eigentümlichkeiten benennt.

Unsere Hinweise verdeutlichen, daß zwischen idiographischer und nomothetischer Beschreibung² kein Gegensatz angenommen, daß ihnen jedoch eine unterschiedliche Nähe zum individuellen Bios zuerkannt wird. - Die Persönlichkeitsforschung insgesamt erscheint weder einseitig idiographisch noch einseitig nomothetisch orientiert. Dagegen stehen einzelne Forscher einem von beiden Polen jeweils näher.

Da **Persönlichkeit** von den Konzepten ‚Individuum‘ und ‚Einzigartigkeit‘ her bestimmt wurde - in dem Einleitungssatz zu Teil A - muß *nun* ‚eigentlich‘ geklärt sein, was der Begriff besagt: Persönlichkeit läßt sich auffassen als der Inbegriff der einzigartigen Verhaltensweisen eines Menschen, die sich in unterschiedlichem Grade als ‚individuell‘ beschreiben lassen; eingeschlossen ist die Vorstellung, daß alle leib-seelischen Vorgänge, alle bewußten oder unbewußten Tätigkeiten, alle Prozesse oder Zustände dieses Menschen sich zu einer Einheit integrieren, daß sie sich auf ein Ich beziehen und - dies sei hinzugefügt - daß sie eine relativ konstante, aber eine dynamische Ganzheit bilden.

Zu den Konnotationen, vielleicht sogar zur Denotation³ von Individuum, Einzigartigkeit und Persönlichkeit gehört die Idee der **Selbstorganisation** - diese Idee umschreibt ein gewisses Maß an Spontaneität. Diese Eigenart sei zuerst negativ, dann positiv erläutert:

- *Negativ* besagt die Spontaneität, daß die Persönlichkeit zwar in Abhängigkeit zu ihrer Umwelt steht, daß sie aber von der Umwelt nicht vollständig festgelegt wird, daß sie auf Umwelt *nicht nur reagiert*.
- *Positiv* besagt die Spontaneität, daß Persönlichkeit von ihrer Umwelt zwar angeregt wird, daß sie ihr Handeln jedoch auch mitbestimmt, daß Persönlichkeit demnach ein *Zentrum bewußten und reflexiven Handelns* einschließt.

Empirisch-psychologisch kann ‚Persönlichkeit‘ erforscht und dargestellt werden aufgrund sehr verschiedener Methoden - Methoden, die sich ergänzen, einander jedoch auch ausschließen können. Darum bestimmt die Methodenwahl eine Entscheidung darüber mit, wie Persönlichkeit ‚definiert‘ und theoretisch ‚interpretiert‘ wird. *Schon wegen der Vielfalt der Methodenwahlen gibt es in der Psychologie keine allgemein angenommene Definition der Persönlichkeit.*

Ebenso vieldeutig wie die drei Begriffe ‚Individuum, Eigenart, Persönlichkeit‘ sind auch die Rahmenbegriffe, denen sie zugeordnet sind: ‚empirische Wissenschaft‘ und ‚Psychologie‘. Ihr Bedeutungshof sei knapp umschrieben.

² **Nomothetisch, idiographisch:** Zur begriffsgeschichtlichen Herleitung siehe Seite 134!

³ **Denotat, Denotation:** konventionelle Hauptbedeutung eines Wortes oder Begriffes.

Empirische Wissenschaft

Wissenschaft beginnt „dort, wo das zuvor Selbstverständliche zum rationalen Problem, zum Gegenstand des systematischen Nachdenkens wird“ (Herrmann, 1972, 1), dort also, wo ein Mensch nicht nur tätig ist, sondern sein Tun zum Gegenstand des Denkens macht. Gemeint ist jener Vorgang, in dem ein Mensch als Subjekt sein Tun, darin auch sich selbst, zum Objekt macht - es geht um *Reflexion*, die als kritische Tätigkeit das reflektierende Subjekt mit einbezieht.

Zur Wissenschaft gehört *System* - Zusammenschau und Zusammenstellung. Nicht nur gelegentlich oder zufällig werden Erfahrungen gemacht und geordnet, sondern ‚systematisch‘ oder ‚regelhaft‘ werden Erfahrungen fixiert, geordnet, mit anderen ‚Erfahrungen‘ verglichen. Solche Tätigkeit umfaßt

- *Klassifizieren*, also die Aufgabe, gleiche Gegenstände gleichen Aussageklassen zuzuordnen;
- Beschreibung *korrelativer* Zusammenhänge, also die Aufgabe, Aussagen zu formulieren von der Art: „Immer dann, wenn“;
- Beschreibung *kausaler* Zusammenhänge, also die Aufgabe, Sätze zu bilden von der Art: „Weil, darum“;
- Beschreibung finaler Zusammenhänge, also die Aufgabe, Feststellungen zu treffen, die besagen: „Damit, deswegen“.

Als Wissenschaft gilt nicht jede Art von Wissen, das reflektiert und systematisch vorgelegt wird. Als Wissenschaft gilt nur, was von Wissenschaftlern anerkannt wird - Wissenschaft beruht auf *intersubjektivem Konsens*. „Es scheint mir, daß . . . die gemeinsamen Züge der wissenschaftlichen Methode sich . . . anknüpfen lassen an . . . die Forderung der Kontrollierbarkeit, . . . die Kontrolle durch . . . Leute, die Urteil haben“ (Weizsäcker, 1981, 300).

Was als wissenschaftliche Aussage gelten soll, geht eine **Öffentlichkeit** an. Wer wissenschaftliche Sätze aufstellen will, muß sie der ‚Kritik durch andere‘ aussetzen. Diese Forderung beruht auf der Annahme, das kollegiale Urteil garantiere die Wahrheitsfindung verlässlicher als der individuelle Erkenntnisakt. Einen Sachverhalt dem kritischen Urteil ‚der anderen‘ anzubieten heißt, ihn dem Risiko des Scheiterns auszusetzen. Methodisch ergibt sich daraus die Forderung, Gegenstände der Wissenschaft kritisierbar zu formulieren (Popper, 1966, 47-59).

Persönlichkeitspsychologie versteht sich als *empirische Wissenschaft*. Die Daten, von denen sie ausgeht, sind demnach Sinnesdaten: dem Auge, dem Ohr, dem Tastsinn usw. zugänglich, oft erst dank der Vermittlung von Apparaten. Wenn diese Daten auf verschiedenen Abstraktionsebenen reflektiert und systematisiert worden sind, der Kritik von ‚Personen mit Urteil‘ standgehalten haben, dann müssen sich die Konsequenzen wieder in Sinnesdaten nachweisen lassen.

Erhebung und Systematisierung von Sinnesdaten folgt Gesetzen und Regeln, die ihrerseits nicht empirisch zu rechtfertigen sind. So müssen Aussagen widerspruchsfrei sein, sie müssen in einem Begründungszusammenhang stehen. Die Regeln, die dieser Forderung zugrundeliegen, lassen sich empirisch nicht mehr „begründen“. Denn jede Aussage über empirische Sachverhalte stützt sich schon auf solche Regeln und Gesetze, setzt ihre Gültigkeit also voraus.

Manche Sätze, die zuerst nur einem Kreis von Wissenschaftlern bekannt waren, sind Teil des Allgemeinwissens geworden, meist ohne ihren streng wissenschaftlichen Charakter zu bewahren, etwa Sätze der Medizin über Infektion. Als Teil des öffentlich Gewußten verändern solche Sätze das ‚Leben‘. Auffällige **Auswirkungen auf das Leben** hat die Verbindung von Wissenschaft und Technik gebracht: Industrialisierung mit ihrer Auswirkung auf Baustil, soziale Struktur, individuelles und öffentliches Bewußtsein. -*Beispiele* für die Ambivalenz solcher Auswirkungen sind in unseren Tagen Kernenergie und Atomindustrie.

Psychologie

Psychologie wird umschrieben als empirische Wissenschaft vom Verhalten. Verhalten wird dabei als eine erste Gegebenheit verstanden, ist darum nicht im strengen Sinne definierbar. Wer bestimmen will, was Verhalten besagt, verweist auf bestimmte Sachverhalte - etwa Sehen, Hören, Wahrnehmen, Problemlösen - und nennt sie Beispiele für Verhalten.

Charakterisiert wird ‚Verhalten‘ durch seine **Öffentlichkeit**. Verhalten ist nur, was der Beobachtung zugänglich ist, der intersubjektiven Kontrolle unterworfen. Die Frage, was Verhalten sei, wird damit verschoben zu der Frage hin, was ‚beobachtbar‘, was ‚intersubjektiv kontrollierbar‘ sei. Psychologie läßt sich dann umschreiben als Wissenschaft von solchen Sachverhalten, die beobachtbar sind, das heißt von Sachverhalten, über die intersubjektives Verständnis herstellbar ist.

Was sind solche Sachverhalte? Auch solche, die nur einem einzelnen zugänglich sind: also seine Erlebnisse? Oder nur solche Gegebenheiten, die von mehreren Beobachtern simultan zu erfassen sind?

Wir rechnen zum Verhalten beides:

- was *mehreren Beobachtern gleichzeitig zugänglich* ist, gleichsam die Außenseite des Verhaltens, aber auch,
- was *jeweils nur dem einzelnen gegeben* ist, also die Erlebnisanteile des Verhaltens, nur erfaßbar durch Introspektion, anderen Beobachtern aber mitteilbar durch Äußerungen über Erlebtes.

Psychologie umschreiben wir folglich als Wissenschaft vom Verhalten und Erleben - eine Umschreibung, die das herkömmliche (kontinental-europäische) Konzept wiedergeben dürfte.

Jedoch - die **Vielfalt, Gegensätzlichkeit, auch Widersprüchlichkeit** dessen, was als Psychologie gilt, wird aus dieser Umschreibung nicht erkennbar. So wenig wie das, was wir Wissenschaft nennen, ist die Psychologie ein einheitliches System. Darum legen sich einige Abgrenzungen und Ergänzungen nahe.

Psychologie ist die Wissenschaft von jenen Verhaltensaspekten, die innerhalb geschichtlicher und gesellschaftlicher Entwicklungen als relevant und methodisch erfaßbar erscheinen. Es handelt sich um Verhaltensausschnitte, die in einer gegebenen Epoche als kontrollierbar gelten. Es geht um Verhaltensaspekte, die im Laufe einer bestimmten Entwicklung, aus den verschiedensten Gründen, abgegrenzt wurden - etwa Leistungsverhalten in einer Leistungsgesellschaft.

Die Psychologie ist weder die einzig mögliche noch die beste Verhaltenswissenschaft - Soziologie und Politologie sind ebenso ‚richtige‘ Verhaltenswissenschaften, von ihnen hebt sich die Psychologie nach Schwerpunkten ab, ist jedoch kaum von ihnen eindeutig abgrenzbar.

Ein großer Teil der verwickelten Fragen und Antwortversuche, die der Titel Psychologie abdeckt, ist in die folgende „Definition“ eingegangen: Psychologie ist „eine Bezeichnung für eine Mannigfaltigkeit von wissenschaftlichen Versuchen, menschliches Verhalten und Erleben adäquat zu erfassen, wobei der Begriff der ‚adäquaten Erfassung‘ durch . . . Kriterien umschrieben wird: Beschreibung bzw. Messung der Variation von Verhalten und Erleben, Analyse der Bedingungen dieser Variation, Vorhersage des Verhaltens aufgrund von Gesetzmäßigkeiten“ (Thomae & Feger, 1970, 2).

2 Einheit oder Unvereinbarkeit?

Spannweite der Definitionen von Persönlichkeit

Um die Spannweite der Definitionen von Persönlichkeit zu demonstrieren, suchen wir sechs Vorschläge aus, die sich in drei Paaren als Kontraste gegenüberstellen lassen.

Alle Definitionen werden in diesem Kapitel aus ihrem Umfeld herausgelöst. Die Isolierung dient dem Ziel einer Demonstration. Eingebettet in ihren Kontext, erscheinen die ‚Definitionen in den entsprechenden Kapiteln des Buches und werden dort behandelt.

Erster Kontrast:

Zwei Definitionen von Eysenck⁴

Erste, ältere Definition: „Im gegenwärtigen Zusammenhang definieren wir Persönlichkeit ganz allgemein als die integrierte Totalität von Charakter, Temperament, Intellekt und Körperbau. In dieser Definition wird unter *Charakter* die mehr oder weniger dauerhafte und gesetzmäßige Art des Strebens (conation) einer Person verstanden, *Temperament* als seine mehr oder weniger dauerhafte und gesetzmäßige Weise affektiv zu agieren (affection), *Intelligenz* als seine mehr oder weniger dauerhafte und gesetzmäßige Ausstattung cognitiver Funktionen, und *Körperbau* als seine mehr oder weniger dauerhafte und gesetzmäßige Konstellation physikalischer und neurohormonaler Bedingungen“ (Eysenck, 1953, 291).

Diese Definition geht aus von Inhalten (Charakter Temperament, Intelligenz, Körperbau). - Die Inhalte ergeben eine integrative Totalität, in diesem Sinne eine Art Ganzheit und Struktur - Nicht erwähnt wird das Moment der Einzigartigkeit.

Zweite, jüngere Definition: „Unsere Persönlichkeitstheorie behauptet, daß sich Persönlichkeit am besten als eine große Menge von Eigenschaften (Sozialität, Impulsivität, Aktivität, Launenhaftigkeit usw.) beschreiben läßt, und daß diese Eigenschaften in gewissen Bündeln (clusters) miteinander zusammenhängen; diese Bündel sind die empirische Basis für Konzepte höherer Ordnung, die man als ‚Typen‘ oder, wie ich es vorziehen würde, als Dimensionen der Persönlichkeit bezeichnen kann“ (Eysenck, 1976d, 21).

Die zweite, jüngere Definition gibt eher einen formalen Rahmen, ohne ihn mit Inhalten zu füllen, es geht um Bündel von Eigenschaften. - Diese Bündel sind Ergebnisse von Korrelationen, gegebenfalls von Faktorenanalysen. Insofern repräsentieren sie ein System von Faktoren. - Die Bündel lassen sich, ebenfalls mittels Korrelation und Faktorenanalyse, in eine

⁴ Eysenck: siehe Seite 378!

hierarchische Ordnung bringen. - So weit von Struktur die Rede ist, gilt sie als Ergebnis psychometrischer Verfahren.

Resümee: Ältere und jüngere Definition unterscheiden sich wenigstens unter zwei Aspekten:

- Erstens, die ältere Definition nennt *inhaltliche* Komponenten (Charakter, Temperament, Intelligenz, Körperbau). In der zweiten Definition entfällt eine solche Nennung: Die zweite Definition läßt ‚beliebige‘ Inhalte als Merkmalsbündel zu.
- Zweitens, die erste Definition spricht von einer *Integration* der Komponenten. Die zweite Definition erwähnt eine Art von Struktur (cluster), die sich ergibt aus der Anwendung psychometrischer Verfahren.

Von der ersten zur zweiten Definition gewinnt das nomothetische Moment an Gewichtigkeit, selbst wenn die erste Definition es schon impliziert. (Auch in der ersten Definition soll die Persönlichkeit erfaßt werden mittels nomothetischer Verfahren: des Persönlichkeitstests, des Fragebogens).

Zweiter Kontrast:

Definitionen von Stern und von Guilford⁵

Sterns Definition: „Unter ‚Person‘ wird ein solches Existierendes verstanden, das trotz der Mannigfaltigkeit der Teile eine reale eigenartige und eigenwertige Einheit bildet und als solche, trotz der Vielheit der Teilfunktionen, eine einheitliche zielstrebige Selbsttätigkeit vollbringt“ (1923, 4-5). Dieser Person kommen zu: *Substantialität* (unitas multiplex), *Kausalität* (immanentes Wirken) und *Individualität* (Abhebung von anderen Personen).

Stern bietet eine reiche anthropologische Interpretation (Existierendes, Substantialität, Kausalität, Individualität). - Die einzelnen Elemente der Einheit (genannt in den Adjektiven real, eigenartig, eigenwertig, einheitlich, zielstrebig) sind nur scheinbar exakt festgelegt; auch sie beruhen auf philosophischen Deutungen. - Offensichtlich liegt der Definition die Vorstellung einer idiographischen⁶ Erfassung zugrunde. (Stern bezieht auch die nomothetische Generalisierung in die Personenbeschreibung ein.)

Guilfords Definition: „An individual's personality is his unique pattern of traits“ (1959, 5). Die Definition von Persönlichkeit verweist auf die Definition von traits. Es gilt: „A trait is any distinguishable, relatively enduring way in which one individual differs from others“ (1959, 6).

Guilford beruft sich auf empirisch eindeutig abgrenzbare Einheiten (traits), zu deren Bestimmung er Regeln vorgibt. -Die Verhaltenseinheiten (traits), die zur Definition der Persönlichkeit dienen, werden psychome-

⁵ **Stern:** siehe Seite 137! - Guilford: siehe Seite 323!

⁶ **Idiographisch** heißt ein Beschreibungsmodus, der den einzelnen Fall zu erfassen sucht, um die dem einzelnen anhaftenden Eigentümlichkeiten herauszuarbeiten.

trisch festgelegt, vor allem durch Faktorenanalysen⁷. - Es fehlt jegliche anthropologische Interpretation.

Resümee: Der Kontrast zwischen den Definitionen Sterns und Guilfords ist größer als der zwischen den beiden Definitionen Eysencks. Stern liefert reiche anthropologische Auslegungen. Guilford beschränkt sich auf eine knappe, aber klare Zuordnung, die sich ergibt aus psychometrischen, nomothetischen Prozeduren.

Dritter Kontrast:

Definitionen von Lewin und von Rotter⁸

Lewin und Rotter legen Definitionen vor, die einander auf den ersten Blick sehr ähneln, die sich aber dem zweiten Blick als sehr unterschiedliche Bestimmungen enthüllen.

Lewin setzt vier Konzepte in Beziehung: Person (P), Lebensraum (L), psychologische Umwelt (U) und Verhalten (V); dabei ist der ‚Lebensraum‘ bestimmt durch Person und psychologische Umwelt (1969, 69).

Die Definition lautet:

in Worten: Verhalten hängt ab vom ‚Lebensraum‘, der seinerseits abhängt von der Person und ihrer psychologischen Umwelt,

in Kürzeln: $V = f(L) = f(P, U)$.

Das Verhalten ist Resultante eines ‚Gesamtfeldes‘, also einer kaum überschaubaren Vielfalt von Einflüssen (etwa von Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, Entwicklungsverläufen, aktuellen Stimmungen usw.): Alle diese Sachverhalte sind Elemente des ‚Feldes‘, alle bestimmen das Verhalten mit. - Lewin gliedert diese Vielfalt scheinbar übersichtlich in zwei Bezirke: Person und Umwelt. Dabei sind die beiden Größen (Person, Umwelt) voneinander abhängig - eine Tatsache, welche die Bestimmung der Einzelgrößen (Person, Umwelt) erschwert. (Der Zustand jedes Teiles des Gesamtfeldes hängt in jedem Augenblick von jedem anderen Teil ab.)

Die Formel, die scheinbar eine klare und einfache Struktur vorgibt, erweist sich in Wirklichkeit als eine Art von **Bild**, als eine Veranschaulichung der Vielfalt.

⁷ **Faktorenanalyse:** Bezeichnung für eine Gruppe statistischer Verfahren, die dazu dienen, eine Vielfalt von Zusammenhängen zwischen einer ‚großen‘ Zahl von Variablen zu reduzieren auf die Zusammenhänge zwischen einer ‚kleineren‘ Zahl von Variablen; die ‚kleinere‘ Zahl von Variablen erhält den Titel ‚Faktoren‘. - Eine ausführlichere Erklärung siehe Seite 314!

⁸ **Lewin:** siehe Seite 266! - Rotter: siehe Seite 418!

Rotter setzt, wie Lewin, vier Konzepte in Beziehung zueinander: Verhaltenspotential (VP), Erwartung (E), Verstärkungswert (VW) und Psychologische Situation (S) (Rotter & Hochreich, 1979, 111).

Die Definition lautet:

in Worten: Das Verhaltenspotential hängt ab von der Erwartung, dem Verstärkungswert und der Psychologischen Situation,

in Kürzeln: $VPs = f(E_S \ \& \ VW_S)$.

Rotter definiert alle vier Größen exakt (Verhaltenspotential, Erwartung, Verstärkungswert, Situation). -Alle vier Größen sind so gewählt, daß sie empirisch eingegrenzt und zueinander in bezug gesetzt werden können.

Resümee: Zwei griffige Formeln werden geboten, aber die Definitionen unterscheiden sich sehr klar.

- Bei Lewin dient die Formel mehr der Veranschaulichung komplexer Zusammenhänge (genannt „Feld“), ohne daß die Einzelterme der Formel auch klar definiert (und operationalisiert) wären.
- Bei Rotter werden klar abgegrenzte Merkmale bestimmt, doch bleibt unklar, ob die Definition alle Verhaltenssegmente einschließt, Rotter bietet einen überschaubaren Bereich, jedoch - vom Gesamtverhalten her gesehen - möglicherweise nur ein Segment.

Ergebnis

Es wurden sechs Definitionen von Persönlichkeit ausgesucht, die sich in drei Paaren als Kontraste ordnen ließen. - Was leisten die drei Kontraste? Sie veranschaulichen die vielfältigen, auch gegensätzlichen Anliegen in dem Bemühen, festzulegen, womit sich Persönlichkeitspsychologie befaßt oder befassen sollte. Was findet sich an Aussagen?

- ☐ Persönlichkeitspsychologie grenzt Merkmale als Verhaltensausschnitte ab und schlägt unterschiedliche Möglichkeiten ihrer Zuordnung, ihrer ‚Bündelung‘ vor: so bei Eysenck.
- ☐ Persönlichkeitspsychologie verweist auf anthropologische Grundierungen: so bei Stern. Oder sie gibt handliche, formale Beschreibungen vor: so bei Guilford.
So findet sich gleichsam eine Tiefenschau bei Stern, eine karge, aber übersichtliche Gliederung bei Guilford.
- ☐ Persönlichkeitspsychologie bietet Kurzformeln an, in denen sie ihre Anliegen zusammendrängt:
 - Die Kurzformeln dienen dem Zweck, die Komplexität menschlichen Verhaltens zu gliedern und zu veranschaulichen: so bei Lewin.

- Die Kurzformeln dienen dem Zweck, Verhaltensausschnitte abzugrenzen und den Zugang zu ihnen festzulegen und zu beschreiben: so bei Rotter.

Auf eine ähnliche Vielfalt wie in den Beispielen wird der Leser im Verlaufe der weiteren Darstellung immer wieder stoßen. Offensichtlich zeigen sich im Umfeld von Individuum und Persönlichkeit so viele und so vielgestaltige Phänomene, daß jeder Forscher eine unterschiedliche Teilmenge herausgreifen und in seiner ‚Theorie‘ zusammenfassen kann.

3 Individuum, Charakter, Temperament, Persönlichkeit - Etymologische und sachliche Bedeutungsvarianten

Aus systematischen und pragmatischen Gründen gliedert sich die Psychologie in Einzeldisziplinen, beispielsweise in Allgemeine und Pädagogische Psychologie, in Entwicklungs- und Sozialpsychologie. Einer dieser Teildisziplinen gibt das Wort ‚Persönlichkeit‘ den Namen.

Dieser Titel stand eine Zeitlang in Konkurrenz zu anderen Benennungen, die nicht das Gleiche, aber etwas Ähnliches bezeichneten, etwa zu Charakter und Temperament. Zwar ist heute, angeglichen an den angelsächsischen Sprachgebrauch, der Titel ‚Persönlichkeitspsychologie‘ unangefochten - die Bedeutung ist es keineswegs. - Wir umreißen die sprachliche Herkunft und die sachliche Bedeutung von

- Individuum (A),
- Charakter (B),
- Temperament (C),
- Person und Persönlichkeit (D).

(A) Individuum

Einen ausführlichen Überblick über die Wortgeschichte von Individuum gibt Thomae (1996 a). Nach seiner Vorgabe seien einige Stationen der Wortgeschichte wiedergegeben.

Das Wort ‚Individuum‘ geht zurück auf das lateinische Verb ‚divido‘, das soviel bedeutet wie ‚ich zerlege etwas Ganzes in seine Teile, und zwar real oder nur logisch‘. Im klassischen Latein kommt das Adjektiv ‚individuus‘ vor, es heißt ‚unteilbar, unzertrennlich‘ und gilt als Übersetzung des griechischen ‚átomos‘ (Blase & Reeb, 1909, 251, 405).

Wilhelm von Humboldt (1767-1835) griff das Konzept auf, um beim Menschen *individuelle* Verschiedenheiten zu identifizieren und so zufällige Merkmale zu trennen von wesentlichen und bleibenden Eigenschaften. „Vollständige Detailerfassung auf der einen Seite, Abstraktion vom ‚Zufälligen‘ zugunsten des ‚Wesentlichen‘ - diese und andere Probleme neuerer Persönlichkeitspsychologie werden“ von Humboldt angesprochen, „aber einer moralisch-ästhetischen Wertung untergeordnet“ (Thomae, 1996 a, 302).

Wenn **Dilthey** (1833-1911) vom Individuum spricht, so bezieht er sich auf eine *quantitative* Ausprägung bestimmter Eigenschaften. Quantitative Unterschiede von Merkmalsausprägungen ergeben immer neue Kombinationen, die dann ihrerseits die Unterschiede der Individualität begründen. Zentrieren kann

sich die Individualität um ‚thematische Strukturierungen‘: „Der Ehrgeiz, der jemanden in die Politik treibt, kann eine etwa vorhandene Schüchternheit zu überwinden helfen“ (Thomae, 1996 a, 303).

Diesen Gedanken griff **Spranger**⁹ (1882-1963) auf, indem er eine vorherrschende Wertrichtung zum Kern einer sogenannten ‚Lebensform‘ erklärte; auf diese Weise arbeitete er sechs ‚Lebensformen‘ heraus - zentriert um die ‚Werte‘ der Wahrheit, der Nützlichkeit ökonomischer Güter, des ästhetischen Ausdrucks der Dinge, des Strebens nach menschlicher Sinnerfüllung, der politischen Macht und einer sozialen Orientierung (Thomae, 1996a, 303).

William Stern¹⁰ (1871-1938) nahm in die Bestimmung der Person die ‚Individualität‘ auf, neben zwei anderen eher philosophisch definierten Bestimmungsstücken: Substantialität und Kausalität. - Unter dem Titel der Substantialität hebt Stern die Einheit der Person hervor, unter dem der Kausalität ihre Aktivität, ihre Hinordnung auf Wirkursächlichkeit. - Was besagt ‚Individualität‘? „Jede Person ist ‚Individuum‘, so unzerlegbar (‚indivisible‘) im Innern, so scharf sich abhebend nach außen“ (Stern, 1923, 7). Individuum ist, was sich nach Wesen und Bedeutung von der Welt als einem Gegenüber absondert.

Beeinflußt von Spranger und von Stern, hat **Gordon W. Allport**¹¹ (1897-1967) seine Persönlichkeitspsychologie im Entwurf von 1937 gruppiert um das Konzept des Individuums. „Die Betonung der ‚Einzigartigkeit‘ der Persönlichkeit als konstitutiven Merkmals von Individualität wird in der Neubearbeitung von 1961 noch entschiedener vorgenommen“ (Thomae, 1996 a, 307-308).

Was **Thomae** persönlichkeits-theoretischen Ansatz¹² betrifft, so nähert er sich „der ‚Welt für sich‘, wie sie im Individuum vorzufinden ist“, über die kognitive Repräsentation, die eine Person sich von ihrer Umwelt bildet (1996a, 317). „Die Persönlichkeitspsychologie sollte . . . den Schritt zur unmittelbaren Anschauung von individuellen Prozessen und Strukturen nicht ganz vernachlässigen, damit der Behelfscharakter unserer Klassifikationen und/oder Typenkonstruktionen gegenwärtig bleibt“ (Thomae, 1996 a, 314-315).

(B) Charakter

‚Charakter‘ leitet sich her von dem griechischen Substantiv ‚Charakter‘, in dem das Verb ‚charátto‘ enthalten ist, das soviel bedeutet wie ‚ich schärfe, spitze, ritze, grabe ein, schreibe nieder‘ (Kaegi, 1904, 958). - Der Inhaber einer Herde ritzte in das Fell seiner Tiere einen ‚charaktêr‘, ein Zeichen, an dem er seine Tiere wiedererkannte.

⁹ **Spranger**: siehe Seite 150!

¹⁰ **Stern**: siehe Seite 137!

¹¹ **Allport**: siehe Seite 158!

¹² **Thomae**: siehe Seite 291!

Charakter erhielt dann eine Bedeutung, die unserer umgangssprachlichen Bedeutung ähnlich ist; das Wort bezeichnete die eigentümliche Art eines Menschen. „Beste Ausprägung fand dieser“ Gedanke „in der aristotelischen Idee vom ‚einheitlichen, sich selbst treuen Charakter‘, der hinter den Handlungen eines Menschen zu suchen ist“ (Koch, 1964, 7). In diesem Sinne sind viele Bilder berühmter Männer, die aus der Antike überliefert sind, keine Portraits, sondern Charaktere: typische Bildnisse - etwa des Homer als eines ‚charakteristischen‘ Sehers, des Themistokles als eines ‚charakteristischen‘ Feldherrn.

Im Altertum hat Theophrast (372-237 v.Chr.) ein Werk in diesem Sinne geschrieben: ein Buch über ‚Charaktere‘: Menschen, die durch ihr Aussehen und ihr Verhalten der Mitwelt auffallen. (Theophrast war Schüler des Aristoteles [384-322 v.Chr.] und Nachfolger in der Leitung seiner Schule.)

Die Charaktere des Theophrast

„Auch in weiteren Kreisen bekannt wurde Theophrast durch seine «Ethischen Charaktere». Sie liegen uns nicht mehr in ihrer ursprünglichen Form, sondern in einer vermutlich frühbyzantinischen Redaktion vor. Tiefe und Umfang der Eingriffe des Redaktors sind strittig. Jedenfalls bildet das kleine Werk auch in der jetzigen Form eine animierende Lektüre. Das Interesse für ethische Differenzierung und die feine an dem Leben der athenischen Gesellschaft geschulte Beobachtungsgabe, wie sie schon in Aristoteles‘ ethischen Schriften zutage treten und seitdem ein Kennzeichen der peripatetischen Schule auch in ihren geschichtlichen und literarhistorischen Arbeiten geblieben sind, beherrschen das Buch und haben ihm auch in neuerer Zeit viele Leser verschafft“ (Ueberweg, 1920, 426).

„Im Jahre 1678 übersetzte La Bruyere die Charaktere des Theophrast ins Französische. Er fugte den Charakterschilderungen seines griechischen Vorgängers Beispiele aus der höfischen Welt seiner Zeit bei. Seither ist der Begriff Charakter im Sinne der psychologisch-moralischen Beschreibung individueller Eigenart allgemein und ununterbrochen im Gebrauch“ (Koch, 1964, 11)

In die deutsche Psychologie wurde der Begriff während der Aufklärung aufgenommen, allerdings in einem wertenden Sinne. Kant beispielsweise bezeichnete als Charakter einen Menschen, der sein Handeln an ethischen Maximen ausrichtet (Koch, 1964, 11). - In die neuere Psychologie führte Klages den Begriff ein, und zwar in wertfreier Absicht: 1910 publizierte er ein Buch, dem er den Titel gab „Prinzipien der Charakterologie“ (Koch, 1964, 16).

Zur Bezeichnung der Disziplin, die wir heute ‚Persönlichkeitspsychologie‘ nennen, dominierte von 1920 bis etwa 1950 im deutschen Sprachraum der Titel ‚Charakter‘. *Beispiele:*

- 1921 veröffentlichte Kretschmer sein renommiertes Buch „Körperbau und Charakter“.
- 1936 wurde eine „Zeitschrift für angewandte Psychologie und Charakter“ gegründet.
- 1938 erschien von Lersch das Buch „Aufbau des Charakters“ (ab 1951 hieß es dann: „Aufbau der Person“).
- 1941 nannte die „Prüfungsordnung für Diplompsychologen“ als ein Prüfungsfach die „Charakterkunde“.

Eine eindeutige Bedeutung erlangte ‚Charakter‘ so wenig wie das Konzept ‚Persönlichkeit‘. Doch wird seit den 50iger Jahren die Bezeichnung Charakter immer mehr ersetzt durch die Bezeichnung ‚Persönlichkeit‘.

Es sei eine kurze ‚Definition‘ aus heutiger Sicht zitiert: Charakter umschreibt „in der Psychologie vor allem im deutschsprachigen Raum das Gesamtgefüge der die individuelle Besonderheit eines Menschen kennzeichnenden Eigenschaften“ (Dorsch, 1994, 127).

(C) Temperament

Temperament geht auf das lateinische Verb ‚*témpero*‘ zurück, das besagt ‚ich mäßige, ich halte das rechte Maß, ich bringe in das richtige Maßverhältnis‘ (Blase-Reeb, 1909, 832). Daß ‚Temperament‘ in Beziehung gesetzt wurde zur ‚Artung‘ oder zum ‚Wesen‘ des Menschen, verdankt sich „der griechischen Humoral-Medizin: Der Körper des Menschen enthält Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle . . . Von diesen Säften hängen . . . Krankheit und Gesundheit ab. Am *gesündesten* ist der Mensch dann, wenn ihre gegenseitige Mischung (*kra-sis*) . . . ausgewogen“ ist. Das griechische Wort „*kra-sis*“, übersetzte der Arzt Galenus (129-199) ins Lateinische mit dem Wort ‚*temperamentum*‘; nach älteren Vorbildern begründete er dann auf der unterschiedlichen „Mischung der Körpersäfte“ seine Lehre von den ‚Vier Temperamenten‘¹³ (Koch, 1964, 6-7).

„Im Gegensatz zum Begriff Person unterliegt das Wort Temperament keinen weiteren geschichtlichen Wandlungen. Es verliert allerdings später seine unmittelbare Beziehung zur Säftelehre. Man redet von Temperament auch dann, wenn andere Komponenten in einem bestimmten Verhältnis am Aufbau einer Konstitution beteiligt sind“ (Koch, 1964, 7).

Eine ‚neuere‘ Definition umschreibt das Temperament wie folgt: „Temperament bezieht sich auf stabile Merkmale der Persönlichkeit, die sich früh entwickeln; diese Merkmale betreffen eher stilistische Verhaltensabläufe, die grundgelegt sind in der Konstitution oder in der biologisch geprägten Grundstruktur der Individuen.“ (Temperament refers to early developing stable personality traits that relate to more stylistic behavioral tendencies based on the

¹³ Vier Temperamente: siehe Seite 112!

constitutional or biologically determined make-up of individuals: Angleitner, 1991, 190.)

(D) Person und Persönlichkeit

Person geht auf das lateinische Wort ‚persona‘ zurück, das Maske bedeutet. Etymologisch läßt sich ‚persona‘ dem ersten Anschein nach zurückführen auf das Verbum ‚per-sonare‘, das soviel besagt wie ‚hindurchklingen, hindurchschallen, hindurchdringen‘. Träfe diese Abkunft zu, ergäbe sich eine Vielzahl gefälliger Assoziationen: ‚persona‘ bezeichnete dann beispielsweise die *Maske*, die im antiken Drama der Schauspieler anlegte, um die Rolle anzuzeigen, die er übernommen hatte - während des Spieles *erscholl* seine Stimme *durch die Maske hindurch*.

Tatsächlich ist die Etymologie des lateinischen Wortes ‚persona‘ unklar. Vermutlich haben die Römer das Wort übernommen von den Etruskern (ihren Vorgängern in Latium). Ursprung von ‚persona‘ soll das etruskische Wort ‚phersu‘ sein, das sich in einer etruskischen Grabkammer fand: ‚phersu‘ war eine *gesamte Figur*, die maskiert war (Koch, 1964, 4).

Bei der Übernahme haben die Römer den Bedeutungshof von ‚phersu‘ eingegrenzt: Dem lateinischen Wort ‚persona‘ kommen mindestens zwei Bedeutungen zu: *In wörtlichem Sinne* bezeichnet ‚persona‘ die *Maske*, die jemand sich aufsetzt, etwa die Teilnehmer einer ‚Maskerade‘ oder aber der Schauspieler im antiken Drama. - *In übertragenem Sinne* bezeichnet ‚persona‘ wiederum mindestens zweierlei: erstens, die *Rolle*, die jemand spielt, etwa die Rolle in einem Drama, aber auch die Rolle ‚in der Gesellschaft‘ (also die Position, den Status); zweitens, die *Eigenart*, die ein Mensch tatsächlich besitzt oder die er sich nur zuschreibt (Blase & Reeb, 1909, 615; Koch, 1964, 4).

In der Spätantike und im Mittelalter entwickelte sich ‚persona‘ zu einem Fachterminus der christlichen Theologie, vor allem der Trinitätslehre: Tres sunt personae in una natura divina. (Drei Personen sind in dem einen göttlichen Wesen.) Das Wort bezeichnet die unzählhafte Dreiheit in den Traktaten über die Trinität.

Aus dem Substantiv ‚persona‘ wurde das Adjektiv ‚personalis‘ gebildet, aus diesem Adjektiv erneut ein Substantiv: ‚personalitas‘. Die deutschen Mystiker übertrugen dieses Substantiv ins Deutsche als ‚persönlichkeit‘: „Persönlichkeit ist hier die göttliche, die unsterbliche Seite unseres Wesens das göttliche Fünkeln in unserem Innern“ (Koch, 1964, 9).

In der Neuzeit erhält *Person* eine triviale Bedeutung. Man spricht von Personen-Zug, Personen-Auto, Versuchs-Person, man redet von ‚dieser Person‘, von einer ‚solchen Person‘. - *Persönlichkeit* dagegen hat seine gehobene Bedeutung behalten: Wenn ein Mensch als Persönlichkeit bezeichnet wird, dann will

die Umgangssprache an einem Menschen etwas Besonderes hervorheben (Goethe: „Höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit“). Von dieser Bedeutung führt kein Weg zur ‚Persönlichkeits-Psychologie‘.

Die ‚Persönlichkeits-Psychologie‘ als Terminus ist der angelsächsischen Psychologie entlehnt. Das englische Wort ‚personality‘ hat eine ähnliche Wortgeschichte wie seine deutsche Entsprechung ‚Persönlichkeit‘. - Seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts bezeichnet *personality*, als unscharfer Sammelbegriff, „die Gesamtheit der seelischen und körperlichen Merkmale des Menschen“ (Herrmann, 1969, 22).

Nach dem Zweiten Weltkrieg übernahm - allmählich - die deutsche Psychologie den Sprachgebrauch der angelsächsischen Psychologie.

Damit führt uns die Wortgeschichte zurück zur Definitionsfrage.

Resümee

Die Wortgeschichte veranschaulicht, daß den Begriffen ‚Individuum und Charakter, Temperament und Persönlichkeit‘ unterschiedliche Bedeutungen zukommen - die sich nicht decken, zum Teil aber überlappen. Erst im weiteren Verlaufe des Buches wird sich klarer herausstellen, was die Konzepte besagen - aber auch am Ende werden keine einhellig anerkannten Definitionen stehen.

Was speziell das Konstrukt *Persönlichkeit* angeht, so haben sich die Theoretiker nicht geeinigt auf einen exakt umschriebenen Bedeutungshof. Die Phänomene, denen sie begegneten, waren zu vielgestaltig. Soviel Einvernehmen scheint aber herstellbar, daß Persönlichkeitspsychologie

- sich mit dem Individuum befaßt,
- mit seiner Verschiedenheit von anderen Individuen und
- seiner Vergleichbarkeit mit ihnen.

Als **Minimaldefinition** kann eine Umschreibung gelten, die drei Bestimmungsstücke enthält und die besagt: Persönlichkeit sei charakterisierbar durch

- *Einzigartigkeit* des Individuums,
- *relative Konsistenz des Verhaltens über Situationen* hin (querschnittliche Konstanz) und
- *relative Konstanz des Verhaltens über Zeiträume* hin (längsschnittliche Konstanz) (Herrmann, 1969, 28).

Wenn in der Minimaldefinition die Rede ist von ‚Stabilität des Verhaltens über Situationen und Zeiträume‘ - worauf spielt diese Wendung dann an? Sie soll besagen: Bei denselben Individuen wird gleiches Verhalten erkennbar in unterschiedlichen Situationen und zu verschiedenen Zeiten. Anders gesagt, im Wechsel von Zeiten und Situationen bleibt die ‚Einzigartigkeit‘ individueller Verhaltensweisen erhalten - wir fügen hinzu: ‚Sie bleibt erhalten innerhalb regelhafter Schwankungen.‘

Im Sinne eines Arbeitstitels umschreiben wir nunmehr ***Persönlichkeitspsychologie*** wie folgt:

Persönlichkeitspsychologie ist

- (1) ein System wissenschaftlich-psychologischer Aussagen
 - (2) über das Individuum,
 - (3) sofern es ein einzigartiges, über Situationen relativ stabiles, über Zeiträume relativ gleichartiges Verhalten erkennen läßt.
-
-

4 Reflexionen 1:

Was ist Persönlichkeitspsychologie?

In Teil A haben wir versucht, den Gegenstandsbereich der Persönlichkeitsforschung abzugrenzen, waren jedoch nicht in der Lage, ihn klar und scharf zu umreißen.

Was dürfen wir festhalten?

Psychologische Aussagen werden gesammelt, die ein Individuum kennzeichnen, sofern es ein einzigartiges Verhalten erkennen läßt, ein Verhalten, das über Situationen hin relativ stabil, über Zeiträume hin relativ gleichartig bleibt. Die Aussagen, die sich ergeben, sollen empirisch begründbar sein und - zusammen genommen - ein System bilden, das als Wissenschaft anerkannt wird.

Die Konzepte, über die wir sprachen, haben wir von anderen Autoren übernommen. Wir treten also in einen vorgegebenen Erkenntniszusammenhang ein. Diesen Vorgang der Übernahme, des Tradierens, wollen wir ‚Einführung‘ nennen, er gehört zur Wissenschaft, sofern sie den intersubjektiven Konsens sucht.

Tradition wird oft verknüpft mit der Assoziation des bloßen Bewahrens. Wir sind aber nicht genötigt, den Vorgang so eingeschränkt zu deuten. Wenn wir ihn als ‚Einführung‘ verstehen, kann er eine Basis abgeben für den Gegenbegriff, für Innovation: Wer sich in einen vorgegebenen Wissensbestand einführen läßt, kann über ihn hinausgehen.

Traditionsfreie Innovation ist denkbar, aber nicht zu verwirklichen im Rahmen der vorgegebenen Wissenschaft. Warum nicht? Damit ein Schritt als Innovation anerkannt werde, muß er die Zustimmung von ‚Personen mit Urteil‘ finden, muß er also im Rahmen herkömmlicher Wissenschaft verstehbar sein.

Ein Beispiel für die Verschränkung von Tradition und Innovation ist das Aufarbeiten von Literatur zu einem Sachgebiet. Wer neue Entwürfe erproben will, von dem wird erwartet, daß er sich den Wissensstand erarbeitet, der zu einer Frage vorliegt (the state of the art) - und dann erst über ihn hinausgeht.

Der gleiche Vorgang läßt sich erkennen in der Forderung, Forschung müsse theoriegeleitet vorgehen. Eine Theorie zu bilden, an der sich gezieltes Suchen orientiere, heißt nicht, sich auf herkömmliche Wissensanteile zu beschränken. Sehr wohl aber heißt es, bei herkömmlichen Wissensanteilen anzuknüpfen: sie zu übernehmen, aber zu verändern, an ihnen auszumachen, was verändert werden soll, aber auch abzulehnen, was in eine neue Konzeption nicht paßt.

Ebenfalls ablesen läßt sich dieses Paradigma an der Definition von Begriffen. Wissenschaft muß eine Sprache bereitstellen, in der sich ‚Personen mit Urteil‘ über Sachverhalte verständigen. Ein zentraler Akt ist die Festlegung von Begriffen. Wenn wir *neue* Begriffe definieren, verwenden wir *alte* Begriffe - zuletzt die sicher nicht wohldefinierten Begriffe der Umgangssprache: auch

hier in verschiedenen Stufen der Rückgriff auf schon vorhandenes begriffliches Material.

Dieses Buch wurde als „Einführung“ konzipiert: Teil B beschreibt Konzepte und Systeme, die herkömmlicherweise zur Persönlichkeitspsychologie zählen: Theorien verschiedener Autoren, etwa von Freud oder von Allport, von Eysenck oder von Kelly. - Die Ansätze werden vorgestellt, dann verglichen oder kontrastiert. Dieses Vorgehen heißt nicht, eine Definition von Persönlichkeitspsychologie zu erarbeiten. Mit *Beispielen* läßt sich eine Disziplin veranschaulichen, aber nicht definieren. Die Ansätze, die wir behandeln, weichen so weit voneinander ab, daß sie sich nicht auf einen gemeinsamen Begriff bringen lassen.

Eine andere Frage ist es jedoch, ob nicht doch ein Bündel von Leitideen hervortritt, die in unterschiedlichen Theorien auftauchen - unter Titeln, die gleich lauten oder verschieden klingen. Es geht um die Frage, ob es Paradigmen gibt, an denen sich persönlichkeits-theoretisches Forschen immer wieder orientiert (hat). - Teil C versucht, solche Leitideen zu sammeln.

Differentielle Psychologie

Persönlichkeitspsychologie zielt darauf, Individuen in ihrer Einzigartigkeit zu erfassen. Dieses Ziel schließt den Versuch ein, Individuen voneinander abzuheben. Um diesen Aspekt herauszustellen, wird die Disziplin auch „Differentielle Psychologie“ genannt. William Stern hat die Bezeichnung geprägt (1900). Zwischen Individuen, meist Gruppen von Individuen (etwa Frauen und Männern, Introvertierten und Extravertierten) werden gesetzhafte ‚Differenzen‘ ermittelt und, wenn möglich, begründet.

Titel signalisieren auch Programme. So begünstigt „Differentielle Psychologie“ eine Vorstellung, nach der sich Individuen in erster Hinsicht unterscheiden, in zweiter erst gleichen:

- Unterschied und Gleichheit lassen sich *interindividuell* fassen: Individuen oder Gruppen werden mit anderen Individuen oder Gruppen verglichen.
- Unterschied und Gleichheit lassen sich auch *intraindividuell* verstehen: Verhaltenssequenzen desselben Individuums in *einer* Situation, zu *einem* Zeitpunkt werden verglichen mit Sequenzen in *anderen* Situationen, zu *anderen* Zeitpunkten.

Eine Vielfalt eigener Fragen deutet sich an. Die Vielfalt wird hier nicht interpretiert in dem Sinne, daß sie dazu auffordert, Differentielle Psychologie als eigene Disziplin zu fassen, daß sie vielmehr einen Sammelpunkt spezieller Probleme markiert innerhalb der einen Persönlichkeitspsychologie.

Teil B

Einige Persönlichkeitstheorien im Überblick

5 Überblick

Der zweite Teil stellt einige Persönlichkeitstheorien vor - Theorie verstanden in der unpräzisen Bedeutung eines komplexen Aussagensystems. Unter diesen Systemen werden neun Gruppen gebildet. Der Einteilungsgesichtspunkt ist nicht einheitlich; die Systeme sind zu unterschiedlich, um sich einer einheitlichen Perspektive zu fügen.

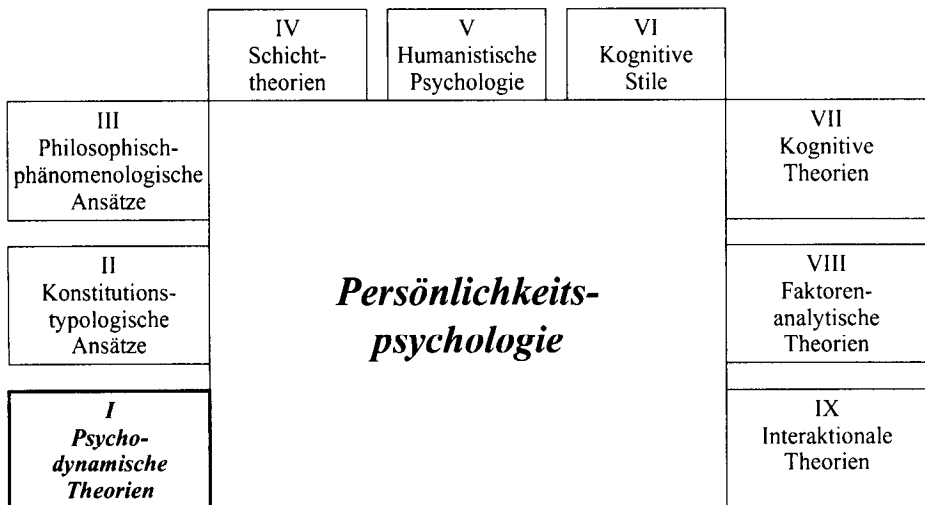
In vielen Fällen läßt sich darum ein Theoretiker anders zuordnen, als es hier geschieht. Bei der Zuordnung wurde vor allem die inhaltliche Nähe beachtet, auch in dem Sinne von Abhängigkeit oder Beeinflussung. In Stichworten sei ein Überblick gegeben.

- (I) **Psychodynamische Persönlichkeitstheorien:** Eine erste Gruppe läßt sich kennzeichnen durch Nähe und Kontrast zur Psychoanalyse. In diesen Ansätzen wird Verhalten vorrangig bestimmt gesehen durch unbewußte Antriebe. - *Namen:* Freud - Adler - Jung - Erikson - Murray.
- (II) **Konstitutionstypologische Ansätze:** Bei der zweiten Gruppe geht es um Ansätze, die aus dem Körperbau (der Konstitution) auf das Verhalten (das Temperament) schließen. - *Namen:* Kretschmer - Sheldon.
- (III) **Philosophisch-phänomenologische Ansätze:** Als weitere Gruppe seien Theoretiker besprochen, die einerseits einem philosophischen Denken zuneigen, sich andererseits einer empirischen Arbeitsweise verpflichtet fühlen. - *Namen:* W. Stern - Spranger - Allport.
- (IV) **Schichttheorien:** Das Bild der Schichten dient dazu, seelische Vorgänge zu veranschaulichen. - *Namen:* Rothacker - Lersch.
- (V) **Humanistische Psychologie:** Die Persönlichkeit wird gedeutet von ihrer Tendenz her, sich auf Selbstverwirklichung hin zu entfalten. - *Namen:* Ch. Bühler - Maslow - Rogers - Fromm - Frankl.
- (VI) **Kognitive Stile:** Aus der Art einer Wahrnehmung wird auf die Art der Persönlichkeit geschlossen. - *Namen:* Witkin - Gardner - Kagan - Byrne.
- (VII) **Kognitive Persönlichkeitskonzeption:** Verhalten, so wird bei diesem Ansatz angenommen, ist stärker bestimmt von der kognitiven Repräsentanz der Umwelt als von der physikalischen Umgebung. - *Namen:* Lewin - Snygg und Combs - Kelly - Thomaes.
- (VIII) **Faktorenanalytische Persönlichkeitstheorien:** Eine eigene Gruppe bilden jene Theoretiker, die das Individuum mit Dimensionen beschreiben, die sie aus Faktorenanalysen abgeleitet haben. - *Namen:* Guilford - Cattell - Eysenck.

- (IX) **Interaktionale Theorien:** Verhalten erweist sich als ableitbar aus zwei Quellen, erstens (äußeren) Reizen (Situationen, Umwelten), zweitens (inneren) Verarbeitungen (Bewertungen, Erwartungen, Befürchtungen).
- *Namen:* Rotter - Bandura - Mischel - Peterson.

(I) Psychodynamische Persönlichkeitstheorien

Psychodynamische Persönlichkeitstheorien betonen: Menschliches Verhalten wird vorrangig bestimmt durch unbewußte Antriebe.



*Als Vertreter
Psychodynamischer Theorien
werden vorgestellt:*

Freud

Adler

Jung

Erikson

Murray

Das Konzept des „Unbewußten“ haben Freud, Adler, Jung benutzt zur Erklärung der „Seelenvorgänge“, sie haben es neu gefaßt und immer wieder umformuliert. Erfunden haben sie das Konzept nicht - darum einige Hinweise zu seiner Herkunft (Pongratz, 1984).

Zur Konzeption des Unbewußten - das Umfeld

Philosophen, Theologen, Pädagogen:

- **Aristoteles** (384-322 v. Chr.) verweist auf das Phänomen des Gedächtnisses, in dem Inhalte auftauchen und versinken. Bewußtes und Unbewußtes sind „verbunden“ nach Gesetzen der Assoziation (Ort, Ursache, Gegensatz, Ähnlichkeit). Die *eine* menschliche Seele strukturiert sich in eine vegetative, eine animalische, eine rationale „Schicht“.
- **Augustinus** (354-430) spricht von Konflikten, die zwischen bewußtem Wollen (*voluntas*) und unbewußter Begierlichkeit (*concupiscentia*) ausbrechen.
- **Thomas von Aquin** (1225-1274) unterscheidet, in Anlehnung an Aristoteles, drei „Seelenstufen“: die Vitalseele (als Prinzip des vegetativen Organismus), die Sinnenseele (als Prinzip des sinnlich-animalischen Lebens), die Vernunftseele (als Prinzip der höheren, geistigen Tätigkeiten des Denkens und Strebens).
- **Leibniz** (1646-1717) sieht im menschlichen Erleben eine Kontinuität gegeben zwischen zwei Polen: einem uns verschlossenen Tiefenbewußtsein einerseits und unseren klaren Vorstellungen andererseits. Den Übergang von einem Pol zum anderen drücken die Begriffe „*perception*“ und „*apperception*“ aus: „*Perceptions petites*“ sind vorhanden, sind sogar wirksam, bleiben aber unterhalb der Bewußtseinsschwelle, sie wirken also im „Unbewußten“. Ins Bewußtsein treten sie, wenn sie sich häufen und verdichten, sie heißen dann „*apperceptions*“. (Demnach beschreibt Leibniz ‚unbewußte Sachverhalte‘, obwohl er das *Konzept* des Unbewußten nicht einführt.)
- **Herbart** (1776-1841) verwendet (wie Leibniz) keinen Begriff des Unbewußten, spricht aber (wiederum wie Leibniz) über Sachverhalte, die unbewußt gegeben sind. ‚Vorstellungen‘ treten ins Bewußtsein des Menschen - übernommen aus seiner Umwelt oder aufgestiegen aus seinem Organismus. Diese Vorstellungen stehen zueinander in dauerndem Widerstreit: Sie können einander stärken und fördern, aber einander auch hemmen und verdunkeln. Stärkere und jüngere Vorstellungen können ältere und schwächere Vorstellungen zurückdrängen, so daß sie „über eine Schwelle“ zurück in die Verdunkelung weichen, dem Bewußtsein nicht mehr zur Verfügung stehen, sehr wohl aber im menschlichen Verhalten noch wirksam bleiben. - Auf diese Lehre von Herbart hat Freud sich ausdrücklich berufen.

- **Schopenhauer** (1788-1860) betont, daß der Mensch aus einem blinden Willen und seinen unbewußten Antrieben handle.
- **Carus** (1789-1869) bezeichnet die Region des Unbewußten als Schlüssel zur Erkenntnis und zum Verständnis des Bewußten.
- **Hartmann** (1842-1906) hat sich durch Leibniz und Schopenhauer anregen lassen, wenn er formuliert, das Unbewußte sei die steuernde Macht hinter allen seelischen Vorgängen, das Bewußtsein hänge somit am Gängelband des Unbewußten.
- **Nietzsche** (1844-1900) spricht ausdrücklich davon, daß alle menschlichen Antriebe zu erheblichen Anteilen zurückreichen in unbewußte Ursprünge, die sich unter dem Titel eines ‚Es‘ zusammenfassen lassen. - Von Nietzsche übernimmt Freud das Konzept des „Es“.

Mediziner, Psychiater:

- **Charcot** (1825-1893) „legt fest“: Neurosen sind psychogener Natur, darum behandelbar mit psychologischen Methoden - er verwendet die Hypnosetherapie. (Freud war Schüler Charcots.)
- **Janet** (1859-1947) benutzt das Erinnern als Methode, durch die sich Angst, Ekstasen, Neurosen hemmen oder gar löschen lassen.
- **Kraepelin** (1856-1926) und **Bleuler** (1857-1939) arbeiteten im Grenzbe-
reich von Psychiatrie und Psychologie. Sie teilen die sogenannten Geisteskrankheiten in zwei große Formkreise auf: (1) „*Schizophrenie*“ (Verlust der Einheit der Person) und (2) „*Zirkuläres Irresein*“ (unregelmäßiger Wechsel von Phasen manischer und depressiver Stimmungen). - (Bei Bleuler war Jung als Assistenzarzt tätig: in der „Irrenanstalt“ Burg Hölzli bei Zürich).

Klassisches Bildungsgut:

Beeinflußt waren Freud, Adler, Jung von dem klassischen Bildungsgut ihrer Zeit, das einschloß Vertrautheit

- mit der griechischen und lateinischen Sprache,
- mit der griechisch-römischen Literatur,
- mit der griechisch-römischen Mythologie,
- mit der deutschen Klassik,
- mit der klassischen deutschen Philosophie.

Worum geht es bei diesen Hinweisen?

Nicht darum, Freuds Leistung und die seiner Schüler zu schmälern, sondern darum, diese Leistung zu ihren Ursprüngen zurückzuverfolgen. Freud und seine Schule haben neue Traditionen begründet, stehen aber selber auch in weit-verzweigten Traditionen.

Eine Übersicht

Wir eröffnen die Darstellung psychodynamischer Theorien mit einer Skizze der Psychoanalyse von Freud. Mit diesem Thema zu beginnen heißt, sich in doppeltem Sinn auf die Vergangenheit zu beziehen. (1) In der Psychologie hat Freud die Persönlichkeitsforschung nachhaltig beeinflusst; Konstrukte, die er geprägt oder bekannt gemacht hat, wurden in andere Theorien übernommen oder wurden abgelehnt. - (2) Darüber hinaus hat Freud dazu beigetragen, die Vergangenheit zu einem Thema psychologischer Forschung und Intervention zu machen (eingeschlossen die methodologischen Vorbehalte gegen eine naive Berufung auf Erinnerungen); dabei geht es um die Vergangenheit, wie eine Person sie (bewußt oder unbewußt) erlebt hat.

„Psychodynamisch“ heißen die Theorien, die in dieses Kapitel aufgenommen werden, weil sie darauf abzielen, Verhaltensprozesse zu beschreiben und zu erklären - Strukturbegriffe werden eingeführt, um Verhaltensprozesse zu erläutern.

Wir stellen fünf Theoretiker vor:

- Freud, den Schöpfer der Psychoanalyse (Kap. 6),
- Adler, den Urheber der Individualpsychologie (Kap. 7),
- Jung, den Autor der Analytischen oder Komplexen Psychologie (Kap. 8),
- Erikson, den kritischen Anhänger Freuds (Kap. 9),
- Murray, den Vermittler zwischen Psychoanalyse und Akademischer Psychologie (Kap. 10).

6 Freud, S.: Psychoanalyse (1856-1939)

Freuds Lehre heißt **Psychoanalyse**. Diese Bezeichnung schließt wenigstens drei Bedeutungen ein:

- (1) Psychoanalyse bezeichnet eine *psychologische Methode*, also Verfahren zur Untersuchung psychischer Vorgänge wie Träume, Handlungen, Reden.
- (2) Psychoanalyse bezeichnet eine bestimmte Form der *Psychotherapie*, also eine Methode zur Behandlung psychischer Störungen, die sich auf die psychologische Untersuchung (vgl. 1) stützt.
- (3) Psychoanalyse bezeichnet ein *ganzes System*, nämlich die Gesamtheit der psychologischen und psychopathologischen Theorien von Freud, durch welche die Ergebnisse der Untersuchungsmethoden und der *psychotherapeutischen* Methoden systematisiert werden.

Freud benutzte im wesentlichen drei **Informationsquellen**:

- (1) klinisches Fallmaterial, notiert nach den Sitzungen mit den Klienten,
- (2) autobiographisches Material (vor allem aus der Selbstanalyse),
- (3) Erscheinungsweisen, Verhaltensweisen, die er erhoben hat
 - aus (alltäglichen) Beobachtungen,
 - aus Sprichwörtern, Mythen, Märchen, Liedern,
 - aus klassischer Dichtung und Trivalliteratur,
 - aus ethnographischem Material.

Unsere Darstellung der „Psychoanalyse“ orientiert sich an dem „Abriß der Psychoanalyse“, einer Schrift, die Freud 1938 begonnen hat, aber nicht mehr abschließen konnte (Ges. W., XVII, 1941). Wir bilden fünf Teilkapitel, wir behandeln:

- strukturelle Aspekte: Es, Ich, Über-Ich,
- dynamische Aspekte: die Trieblehre,
- genetische Aspekte: die psychosexuellen Entwicklungsphasen,
- therapeutische Aspekte: „Psychoanalyse“ als Heilmethode,
- Entwicklungen über Freud hinaus.

Struktureller Aspekt - der seelische Apparat

„Wir nehmen an, daß das Seelenleben die Funktion eines Apparates ist, dem wir räumliche Ausdehnung und Zusammensetzung aus mehreren Stücken zuschreiben, den wir uns also ähnlich vorstellen wie ein Fernrohr, ein Mikroskop u. dgl.“ (Freud: Ges. W., 1941, XVII, 67). Der seelische Apparat läßt sich

aufgliedern in drei „Instanzen“: in Es, Ich und Über-Ich. (Freud spricht auch von drei „Provinzen“.)

Das Es

Das Es ist die älteste Instanz des Individuums, das ganze Leben hindurch auch die wichtigste. „Die älteste dieser psychischen Provinzen oder Instanzen nennen wir das Es; sein Inhalt ist alles, was ererbt, bei Geburt mitgebracht, konstitutionell festgelegt ist, vor allem also die aus der Körperorganisation stammenden Triebe, die hier einen ersten uns in seinen Formen unbekannten psychischen Ausdruck finden“ (Freud: Ges. W., 1941, XVII, 67-68).

Den Ausdruck ‚das Es‘ fuhrte Freud 1923 ein, in dem Werk „Das Ich und das Es“. Den Terminus übernimmt er von Georg Groddeck¹, der ihn seinerseits von Nietzsche übernommen hat. Bei Nietzsche bedeutet der grammatikalische Term ‚Es‘ das Unpersönliche, das Naturnotwendige im menschlichen Wesen.

Das Es repräsentiert den energetischen Anteil einer Person. Seine ‚Inhalte‘ sind psychischer Ausdruck der Triebe, diese Inhalte bleiben unbewußt: Zum Teil sind sie angeboren, zum Teil erworben aus Verdrängungen.

„Das einzige Streben dieser Triebe ist nach Befriedigung, die von bestimmten Veränderungen an den Organen mit Hilfe von Objekten der Außenwelt erwartet wird. Aber sofortige und rücksichtslose Triebbefriedigung, wie sie das Es fordert, wurde oft genug zu gefährlichen Konflikten mit der Außenwelt und zum Untergang führen. Das Es kennt keine Fürsorge für die Sicherung des Fortbestandes, keine Angst, oder vielleicht sagen wir richtiger, es kann zwar die Empfindungselemente der Angst entwickeln, aber sie nicht verwerten. Die Vorgänge, die an und zwischen den supponierten psychischen Elementen im Es möglich sind (Primärvorgang), unterscheiden sich weitgehend von jenen, die uns durch bewußte Wahrnehmung in unserem intellektuellen und Gefühlsleben bekannt sind, auch gelten für sie nicht die kritischen Einschränkungen der Logik, die einen Anteil dieser Vorgänge als unstatthaft verwirft und rückgängig machen will“ (Freud: Ges. W., XVII, 1941, 128).

Was meint Freud, wenn er von den sogenannten Primär- und Sekundärvorgängen spricht?

Der *Primärvorgang* ist mit dem Es gegeben, er ‚begleitet‘ menschliche Erfahrung das ganze Leben hindurch mit. Er funktioniert überwiegend bildhaft,

¹ Groddeck war ein deutscher Psychiater, welcher der Psychoanalyse nahestand; er schrieb mehrere von Freud angeregte Bücher, z.B. das 1923 veröffentlichte Werk: „Das Buch vom Es. Psychoanalytische Briefe an eine Freundin.“

orientiert sich nicht an den Regeln der Syntax oder der Logik, kennt kein Zeitgefühl.

Der Sekundärvorgang dagegen entwickelt sich allmählich während der ersten Lebensjahre, er kennzeichnet die Funktionen des reifen Ichs. Er arbeitet überwiegend mit Begriffen, orientiert sich an den Regeln der Syntax und der Logik und ordnet Begriffe und Vorstellungen am Zeitablauf.

Resümee zum Es: Das Es ist ein Sammelbegriff für:

- alles, was ursprünglich und archaisch ist,
- alles, was von innen drängt und treibt,
- alles, was in der Körperkonstitution gründet: alle Bedürfnisse;
- alles, was unbewußt und unpersönlich ist, einschließlich der Verdrängungen.

Nicht zum Es gehören:

- moralische Wertungen,
- Fürsorge und Angst.

Das Ich

Ursprünglich umfaßte das Es alle Funktionen des Organismus, dann gliederte sich eine Einzelfunktion aus. „Unter dem Einfluß der uns umgebenden realen Außenwelt hat ein Teil des Es eine besondere Entwicklung erfahren. Ursprünglich als Rindenschicht mit den Organen zur Reizaufnahme und den Einrichtungen zum Reizschutz ausgestattet, hat sich eine besondere Organisation hergestellt, die von nun an zwischen Es und Außenwelt vermittelt. Diesem Bezirk unseres Seelenlebens lassen wir den Namen des Ichs“ (Freud: Ges. W., 1941, XVII, 68).

Dies ist *eine* Ableitung der Genese des Ichs: es ist ein adaptiver Apparat, ausgegliedert vom Es im Kontakt mit der Umwelt.

Es gibt eine *andere* Ableitung, nach der das Ich ein Ergebnis von Identifizierungen ist. In der Identifizierung mit der Mutter, in der Identifizierung mit dem Vater bildet sich das Ich als Subjekt aus: Das Ich erlebt sich als eigenständiges Handlungszentrum, es hebt sich von anderen Personen als ein selbstständiges Subjekt ab. Diesem selbstständigen Subjekt wendet das Ich einen Teil seiner Liebe zu - es handelt sich um eine Form der Selbstliebe, um den sogenannten „Narzismus“.

Insofern bezeichnet das ‚Ich‘ zwei Funktionssysteme:

- Das Ich ist eine psychologische *Instanz* in Abhebung von Es und Über-Ich.
- Das Ich ist ein *Subjekt* im Gegenüber zu anderen Personen, die ihm als ‚Objekte‘ gegenüberstehen.

Freud setzt das Ich weitgehend mit dem Bewußtsein gleich, aber nicht vollständig. Das Ich ist nicht bruchlos vom Es getrennt. Pointiert gesagt - es ist die differenzierteste Form des Es. Darum besitzt das Ich auch eine *unbewußte* Komponente, die sich bei der Analyse zeigt, wenn der Patient Verdrängtes nicht äußern *kann*, weil er Widerstand (aus dem Ich) empfindet, ohne ihn benennen zu können. "Wir haben im Ich selbst etwas gefunden, was auch unbewußt ist . . . das heißt, starke Wirkungen äußert, ohne selbst bewußt zu werden" (Freud: Ges. W., 1940, XIII, 244).

Das Ich hat Beziehungen zur Außenwelt und zur Innenwelt.

Nach außen gilt: „Infolge der vorgebildeten Beziehung zwischen Sinneswahrnehmung und Muskelaktion hat das Ich die Verfügung über die willkürlichen Bewegungen. Es hat die Aufgabe der Selbstbehauptung, erfüllt sie, indem es nach außen die Reize kennenlernt, Erfahrungen über sie aufspeichert (im Gedächtnis), überstarke Reize vermeidet (durch Flucht), mäßigen Reizen begegnet (durch Anpassung) und endlich lernt, die Außenwelt in zweckmäßiger Weise zu seinem Vorteil zu verändern (Aktivität)“ (Freud: Ges. W., 1941, XVII, 68).

Nach innen gilt: Das Ich behauptet sich „nach innen gegen das Es, indem es die Herrschaft über die Triebansprüche gewinnt, entscheidet, ob sie zur Befriedigung zugelassen werden sollen, diese Befriedigung auf die in der Außenwelt günstigen Zeiten und Umstände verschiebt oder ihre Erregungen überhaupt unterdrückt“ (Freud: Ges. W., 1941, XVII, 68).

Resümee zum Ich: Das Ich betrifft:

- die Wahrnehmungsvorgänge,
- die willkürliche Motorik,
- das Gedächtnis,
- die Reizbeantwortung,
- die Herrschaft über die Triebansprüche,
- die Verschiebung der Befriedigung auf günstige Zeiten und Umstände.

Alle Aufgabe des Ichs lassen sich unter zwei Stichworten zusammenfassen, die nicht disjunkt trennbar sind: Aufgabe des Ichs ist die „Realitätsprüfung“ und die „Triebregulierung“.

Das Über-Ich

Wie das Ich aus dem Es entsteht, so bildet sich aus dem Ich eine neue Instanz: das Über-Ich. In ihm setzt sich der elterliche Einfluß und die Tradition des Volkes, der Rasse, des Glaubens gleichsam in das Innere einer Person hinein fort.

„Ein Stück der Außenwelt ist als Objekt, wenigstens partiell, aufgegeben und dafür (durch Identifizierung) ins Ich aufgenommen, also ein Bestandteil der

Innenwelt geworden. Diese neue psychische Instanz setzt die Funktion fort, die jene Personen der Außenwelt ausgeübt hatten, sie beobachtet das Ich, gibt ihm Befehle, richtet es und droht ihm mit Strafen, ganz wie die Eltern, deren Stelle es eingenommen hat. Wir heißen diese Instanz das Über-Ich, empfinden sie in ihren richterlichen Funktionen als unser Gewissen. Bemerkenswert bleibt es, daß das Über-Ich häutig eine Strenge entfaltet, zu der die realen Eltern nicht das Vorbild gegeben haben. Auch daß es das Ich nicht nur wegen seiner Taten zur Rechenschaft zieht, sondern ebenso wegen seiner Gedanken und unausgeführten Absichten, die ihm bekannt zu sein scheinen“ (Freud: Ges. W., XVII, 1941, 136-137).

Die neue Instanz entsteht durch Kritik am Ich. Statt vom Über-Ich spricht Freud darum zuerst vom „Ich-Ideal“ (Freud: Ges. W., X, 1946, 136-170). Erst später führt er den Terminus „Über-Ich“ ein. Meist gibt er beiden Benennungen dieselbe Bedeutung, zuweilen verwendet er sie aber auch in verschiedenem Sinn.

Das Über-Ich (das Ich-Ideal) hat drei Funktionen:

Das Über-Ich (Ich-Ideal) ist Bedingung des Gewissens: Es gibt eine psychische Instanz, welche die Wirklichkeit des Ichs am Ich-Ideal mißt - das Gewissen. Es repräsentiert die internalisierten Normen der Eltern, überhaupt der Mitmenschen und der weiteren Öffentlichkeit. Funktion des Gewissens ist es, an diesem internalisierten Bild, dem „Ideal“, das tatsächliche Verhalten des Ichs zu prüfen.

*Das Über-Ich (Ich-Ideal) ist Bedingung der Verdrängung*²: Eine Verdrängung hat einen Grund in der Selbstachtung des Ichs. Der Mensch baut ein Ideal auf, an dem er sein aktuelles Ich mißt. Weil aber das aktuelle Ich den Anforderungen des Über-Ichs/des Ich-Ideals oft nicht entspricht, das Ich aber aus Selbstachtung eine Übereinstimmung einfordert, wird der nicht-entsprechende Teil ins Unbewußte verdrängt.

- *Das Über-Ich (Ich-Ideal) als Bedingung der Sublimierung:* Die Idealisierung, vorgenommen bei der Über-Ich- oder der Ideal-Bildung, betrifft die Beziehung zum eigenen Ich und die Beziehungen zu anderen Personen (in der Sprache Freuds: die Ich- und die Objekt-Libido). Der Überschuß an seelischer Energie (an Libido), der in den Beziehungen zum Ich und zu anderen Personen nicht verbraucht wird, richtet sich auf neue Objekte: auf kulturelle, wissenschaftliche, moralische, religiöse Leistungen. Dieser Vorgang heißt Sublimierung.

Resümee zum Über-Ich: Das Über-Ich

- ist eine verselbständigte Funktion des Ichs (das Ich unterstellt sich darum der Autorität des Über-Ichs),
- ist eine innere Instanz, die Gewissenfunktionen ausübt (das Ich-Ideal vorwiegend bewußt; das Über-Ich dagegen vorwiegend unbewußt, darum steht es dem Es nahe),

2 Verdrängung und Sublimierung werden behandelt unter dem Titel eines „Triebchicksals“ (S. 39)

- ist Ersatz für die elterliche (gesellschaftliche) Autorität; somit fällt ihm eine relative Autonomie zu.

Beziehungen zwischen Es, Ich und Über-Ich

Das Ich vertritt die Gegenwart, das Es und das Über-Ich die Vergangenheit, das Es die organische, das Über-Ich die kulturelle Vergangenheit. Das Verhältnis zwischen Es, Ich, Über-Ich veranschaulicht Freud in dem Bilde, der Zwerg Ich stehe zwischen den Riesen Es und Über-Ich.

„Eine Handlung des Ichs ist dann korrekt, wenn sie gleichzeitig den Anforderungen des Es, des Über-Ichs und der Realität genügt, also deren Ansprüche miteinander zu versöhnen weiß“ (Freud: Ges. W., XVII, 1941, 69).

Eine versöhnliche Übereinkunft zwischen den drei Instanzen ist die Ausnahme. Aus Konflikten zwischen ihnen können sich Neurosen entwickeln.

Es folgt ein kurzer Hinweis auf das sogenannte topische Modell, das dem Instanzenkonzept vorausgegangen war.

Topik und psychische Qualitäten

(bewußt, vorbewußt, unbewußt)

Der Titel ‚Topik‘ geht auf das griechische Substantiv ‚tópos‘ zurück, das ‚Ort‘ heißt. - Freuds topographisches Modell beruht auf der Annahme, daß sich der „seelische Apparat“ in drei ‚Orte‘ aufgliedere, den ‚Ort‘ des Bewußten, des Vorbewußten und des Unbewußten.

„Wir haben den Bau des psychischen Apparates beschrieben . . . Während dieser Arbeit drängten sich uns die Unterscheidungen auf, die wir als psychische Qualitäten bezeichnen. Was wir bewußt heißen, brauchen wir nicht zu charakterisieren, es ist das Nämliche wie das Bewußtsein der Philosophen und der Volksmeinung. Alles andere Psychische ist für uns das Unbewußte. Bald werden wir dazu geführt, in diesem Unbewußten eine wichtige Scheidung anzunehmen. Manche Vorgänge werden leicht bewußt, sind es dann nicht mehr, können es aber ohne Mühe wieder werden, wie man sagt, können reproduziert oder erinnert werden . . . Alles Unbewußte, das sich so verhält, so leicht den unbewußten Zustand mit dem bewußten vertauschen kann, heißen wir darum lieber bewußtseinsfähig oder vorbewußt“ (Freud: Ges. W., XVII, 1941, 79-82).

Den Zusammenhang zwischen Topik und Instanzenlehre vermitteln die psychischen Qualitäten. *Unbewußt* sind die psychischen Vorgänge, die im Es ablaufen, zum Teil auch die Vorgänge im Ich und im Über-Ich. - *Vorbewußt* ist ein großer Teil der psychischen Vorgänge im Ich und Über-Ich, sie sind un-

bewußt, können aber leicht bewußt gemacht werden. - *Bewußt* ist nur ein geringer Anteil psychischer Vorgänge im Ich und Über-Ich.

Somit wird deutlich: Der Begriff des Unbewußten deckt zwei Bereiche ab, das Latente (das Bewußtseinsfähige) und das Verdrängte. Das Latente ist vorbewußt. Das Verdrängte ist in einem dynamischen Sinne unbewußt, es entstammt Abwehrvorgängen, die sich aus den Beziehungen zwischen Es, Ich und Über-Ich ergeben.

Dynamische Aspekte: Triblehre

Verhalten kommt in Gang, wenn ein Bedürfnis entsteht. Bedürfnisse entstammen ‚Trieben‘. ‚Trieb‘ im Sinne Freuds ist ein Grenzbegriff des somatisch-seelischen Geschehens. Als Mediziner war er darauf aus, für alle psychischen Vorgänge einen somatischen Ursprung zu finden. Aber sein Triebbegriff ist psychologisch konzipiert.

Triebe umschreibt Freud mit fünf Charakteristika:

- Alle Triebe entspringen einer körperlichen *Quelle*, z.B. den Hormonen oder bestimmten lustorientierten Körperzonen, sogenannten „erogenen Zonen“.
- Triebe haben eine *psychische Repräsentanz*: emotional einen Affekt (z. B. Angst oder aggressive Wünsche), kognitiv eine Vorstellung (z.B. die angsterregende Gestalt des Vaters).
- Triebe haben ein Ziel: die Handlung, die einen Lustgewinn erbringt, z.B. das Saugen an der Mutterbrust.
- Allen Trieben wohnt ein *Drang* inne: Gemeint ist das motorische Moment, das sich in der Aktivität des Triebes äußert.
- Triebe haben ein *Objekt*: nämlich den ‚Gegenstand‘, an dem die Befriedigung erlebt wird, z.B. die Mutterbrust.

Das Objekt „ist das Variabelste am Trieb, nicht ursprünglich mit ihm verknüpft, sondern ihm nur infolge seiner Eignung zur Ermöglichung der Befriedigung zugeordnet“ (Freud: Ges. W., X, 1946, 215).

Zunächst unterscheidet Freud (wenigstens) vier Triebe, später nimmt er nur zwei an.

Zunächst vier Triebe

Der **Sexualtrieb** bezieht sich auf jede Art Lustgewinn aus Körperzonen. Die gesamte Körperoberfläche kann Lust gewähren, vornehmlich aber die sogenannten „erogenen“ Zonen, etwa Mund, Anus, Genitalien. In der Frühzeit der

Psychoanalyse galt der Sexualtrieb als die entscheidende menschliche Triebkraft.

Den **Selbsterhaltungstrieb** setzt Freud gleichrangig neben den Sexualtrieb. Insofern ist seine Triblehre dualistisch. Sexualtrieb und Selbsterhaltungstrieb bilden keine Gegensätze zueinander.

Neben dem Sexualtrieb und dem Selbsterhaltungstrieb wird als dritte Grundkraft der **Destruktionstrieb** genannt (später als „Destrudo“ bezeichnet); er umfaßt die Neigung, zu zerstören (aus Haß oder aus Gründen der Selbstverteidigung), schließt aber auch den Wunsch ein, lustvolle Erlebnisse zu begrenzen und lebendige Verläufe erstarren zu lassen. - Als ein Repräsentant des Destruktionstriebs gilt der Sadismus, der auch mit dem Sexualtrieb gekoppelt ist.

Der **Aggressionstrieb** hat zu tun mit Selbst- und mit Arterhaltung, aber auch mit Selbst- und Fremdvernichtung. Sexual- und Aggressionstrieb gelten als Hauptdeterminanten des Erlebens und Verhaltens.

Zuletzt zwei Grundtriebe

„Man kann . . . eine unbestimmte Anzahl von Trieben unterscheiden, tut es auch in der gewöhnlichen Übung. Für uns ist die Möglichkeit bedeutsam, ob man nicht alle diese vielfachen Triebe auf einige wenige Grundtriebe zurückführen könne . . . Nach langem Zögern haben wir uns entschlossen, nur zwei Grundtriebe anzunehmen, den Eros und den Destruktionstrieb . . . Das Ziel des ersten ist, immer größere Einheiten herzustellen und so zu erhalten, also Bindung, das Ziel des anderen im Gegenteil, Zusammenhänge aufzulösen und so die Dinge zu zerstören“ (Freud: Ges. W., XVII, 1941, 70-71).

Eros als verfügbare Energie heißt *Libido* (Eros ist das griechische Wort für Liebe und für den Gott der Liebe). Jedem Individuum ist ein bestimmtes Quantum an Libido gegeben. Bei Freud bezeichnet Libido die Gesamtheit der Lebenstrieb im Gegensatz zum Destruktions- oder Todestrieb. Für die *Energie* des Destruktionstriebs fehlt ein analoger Terminus zu Libido, der Bezeichnung für die Energie des Lebenstriebs (Freud: Ges. W., XVII, 1941, 72).

Vier Tribschicksale

Trieb setzen Verhalten in Gang, sie zielen auf Bedürfnisbefriedigung. Wenn ein Trieb sein Ziel nicht geradenwegs erreicht, kann er es auf Umwegen anstreben - den sogenannten vier „Tribschicksalen“:

- Verkehrung ins Gegenteil,
- Wendung gegen die eigene Person,
- Verdrängung,
- Sublimierung.

Die beiden ersten Tribschicksale lassen sich nur in Verbindung miteinander verstehen, das erste betrifft das *Ziel* des Triebes (Art der Befriedigung), das zweite das *Objekt* des Triebes (Gegenstand, an dem die Befriedigung erlebt wird).

Erstes Tribschicksal: Bei der **Verkehrung ins Gegenteil** geht es um den Übergang von Aktivität in Passivität. *Beispiele:* (1) Aus Sadismus wird Masochismus, aus einem Täter wird ein Opfer, aus aktivem Quälen wird passives Erleiden (gequält werden). Das Ziel wechselt: Befriedigung wird erlebt im Erleiden statt im Tun. - (2) Aus Voyeurismus wird Exhibitionismus, aus ‚Aktivität‘ wird ‚Passivität‘.

Zweites Tribschicksal: Bei der **Wendung gegen die eigene Person** geht es um einen Wechsel des *Objektes*, auf das sich ein Trieb bezieht. *Beispiele:* (1) Aus dem Sadisten wird ein Masochist. Jemand, der Lust darin findet, *eine andere Person* zu quälen, wandelt sich in jemanden, der seine Lust darin findet, *die eigene Person* zu quälen. Das Objekt wechselt: Statt ‚an der anderen Person‘ wird Befriedigung erlebt ‚an der eigenen Person‘. - (2) Lustgewinn durch Schau eines fremden Genitales (Voyeurist) wandelt sich in Lustgewinn durch Zeigen des eigenen Genitales (Exhibitionist).

Meist geht mit den beiden Tribschicksalen ein Wandel des Inhaltes einher, also eine „inhaltliche Verkehrung“. Beim Wechsel von Sadismus zu Masochismus wandelt sich beispielsweise die Selbstliebe in Selbsthaß.

Drittes Tribschicksal: **Verdrängung** bezeichnet eine Operation, wodurch das Ich versucht, Vorstellungen, die mit einem Trieb gekoppelt sind (Gedanken, Bilder, Erinnerungen) in das Unbewußte abzustößen. Der Umweg zu einer Befriedigung besteht darin, daß der ‚verdrängte‘ Impuls vom Unbewußten her vielerlei Objekte sucht, an denen er sein Ziel (den Lustgewinn) erreicht. *Beispiel:* Der fünfjährige Hans hat Angst vor seinem Vater. Die Vorstellung ‚Vater‘ befreit er von dem Affekt ‚Angst‘, indem er unbewußt einen Ersatz herstellt: Die Vorstellung des Vaters wird ersetzt durch das Bild eines Pferdes, mit dem Pferd dann die Angst gekoppelt, Hans entwickelt eine Pferdephobie. Befriedigung erlebt Hans, indem er die Gegenwart des Vaters erträgt, ohne Angst zu fühlen.

Viertes Tribschicksal: **Sublimierung** ist ein Vorgang, bei dem Energie von sexuellen Zielen abgelenkt und in den Dienst kultureller, wissenschaftlicher, künstlerischer oder religiöser Handlungen gestellt wird, die scheinbar ohne Beziehung zur Sexualität sind. „Als Sublimierungen hat Freud hauptsächlich die künstlerische Betätigung und die intellektuelle Arbeit beschrieben“ (Laplanche & Pontalis, 1977, 478). *Beispiele:* Der Trieb aus der frühen Kindheit, Kot zu schmieren, wird umgewandelt in die Anregung, ein Gemälde zu erstellen, der Aggressionstrieb umgelenkt in die Arbeit eines Chirurgen; diese Arbeit gewährt dem Trieb dann seine Befriedigung. „Der heilige Franciscus

von Assisi mag es in dieser Ausnützung der Liebe für das innere Glücksgefühl am weitesten gebracht haben“ (Freud: Ges. W., XIV, 1948, 461).

Abwehrmechanismen

In Zusammenhang mit der Trieblehre lassen sich die Abwehrmechanismen als wichtiger Teil der Psychoanalyse vorstellen. Zunächst seien einige Beispiele zitiert, dann sei erarbeitet, welche Gemeinsamkeit die Abwehrvorgänge kennzeichnet.

Projektion: Triebimpulse aus dem Es verlegt das Ich in die Außenwelt, etwa in andere Personen, und bekämpft sie dort. *Beispiel:* Person A hegt aggressive Wünsche gegen Person B, verlegt sie aber in B und erklärt, daß B gegen A aggressiv sei.

Rationalisierung: Triebansprüche erweisen sich als unerfüllbar, das Ich verdrängt die wahren Motive und schiebt Scheinmotive vor. *Beispiel:* Ein Mann leidet unter Waschzwang, besonders vor dem Essen. Seine Zwangshandlung begründet er jedoch mit dem Vorwand ‚hygienischer‘ Besorgnis.

Reaktionsbildung: Ein Triebimpuls aus dem Es wird abgewehrt, indem entgegengesetzte Verhaltensweisen entwickelt werden. *Beispiel:* Lust am Kot wird ersetzt durch übertriebene Reinlichkeit.

Regression, Fixierung: Das Ich wehrt unerlaubte Impulse ab, indem es zu Befriedigungsformen zurückkehrt (regrediert), die einer früheren Entwicklungsstufe zugehören - dies besonders dann, wenn das Subjekt an Erfahrungen der früheren Stufe gebunden ist (fixiert bleibt). *Beispiel:* Ein Mann wehrt sexuelle Konflikte durch Eßsucht ab, er regrediert auf eine frühere Stufe, an die er infolge hoher Befriedigung oder bitterer Versagung fixiert geblieben ist.

Verdrängung: Bedürfnisse aus dem Es werden aus dem Bewußtsein verdrängt, so daß sie nicht mehr vorhanden zu sein scheinen; in Wirklichkeit werden sie nur ‚unerlebbar‘ gemacht. *Beispiel:* Eine junge Dame kommt nicht auf den Namen ‚Ben Hur‘. Verdrängt wird der Anklang an ‚Hure‘.

Der Begriff *Verdrängung* steht im Mittelpunkt von Freuds Denken als einer seiner originellsten Begriffe (Laplanche & Pontalis, 1977, 582).

Was besagt der Begriff!

‚Verdrängung‘ tritt in zweierlei Bedeutung auf (1) Er fungiert als *Oberbegriff* er umfaßt dann alle Abwehrvorgänge. - (2) Er dient als *Spezialbegriff* und repräsentiert dann eine einzelne Variante der Abwehrvorgänge.

In einer Verdrängung lassen sich im klassischen Fall *drei Phasen* voneinander abheben:

- *Urverdrängung*: Vorstellungen eines Triebes, weil ‚verboten‘, werden im Unbewußten festgehalten. *Beispiel*: Exhibitionistische Impulse eines Jungen gelten in seiner Mitwelt als verpönt. Der Junge läßt exhibitionistische Vorstellungen nicht zu.
- *Eigentliche Verdrängung*: Vorstellungen, die dennoch auftreten, werden dem ‚urverdrängten‘ Impuls ‚nachgeschoben‘. *Beispiel*: Der Junge sieht oder vollzieht eine exhibitionistische Schau, verdrängt jedoch das ‚Bild‘.
- *Wiederkehr des Verdrängten*: Der verdrängte Impuls kehrt in Symbolen, Träumen, Fehlleistungen wieder. *Beispiel*: Der Junge überträgt den Ekel, der mit der exhibitionistischen Schau verbunden war, auf ein Symbol, etwa eine Wurst - er ‚besetzt‘ die Wurst mit Ekel, er bildet eine ‚Wurst-Phobie‘ aus. Aus dem Unbewußten wirkt der verdrängte Impuls weiter als Ekel vor einem Symbol.

Gemeinsamkeit der Abwehrvorgänge

Die Beispiele demonstrieren, daß Abwehrprozesse unterschiedlich verlaufen. Gemeinsam ist allen Prozessen jedoch dreierlei: (1) Die Abwehr entspringt immer der Angst. - (2) Abwehrende Instanz ist immer das Ich. - (3) Die ins Unbewußte ‚verschobenen‘ Wünsche behalten ihre Dynamik, sie versuchen, auf vielerlei Wegen ihre Befriedigung zu erreichen; solche Versuche manifestieren sich höchst unterschiedlich, bestenfalls etwa im ‚Vergessen‘ oder ‚Versprechen‘, schlimmstenfalls etwa in einer Neurose.

Aus Angst wehrt das Ich ‚unerwünschte‘ Impulse ab. Die Angst entspringt drei Hauptquellen: dem Es, dem Über-Ich oder der ‚Realität‘ (der Umwelt).

- **Abwehr aus Angst vor dem Es**: Ein Triebwunsch steigt aus dem Es auf, etwa der Impuls: ‚Ich will meine Mutter besitzen, wie der Vater sie besitzt.‘ Dieser Wunsch weckt Gefühle der Bedrohung, das Ich fürchtet etwa, von dem Impuls überwältigt zu werden (Angst vor Ich-Zerfall), darum ‚verdrängt‘ es den Triebwunsch ins Unbewußte. Im Unbewußten existiert der Triebwunsch jedoch weiter, so kann er etwa die Sicht auf Vater oder Mutter ‚verzerren‘.
- **Abwehr aus Über-Ich-Angst**: Ein Triebwunsch wird dem Ich bewußt, etwa ‚Ich will mich an meinem Bruder rächen.‘ Das Über-Ich ‚verbietet‘ den Impuls. Das Ich fugt sich dem Verbot - aus Angst vor einer Bestrafung durch das Über-Ich. (Die Bestrafung könnte beispielsweise in Schuldgefühlen bestehen.) Das Ich ‚projiziert‘ seinen Impuls auf den Bruder und folgert: ‚Er haßt mich.‘
- **Abwehr aus Angst vor der Realität**: Die Umwelt weckt in einem Kind das Verlangen: ‚Ich möchte in der Vorratskammer naschen.‘ Das Ich erinnert sich jedoch, daß eine solche Tat in der Vergangenheit von der Mit-

welt - von der „Realität“ - streng bestraft worden ist. Das Kind unterläßt die Handlung, begründet die Unterlassung jedoch durch *Rationalisieren*, indem es etwa vorgibt, für Naschereien sei es schon ‚zu alt‘.

Genetische Aspekte: psychosexuelle Entwicklungsphasen

Die Instanzen Es, Ich, Über-Ich bilden sich in Entwicklungsphasen. Freud beschreibt sie in seiner Lehre von der Entwicklung der Libido, von den psychosexuellen Entwicklungsphasen. Es geht um eine Beschreibung des Beginns und der Entfaltung kindlicher, jugendlicher Sexualität. Sexuell ist dabei nicht gleichzusetzen mit genital, sondern bezeichnet Aktivitäten, die körperliche Lust entwickeln. Während dieser Entwicklung erstreben unterschiedliche *Partialtriebe* Lustgewinn an unterschiedlichen *erogenen* Körperzonen, sie vereinigen sich erst später zu einem Gesamttrieb. - Freud unterscheidet fünf Hauptabschnitte: orale, anale, Phallische, latente, genitale Phase.

In der ersten, der oralen Phase (etwa im ersten Lebensjahr), ist es die Mundzone, welche Lust gewährt. „Das erste Organ, das als erogene Zone auftritt und einen libidinösen Anspruch an die Seele stellt, ist von Geburt an der Mund. Alle psychische Tätigkeit ist zunächst darauf eingestellt, dem Bedürfnis dieser Zone Befriedigung zu schaffen. Diese dient natürlich in erster Linie der Selbsterhaltung durch Ernährung . . . Frühzeitig zeigt sich im hartnäckig festgehaltenen Lutschen des Kindes ein Befriedigungsbedürfnis, das . . . unabhängig von Ernährung nach Lustgewinn strebt und darum sexuell genannt werden darf und soll“ (Ges. W. XVII, 1941, 76).

Instanzen-Bildung: Vom ‚Objekt‘ (der) Mutterbrust hebt sich der Säugling allmählich als Subjekt ab; die Anfänge des Ichs wurzeln in Unterscheidungserlebnissen.

In der zweiten, der analen Phase (etwa vom zweiten bis zum dritten Lebensjahr), wird der Anus zur erogenen Zone. Die Ausscheidung wird als lustvoll erlebt, ebenso die willkürliche Beherrschung des Sphinktermuskels, reizvermehrend kommt hinzu die Nachbarschaft der Genitalzone. - In diese Zeit fällt die Sauberkeitserziehung. Dabei sieht sich das Kind mit der Anforderung konfrontiert, zu lernen, wie es Befriedigung aufschieben und Kontrolle über triebhafte Bedürfnisse gewinnen könne.

Instanzen-Bildung: In ‚Abgeben‘ und ‚Zurückhalten‘ verstärken sich Ich-Funktionen, nämlich willkürliche Muskelkontrolle, Orientierung an der Mitwelt, Realitätskontrolle. (Die Ich-Funktionen entfalten sich in zwei Richtungen: Das Ich kontrolliert die Realität, aber das Ich wird auch durch die Realität kontrolliert; in ein und demselben Vorgang wird Autonomie erlernt, aber auch Anpassung eingeübt.)

In der nächsten, der **Phallischen Phase** (etwa vom vierten bis zum sechsten Jahr) entwickelt sich das Genitale zur erogenen Leitzone. Entscheidend wird für beide Geschlechter der Phallus, das erigierte männliche Glied. Für den Jungen äußert sich die Besitzfreude im Penisstolz, beim Mädchen die Mangelerfahrung im Penisneid. Der Penisstolz des Jungen äußert sich in masturbatorischen Handlungen. - In dieser Phase entwickelt sich der Ödipuskomplex: verschieden für Junge und Mädchen.

Den Namen entlehnt Freud jener griechischen Sage, nach der Ödipus seinen Vater Laios, König von Theben, getötet und seine Mutter Jokaste geheiratet hatte. Von Ödipuskomplex spricht Freud schon in der „Traumdeutung“ (1900). Den Sachverhalt entdeckte er in der Selbstanalyse: Jeder Junge ist einmal ein Ödipus, der die Mutter als Partnerin begehrt und den Vater als Rivalen töten will.

Der Junge erlebt die Mutter als Libido-Objekt, den Vater als Autorität, der den Besitz des Objektes verbietet. Lösen kann sich dieser Konflikt, indem sich der Junge mit seinem Vater identifiziert und auf diesem Umwege die Mutter besitzen darf. Wird der Ödipuskomplex nicht auf diese Weise bewältigt, sondern verdrängt, entwickelt sich eine neurotische Störung.

Das Mädchen erlebt die ödipale Situation umgekehrt. Sein Liebesobjekt ist der Vater. Weil es sich auch den Penis wünscht (Penisneid), begehrt es den Besitzer eines solchen Organs, den Vater, und lehnt die Mutter als Rivalin um die Aufmerksamkeit des Vaters ab. Durch Identifikation mit der Mutter kann es dem Vater näher kommen.

Instanzen-Bildung: Die Identifizierung mit dem Vater (beim Jungen), mit der Mutter (beim Mädchen) begründet im Ich das *Über-Ich*, nämlich „die andere Person“ als „Teil der eigenen Person“. Ein Stück der Außenwelt wird durch Identifizierung ins Ich aufgenommen, wird Bestandteil der Innenwelt. Diese neue Instanz, das Über-Ich, setzt die Funktionen fort, welche die Personen der Außenwelt (die Eltern) ausgeübt haben - beobachtet das Ich, bedroht es mit Strafen, bedenkt es mit Lob, gibt also die Linie des Sollens vor und bewertet jede Abweichung von dieser Linie.

Der Phallischen Phase folgt die **Latenzphase** (etwa vom sechsten bis zwölften Lebensjahr). Sexual- und Aggressionstribe treten zurück, werden sublimiert, die frei gewordene Energie wird umgelenkt auf den Erwerb von Wissen. Libido wird von einer Person auf eine Idee oder ein sachliches Objekt verschoben. Diese Versachlichung, eine Desexualisierung, ist der Grund, warum Freud von Latenzphase spricht. Die Sexualität verschwindet nicht etwa aus dem Erleben, aber ihre Manifestationen verringern sich.

In der Latenzphase geschieht zweierlei: Erstens, die Sexualität wird im Lernen sublimiert. Zweitens, der Ödipuskomplex wird zerstört und aufgehoben. Wird der Ödipuskomplex nur verdrängt, dann wirkt er vom Unbewußten her weiter und wird zum Kern vieler (oder sogar aller) Neurosen.

Zugrunde geht der Ödipuskomplex am **Kastrationskomplex** (richtiger wohl: an der Kastrationsandrohung): Während der Junge fürchtet, der Vater als Rivale könne ihm den Penis nehmen, stellt sich das Mädchen vor, der Penis sei ihm entfernt worden, darum wünscht es, ihn zurückzubekommen. „Während der Ödipus-Komplex des Knaben am Kastrationskomplex zugrundegeht, wird der des Mädchens durch den Kastrationskomplex ermöglicht und eingeleitet“ (Freud, Ges. W., XIV, 1948, 28). Sobald das Mädchen den Penismangel als Unaufhebbar erkannt hat, gleitet die Libido in eine neue Position - längs der Gleichung „Penis = Kind“. Es gibt den Wunsch nach einem Penis auf und setzt an seine Stelle den Wunsch nach einem Kind. Kompensiert wird das Fehlen des Penis dann, wenn die Frau ein Kind zur Welt bringt, besonders wenn es ein Junge ist.

Zum Abschluß kommt die Libidogenese in der **genitalen Phase** (identisch etwa mit der Pubertät). „Mit dem Eintritt der Pubertät setzen die Wandlungen ein, welche das infantile Sexualleben in seine endgültige normale Gestaltung überführen sollen. Der Sexualtrieb war bisher vorwiegend autoerotisch, er findet nun das Sexualobjekt. Er betätigte sich bisher von einzelnen Trieben und erogenen Zonen aus, die unabhängig voneinander eine gewisse Lust als einziges Sexualziel suchten. Nun wird ein neues Sexualziel gegeben, zu dessen Erreichung alle Partialtriebe zusammenwirken, während die erogenen Zonen sich zum Primat der Genitalzone unterordnen. Da das neue Sexualziel den beiden Geschlechtern sehr verschiedene Funktionen zuweist, geht deren Sexualentwicklung nun weit auseinander. Die des Mannes ist die konsequentere, auch unserem Verständnis leichter zugängliche, während beim Weibe sogar eine Art Rückbildung auftritt. Die Normalität des Geschlechtslebens wird nur durch das exakte Zusammentreffen der beiden auf Sexualobjekt und Sexualziel gerichteten Strömungen, der zärtlichen und der sinnlichen, gewährleistet, von denen die erstere in sich faßt, was von der infantilen Frühblüte der Sexualität erübrigt. Es ist wie der Durchschlag eines Tunnels von beiden Seiten her“ (Freud: Ges. W., V, 1942, 108). Diese Phase dauert bis in das Erwachsenenalter hinein, bis zur Vollendung der Sozialisation (Beruf, Ehe, Familie).

Resümee zur Instanzen-Bildung: (1) In der oralen Phase hebt sich vom ‚Objekt‘ (der) Mutterbrust der saugende Säugling allmählich als Ich ab. - (2) In der analen Phase verdeutlichen und verstärken sich in ‚Abgabe‘ und ‚Rückhalt‘ die Ich-Funktionen als willkürliche Muskelkontrolle und als Orientierung an der Mitwelt, als „Realitätskontrolle“. - (3) Die Identifizierung mit dem Vater (beim Jungen), mit der Mutter (beim Mädchen) begründet im Ich das Über-Ich, nämlich „die andere Person“ als „Teil der eigenen Person“, die das Sollen steuert. - (4) In der Latenz- und in der genitalen Phase gewinnen Ich und Über-Ich schärfere Konturen. Dabei gehen auch ‚Ansprüche: der Gleichaltrigen oder der Lehrer oder anderer ‚Vorbilder‘ mit in das Über-Ich ein und ‚erweitern‘ so seinen Machtbereich.

Charakterprägung während der Entwicklungsphasen

Um von einer Phase erfolgreich in die nächste weiter zu gehen, muß eine Person jeweils einen zureichenden Lustgewinn erzielt haben. So muß ein Kind, das von der oralen in die anale Phase gelangen soll, von seiner Mutter eine optimale Menge oraler Befriedigung erhalten haben. Hat es zu *wenig oder aber zuviel Lustgewinn* erreicht, so können zwei Konsequenzen eintreten: Fixierung oder Regression.

Wenn das Kind beispielsweise nicht genügend orale Befriedigung erhält, neigt es dazu, an der oralen Phase haften zu bleiben (Fixierung). Ein solcher Mensch kann später orale Charaktermerkmale entwickeln: übermäßige Befriedigung durch Essen, Rauchen, Trinken. Er könnte zuviel reden oder verbale Aggression äußern. - Erlangt ein Kind nicht genügend anale Befriedigung, so könnten sich später Eigenschaften entwickeln wie extreme Ordnungsliebe und Zwanghaftigkeit oder das genaue Gegenteil: Unordentlichkeit (Fixierung auf die anale Entwicklungsstufe).

Wenn jemand in einer bestimmten Phase zuviel Befriedigung erhält, könnte er in seinem späteren Lebensalter Verhaltensweisen wieder annehmen, die typisch waren für die Phase, in der er verwöhnt wurde (Regression).

Auf diese Weise können die einzelnen Entwicklungsstufen ein Individuum für das ganze Leben prägen.

Kennzeichnet man die Prägungen nach den einzelnen Phasen, so ergeben sich drei Charaktere:

- oraler Charakter: still, selbstbezogen, im *Neurosenbild* schizoid, depressiv;
- analer Charakter: ordentlich, sparsam, geizig, trotzig, pedantisch, ehrgeizig, im *Neurosenbild* zwanghaft;
- phallischer Charakter: kämpferisch, freiheitsdurstig, rücksichtslos, im *Neurosenbild* hysterisch.

Therapeutische Aspekte: „Psychoanalyse“ als Heilmethode

In drei Phänomenen sieht Freud Auswirkungen des Unbewußten und Zugänge zum Unbewußten:

- in den Fehlleistungen,
- in den Träumen,
- in den Neurosen.

Jedes dieser Phänomene manifestiert die Wirksamkeit des Unbewußten, jedes entspringt einem Konflikt zwischen Primär- und Sekundärvorgang.

Der Primärvorgang bezieht sich auf das Unbewußte, er ist nur in Bildern gegeben. Der Sekundärvorgang hingegen stellt sich in Begriffen dar. Wie

hängen diese beiden Prozesse zusammen? Für Freud ist eine Antwort deswegen wichtig, weil er in seiner Therapie an die Sprache anknüpft, also an ein logisch begriffliches System, zugleich aber die Bilder des Unbewußten deuten will.

Fehlleistungen

Fehlleistung bezeichnet eine „Handlung, deren ausdrücklich angestrebtes Ziel nicht erreicht, sondern durch ein anderes ersetzt wird“ (Laplanche & Pontalis, 1977, 153). Freud zählt unterschiedliche Formen von Fehlleistungen auf.

Versprechen: Das Versprechen ist wohl die bekannteste Form der Fehlleistung. *Beispiele:* „Ich fordere Sie auf, auf das Wohl unseres Chefs aufzustoßen“. - Jemand denkt an Vorgänge, die er für schweinisch hält; er sagt: „Und dann sind Tatsachen zum Vorschwein gekommen.“

Vergessen: Vergessen werden Namen, Begriffe. *Beispiel:* Freud erzählt, er selber habe einmal auf dem Bahnhof von Reichenhall eine Fahrkarte lösen wollen. Aber der Name der nächsten großen Bahnstation sei ihm nicht eingefallen, er habe ihn auf dem Fahrplan suchen müssen. „Er lautet: *Rosenheim*. Dann weiß ich aber sofort, durch welche Assoziation er mir abhanden gekommen ist. Eine Stunde vorher hatte ich meine Schwester . . . besucht; meine Schwester heißt *Rosa*, also auch ein *Rosenheim*. Diesen Namen hat mir der ‚Familienkomplex‘ weggenommen“ (Freud: Ges. W., IV, 1941, 29).

Vergreifen: Freud erzählt, daß er vor Türen von Patienten seinen Hausschlüssel hervorzog. Gedankengang: „Hier bin ich zu Hause.“

Resümee: „Gewisse Unzulänglichkeiten unserer psychischen Leistungen . . . und gewisse absichtslos erscheinende Verrichtungen erweisen sich . . . als wohl motiviert“ (Freud: Ges. W., IV, 1941, 267).

Träume und Traumtheorie

Der Traum ist der „Königsweg“ (via regia) zur Erkenntnis des Unbewußten.

Träume haben zwei Aufgaben: (1) Ein Traum dient der Wunscherfüllung, (2) Ein Traum ist Hüter des Schlafes.

Zu (1): Traum als Wunscherfüllung: Der Charakter der Wunscherfüllung sei illustriert mit einem *Beispiel:* Ein Mädchen von dreieinviertel Jahren war auf einem See gefahren. „ . . . die Zeit der Seefahrt war ihr zu rasch vergangen. An der Landestelle wollte sie das Boot nicht verlassen und weinte bitterlich. Am nächsten Morgen erzählte sie: heute Nacht bin ich auf dem See gefahren.“ (Freud: Ges. W., II/III, 1942, 135).

Zu (2): Traum als Hüter des Schlafes: In gewissem Sinne dienen alle Träume dem Bestreben, weiterzuschlafen statt aufzuwachen. *Beispiel:* Ein junger Student schläft gern lange. „Die Zimmerfrau . . . hatte den strengen Auftrag, ihn jeden Morgen rechtzeitig zu wecken, aber auch ihre liebe Not, wenn sie den Auftrag ausführen wollte. Eines Morgens war der Schlaf besonders süß. Die Frau rief ins Zimmer: Herr Pepi, stehn S' auf, Sie müssen ins Spital. Daraufhin träumte der Schläfer ein Zimmer im Spital, ein Bett, in dem er lag, und eine Kopftafel, auf der zu lesen stand: Pepi H. . . . cand. med., zweiundzwanzig Jahre. Er sagte sich träumend: Wenn ich also schon im Spital bin, brauche ich nicht erst hineinzugehen, wendete sich um und schlief weiter. Er hatte sich dabei das Motiv seines Träumens unverhohlen eingestanden“ (Freud: Ges. W., II/III, 1942, 130).

Traumquellen: Freud zählt drei Quellen für Träume auf (1) rezente Erlebnisse, (2) infantile Ereignisse, (3) somatische Vorgänge.

Zu (1): Rezente Erlebnisse: Es wird ein einfacher Vorfall erinnert, der dann umgestaltet wird. *Beispiel:* Eine junge Frau erzählt einen Traum, in dem sie eine Kerze in einen Leuchter steckt. „Die Kerze ist aber gebrochen, so daß sie nicht gut steht.“ Der reale Anlaß war folgender: Das Mädchen „hat gestern wirklich eine Kerze in den Leuchter gesteckt; die war aber nicht gebrochen. Hier ist eine durchsichtige Symbolik verwendet worden. Die Kerze ist ein Gegenstand, der die weiblichen Genitalien reizt; wenn sie gebrochen ist, so daß sie nicht gut steht, so bedeutet dies die Impotenz des Mannes . . . Ob nur die sorgfältig erzogene . . . junge Frau die Verwendung der Kerze kennt?“ (Freud: Ges. W., II/III, 1942, 193).

Zu (2): Infantile Ereignisse: Im Traum können Eindrücke aus den frühesten Lebensaltern erscheinen. *Beispiel:* Ein Mann wollte nach zwanzigjähriger Abwesenheit in seinen Heimatort zurückkehren. „In der Nacht vor der Abreise träumte er, er sei in einer ihm ganz unbekannten Ortschaft und begegne da selbst auf der Straße einem unbekannten Herrn, mit dem er sich unterhalte. In seine Heimat zurückgekehrt, konnte er sich nun überzeugen, daß diese unbekannte Ortschaft in nächster Nähe seiner Heimatstadt wirklich existiere, und auch der unbekannte Mann des Traumes stellte sich als ein dort lebender Freund seines verstorbenen Vaters heraus. Wohl ein zwingender Beweis, daß er beide, Mann wie Ortschaft, in seiner Kindheit gesehen hatte“ (Freud: Ges. W., II/III, 1942, 195).

Zu (3): Somatische Vorgänge: Freud nennt drei Arten: „die von äußeren Objekten ausgehenden objektiven Sinnesreize, die nur subjektiv begründeten inneren Erregungszustände der Sinnesorgane und die aus dem Körperinnern stammenden Leibreize“ (Freud: Ges. W., II/III, 1942, 225). Freud mißt diesen Reizen allerdings keine große Bedeutung zu.

Spezielle Traum inhalte: Es gibt, „eine gewisse Anzahl von Träumen, die fast jedermann in derselben Weise geträumt hat“ (Freud: Ges. W., II/III, 1942, 246):

- der *Verlegenheits Traum der Nacktheit*, der exhibitionistische Wünsche ausdrückt;
- der *Traum vom Tode* teurer Personen, der Todeswünsche gegen Eltern und Geschwister enthält;
- der *Prüfungstraum*, der Selbstkritik ausdrückt (Du hast nicht alles recht gemacht!) und Trost gewährt (Es ist ja schon alles vorbei!).

Traumarbeit nennt Freud den Vorgang, bei dem der Träumer aus verschiedenen „Materialien“ den manifesten Traum zusammensetzt. Aus der Traumarbeit lassen sich alle Träume erklären, auch die Traum-Entstellungen. Wünsche des Es werden vom Ich nicht offen zugelassen; sie werden darum ‚entstellt‘ zu Inhalten, die das Ich zulassen kann. Diese Aufgabe der Zulassung ist Sache des ‚Zensors‘ - Zensor verstanden als Anteile des Ichs, die im Traum noch wirksam sind.

Um seinen Effekt zu erzielen, wendet der Zensor verschiedene Mittel an:

- *Verschiebung*: Sache und Affekt werden getrennt. *Beispiel*: Eine Dame wird umworben von zwei Männern, kann sich aber für keinen von beiden entscheiden; in einem Traum erlebt sie, daß zwei Züge aus entgegengesetzter Richtung auf sie zufahren.
- *Verdichtung*: Verschiedene Inhalte werden in ein Bild zusammengezogen. *Beispiel*: Vor einem Examen träumt ein Student, er gehe einkaufen, Verkäufer sei sein Prüfer, und der verlange einen zu hohen Preis.
- *Dramatisierung*: Die Traumarbeit verwandelt verschiedene Handlungsstränge in eine gemeinsame Szene. *Beispiel*: Herr A hat Streit mit drei verschiedenen Geschäftspartnern; er träumt, daß ihm auf einer Straße ein Pferde-Dreigespann entgegenkommt und ihm den Weg verstellt. - Die Beispiele verdeutlichen, daß sich Verschiebung, Verdichtung und Dramatisierung nicht eindeutig trennen lassen.

Traum-Symbolik: Traumbilder können verschiedenes bedeuten. Unter den sexuellen Traum-Symbolen zählt Freud, unter anderem auf

- für das männliche Genitale: Turm, Fuß, Pinsel, Schere, Zigarre, Rucksack usw.;
- für das weibliche Genitale: Höhle, Schale, Eierbecher, Kino, Zimmer usw.;
- für den Koitus: Stiegensteigen, Überfahrenwerden, Eindringen in Räume usw.

„Lebe ich also wirklich inmitten von Sexualsymbolen? . . . Es gibt wirklich Anlaß genug zu verwunderten Fragen, und die erste derselben lautet: Woher wir denn eigentlich die Bedeutung dieser Traum-Symbole kennen sollen . . .? Ich antworte: aus sehr verschiedenen Quellen, aus den Märchen und Mythen, Schwänken und Witzen, aus Folklore, d. i. der Kunde von den Sitten, Gebräuchen, Sprüchen und Liedern der Völker, aus dem poetischen und dem gemeinen Sprachgebrauch. überall findet sich dieselbe Symbolik vor“ (Freud: Ges. W., XI, 1940, 160).

Bei der **Trauminterpretation** geht es um eine Dechiffrierung; die Materialien, welche die Traumarbeit im manifesten Traum zusammengezogen hat, sollen wieder auf die ursprünglichen Bedeutungsgehalte zurückgeführt werden. - Die *Assoziationen*, die der Klient zu seinen Träumen liefert, dienen dem Zweck, den „Sitz im Leben“ des Träumers zu finden. Die *Deutung* der Symbole aus Mythen, Märchen, dient mehr dem Zweck, einen Traum typologisch zu sehen, den Traum systematisch einzuordnen.

Neurose und Psychoanalyse

Das dritte Phänomen, an dem sich die Wirksamkeit des Unbewußten manifestiert als Konflikt zwischen Primär- und Sekundärvorgang, ist die Neurose. Wir behandeln zwei Themen:

- die Definition der Neurose (A),
- die „Psychoanalyse“ als Therapie der Neurose (B).

(A)

Definition der Neurose

„Die Symptome der Neurosen sind . . . entweder Ersatzbefriedigung irgendeines sexuellen Strebens oder Maßnahmen zu ihrer Verhinderung, in der Regel Kompromisse von beiden“ (Freud: Ges. W., XVII, 1941, 112). Freud unterscheidet zwei Hauptformen:

- (1) Aktualneurosen oder Organneurosen,
- (2) Übertragungsneurosen oder Psychoneurosen oder Konversionsneurosen.

Zu (1): Aktualneurose oder Organneurose sind entstanden durch starke, aber unspezifische Affektwirkungen auf das vegetative System in einem aktuellen Konflikt. Als Ursachen kommen in Betracht:

- Hemmung oder Erschöpfung der Sexualfunktionen, begünstigt durch die Konstitution,
- aber auch toxische Schäden, die lange nachwirken.

Diese Neurosen sind der Analyse und Therapie *unzugänglich*, weil die Hemmung/Erschöpfung der Sexualfunktionen *nicht* in einem psychischen Erlebnis gründet, sondern in einem gesundheitlichen Schaden. Ihre Heilung ist eine medizinische, keine psychologische Aufgabe. Aber die Störung kann sich in zwei Richtungen auswirken: Sie kann die „sexuelle Spannung“ zu weit absenken, sie kann die „sexuelle Spannung“ aber auch zu stark erhöhen. - *Drei Beispiele.*

In der **Neurasthenie** (Nervenschwäche) sinkt die Spannung so weit ab, daß die Sexuellust gleichsam erlischt,

In der **Angstneurose** oder in der **Hypochondrie** steigt die Spannung so hoch an, daß die Sexuellust übermächtig anschwillt.

Zu (2): Übertragungsneurosen oder Psychoneurosen oder Konversionsneurosen entstammen sexuellen Erfahrungen, bei denen es nicht gelang, die Erregung adäquat ‚abzuführen‘. Es entwickelt sich ein chronischer Triebkonflikt. Als Ursachen kommen in Betracht:

- sexuelle *Traumata* in früher Kindheit,
- *Verdrängungen*, wobei die Vorstellung verdrängt wird, der Affekt aber erhalten bleibt.

Diese Traumata und Verdrängungen können sich beziehen auf

- reale Erlebnisse eines Kindes (etwa die Beobachtung eines Koitus der Eltern),
- reine Phantasiegebilde (etwa die Vorstellung einer Verführung),
- schließlich eine Mischung aus beidem.

Weil diese Neurosen einen psychischen Ursprung haben, sind sie der Analyse und Therapie *zugänglich*. - *Drei Beispiele*:

In der **Hysterie** kommt sexuelle Erregung zu Geltung, die nicht zugelassen wird. Hysterie entstammt der Zeit, in der das Genitale (Penis, Vagina) eine Rolle spielt, also der ödipalen Phase, sowohl beim Mann wie auch bei der Frau. Bei der Frau tritt die Hysterie aber exemplarischer hervor.

„Was uns an der **Phobie** der Neurotiker befremdet, ist überhaupt nicht so sehr der Inhalt als die Intensität derselben. Die Angst der Phobien ist geradezu inapellabel! Und manchmal bekommen wir den Eindruck, als ängstigten sich die Neurotiker gar nicht vor denselben Dingen und Situationen, die unter gewissen Umständen auch bei uns Angst hervorrufen können, und die sie mit denselben Namen belegen“ (Freud: Ges. W., XI, 1940, 414). *Beispiel*: Der fünfjährige Hans überträgt seine Angst vor dem Vater (Ödipaler Konflikt) auf ein Symbol in der Außenwelt - auf ein Pferd. Der Haß gegen den Vater wird verdrängt und kehrt zurück als Furcht vor einem Biß durch ein Pferd.

„Die **Zwangsneurose** äußert sich darin, daß die Kranken von Gedanken beschäftigt werden, für die sie sich eigentlich nicht interessieren, Impulse in sich verspüren, die ihnen sehr fremdartig vorkommen, und zu Handlungen veranlaßt werden, deren Ausführungen ihnen zwar kein Vergnügen bereitet, deren Unterlassung ihnen aber ganz unmöglich ist“ (Freud: Ges. W., XI, 1940, 265-266). Zwänge stehen immer in Zusammenhang mit frühkindlicher Sexualthematik. *Beispiel*: Ein Klient, der unter Waschzwang leidet, „bearbeitet“ in seiner Neurose eine Analthematik (Beschmutzung, Reinigung).

(B)

„Psychoanalyse“ als Therapie der Neurose

Was den Ablauf einer Psychoanalyse angeht, so kommt ein Klient jede Woche drei bis fünf Male für etwa eine Stunde zu seinem Therapeuten. Er liegt bei der Behandlung auf einer Couch. Der Therapeut sitzt schweigend hinter ihm

und hört ihm zu. Eine Therapie kann ein halbes Jahr dauern, aber auch drei bis vier Jahre. - Die einzelnen Phasen der Therapie seien mit einigen Worten skizziert:

Bewußtmachung: Die Therapie soll dem Klienten seine Traumata bewußt machen. Um diesen Prozeß zu beschreiben, benutzt Freud drei Termini: Analyse, Konstruktion und Deutung.

- *Analyse:* Die Bezeichnung erinnert an den Vorgang, chemische Prozesse zu „analysieren“. Die Übereinstimmung sieht Freud in der Tatsache, daß Neurosen komplizierte Gebilde sind und der Therapeut dem Klienten die Zusammensetzung der Neurosen aus ihren unerkannten Symptomen und Triebmotiven aufzeigen soll.
- *Konstruktion und Deutung:* Aus dem Material, das der Klient liefert, soll der Analytiker die Entstehung der Neurose *rekonstruieren*. Wenn es dabei um Einzelelemente des Neurosesystems geht, spricht Freud von *Deutung*.
- *Ziel:* Das Ziel von Analyse, Konstruktion und Deutung ist eine Entwicklung, in der allmählich aus unbewußten Phänomenen bewußte Erlebnisse werden. „Wo Es war, soll Ich werden“ (Freud: Ges. W., XV, 1940, 86).

Übertragung und Gegenübertragung: Im therapeutischen Prozeß treten zwischen Patient und Therapeut Phänomene auf, die Freud „Übertragung“ und „Gegenübertragung“ nennt.

- Unter *Übertragung* versteht er den Wunsch des Klienten, infantile Beziehungen auf den Therapeuten anzuwenden. Es geht um den Versuch, ein früheres Libido-Objekt gleichsam wiederzuerwecken, und zwar in der Person des Therapeuten.
- Der Übertragung des Patienten entspricht auf seiten des Therapeuten die *Gegenübertragung*: Projektion libidinöser Bedürfnisse des Therapeuten auf den Patienten. Sie kann eine Schwäche sein, sofern der Therapeut auf „unreife“ Wünsche des Patienten eingeht. Der Patient erlebt ja nicht „Liebe“ neu und ursprünglich, sondern belebt nur frühere Erfahrungen, die er mit seinen Eltern gemacht hat. - Eine Gegenübertragung kann aber auch zur Stärke werden, wenn sie dazu führt, daß sich der Therapeut in besonderem Grade für den Patienten engagiert.

Widerstand und Wiederholungszwang: Wichtigstes Element der therapeutischen Prozesse ist der Widerstand. Jede psychische Erkrankung schließt eine Introversion der Libido ein: Ein Anteil der nach außen gerichteten Libido wird nach innen gewandt. Es ist eine Form von Regression. Wenn dieser „Rückzug“ - dieses Versteck der Libido - aufgedeckt werden soll, erhebt sich Widerstand, der darauf abzielt, den vorhandenen Zustand zu erhalten. Der Widerstand kann allen drei Instanzen entspringen: dem Es, dem Ich, dem Über-Ich.

Grundregel und Abstinenzregel: Für den Verlauf der Therapie gibt Freud zwei Regeln vor. (1) *Psychoanalytische Grundregel:* Der Neurotiker soll alles aussprechen, was ihm durch den Sinn geht. Ihm wird dafür unbedingte Discretion versprochen. - (2) *Psychoanalytische Abstinenzregel:* Der Therapeut

soll sich in der Regel jeder Aktivität enthalten, er soll nicht eingreifen, sondern schweigend zuhören. Deute- und Interpretationshilfen darf er erst geben, wenn er erkennt, daß der Klient für eine Annahme der Hilfe „reif“ geworden ist.

Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten: Freud faßt seine Methode in drei Vorgängen gleichsam zusammen: Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten. - (1) *Erinnern* besagt Bewußtmachen des Vergessenen, Aufheben der frühkindlichen Amnesie, Aufdecken, Entlarven unbewußter Zusammenhänge. - (2) *Wiederholen* besagt erneutes Erleben von Emotionen vergangener Ereignisse, z.B. von Träumen. - (3) *Durcharbeiten* besagt, daß der Patient seine Problematik immer von neuem durchlebt, die Anlässe erinnert, die Emotionen wiederholt. Der Therapeut soll bei diesem Prozeß dem Patienten die ‚Waffen‘ entwinden, d. h. er soll seine Widerstände auflösen - oder richtiger: Der Klient soll die Zeit bekommen, sich in seine Widerstände zu vertiefen, sie durchzuarbeiten - und auf diese Weise zu „reifen“. Der Therapeut soll nicht versuchen, die Entwicklung zu beschleunigen.

Agieren: In der Psychoanalyse soll sich der Patient vergangene Konflikte psychisch vergegenwärtigen. In diesem Prozeß tritt manchmal ein Verhalten auf, das Freud „Agieren“ nennt. Was gemeint ist, läßt sich verdeutlichen an „Übertragung und Gegenübertragung“. Überließe sich der Therapeut der Gegenübertragung, so erlaubte er dem Patienten, in *Realität* zu erleben, was er *nur in der Vorstellung* wiederholen soll. *Beispiele für Agieren:* Kontaktaufnahme zu Angehörigen des Therapeuten, zur Therapiestunde zu spät kommen, Streit am Arbeitsplatz suchen usw.

Ablösung: In seiner Schrift „Die endliche und die unendliche Analyse“ von 1937 setzt sich Freud mit der Frage auseinander, wie lange eine Therapie dauern soll: Wer nur Symptome zu beseitigen wünsche, könne es bei einer kurzen Therapie belassen. Wer aber eine Charakteranalyse anstrebe, der müsse sich auf eine lange Dauer einstimmen (Ges. W., XVI, 1950).

„Indes hier ist es an der Zeit, ein Mißverständnis abzuwehren. Ich habe nicht die Absicht zu behaupten, daß die Analyse überhaupt eine Arbeit ohne Abschluß ist. Wie immer man sich theoretisch zu dieser Frage stellen mag, die Beendigung einer Analyse ist, meine ich, eine Angelegenheit der Praxis. Jeder erfahrene Analytiker wird sich an eine Reihe von Fällen erinnern können, in denen er *rebus bene gestis* vom Patienten dauern den Abschied genommen hat. Weit weniger entfernt sich die Praxis von der Theorie in Fällen der sogenannten Charakteranalyse. Hier wird man nicht leicht ein natürliches Ende voraussehen können, auch wenn man sich von übertriebenen Erwartungen ferne hält und der Analyse keine extremen Aufgaben stellt. Man wird sich nicht zum Ziel setzen, alle menschlichen Eigenarten zugunsten einer schematischen Normalität abzuschleifen oder gar zu fordern, daß der gründlich Analysierte‘ keine Leidenschaften verspüren und keine inneren Konflikte entwickeln dürfe.

Die Analyse soll die für die Ichfunktionen günstigsten psychologischen Bedingungen herstellen, damit wäre ihre Aufgabe erledigt“ (Freud: Ges. W., XVI, 1950, 96).

Wann soll die Ablösung geschehen? Die Frage läßt sich nur formal bestimmen: *Die Ablösung ist dann fällig, wenn das Ziel der Therapie erreicht ist.* Das Ziel ist erreicht, wenn die Genuß- und Leistungsfähigkeit des Patienten wiederhergestellt ist. Wenn der Patient genießen kann, ohne zu bereuen, Leistungen erbringen kann, ohne zu versagen, dann darf die Therapie beendet (oder unterbrochen) werden.

Zu Freud

Eine Skizze wie diese könnte den Eindruck erwecken, bei der Psychoanalyse handele es sich um eine geschlossene Theorie. Freud hat jedoch Begriffe wie Angst, Verdrängung, Bewußtsein usw. immer wieder undefiniert. Darum bleibt eine Zahl ungelöster Fragen (Amelang & Bartussek, 1990; Brandstätter, Schuler & Stocker-Kreichgauer, 1978; Görres, 1968; Kiener, 1978; Rotter & Hochreich, 1979; Schneewind, 1982; Seiffge-Krenke & Todt, 1977).

Freud hat sein System aus klinischem Fallmaterial entwickelt. Erkenntnismittel waren Rekonstruktion und Interpretation von Handlungen, Aussagen, Phantasien, Träumen, über die seine Klienten berichteten. Diese Datenbasis ist selektiv - in einem doppelten Sinne: (a) Freud sammelte seine Informationen bei Neurotikern. Seine „Schlußfolgerungen“ (sein ‚Persönlichkeitsmodell‘) formulierte er aber in Aussagen, die generell gültig sein sollten, also auch für „Gesunde“. - (b) Innerhalb der selektiven Datenstichprobe selegierte Freud noch einmal jene Informationen, die seine Hypothesen stützten. Denn er machte seine Notizen erst *nach* den Sitzungen, erst *am Abend*. Es ist unwahrscheinlich, daß er nur objektiv gespeicherte Informationen in Erinnerung rief.

Was die „empirische Kontrolle psychoanalytischer Thesen“ angeht, so gibt Kiener (1978) einen detaillierten Überblick: Freuds Begriffe sind in der Sprache einer Wissenschaftstheorie kaum formulierbar, darum auch schwer überführbar in Operationen, die sie empirisch ‚erscheinen‘ lassen (sollen).

Einzelheiten: Das Konzept der *Libido* als allgemeiner Antriebsenergie zählt zu vorwissenschaftlichen Vorstellungen, empirisch nicht verifizierbar. - Die *Instanzenlehre* (Es, Ich, Über-Ich) wird durch psychopathologische Fälle und Phänomene des dissoziierten Lernens gestützt, ohne im eigentlichen Sinne bestätigt zu sein. - Was die *Phasenlehre* angeht, so scheinen die einzelnen Stadien kaum scharf abgrenzbar, ihre Allgemeingültigkeit kaum nachweisbar. - Die *Abwehrmechanismen* lassen sich empirisch belegen, ohne in den psychoanalytischen Kontext eingebunden zu bleiben, in dem sie entwickelt wurden.

Verwiesen sei auch kurz auf anthropologische Implikationen: Freud „hat die von ihm beobachteten seelischen Erscheinungen mit Hilfe von philosophisch-metaphysischen Voraussetzungen gedeutet, die selbst nicht mehr empirisch gefunden wurden. Diese sind von Vorstellungen des positivistischen Mechanismus bestimmt, die Freud als öffentliche Meinung der Naturwissenschaftler und Mediziner seiner Zeit übernahm. Es ist infolgedessen berechtigt, die Psychoanalyse als philosophische Weltanschauung zu beurteilen, zumal ihr Begründer sie auch als solche formuliert hat . . . Es ist aber ebenso berechtigt, die Psychoanalyse als psychologische Beschreibung und Theorie zu betrachten und sie von den philosophischen Voraussetzungen und Verklammerungen freizupräparieren“ (Görres, 1968, 77-78).

Einwände zu erheben heißt nicht die Verdienste Freuds zu verkennen. Freud hat zum Verständnis menschlichen Verhaltens wichtige Zugänge eröffnet (Rotter & Hochreich, 1979, 42): Nachdrücklicher als andere hat er die Rolle unbewußter Motivation betont. Klarer als andere hat er die Rolle früher Kindheitserlebnisse erkannt, nachdrücklicher den Einfluß der Sexualität auf die menschliche Entwicklung hervorgehoben. Er hat verwiesen auf die Wirksamkeit von Abwehrmechanismen, auf diese Weise Formen von Fehlverhalten verständlich gemacht. Indem er die Annahme vertrat, auch tief eingeschliffene Fehlhaltungen seien korrigierbar, trat er der Resignation vor Fehlentwicklungen entgegen.

Das größte Verdienst Freuds dürfte darin liegen, Psychologen wie kaum ein anderer Autor gereizt oder angeregt und ihnen eine Fülle von Hypothesen zur Erklärung menschlichen Verhaltens geliefert zu haben.

Entwicklungen über Freud hinaus

In Umrissen sei angedeutet, in welch vielfältige Richtungen Freuds System seinen Einfluß ausgeübt hat, zum Teil nach erheblichen Umwandlungen (Fromm, 1982; Kriz, 1991; Perez, 1985; Schneewind, 1982, I; Seiffge-Krenke & Todt, 1977; Wyss, 1966).

Einige Hinweise zur Entwicklung über Freud hinaus

1.0 Die Bedeutung der Sexualität für die Entwicklung von Neurosen wird eingeschränkt.

- **Schüler und Gegner** verändern die „Lehre“ von der Libido:

⇒ **Jung:** Libido wird interpretiert als *genereller* Lebensantrieb.

⇒ **Adler:** Statt der Libido wird der „Wille zur Macht“ zum Grundantrieb erklärt.

⇒ **Reich:** Der Gesamtkörper gilt als Darsteller psychischer Gesundheit/Störung.

- **Neofreudianer** modifizieren die „Gesamtlehre“, z. B. Schultz-Hencke, Fromm, Horney, Erikson:

⇒ Der Todestrieb wird abgelehnt.

⇒ Der „Grundtrieb“ wird aufgegliedert in nichtsexuelle Triebe, wie in Streben nach Sicherheit und Streben nach sozialen Beziehungen.

⇒ Soziale Beziehungen werden in ihrer Bedeutsamkeit betont, auch für die Entstehung von Neurosen.

2.0 Der Instanz des Ichs wird größere Bedeutung zuerkannt:

Eine „Ich-Psychologie“ wird ausformuliert, z.B. von Anna Freud, Heinz Hartmann, Erik Erikson: Dem Ich wird größere Autonomie zugesprochen, so daß es aktiver mit den Triebimpulsen umgehen kann.

3.0 Die therapeutische Behandlungstechnik wird in unterschiedlicher Weise modifiziert

- **Der Indikationsbereich, der Zuständigkeitsbereich** der Psychoanalyse wird erweitert:

Auch Psychosen, Psychopathien, Soziopathien werden psychotherapeutisch gedeutet und behandelt.

- **Die Therapiedauer** wird verkürzt:

⇒ In der **Fokalthherapie** wird die Analyse einem einzigen Komplex gewidmet.

⇒ Ähnlich wird in der **Kurztherapie** nicht versucht, alle unbewußten Kindheitskonflikte bewußt zu machen; es wird nur ein gegenwärtiger Hauptkonflikt bearbeitet.

- Der therapeutische Prozeß wird **in soziale Bezüge** eingebettet:

⇒ In der **Gruppentherapie** werden mehrere Klienten „gleichzeitig“ behandelt; die gruppenspezifischen Prozesse dienen als „Wirkfaktoren“; gegenseitige Übertragung, fortlaufende Neuverteilung sozialer Funktionen, fortwährende „Rückmeldungen“ sollen individuelle Fehlentwicklungen korrigieren und zur einer „psychosozialen“ Gesundung beitragen.

⇒ In der **Familientherapie** (einer Spezialform der Gruppentherapie) wird ein „gewachsenes“ Sozialsystem behandelt, in der Annahme, daß psychische Störungen zurückgehen auf erstarrte Familienstrukturen oder untergründige Familienkonflikte.

- Die Therapie wird auf **entwicklungspsychologische Frühphasen** ausgedehnt: Kinder- und Jugendanalysen werden eingeführt.

4.0 Freuds Denken beeinflusst in unterschiedlichem Maß unterschiedliche Wissenschaften, vor allem psychologische oder psychologienahe Disziplinen (aber sie nicht allein):

Als Beispiel für die Erschließung ethnographischen Fallmaterials unter psychoanalytischer Perspektive sei **Kardiners** Konzeption der kulturell geprägten Basisstruktur der Persönlichkeit genannt (1939). Primäre Institutionen - Familienstrukturen, Gruppenformen, Grundpflichten, Ernährungsgewohnheiten - prägen die Mitglieder einer kulturellen Gemeinschaft und vermitteln ihnen ähnliche Erlebens- und Verhaltensstrukturen. Die gemeinsame Struktur ihrerseits prägt sekundäre Institutionen, etwa Folklore, religiöse Überzeugungen, Einstellungen zu Gottheiten und die Art des Umgangs mit ihnen.

- Als Beispiel für die Verbindung ethnographischer und klinischer Anliegen unter einem psychoanalytischen Denkstil sei **Eriksons** Beitrag erwähnt. Seine persönlichkeits-theoretischen Konzepte leitete er aus zwei Quellen ab: erstens aus Falluntersuchungen, zweitens aus der Analyse ethnographischen Materials (1959, 1963). Obwohl Erikson sich als Freuds „Schüler“ betrachtet, geht er über Freuds Konzeption hinaus: Er verfolgt die Entwicklung der Persönlichkeit über das ganze Leben hin und versucht sie in acht Phasen zu gliedern (S.91).
Eine Verbindung dreier Ansätze haben **Dollard und Miller** versucht (1950): die Verbindung von Psychoanalyse, Ethnographie und Lerntheorie. Psychoanalytisches Fallmaterial wollten sie nach Kriterien bearbeiten, die den Forderungen des Neobehaviorismus entsprechen („criteria for life history“ von Dollard, 1935).
- Zur Veranschaulichung einer Verbindung psychoanalytischen und allgemein persönlichkeits-theoretischen Gedankenguts sei verwiesen auf unterschiedliche Theoretiker:
 - ⇒ **Rothacker** unterscheidet, ähnlich wie Freud, Es- und Ich-Schichten, akzentuiert aber stärker die Einheit der Person; es ist die Ich-Funktion, die Einheit herstellt (1948) (S. 176).
 - ⇒ **Lersch** gliedert, ähnlich wie Freud, das Individuum in drei Regionen: den Lebensgrund, den endothymen Grund und den personellen Oberbau. Aber anders als Freud hebt er, ähnlich wie Rothacker, nachdrücklich die Einheit des Individuums hervor, vollzogen in einem „Zentrum“, das er personales Selbst nennt (1964) (S. 181).
 - ⇒ **Cattell** übernimmt, fast selbstverständlich, Konzepte wie Über-Ich oder Ichstärke von Freud, kennzeichnet sie aber inhaltlich aus den Ergebnissen seiner eigenen vielfältigen Untersuchungen (1972) (S. 341).
 - ⇒ **Witkin** und seine Mitarbeiter benutzen das Konzept der unbewußten Abwehr, um Feldabhängige von Feldunabhängigen zu unterscheiden (1962) (S. 247).
 - ⇒ **Byrne** setzt beim Abwehrmechanismus der Verdrängung an, um zwei unterschiedliche Stile von Reizverarbeitung zu charakterisieren, die sogenannten „Verdränger“ und „Reizempfindlichen“ (repressers/sensitizers: 1964) (S. 259).

7 Adler, A.: Individualpsychologie (1870-1937)

Adler war ein Schüler Freuds, trennte sich aber 1911 von ihm, weil er nicht in der Libido als Sexualenergie den Grundantrieb menschlichen Handelns sah, sondern in dem Willen zur Macht: Einer Neurose liege nicht ein verdrängter Sexualwunsch zugrunde, sondern ein Minderwertigkeitskomplex. Jeder Mensch entwickle als Kind gegenüber den Erwachsenen ein Gefühl der Unterlegenheit, dieses Gefühl wolle er überwinden durch den Willen zur Überlegenheit.

Charaktereigenschaften seien zu verstehen als Instrumente des Strebens von ‚unten nach oben‘, also Mittel eines Lebenszweckes und der Daseinsbewältigung. Der Name „Individualpsychologie“ leitet sich her von dem System des „Individuums“ als dem unteilbaren System der Daseinserhöhung.

„Adler behielt Freuds Auffassung, daß jegliches Verhalten motiviert oder zielgerichtet sei, bei. Er ließ auch gelten, daß das Individuum oft seine eigenen Motivationen nicht kennt und häufig die Bedeutung seines eigenen Verhaltens nicht versteht. Im Unterschied zu Freud teilte Adler aber die Seele nicht in einen bewußten und einen unbewußten Teil auf und sprach auch nicht von triebhaften Energiesystemen. Zu Adlers Bruch mit Freud kam es hauptsächlich wegen der Ablehnung der Freudschen Triebtheorie und Freuds Betonung der herausragenden Bedeutung sexueller Motivationen für das Verhalten sowohl von Kindern als auch von Erwachsenen“ (Rotter & Hochreich, 1979, 56).

Vorannahmen

Adler geht davon aus - und begründet seine Annahme aus seiner ärztlichen Praxis - daß der Mensch bestrebt sei (wie jeder andere Organismus), schwache oder kranke Organe zu pflegen und zu entwickeln, so daß sie den Mangel, die Minderwertigkeit, ausgleichen:

- Manchmal übernehme ein anderes Organ die Funktionen des schwachen oder kranken Organs; Adler spricht von **Kompensation**. Jemand kann motorisch schwach sein, jedoch rhetorisch tüchtig; so kann es vorkommen, daß jemand nicht schnell laufen kann, aber in der Lage ist, ausführlich über „Laufen“ zu reden.
- Manchmal werde das schwache oder kranke Organ zu besonderer Leistung ausgebildet; Adler spricht von **Überkompensation**. Jemand, der stottert, entwickelt sich zum großen Redner. (Als Beispiel wird immer wieder er-

wähnt der athenische Politiker und Redner Demosthenes: Er habe als junger Mann gestottert, habe gegen das Brüllen des Meeres angerebet, um seine Stimme zu stärken . .)

Adler erweitert seine Vorannahmen um **drei Grundannahmen:**

- (1) Kinder erleben eine lange Phase der Abhängigkeit und entwickeln dabei **Gefühle der Minderwertigkeit**, der Unzulänglichkeit.
- (2) Um diese Unterlegenheit zu kompensieren (oder zu überkompensieren), versuchen Menschen, ihre Umgebung zu kontrollieren, über sie Macht und Übergewicht zu erlangen und so die erlebte Schwäche wettzumachen. In diesem Bemühen drückt sich das **Streben nach Macht** aus.
- (3) In dieser Auseinandersetzung kann das **Gemeinschaftsgefühl** für Ausgleich sorgen: das Gefühl, für andere etwas beitragen zu wollen, für andere dasein zu sollen. „Gemeinschaftsgefühl‘ ist nicht angeboren, sondern es ist lediglich eine angeborene Möglichkeit, die es bewußt zu entfalten gilt. Wir können uns auf irgendeinen sogenannten sozialen ‚Instinkt‘ nicht verlassen“ (Adler, 1981, 49).

Zwei Personencharakteristika: Anpassung/Fehlanpassung, Lebensstil

Angepaßt ist eine Person, die ihre Erfahrung der Minderwertigkeit meistert aufgrund des Gemeinschaftsgefühls. Vor allem die Mutter muß „das Kind Schritt für Schritt für andere Menschen und für die weitere Lebensumwelt interessieren. Soweit sie diese beiden Funktionen erfüllen kann - nämlich Unabhängigkeit zu gewähren und ein Anfangsverständnis für die umgebende Situation daheim in der Welt zu vermitteln -, wird sie erleben, daß ihr Kind Gemeinschaftsgefühl, Unabhängigkeit und Mut entwickelt . . . Mit einer solchen Hinführung zum Leben wird der untilgbare Überlegenheitswille mit Gemeinschaftsgefühl verbunden und führt zu mutigen und optimistischen Aktivitäten auf der nützlichen Seite des Lebens“ (Adler, 1981, 50).

Fehlangepaßt ist eine Person, die aus der Erfahrung der Minderwertigkeit das kompensatorische Streben nach Überlegenheit überstark entfaltet und dann nicht mehr aus Gemeinschaftsgefühl, sondern aus Eigennutz handelt und so auf die „unnützliche Seite“ des Lebens gerät. „Auf diese Weise buchstabiert die Individualpsychologie, die sich immer geweigert hat, im unteilbaren Individuum mehr oder weniger selbständige Instanzen anzuerkennen, den ‚Konflikt zwischen Es und Über-Ich‘ anders als die (orthodoxe) Psychoanalyse: Das sich selbst entfremdete Subjekt erlebt sich als Objekt fremder Mächte und verhält sich auf sich bezogen, es versteht sich nur noch als Produkt und nicht mehr gleichzeitig auch als Produzent seiner Verhältnisse“ (Adler, 1981, 16).

Lebensstil: In der Art, die eigene Unzulänglichkeit zu erleben und sie zu meistern, unterscheiden sich die Menschen, sie entwickeln je einen eigenen Lebensstil, (Vor 1926 sprach Adler auch von ‚Leitbild‘, ‚Leitlinie‘ oder ‚Lebenslinie‘: Adler, 1981, 12.)

Den Lebensstil formen Menschen nach den Vorbildern der Machtgewinnung und der Machtausübung, die sie während ihrer Kindheit in ihrer Umgebung beobachtet haben: In der *einen* Familie wird „Bildung“ für wichtig gehalten; in dieser Familie gewinnt ein Kind Kontrolle über seine Umgebung, indem es Schulbildung wichtig nimmt; es erhält Zuwendung in Gestalt von Lob und Tadel. - In *anderen* Familien gilt sportliche Leistung als erstrebenswertes Ziel oder handwerkliches Geschick oder Aggressivität oder Anpassung; in diesen Familien gewinnt ein Kind dann Kontrolle über seine Umgebung, wenn es eifrig Sport betreibt, intensiv seine handwerklichen Fähigkeiten ausbildet, Aggressivität erlernt oder Anpassung anstrebt.

Unterschiede des Lebensstils

Aus den Strategien, die das Kind in seiner Mitwelt erlebt, formt es seinen Lebensstil. Unterschiede zu anderen Kindern bringt es mit und bildet neue Unterschiede aus:

- *Erstens* unterscheiden sich Kinder in dem *Grade*, in dem sie ihre Minderwertigkeit erleben. Die einen leiden stärker unter körperlicher, die anderen stärker unter sozialen Mängeln. Je stärker das Minderwertigkeitsgefühl, desto stärker der Drang zur Kompensation.
- *Zweitens* unterscheiden sich Kinder in dem *Bereich*, in dem sie ihre Unterlegenheit erfahren. Ein körperlicher Schwächling kann seine Unterlegenheit zum Beispiel durch verbale oder schulische Leistungen wettmachen (Kompensation!) oder aber sich zu einem „Muskelmenschen“ ausbilden (Überkompensation).
- *Drittens* unterscheiden sich Kinder in den *Mitteln*, die sie in ihren Lebensstil einbeziehen. Sie können *akzeptierte und gewinnbringende* Mittel einsetzen, z.B. Schulbildung, Sport. Sie können aber auch auf *unakzeptierte, fehlangepasste* Mittel verfallen, z. B. auf ständiges Herumalbern, auf verbale oder physische Aggressivität gegen andere Personen.

Zu einem **integrierten Lebensstil** führt auf Dauer nur ein solches Mittel, das - in einer gegebenen Kultur - „akzeptiert“ wird. Der Lebensstil wird in den ersten vier oder fünf Jahren der Kindheit ausgebildet. „Diese Lebensperiode endet mit der vollen Entwicklung des Ichs und seiner anschließenden Fixierung auf eine Lebenseinstellung. Von diesem Zeitpunkt an werden die Antworten auf die vom Leben gestellten Fragen diktiert, allerdings nicht von der Wahrheit, die in den Beziehungen selbst liegt, sondern von bestimmten mechanisierten Einstellungen, die wir als Stil des Individuums bezeichnen“ (Adler, 1981, 26).

Neurotischer Lebensstil

Ein fehlangepaßter, ein neurotischer Lebensstil geht immer darauf zurück, daß das Kind in seiner Kindheit seine Umwelt verzerrt wahrgenommen und interpretiert hat. *Zwei Beispiele:* (1) Ein Kind mag erlebt haben, daß sich von seinen Eltern immer *der* Teil durchgesetzt hat, der am lautesten schreit; es generalisiert (es interpretiert die Welt) in dem Sinne, daß ein Lebensstil dann Erfolg verspricht, wenn in Auseinandersetzungen diese Form sozialer „Kommunikation“ angewandt wird. (2) Ein Kind mag sich zurückgesetzt fühlen hinter einem jüngeren Geschwister. Nun entdeckt es, daß es Zuwendung erhält, wenn es krank wird; es nimmt ‚Krankwerden‘ als eine Komponente in seinen Lebensstil auf, es entwickelt sich zum „zarten Kinde“.

Wenn ein bestimmter Lebensstil einmal ausgebildet ist, erschwert er es einem Menschen, aus neuen Erfahrungen zu lernen; der Lebensstil wirkt wie ein Filter: Neue Erfahrungen werden auf der Folie des alten Lebensstiles wahrgenommen und interpretiert.

Das Kind im Netz der Familiendynamik

Das Kind erlebt seine Unzulänglichkeit in der Familie, in dieser Mitwelt entwickelt es auch seinen Lebensstil. Beeinflußt wird es dabei vor allem

- (1) von den Beziehungen zu den Eltern,
- (2) von den Beziehungen zu seinen Geschwistern.

Zu (1): Beziehungen zu den Eltern: Die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sind ungestört, wenn sie es den Kindern ermöglichen, ein realistisches Bild der Familie und der Umwelt zu gewinnen. - Gestört sind die Beziehungen, wenn sie eine solche Sicht nicht zulassen. Es ist wahrscheinlich, daß solche Störungen dem Kind einen fehlangepaßten Lebensstil vermitteln. - Adler unterscheidet vor allem zwei Arten von Störungen: Verwöhnung und Ablehnung.

Verwöhnung bezeichnet als Oberbegriff verschiedene Arten elterlicher Verhaltensweisen:

- Zu starke *Behütung* (Verweichlichung) kann verhindern, daß ein Kind irgendeinem Risiko ausgesetzt wird.
- Zu starke *Nachgiebigkeit* erspart oder verwehrt dem Kind die Erfahrung der Grenze.
- Zu starke *Beherrschung* erstickt die Selbständigkeit des Kindes.

Jede Verwöhnungsart bringt das Kind dazu, sich als unzulänglich zu erleben; jede stört seine Entwicklung zu Unabhängigkeit und Selbständigkeit. Darum bildet das verwöhnte Kind einen Lebensstil aus, nach dem es erwartet, daß sich immer jemand um es kümmern werde; es entwickelt nicht die Fähigkeit, selber auszuprobieren, wie es Probleme lösen könne.

Ablehnung kann verschiedene Gründe haben: Ein Kind kann unerwünscht sein,

- weil die Ehepartner miteinander *unglücklich* sind,
- weil schon *zu viele Geschwister* da sind,
- weil es *kränkt* oder *behindert* ist.

Ausdrücken können Eltern ihre Ablehnung auf verschiedene Weise: durch feindselige, gar brutale Behandlung, durch Ignorieren, durch Mangel an Zeit, durch Alleinlassen. - Was auch immer die Gründe oder die Formen der Ablehnung sein mögen: Das Kind erlebt seine unmittelbare Umgebung als feindselig oder gleichgültig. Es nimmt an, daß es sich nicht auf seine Mitwelt verlassen könne, daß es ständig auf der Hut vor Verrat sein müsse. - Ein solches Kind muß zwar früh seine Selbständigkeit beweisen, aber es handelt sich um eine Form von Selbständigkeit, die keine soziale Beziehung aufbaut und darum den Sinn für Verantwortung gegenüber der Gesellschaft vernachlässigt.

Verwöhnung wie Ablehnung können zu neurotischen Symptomen führen, Erfahrungen wie Ablehnung oder Vernachlässigung sogar in die Nähe von Kriminalität und Delinquenz.

Zu (2): Beziehungen zu den Geschwistern: Wie die Beziehungen zu den Eltern, so prägen auch die Beziehungen zu den Geschwistern das einzelne Kind. Vor allem die Position in der Geschwisterreihe legt Anforderungen und Freiräume fest, bestimmt somit den Lebensstil (oder die Lebensleitlinie) entscheidend mit. - *Vier Beispiele zur Geschwisterposition:*

Das *Einzelkind*

- ist oft verwöhnt, darum oft weniger selbständig;
- hat oft Schwierigkeiten im außerfamiliären Raum.

Das *älteste Kind*

- ist oft lange die Sonne der Eltern;
- erlebt aber ungeheure Probleme, wenn es bei der Geburt eines Geschwisters gleichsam „entthront“ wird; um die Zuwendung der Eltern zu erhalten, über-identifiziert es sich oft mit den Werten und Erwartungen der Eltern, vor allem, wenn ihm Verantwortung für und Aktivität über die Geschwister übertragen werden.

Das *mittlere Kind*

- hat nie alleinigen Anspruch auf die Aufmerksamkeit der Eltern oder Geschwister;
- erlernt darum meist sehr willig „soziale“ Verhaltensweisen wie Kooperations- und Kompromißbereitschaft.

Das *jüngste Kind*

- wird oft verwöhnt als Nesthäkchen, sowohl von den Eltern wie auch von den Geschwistern;

- wird zuweilen aber auch als Anhängsel behandelt, das Kleider und Schuhe der älteren Geschwister übernehmen muß;
- erlebt darum „viele“ Konkurrenten, die größer und mächtiger sind.

Solche Charakteristika von Personen nach ihrer Geschwisterposition sind „exemplarisch“ zu verstehen, sie sind nicht gemeint im Sinne individueller Eigenschaften, so als könne man, die Geschwisterposition als bekannt vorausgesetzt, die Eigenschaften einer Person erschließen. - Worum es geht, ist: zu erkennen, daß die Position in der Geschwisterreihe den Lebensstil eines Kindes mitprägt.

Nützliche und unnützliche Seite des Lebens: Normalität und Fehlanpassung

Der „richtige“ Lebensstil ist so beschaffen, daß er einem Menschen ermöglicht, sich ein „nützliches“ Leben zu erschließen. Zu dieser „Normalität“ tragen Verhaltensweisen bei wie die folgenden:

- Mut und Realismus,
- Gemeinschaftsgefühl (Jemand, der Gemeinschaftsgefühl besitzt, kümmert sich um andere, fällt andern nicht zur Last, will nicht nur dem Eigeninteresse leben.),
- Kenntnis der Logik menschlichen Zusammenlebens.

Komplementär charakterisieren den fehlangepaßten Menschen:

- Mangel an Realismus und Mut,
- Mangel an Gemeinschaftsgefühl,
- Unkenntnis der Logik menschlichen Zusammenlebens.

Im Kampf um die Macht bringen fehlangepaßte Menschen keine realistischen, sozial eingebetteten Handlungen zuwege. Für Mißerfolge machen sie (nicht sich, sondern) andere verantwortlich, z.B. für schlechte Schul- oder Arbeitsleistungen die häusliche Situation oder Krankheiten.

Distanzierung: „Das Ziel jedes Menschen ist Überlegenheit, doch bei denen, die ihren Mut und ihr Selbstvertrauen verloren haben, hat es sich von der nützlichen zur unnützlichen Seite des Lebens verschoben“ (Adler, 1981, 36). Diesen Abwehrvorgang nennt Adler Distanzierungsmechanismus: Schutz vor der Erkenntnis schmerzlicher Wahrheiten über sich selbst.

Männlicher Protest, weiblicher Protest

Als spezielle Varianten der Fehlanpassung gelten solche Lebensstile, die durch Dominanz männlicher oder weiblicher Rollen provoziert werden.

„über Probleme im Sexualverhalten und im geschlechtlichen Rollenverständnis hatte Adler deutlich andere Ansichten als Freud. Während Freud

alle sexuellen Schwierigkeiten als das Ergebnis eines Widerstreits zwischen den triebhaften Energien des Individuums und den repressiven Einflüssen der Gesellschaft ansah, glaubte Adler, daß sexuelle Probleme, wie alle zwischenmenschlichen Schwierigkeiten, vom Kampf um Macht oder Überlegenheit herrühren. In Adlers Theorie stand die Sexualität nicht im Mittelpunkt; sie wurde als eine von vielen wichtigen menschlichen Verhaltensweisen betrachtet. Zur Beschreibung von Problemen im sexuellen Rollenverständnis führte Adler jedoch zwei neue Begriffe ein: den männlichen Protest und den weiblichen Protest“ (Rotter & Hochreich, 1979, 64).

In Kulturen und Familien, in denen *männliche Vorbilder* dominieren, bringen männliche Verhaltensweisen Machtgewinn: etwa körperliche Kraft, Selbstsicherheit, Aggressivität, Durchsetzungswille.

Mädchen, die unter derartigen Bedingungen aufwachsen, leiden unter zusätzlichen Minderwertigkeitsgefühlen. Wenn sie in ihren Lebensstil typisch männliche Verhaltensmuster aufnehmen, spricht Adler von „männlichem Protest“ („Ich will ein ganzer Mann sein!“). Diese neurotische Verzerrung kann zu Schwierigkeiten im Kontakt mit Männern führen.

Beispiel: „Ein klein gewachsenes 25jähriges Mädchen stellt sich mit der Klage über häufigen Kopfschmerz, Affektausbrüche, Arbeits- und Lebensunlust vor. Spuren der Rachitis sind allenthalben wahrzunehmen. Die Kindheitsgeschichte deckt ein ungeheures Minderwertigkeitsgefühl auf, das insbesondere wegen der Bevorzugung eines jüngeren Bruders durch die Mutter und durch dessen intellektuelle Überlegenheit in fortwährender Spannung erhalten wurde. Der sehnliche, unbewußte Wunsch dieser Patientin war gewesen, groß, sehr klug und ein Mann zu sein . . . Wo ihr als kleinem dummen Mädchen diese Möglichkeit fehlte, hat sie durch Simulation von Dummheit, Ungeschicklichkeit und Krankheit, nicht zuletzt durch das Arrangement von Faulheit ihren Angehörigen gegenüber, insbesondere im Trotz gegen die Mutter ihr imaginiertes Persönlichkeitsgefühl gesichert“ (Adler, 1972, 218). - „In der Tat ist ihr männlicher Protest, ihre Neigung zur Herabsetzung anderer, ihr Ehrgeiz, ihre Empfindlichkeit, Trotz, Unnachgiebigkeit, Eigensinn auffällig genug“ (Adler, 1972, 220).

Analog gilt, daß in Kulturen und Familien, in denen *weibliche Vorbilder* dominieren, weibliche Verhaltensweisen Vorherrschaft sichern. Wenn Jungen (und Mädchen) unter solchen Bedingungen nach einem hohen Grad an Femininität streben - Fürsorglichkeit, Mütterlichkeit, weiches, gefälliges Aussehen - dann spricht Adler von „weiblichem Protest“, der, als neurotische Störung, ebenfalls zu Störungen im heterosexuellen Kontakt führen kann.

Psychotherapie nach Adler

(Quelle: Adler 1912; Kriz, 1991; Rotter & Hochreich, 1979; Sperber 1983; Wyss, 1966)

In seiner Psychotherapie unterscheidet sich Adler erheblich von Freud. Auch Adler arbeitet mit seinen Klienten frühkindliche Erfahrungen durch. Aber er geht über freie Assoziation oder Traumdeutung weit hinaus - er schaltet sich in die Therapie „aktiv“ ein.

Erstes Ziel ist es, den Lebensstil des Individuums zu identifizieren. Dabei setzt Adler voraus, daß aktuelle Störungen zurückgehen (können) auf frühkindliche Erfahrungen. Diese Erfahrungen erkundet er mit Fragen, die direkter sind als die von Freud; die Fragen beziehen sich auf „Gegenstände“ wie:

- Erfahrungen der Geschwisterrivalität,
- Verwöhnung oder Ablehnung durch die Eltern,
- die soziale Rolle von Mann oder Frau,
- die Fähigkeit, Kompromisse zu schließen,
- Selbständigkeit,
- Selbstvertrauen oder Selbstunsicherheit,
- einen effektiven oder ineffektiven Lebensstil
- u s w .

Das **zweite Ziel** betrifft das Anliegen, den Lebensstil des Klienten zu korrigieren. Vorrangig sollen Minderwertigkeitsgefühle abgebaut werden. Bei diesem Vorhaben setzt Adler auf offene, unverschlüsselte Ermutigung und Bestätigung des Klienten.

Von seinem Ansatz her ‚muß‘ Adler das Individuum dahin führen, sich in die „Gesellschaft“ einzufügen. Das **dritte Therapieziel** besteht darum darin, „Gemeinschaftsgefühl“ im Klienten zu wecken - auch dieser Schritt schließt konkrete Vorschläge, also aktive Hilfen ein, die zu Unabhängigkeit und Kooperation hinführen sollen.

Zu Adler

Adler hat die Entwicklungspsychologie mit seinem Hinweis auf die Familiendynamik bereichert.

Er hat die Erziehungsberatung und Familientherapie angeregt, gemäß der Einsicht, daß die gestörte Person nur zu heilen sei, wenn ihre Umgebung korrigiert werde.

Noch weniger als Freud hat er eine geschlossene Theorie vorgelegt, er hat Leitideen vorgegeben und als molare oder molekulare Untersuchungseinheiten abgegrenzt, so zum Beispiel die Konzepte des Strebens nach Macht, des Gemeinschaftsgefühls, des Lebensstiles, der Verwöhnung und Ablehnung, des männlichen oder weiblichen Protestes.

8 Jung, C. G.: Analytische oder Komplexe Psychologie (1875-1961)

Wie Adler war Jung ein Mitarbeiter Freuds, wie Adler trennte er sich von Freud, 1914, weil er dessen These - Libido als sexuellen Grundantrieb - erst bezweifelte, dann ablehnte. Im Unterschied zu Freud verbindet er, gleich Adler, entschiedener kausales und finales Denken: Verhalten entspringe nicht nur der phylogenetischen, ontogenetischen Ausstattung, nicht nur der individuellen Biographie, soweit sie die Vergangenheit berücksichtigt, Verhalten orientiere sich vor allem an Zielen, also an der Zukunft, an der Suche nach einer Ganzheit des Lebens. - Jung bemüht sich um eine Deutung des menschlichen Daseins aus philosophischen und religiös-mystischen Ursprüngen.

Als Jung sich von Freud getrennt hatte, nannte er seine Lehre zuerst „Analytische Psychologie“, später „Komplexe Psychologie“.

Wir skizzieren sein System unter vier Titeln:

- strukturelle Aspekte: Psyche und Seele, Bewußtes und Unbewußtes,
- dynamische Aspekte: Libidofluß und drei Engergieprinzipien,
- genetische Aspekte: Individuation und Archetypen,
- Psychotherapie und Traumtheorie.

Strukturelle Aspekte

„Für den Laien auf diesem Gebiet möchte ich hier beifügen, daß die Strukturlehre der Psyche nicht etwa aus Märchen und Mythen abgeleitet wurde, sondern auf den Erfahrungen und Beobachtungen der ärztlich-psychologischen Forschung beruht und erst sekundär ihre Bestätigung durch vergleichende Symbolforschung in Gebieten gefunden hat, die dem Arzte zunächst sehr ferne lagen“ (Jung: Ges.W., 1976, IX, 1, 255).

Psyche und Seele

Ansatz für Jungs Denken ist die Gesamtheit des Psychischen, diese Gesamtheit nennt er **Psyche**. „Unter Psyche verstehe ich die Gesamtheit aller psychischen Vorgänge, der bewußten sowohl wie der unbewußten“ (Jung: Ges. W., 1960, VI, 503).

Abzuheben von der Psyche ist die Seele, die in der Psyche einen abgegrenzten Funktionsbezirk bildet, eine innere Persönlichkeit; in einer Psyche können

mehrere Seelen, mehrere Persönlichkeiten wohnen. Psyche ist das Umfassende, Seele ein Teilbereich.

Bewußtsein und Unbewußtes

Die Psyche gliedert sich in zwei Sphären: das Bewußte und das Unbewußte. Die beiden Sphären verhalten sich zueinander komplementär oder kompensatorisch - *nicht kontrastierend* wie in dem System von Freud.

Im Zentrum des **Bewußtseins** steht das Ich. „Unter Bewußtsein verstehe ich die Bezogenheit aller psychischer Inhalte auf das Ich, soweit sie als solche vom Ich empfunden wird. Beziehungen zum Ich, soweit sie von diesem nicht als solche empfunden werden, sind unbewußt . . . Es gibt eine Vielheit von psychischen Komplexen, die nicht alle notwendigerweise mit dem Ich verbunden sind“ (Jung: Ges. W., 1960, VI, 451).

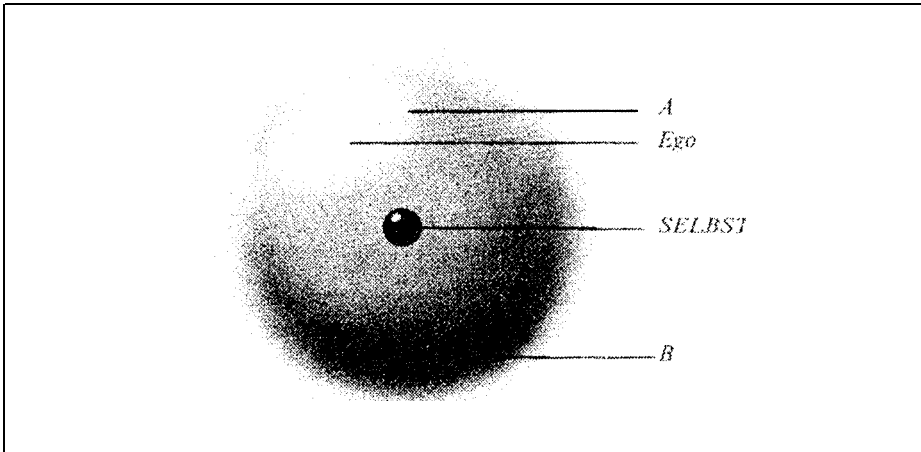
Dem Bewußtsein ist kompensatorisch entgegengesetzt das **Unbewußte**. „Der Begriff des Unbewußten ist für mich ein ausschließlich psychologischer Begriff und kein philosophischer im Sinne eines metaphysischen. Das Unbewußte ist meines Erachtens ein psychologischer Grenzbegriff, welcher alle diejenigen psychischen Inhalte oder Vorgänge deckt, welche nicht bewußt sind, d.h. nicht auf das Ich in wahrnehmbarer Weise bezogen sind“ (Jung: Ges. W., 1960, VI, 525).

Persönliches und kollektives Unbewußtes: Das Unbewußte läßt sich aufteilen in einen **persönlichen** und einen **kollektiven** Anteil. „Wir können ein persönliches Unbewußtes unterscheiden, welches alle Acquisitionen der persönlichen Existenz umfaßt, also Vergessenes, Verdrängtes, unterschwellig Wahrgenommenes, Gedachtes und Gefühltes. Neben diesem persönlichen unbewußten Inhalten gibt es aber andere Inhalte, die nicht aus persönlichen Acquisitionen, sondern aus der ererbten Möglichkeit des psychischen Funktionierens überhaupt, nämlich aus der ererbten Hirnstruktur stammen. Das sind die mythologischen Zusammenhänge, die Motive und Bilder, die jederzeit und überall ohne historische Tradition oder Migration neu entstehen können. Diese Inhalte bezeichne ich als kollektiv unbewußt . . . Wie aus der bewußten psychischen Tätigkeit gewisse Resultate oder Produkte hervorgehen, so gehen auch aus der unbewußten Tätigkeit Produkte hervor, z.B. Träume und Phantasien.

Das funktionelle Verhältnis der unbewußten Vorgänge zum Bewußtsein dürfen wir als kompensatorisches bezeichnen, indem der unbewußte Vorgang erfahrungsgemäß das subliminale Material, das durch die Bewußtseinslage konsteliert ist, zutage fordert, also alle diejenigen Inhalte, welche, wenn alles bewußt wäre, am bewußten Situationsbilde nicht fehlen können“ (Jung: Ges. W., 1960, VI, 527). Das kollektive Unbewußte bewahrt die geistige Erbmasse der Menschheit in symbolischer Form auf, in archaischen Bildern und Symbolen,

die Jung Archetypen nennt. Den Aufbau der Psyche kann ein Schema veranschaulichen (Kasten 8-1).

Kasten 8-1:
Aufbau der Psyche



Kommentar zu Kasten 8-1: „Die Psyche ist mit einer Kugel zu vergleichen, die auf ihrer Oberfläche ein helles Feld hat (A), welches das Bewußtsein darstellt. Das Ego ist das Zentrum des Feldes (bewußt ist etwas nur dann, wenn ‚ich‘ es weiß). Das Selbst ist der Kern und gleichzeitig die ganze Kugel (B); seine Regulationsvorgänge erzeugen die Träume“ (von Franz, 1968, 161).

Vier Grundfunktionen

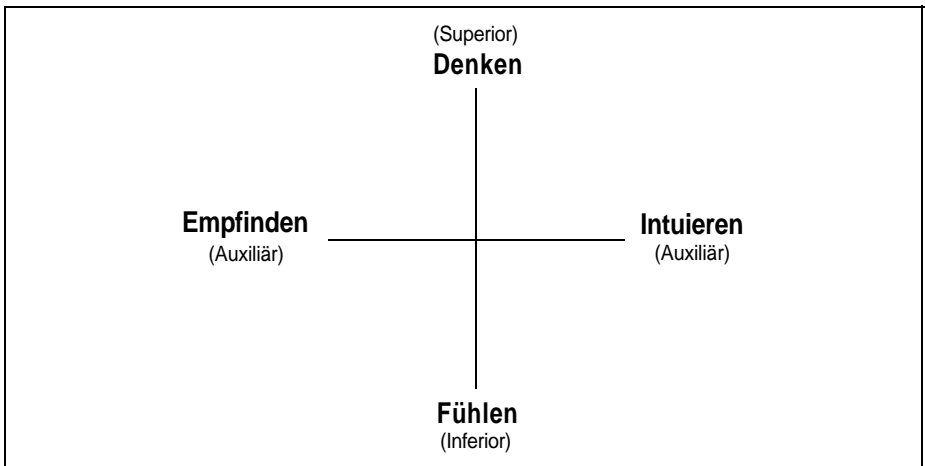
Das Bewußtsein und das Unbewußte werden tätig in vier Grundfunktionen: Empfinden, Denken, Fühlen, Intuieren. „Die Empfindung (d.h. Sinneswahrnehmungen) sagt, daß etwas existiert, das Denken sagt, was es ist; das Gefühl sagt, ob es angenehm oder unangenehm ist; und die Intuition sagt, woher es kommt und wohin es geht“ (Jung, 1968, 61).

Denken und Fühlen sind Formen *rationaler* Bewertung. Denken entscheidet über wahr und falsch. - Fühlen befindet über gut und böse, über angenehm und unangenehm, es geht um eine emotionale Stellungnahme, die rational ist (nicht unwillkürlich zustandekommt).

Empfinden und Intuieren sind Formen *irrationaler* Wahrnehmung. Empfinden bezeichnet die Wahrnehmung ohne Bewertung, ohne Sinnverleihung. - Intuieren meint das unbewußte Wahrnehmen, die schnelle, blitzartige Erfassung dessen, was einer Sinneswahrnehmung zugrundeliegt.

Die vier Grundfunktionen bilden eine innere Struktur, sie sind als Anlage vorgebildet, aber nicht alle gleichmäßig ausgeprägt. *Eine* der vier Funktionen ist jeweils dominant (zum Beispiel das Denken), Jung nennt sie *superior*. Ihr entgegengesetzt ist die zugehörige Gegenfunktion (in dem Beispiel das Fühlen), sie heißt *inferior*. - Während das Ich sich der superioren Funktion bewußt ist, bleibt die inferiore Funktion dem Unbewußten zugeordnet, dem Ich nicht willkürlich verfügbar. - Die beiden anderen Funktionen sind in dem Zwischenreich des ‚Bewußten/Unbewußten‘ lokalisiert, Jung nennt sie *auxiliär* (sie bilden Hilfsfunktionen für die Hauptfunktion). - Kasten 8-2 stellt die Zuordnung der vier Grundfunktionen schematisch dar.

Kasten 8-2:
Die vier Grundfunktionen in ihrer Struktur



Kommentar zu Kasten 8-2: Die beiden rationalen Funktionen (Denken, Fühlen) und die beiden irrationalen Funktionen (Empfinden, Intuieren) sind einander komplementär zugeordnet. - In dem Beispiel ist Denken als superioren, Fühlen als inferiore Funktion platziert, Empfinden und Denken erhalten die Rolle ‚auxiliärer‘ Funktionen.

Einstellungen: Die vier Grundfunktionen kommen in zwei Einstellungsformen vor, als **Introversion** und als **Extraversion**. „Die allgemeinen Einstellungstypen unterscheiden sich . . . durch ihre eigentümliche Einstellung zum Objekt. Der *Introvertierte* verhält sich dazu abstrahierend; er ist im Grunde genommen immer darauf bedacht, dem Objekt die Libido zu entziehen, wie wenn er einer Übermacht des Objektes vorzubeugen hätte. Der *Extravertierte* dagegen verhält sich positiv zum Objekt. Er bejaht dessen Bedeutung in dem Maße, daß er seine subjektive Einstellung beständig nach dem Objekt orientiert und darauf bezieht“ (Jung: Ges. W., 1960, VI, 357).

Acht Typen

Aus der Kombination der zwei Einstellungen mit den vier Grundfunktionen resultieren acht Klassen menschlicher Personen, sogenannte „Grundtypen“. Es gibt also einen extravertierten Denk-, Fühl-, Empfindungs-, Intuitionstypus, ebenso einen introvertierten Denk-, Fühl-, Empfindungs-, Intuitionstypus. Sehr detailliert bespricht Jung die Besonderheiten dieser acht Typen, (Jung: Ges. W., 1960, VI, 357-443). - Kasten 8-3 gibt einen schematischen Überblick - die Problematik solcher Typenbildungen dürfte in die Augen springen.

Kasten 8-3:

Acht „Typen“ nach zwei Einstellungen und vier Grundfunktionen

Einstellungen: Introvertiert, Extravertiert

Grundfunktionen: Denken und Fühlen, Empfinden und Intuieren

	Extravertiert	Introvertiert
Denken	Der <i>extravertierte Denktypus</i> orientiert sich an Tatsachen. Ihm gilt als richtig, was einer „Formel“ entspricht. - Vertreter: Reformatoren, Kritiker, Propagandisten.	Der <i>introvertierte Denktypus</i> orientiert sich an Ideen, beschäftigt sich mit der „inneren Realität“. Äußere Tatsachen dienen nur als Beispiele. - Vertreter: „Zerstreuter Professor“.
Fühlen	Der <i>extravertierte Fühltypus</i> strahlt Sicherheit gefühlsmäßiger Art aus, er ist taktvoll, hilfsbereit. - Vertreter: „Vorsitzende/r“, FürsorgerInnen.	Der <i>introvertierte Fühltypus</i> wirkt nach außen kühl und reserviert, erlebt aber innerlich tief und gefühlvoll. - Vertreter: Personen, die sich mit kühler Leidenschaft für Kunst und Religion einsetzen.
Empfinden	Der <i>extravertierte Empfindungstypus</i> orientiert sich an sinnhaften Tatsachen, er genießt das Leben, muß aber nicht ohne Ideale und Prinzipien sein. - Vertreter: Ästhetisch hochdifferenzierte Menschen.	Der <i>introvertierte Empfindungstypus</i> erlebt die Welt höchst subjektiv, hat aber Schwierigkeiten, die inneren Erlebnisse auszudrücken. - Vertreter: Musiker und Maler des Abstrakten.
Intuieren	Der <i>extravertierte Intuitionstypus</i> läßt alle Möglichkeiten offen, deutet die Wirklichkeit immer wieder neu, greift viel auf und führt wenig zu Ende. - Vertreter: Menschen, die eine Witterung für zukünftige Konstellationen haben, für das, was ‚kommen‘ wird: Diplomaten, Spekulierer/Spekulanten.	Der <i>introvertierte Intuitionstypus</i> träumt und phantasiert gern. - Vertreter: Künstler, Seher, Propheten (mit starkem Sendungsbewußtsein).

Erfassung der acht Typen durch Fragebogen: Zwei amerikanische Autoren haben einen Fragebogen entwickelt, den „*Myers-Briggs Typenindikator (MBTI)*“ (1995), der es erlauben soll, in Analogie zu Jungs Konzeption Menschen solchen Grundtypen zuzuordnen.

Persona

Zu der Struktur des Individuums gehört auch das System der „Persona“. „Die Persona bezeichnet das, als was einer sich selber und der Umgebung erscheint, nicht aber das, was einer ist“ (Ges. W., 1960, VI, 233). „Er nimmt eine Maske vor, von der er weiß, daß sie einerseits seinen Absichten, andererseits den Ansprüchen und Meinungen seiner Umgebung entspricht, wobei bald das eine, bald das andere Moment überwiegt. Diese Maske, nämlich die ad hoc vorgenommene Einstellung, nannte ich Persona. Mit diesem Begriff wurde die Maske des antiken Schauspielers bezeichnet“ (Ges. W., 1960, VI, 505).

Persona bezeichnet beispielsweise die Standes- oder Berufsmasken, etwa die des Arztes oder des Priesters, des Politikers oder des Verkäufers usw. Die Bedeutung der Persona liegt in drei Funktionen:

- Die Persona ist für das Individuum ein Schutz gegen die Umwelt. (Eine solche Funktion übernehmen etwa Uniform oder Arztkittel.)
- Die Persona bietet dem Individuum ein *Versteck* vor der Umwelt. („Nicht immer zeigen müssen, wer ich wirklich bin.“)
- Die Persona kann als *Verständigungsmittel* dienen. (Sie erlaubt ein Rollenspiel, das die Partner nicht zu intensiv involviert).

Zum Problem wird die Persona, wenn der einzelne sich mit ihr gleichsam identifiziert - dann wird die Persona zur ‚Ich-Hülle‘.

Dynamische Aspekte: Libidofluß und drei Energieprinzipien

Das Individuum befindet sich in Entwicklung, Ziel ist Gewinnung und Entfaltung des Selbst - diesen Prozeß nennt Jung Individuation.

In der Individuation laufen viele ‚energetische‘ Prozesse ab. Sehr detailliert hat Jung diesen Aspekt entwickelt: Die Bedeutung der seelischen ‚Energie‘, so betont Jung, hat vor allem Freud wieder entdeckt, allerdings einseitig konzipiert, sofern er Libido vorrangig als sexuelle Energie faßt.

Auch Jung verwendet den Begriff der Libido, versteht unter Libido jedoch eine psychische Energie, die *unspezifischer Natur* ist. Hinzu kommt: „Mit dem Begriff der Energie ist auch der Begriff der *Gegensätzlichkeit* gegeben, indem ein energetischer Ablauf notwendig die Existenz eines Gegensatzes, d.h. zweier verschiedener Zustände vorausgesetzt, ohne welche überhaupt kein Ablauf stattfinden kann. Jedes energetische Phänomen (es gibt überhaupt kein Phänomen, das nicht energetisch wäre) manifestiert Anfang und Ende, oben und unten, heiß und kalt, früher und später, Ursprung und Ziel usw., d.h. die Gegensatzpaare. Die Untrennbarkeit des Energiebegriffes vom Gegensatzbegriff haftet auch dem Libidobegriff an“ (Jung: Ges. W., 1960, VI, 216-217).

Solche „Gegensätze“ muß der Mensch in allen Stadien seiner Individuation beachten, sonst übersieht er wichtige Komponenten seiner Natur, unterdrückt sie vielleicht ohne Absicht; die „Mißachtung“ führt auf die Dauer zu Unglück, weil sie zu Fehlanpassungen ‚verführt‘. Darum muß jeder dem unbewußten wie dem bewußten Anteil seiner Psyche die gebührende Aufmerksamkeit widmen, er muß den kausalen wie den finalen Aspekt seines Verhaltens ‚bedenken‘ - diese Aufgabe wird immer neue Konflikte wecken.

Drei Energieprinzipien

Denn Gegensätze bestehen überall in der Person: zwischen Ich und Persona, zwischen dem Ich und dem Unbewußten (dem persönlichen und dem kollektiven Unbewußten). Der energetische Prozeß folgt dabei drei Prinzipien:

- dem Prinzip der Konstanz,
- dem Prinzip der Äquivalenz und
- dem Prinzip der Entropie/Ektropie.

Das *Konstanzprinzip* besagt, daß in einem Individuum die seelische Energie, die Libido, immer gleich bleibt. (Das Prinzip bezieht sich demnach auf die Energie-Menge.)

Mit dem *Äquivalenzprinzip* überträgt Jung das Gesetz von der Erhaltung der Energie auf psychische Prozesse. (Das Prinzip bezieht sich auf die Energie-Art.) Es gibt Energie in bewußten und in unbewußten Anteilen der Seele, in individuellen und in sozialen Systemen. *Zwei Beispiele*: (1) Wird an *einer* Stelle (z.B. im Sexualbereich) Energie entzogen, so tritt sie an *underer* Stelle wieder zutage (z.B. in geistiger Arbeit). (2) Wenn sich ein Kind von seinen Eltern trennt, können Phantasien von Ersatzeltern erscheinen. - Energie fließt fortwährend von einem System in ein anderes. Diese Umverteilung ist ein Grund für die Dynamik der Person.

Das *Entropie-/Ektropieprinzip* besagt: Die Unterschiede der Energiebeträge tendieren zu einem Ausgleich. (Das Prinzip bezieht sich auf den Energie-Zustand: Ektropie bezeichnet die Energie, die nutzbar ist, Entropie die Energie, die verbraucht und verteilt ist. - *Beispiele*: Wasser bewegt sich vom höheren zum niedrigeren Niveau, sofern ein Verbindungskanal vorhanden ist. Ein wärmeres Objekt gibt Wärme ab an ein kälteres, bis beide Objekte die gleiche Temperatur haben.)

übertragen auf die Psyche, besagt das Ektropie-/Entropieprinzip: Ein schwaches System versucht sich zu stärken auf Kosten eines starken Systems; deswegen treten in der Person Spannungen auf. *Zwei Beispiele*: (1) Wenn das Bewußtsein (zentriert um das Ich) gegenüber dem Unbewußten dominiert, so wird in der Persönlichkeit eine Spannung entstehen, die darauf abzielt, Energie vom bewußten in das unbewußte System fließen zu lassen und so die Einflüsse des Unbewußten kompensatorisch zu stärken. - (2) Ein extravertierter Mensch

steht „unter dem Druck“, den introvertierten Anteil, ein introvertierter Mensch steht „unter dem Druck“, den extravertierten Anteil in sich zu entfalten.

Ein vollkommener Kräfteausgleich ist der Idealzustand, dem die Entwicklung zustrebt. Wenn Jung sagt, das Ziel der Individuation sei die Selbstverwirklichung, so meint er, daß sich die Dynamik des Individuums auf ein Gleichgewicht der seelischen Systeme zubewegt. Aber ein Zustand völligen Ausgleichs müßte bedeuten, daß keinerlei Energieunterschiede mehr bestünden, daß alles Leben zum Stillstand käme. Ein lebendiger Organismus wird darum nie einen Zustand maximaler Entropie erreichen. Immer erhalten sich Spannungen und Konflikte. Leben heißt, in Auseinandersetzung begriffen zu sein.

Auseinandersetzungen lassen sich an einigen zentralen Vorgängen sichtbar machen:

- an Konstellation und Komplex,
- an Progression und Regression.

Konstellation und Komplex

In jedem Individuum finden sich Gedanken, Phantasien, Vorstellungen, auf die es besonders sensibel anspricht. Solche Inhalte formieren sich zu Vorstellungsgruppen, die sich ihrerseits zu einem Komplex *konstellieren*, einem Zentrum, von dem vielfältige Auseinandersetzungen ausgehen, vielfältige Vorgänge eines Energieaustauschs.

Der *Komplex* ist ein Weg zum Unbewußten, weil er gefühlsbetonte Regionen anzeigt, die als abgesprengte „Seelen“ nicht unter der Kontrolle des Ichs stehen, relativ autonom, mit dem Willen Unterdrückbar, auf diese Weise aber nicht zu beseitigen. Den Kern bilden unterschiedliche Inhalte: Verdrängungen und Traumata aus der Kindheit ebenso wie aktuelle Konflikte.

Identifizieren läßt sich ein Komplex mithilfe der Traumanalyse oder der Assoziationsmethode. Die Traumanalyse versucht, den symbolischen Gehalt zu entschlüsseln, den der Träumer - angeregt von persönlichem und kollektivem Unbewußten - seinen Traumbildern gegeben hat, und so den Komplex zu erkennen (siehe Teilkapitel 8.4, S. 84). Die Assoziationsmethode versucht das gleiche mit Reizwörtern. Einem Individuum werden Wörter vorgesprochen, es soll die Assoziationen aussprechen, die ihm spontan einfallen. Verzögerte Reaktion, veränderte Atmung, Unterschiede im elektrischen Hautwiderstand zeigen an, wann ein Reizwort einen Komplex berührt hat.

Als Kern enthüllt sich ein Symbol aus dem kollektiven Unbewußten, eingeschlossen in Anteile des persönlichen Unbewußten.

Beispiel für einen Machtkomplex

Eine Klientin träumte immer wieder von einer anderen Frau, die sie „für eine eitle, unehrliche, intrigante Person“ hielt. „Aber in den Träumen erschien ihr diese Frau fast wie eine Schwester, freundlich und liebenswert. Meine Patientin konnte nicht begreifen, warum sie so günstig von einer Person träumte, die sie in Wirklichkeit nicht ausstehen konnte. Doch die Träume wollten ihr zu verstehen geben, daß sie selbst ‚überschattet‘ war von einem unbewußten Wesen, das der anderen Frau glich. Es war schwer für meine Patientin, die sich sehr genau zu kennen glaubte, einzusehen, daß der Traum ihr von ihrem eigenen Machtkomplex berichtete und von verborgenen Motivationen - unbewußten Einflüssen, die mehr als einmal zu heftigen Streitereien mit ihren Freundinnen geführt hatten. Immer hatte sie anderen dafür die Schuld gegeben, nie sich selbst“ (Jung, 1968, 62). - In dem Traum enthüllt sich: Die ‚andere Frau‘ dient als ein Symbol, um diese Frau als Symbol zentriert sich ein Machtkomplex.

Andere Beispiele sind Vater- oder Mutterkomplex, Ich- oder Intelligenzkomplex.

Die Analogie zwischen Komplex bei Jung und Verdrängung bei Freud ist unverkennbar, aber unübersehbar auch der Unterschied. Die Eigenart eines Komplexes besteht darin, Spannungen im Energiesystem zu erzeugen, den Energiefluß von einem System in andere zu lenken. Seine Wirksamkeit kann (wie bei einer Verdrängung) verletzend, zerstörerisch, kann aber auch (anders als bei der Verdrängung) hilfreich und förderlich sein. Diese Doppelrolle läßt sich erklären an den energetischen Prozessen der Progression und Regression, an „Fortschritt“ und „Rückschritt“, die ein Komplex einleitet.

Progression und Regression

Progression bedeutet: Libido, Lebensenergie, fließt so, daß ein Individuum sich der Umwelt zuwendet, sich ihr schöpferisch angleicht, sie meistert. *Beispiel*: Ein Student steht vor seinem Examen, er fühlt sich gefordert, belastet. Aber es gelingt ihm, seine Vorbereitungen zeit- und kräftegerecht zu planen, seine Aufregung in der Prüfung zu kontrollieren. Er kommt durch.

Es kann aber geschehen, daß die Energie nicht vorwärts fließt (progrediert), sondern sich staut. *Beispiel*: Der Student fühlt sich vor dem Examen blockiert. Was aus einem Stau folgt, hängt ab von der Art der Regression, die einsetzt. (Gestautes Wasser kann ein Rad drehen oder ein Dorf überschwemmen).

Regression bezeichnet einen Vorgang, in dem Lebensenergie, Libido, zurückfließt ins Innere, indem eine Person sich nach innen wendet, sich zurückzieht. Bei diesem Rückzug kann sie neue Kräfte sammeln. Das Unbewußte, kollektiv

oder persönlich, kann den „Weg weisen“. *Beispiel:* Der blockierte Student kann ausspannen, kann den Lernstoff sich setzen lassen, kann sich bei Freunden aussprechen, kann neuen Mut fassen.

Der Rückzug kann auch zu einem Rückfall auf frühere Stufen führen, macht dann unfrei gegenüber eigenen Impulsen und Anregungen aus der Umwelt. *Beispiel:* Der blockierte Student zieht sich in seinen Winkel zurück, nennt sich eine schon immer überforderte Person mit zu schwachen Nerven für diese Welt.

Progression und Regression, Fortschritt und Rückschritt wechseln sich in einem Zusammenspiel ab. Sie tragen zum Energieaustausch im Prozeß der Selbstfindung, der Individuation, bei.

Genetische Aspekte: Individuation und Archetypen

Das Individuum ist kein statisches System, ständig befindet es sich in Entwicklung. Ziel ist Gewinnung und Entfaltung des Selbst. Dieser Prozeß heißt Individuation.

„Der Begriff der Individuation spielt in unserer Psychologie keine geringe Rolle. Die Individuation ist allgemein der Vorgang der Bildung und Besonderung von Einzelwesen, speziell die Entwicklung des psychologischen Individuums als eines vom Allgemeinen, von der Kollektivpsychologie unterschiedenen Wesens. Die Individuation ist daher ein Differenzierungsprozeß, der die Entwicklung der individuellen Persönlichkeit zum Ziele hat“ (Ges. W., 1960, VI, 477).

Ziel der Individuation ist es, das Selbst aus den falschen Hüllen der Persona und der Suggestivkraft unbewußter Bilder zu befreien. Ziel ist also die Herstellung der Ganzheit - die dann erreicht ist, wenn die Hauptgegensatzpaare differenziert ausgebildet sind, wenn die beiden Anteile der Gesamtpsyche, Bewußtsein und Unbewußtes, zueinander in bezug stehen. Weil das Unbewußte niemals völlig bewußt werden kann und stets die reichere Energiemenge behält, bleibt die Ausbildung einer Ganzheit immer begrenzt. An ihr zu arbeiten ist eine lebenslange Aufgabe.

Individuation in ihrer Gesamtheit ist ein spontaner, natürlicher, autonomer Prozeß innerhalb der Psyche, in jedem Menschen angelegt als Möglichkeit. (In einer therapeutischen Analyse kann ein solcher Prozeß angeregt, intensiviert oder bewußt gemacht werden.) Verstehen läßt er sich als Auseinandersetzung zwischen den Inhalten des Unbewußten und des Bewußtseins.

Individuation geschieht in zwei großen Abschnitten, die sich bedingen und ergänzen, in der ersten und in der zweiten „Lebenshälfte“:

- Aufgabe der *ersten Lebenshälfte* ist die Initiation in die äußere Wirklichkeit mit der festen Ausformung des Ichs, der Differenzierung der vier Hauptfunktionen (Denken, Intuieren, Fühlen, Empfinden) und der vorherrschenden Einstellung (Extraversion, Introversion), sie schließt mit der Entwicklung der Persona ab.
- Aufgabe der *zweiten Lebenshälfte* ist die Initiation in die innere Wirklichkeit, in vertiefte Selbstsicherheit und Menschenkenntnis, Bewußtmachung von Wesenszügen, die unbewußt geblieben oder geworden sind: Der Mensch soll zu einem bewußten Bezug zum gesamten Weltgefüge heranreifen.

Wenn Jung generell von der Individuation spricht, meint er in der Regel den Prozeß der zweiten Lebenshälfte.

Wegweiser oder Verführer bei der Suche nach der Selbstverwirklichung sind archaische Symbole, deren Gestalt und Erscheinung individuell variiert, die im Ursprung aber kollektive Bilder sind - die Archetypen,

Archetypus

„Der Archetypus ist eine symbolische Formel, welche überall da in Funktion tritt, wo entweder noch keine bewußten Begriffe vorhanden, oder solche aus inneren oder äußeren Gründen überhaupt nicht möglich sind. Die Inhalte des kollektiven Unbewußten sind im Bewußtsein als ausgesprochene Neigungen und Auffassungen vertreten. Sie werden vom Individuum in der Regel als vom Objekt bedingt aufgefaßt - fälschlicherweise, im Grunde genommen - denn sie entstammen der unbewußten Struktur der Psyche und werden durch die Objekteinwirkung nur ausgelöst. Diese subjektiven Neigungen und Auffassungen sind stärker als der Objekteinfluß, ihr psychischer Wert ist höher, so daß sie sich allen Eindrücken superponieren“ (Ges. W., 1960, VI, 410).

Nachzuweisen versucht Jung die Archetypen aus vielerlei Quellen:

- aus Mythen und Märchen,
- aus Geheimlehren (wie der Kabbala, einer jüdischen mystischen Geheimlehre),
- aus vergleichenden Religionsstudien (z. B. tibetanischen Heiligen Schriften und taoistischen Sprüchen),
- aus Astrologie, Alchemie, Parapsychologie,
- aus ethnologischem Material über sogenannte Primitivkulturen.

Jung unterscheidet verschiedene Typen von Archetypen. Kasten 8-4 bringt Beispiele. Im laufenden Text bringen wir nur *eine* Klasse von Archetypen.

Kasten 8-4: Beispiele für Archetypen

(1) Archetypen in personifizierter Form

Archetypen werden als personenartige Mächte beschrieben. Der laufende Text zitiert Beispiele, etwa Animus/Anima, Magna Mater, göttliches Kind.

(2) Archetypen in elementarischen Figuren oder Figurationen

Als Archetypen erscheinen wichtige „Elemente“ oder urtümliche Figuren. *Beispiele.*

- Wasser als Symbol des Lebens/des Todes, der Reinigung,
- *Baum* als Symbol der Welt (Weltenbaum, Weltesche), der Erkenntnis von Gut und Böse,
- *Vogel* als Symbol des „Geistigen“ (Tauben als Bild des Heiligen Geistes), des „Engels“, des Weisen (Rabe auf der Schulter Odins),
- Schlange als Symbol der Wandlung (Häutung als Entwicklungsvorgang), des Heilens (Äskulapsschlange), des Bösen (Paradiesschlange)
- usw.

(3) Archetypen als dramatische Abläufe

Als Archetypen erscheinen zentrale Ereignisse, die ein menschliches Leben prägen können. *Beispiele:*

- *Geburt und Tod* als Symbol der Metamorphose(n), die ein Mensch durchlaufen muß (Christophorus als Helfer bei dem Gang durch das Wasser des Todes/des Lebens),
- *Drachenkampf* als Symbol für die Auseinandersetzung mit dunklen Mächten inner-/außerhalb eines Individuums (Vertreter: St. Georg, Siegfried, Theseus),
- *Hochzeit* als Symbol der Vereinigung und Erweiterung des individuellen Lebens (Dornröschen: Reifung des Weiblichen; Froschkönig: Überwindung des Ekels vor dem Männlichen)
- usw.

Warum ist es wichtig, den Archetypen zu „begegnen“ - sie also in den Blick zu bekommen? Weil die Archetypen in jedem Falle die Entwicklung beeinflussen - unbewußt und unkontrolliert oder aber bewußt und kontrolliert!

Auftreten von Archetypen - Reihenfolge

Wie wirken Archetypen bei der Individuation mit? Eine Antwort sei gegeben in einer Darstellung der Reihenfolge, in der (die) Archetypen auftreten (können).

„Ich möchte . . . hervorheben, daß die Integration des Schattens, das heißt die Bewußtmachung des persönlichen Unbewußten, die erste Etappe im analytischen Prozeß bedeutet . . . Der **Schatten** kann nur durch die Beziehung zu einem Gegenüber realisiert werden, und **Animus** und **Anima** nur durch die Beziehung zum Gegengeschlecht, weil ihre Projektionen nur dort wirksam sind. Durch letztere Erkenntnis entsteht beim Manne eine Triade, die zu einem Drittel transzendent³ ist: nämlich das männliche Subjekt, das gegenüberstehende weibliche Subjekt und die transzendente Anima. Bei der Frau verhält es sich entsprechend umgekehrt. Das der Triade zur Ganzheit fehlende Vierte

³ Transzendent: übersteigend - bei Jung „Bewußtsein und Unbewußtes übersteigend“; das Adjektiv „transzendent“ bezeichnet die kompensatorische Beziehung zwischen dem Bewußten und dem Unbewußten (Hark, 1988, 166).

ist beim Manne jener Archetypus des **Alten Weisen**, . . . bei der Frau die **chthonische Mutter**⁴. Diese bilden eine zur Hälfte immanente und zur Hälfte transzendente Quaternität, nämlich jenen Archetypus, den ich als Heiratsquaternion bezeichnet habe. Dieser bildet eine Schema des Selbst . . . Das Selbst ist andererseits ein Gottesbild, respektive läßt sich in einem solchen nicht unterscheiden“ (Jung: Ges. W., IX, 2, 1976, 31).

Erste Stufe der Individuation ist die Begegnung mit dem Archetypus des **Schattens**. Er versinnbildet den ‚dunklen Bruder/die dunkle Schwester‘ in jedem Menschen, die ‚andere Seite‘, die zwar unsichtbar ist, doch untrennbar zur Ganzheit einer Person gehört⁵.

Infolge unserer Neigung zur Projektion erscheint der Schatten zuweilen als eine Eigenschaft des „äußeren Objektes“, das heißt als Eigenschaft einer anderen Person. Begegnen kann ein Individuum seinem Schatten in einer symbolischen Figur, etwa einer Traumgestalt, welcher der Träumer seine eigenen seelischen Eigenschaften verleiht. Dem Schatten kann jemand auch begegnen in einer Person, der er Vorstellungen zuschreibt, die in seinem eigenen Unbewußten verborgen liegen. Auf diese Weise können wir für eigene Fehler einem ‚anderen‘ die Schuld zuweisen.

Dem Schatten ‚zu begegnen‘, sich dem eigenen Schatten zu stellen, heißt, sich seines Wesens kritisch bewußt zu werden. Ziel dieser kritischen „Selbstsichtung“ ist es, zu erkennen und anzuerkennen, daß in uns auch ‚das Dunkle‘ wohnt. Erst indem wir lernen, unseren Schatten zu identifizieren, ihn als einen Teil unseres Wesens anzuerkennen, bereiten wir uns vor auf die Auseinandersetzung mit den übrigen „Gegensatzpaaren der Psyche“, also mit anderen Archetypen.

Auseinandersetzen muß ich mich nicht nur mit **meinem** Schatten, sondern auch mit dem Schatten meiner Mitwelt, vor allem meiner „Partner“. Auch deren Schatten muß ich „begegnen“, muß lernen „ihn zu sehen“ und - anzunehmen: eine Aufgabe, die schwerer auf mir lasten kann als die Annahme meines eigenen Schattens.

Jung unterscheidet ‚persönlichen‘ und ‚kollektiven Schatten‘:

- Der *persönliche* Schatten repräsentiert die ungeliebten Züge des Individuums.
- Der *kollektive* Schatten versinnbildet die ‚Rückseite‘ eines herrschenden Zeitgeistes.

⁴ chthonisch: erdhaft - ‚chthonische Mutter‘ also: Erdmutter.

⁵ Wenn Jung sagt, daß in demselben Menschen das Helle und das Dunkle vertreten seien, so könnte diese Formel erinnern an Luthers Rede vom Menschen, der „zugleich gerechtfertigt und schuldig“ ist (justus simul et peccator). Aber Luther geht einen Schritt weiter als Jung, er erwähnt nicht nur das „Dunkle“, das einem Menschen innewohnt, sondern darüber hinaus das „Böse“, auf das jeder sich auch einläßt. - Es zeigt sich ein wesentlicher Unterschied: Ich muß lernen, das „Dunkle“ in mir zu erkennen und zu bejahen. Das „Böse“ dagegen muß ich zwar eingestehen, ich darf es aber nicht „bejahen“.

Der Schatten: Beispiele

(A) *Persönlicher Schatten:*

- (1) Das *Märchen von der Frau Holle* erzählt: Zwei Schwestern (ein Mensch mit seinem Schatten) steigen in einen Brunnen, „ins Unbewußte“ hinab. Die eine Schwester (Goldmarie) repräsentiert die anerkannte Seite des eigenen Selbst, die andere (Pechmarie) den Schatten. Zugleich stellt die eine (Goldmarie) die gelungene Auseinandersetzung dar: Sie wird mit Gold überschüttet; die andere versinnbildet das Mißlingen der Auseinandersetzung mit dem Schatten: Sie wird mit Pech übergossen.
- (2) Bei Goethe im „Faust“ ist Dr. Wagner Vertreter des *persönlichen* Schattens. (Mephisto ist Vertreter des *kollektiven* Schattens.)
- (3) Bei Walter von Eschenbach trifft *Parsival*, der lichte Held, als Schatten seinen Halbbruder Bruder Feirefix, den dunklen Held.

(B) *Kollektiver Schatten:*

- (1) Bei Goethe im „Faust“ ist Mephisto Vertreter des *kollektiven* Schattens. (Dr. Wagner ist Vertreter des *persönlichen* Schattens.)
- (2) Nationen können sich dem Einfluß ‚negativer‘ Archetypen unterwerfen - anders gesagt: Eine Großgruppe läßt sich faszinieren von ihren eigenen ‚bösen Phantasien‘.
 - ⇒ Deutschland während des Dritten Reiches schien wie ‚besetzt‘ von einem ‚Wotan-Komplex‘.
 - ⇒ Die Vereinigten Staaten schienen während des Vietnam-Krieges wie ‚besetzt‘ von einem Komplex des Rechthabers. Corsini spricht von der Unfähigkeit eines Volkes, mit seinen eigenen dunklen Seiten zurechtzukommen („one nation's inability to come to terms with its own internal ‚shadow‘ problems“, 1977, 110).

Zweite Stufe der Individuation ist die Begegnung mit dem Archetypus des **Seelenbildes**, beim Mann die Begegnung mit der Anima, bei der Frau die Begegnung mit dem Animus.

Animus ist das Bild des „Mannes“, das jeder Frau (als Einzel- oder Gattungswesen) in ihrem kollektiven Unbewußten „mitgegeben“ ist. - **Anima** ist das Bild der „Frau“, das jedem Mann (als Einzel- oder Gattungswesen) in seinem kollektiven Unbewußten „mitgegeben“ ist.

Wie der Schatten, so kann auch das Seelenbild in einer inneren und in einer äußeren Erscheinung auftreten:

- *Innere* Erscheinungsformen sind unsere Träume, Phantasien, Visionen.
- *Äußere* Erscheinungsformen sind Menschen des anderen Geschlechtes, die für uns zu Projektionsträgern werden.

Ein Mensch, auf den wir einen Archetypus projizieren, kann niemals dem Animus oder der Anima entsprechen. Der Mangel an Übereinstimmung muß

zu Konflikten und Enttäuschungen führen. Warum? Weil unsere Projektionen dem „anderen“ (dem Projektionsträger) Eigenschaften attribuieren, die unserem Seelenbild angehören - nicht notwendig auch dem Verhaltensrepertoire des „anderen“!

Es ist entscheidend, das gegengeschlechtliche „Bild“ in der eigenen Seele zu identifizieren und die „Erwartungen“, die diesem Bilde entspringen, nicht mehr auf den Partner (männlich oder weiblich) zu übertragen. Ohne Enttäuschung erreicht kein Mensch diese Stufe des Durchblicks.

Sich mit dem ‚Seelenbild‘ (Anima oder Animus) auseinanderzusetzen ist darum keine Aufgabe der Jugend, sondern der reiferen Jahre.

- In der *ersten Lebenshälfte* zielt die Auseinandersetzung mit dem anderen Geschlecht vor allem auf die körperliche Vereinigung.
- In der *zweiten Lebenshälfte* zielt die Auseinandersetzung vor allem auf die psychische *Conjunctio*‘ (Verbindung).

Hat ein Mann oder eine Frau das Seelenbild im eigenen Erleben erkannt, vor allem anerkannt, so verliert dieser Archetypus an Macht: *Die Anima oder der Animus können dann das Verhalten vom Unbewußten her nicht mehr unkontrolliert beeinflussen*. Der Mann oder die Frau kann den gegengeschlechtlichen Teil der Psyche in das Bewußtsein integrieren und so die eigene Individualität erweitern.

Das Seelenbild: Beispiele

Anima: Eva, ‚blauer Engel‘, Hetäre, Amazone, Geisha, Sportlerin, Madonna.

Animus: Vater, Richter, Arzt, Mönch, Ritter, Sportler, Künstler, Filmstar.

Griechische Sage vom Minotaurus: (1) *Verlauf:* Der athenische Königssohn Theseus dringt auf Kreta in das Labyrinth ein, er tötet den stierköpfigen Minotaurus (halb Tier, halb Mensch) und findet den Rückweg anhand des Fadens, den Ariadne, die kretische Königstochter, ihm mitgegeben hatte. - (2) *Deute-Hinweise:* *Stier im Labyrinth:* Triebhaftigkeit, sexuelle Impulse, vielleicht auch der Schatten als unkontrollierter (unerkannter) Archetypus. - *Eindringen, Kampf und Rückkehr des Theseus:* Auseinandersetzung zwischen bewußten und unbewußten Anteilen der Psyche. - *Ariadnes Faden:* Die Anima als Wegweiserin, als ‚geistiges Prinzip‘, als ‚Rationale‘ im Kampfe des Mannes mit seinem Schatten, mit seinen Komplexen, mit seinen ‚verdrängten Anteilen‘ im Unbewußten.

In der Deutung wird erkennbar: *Ein* Archetypus steht in Beziehung zu vielen anderen Archetypen; *ein* Archetypus *verweist* auf *andere* Archetypen.

Dritte Stufe der Individuation ist die Begegnung mit dem Alten Weisen oder der Großen Mutter:

- Im Individuationsprozeß des Mannes erscheint (nach dem Seelenbild) der Archetypus des **Alten Weisen** (Personifikation des ‚geistigen‘ Prinzips).
- In dem Individuationsprozeß der Frau erscheint der Archetypus der **Magna Mater** (der Großen Mutter, der ‚Erdmutter‘: Personifikation des ‚stofflichen‘ Prinzips).

In dieser Begegnung stellt sich die Aufgabe, die Prinzipien einer Sinnschließung anzunehmen, wie sie der Alte Weise repräsentiert. - Ebenso stellt sich die Aufgabe, sich den Prinzipien der Entstehung, Reifung, des Vergehens zu ‚unterwerfen‘, wie die Magna Mater sie repräsentiert.

Jung nennt diese archetypischen Figuren **‚Mana-Persönlichkeiten‘**. Mana heißt das ‚außerordentlich Wirkungsvolle‘. Mana zu besitzen heißt, wirkende Kraft auf andere auszuüben, dadurch auch in Gefahr zu stehen, überheblich und selbstherrlich zu werden. Die Bewußtmachung der Inhalte, die den Archetypus der Mana-Persönlichkeit ausmachen, bringt für den Mann die Befreiung von väterlicher Abhängigkeit, für die Frau die von mütterlicher Umfassung.

Große Mutter, Alter Weiser: *Beispiele*

Große Mutter:

„**Bilder**“: die Ahnfrau (die hilft oder verflucht), die Amme, die Stief- oder Schwiegermutter, die Großmutter, die alte Hexe.

Märchen: (1) *Verlauf*: „Ein einsam lebendes, in Liebessachen enttäushtes Mädchen wird von einem Zauberer, der in einem Kupferboot einherfährt, in den Himmel entführt. Er ist eigentlich der Mondgeist, zu dem die Menschen für guten Jagderfolg zu beten pflegen. Als der Mondgeist einmal ausgeht, besucht das Mädchen ein kleines Haus, das neben demjenigen des Mondzauberers steht, und findet darin eine ‚kleine Frau‘. Diese trägt merkwürdige Kleider aus ‚zusammengenähten Därmen des bärtigen Seehundes‘. Diese kleine Frau, die auch noch eine kleine Tochter bei sich hat, warnt die Heldin der Geschichte vor dem Mondgeist, er hege eigentlich die Absicht, sie zu töten. Er sei eine Art von Blaubart, ein Frauenmörder. Um sie zu retten, flicht die kleine Frau ein langes Seil, an welchem das Mädchen vom Himmel zur Erde zurückklettern kann, und zwar bei Neumond, weil das die Zeit ist, in welcher die kleine Frau den Mondgeist bewußtlos machen kann. Das Mädchen läßt sich am Seil herab, öffnet aber bei der Ankunft auf Erden nicht schnell genug wieder die Augen, obwohl ihr die kleine Frau dies ausdrücklich so befohlen hatte. Dadurch wird sie in eine Spinne verwandelt und kann nie wieder ein Mensch werden“ (von Franz, 1968, 196). - (2) *Deute-Hinweis*: Die kleine Frau (als Große Mutter) erlöst das Mädchen von ihrem zerstörerischen Animus (Zauberer, Mondgeist); aber das Mädchen ‚verspielt‘ die ‚Erlösung‘ wieder.

Alter Weiser:

„**Bilder**“: Zauberer (schwarzer, weißer Magier), Orpheus (der den Weg in die Unterwelt findet), Luzifer (ambivalenter Lichtträger), Einsiedler (der an Gottes Weisheit teilnimmt), Zwerg (der überraschende Lösungen vorbereitet, klein an Gestalt, groß an Gewalt), Riese (mächtige Durchsetzungskraft).

Märchen: (1) *Verlauf:* „Ein König kommandiert einen Soldaten ab, damit er am Sarge einer verwünschten schwarzen Prinzessin wache, von der man aber weiß, daß sie jede Nacht aufsteht und die Wache zerreißt. Verzweifelt läuft der Soldat in den Wald weg, da er nicht sterben will. Da begegnet er ‚einem alten Zitherschläger, der war aber unser Herrgott selber‘, und dieser alte Musikant rät ihm, sich an bestimmten Orten in der Kirche jeweils zu verstecken und sich so zu benehmen, daß die schwarze Prinzessin ihn nicht finden kann. Mit Hilfe dieses wunderbaren Alten gelingt es dem Soldaten, dem Anschlag der Prinzessin zu entgehen und sie dadurch zu erlösen. Er heiratet sie und wird König“ (von Franz, 1968, 196). - (2) *Deute-Hinweis:* Der „Zitherschläger“ hilft dem Ich, die zerstörerische Anima zu überwinden und sich mit ihr zu „verbinden“ (Ehe). - Die Archetypen stehen zueinander in Verbindungen.

Letzte Stufe auf dem Weg der Individuation ist die Begegnung mit dem Archetypus des **Selbst**. Ziel ist eine Vereinigung der beiden psychischen Sphären: des Bewußten und des Unbewußten; der neue gemeinsame Mittelpunkt ist das Selbst. Das Selbst bezeichnet ein neues Gravitationszentrum im Individuum - nicht sichtbar oder handgreiflich gegeben, wohl aber erfahrbar oder verstehbar in Symbolen wie den Archetypen.

„Ich bezeichne die ‚übergeordnete Persönlichkeit‘ gewöhnlich als ‚Selbst‘, womit ich eine scharfe Trennung mache zwischen dem Ich, das bekanntlich nur soweit wie das Bewußtsein reicht, und dem Ganzen der Persönlichkeit, in welches neben dem bewußten Anteil auch der unbewußte einbezogen ist. Das Ich steht also dem ‚Selbst‘ wie ein Teil dem Ganzen gegenüber. Insofern ist das Selbst übergeordnet. Das Selbst wird auch empirisch nicht als Subjekt, sondern als Objekt empfunden, und zwar vermöge seines unbewußten Anteils, der nur indirekt, nämlich via Projektion, zur Bewußtheit gelangen kann. Durch den unbewußten Anteil ist das Selbst dermaßen vom Bewußtsein entfernt, daß es nur zu einem Teil durch **menschliche Figuren** ausgedrückt wird, zum anderen aber durch sachliche, abstrakte Symbole. Die menschlichen Figuren sind Vater und Sohn, Mutter und Tochter, König und Königin, Gott und Göttin. **Theriomorphe** Symbole sind Drache, Schlange, Elefant, Löwe, Bär oder sonstwie mächtige Tiere, oder im Gegenteil Spinne, Krebs, Schmetterling, Käfer, Wurm usw. **Pflanzliche** Symbole sind in der Regel Blumen (Lotus und Rose!). Diese leiten über zu **geometrischen** Gebilden, wie Kreis, Kugel, Quadrat, Quaternität, Uhr, Firmament usw.“ (Jung: Ges. W., IX, 1, 1976, 204).

Erst wenn dieser Mittelpunkt, das Selbst, gefunden ist, hat ein Mensch sich ‚gerundet‘. Selbst-findung bedeutet: Das bisherige Zentrum der Psyche wird ‚verschoben‘, die Lebenseinstellung verändert, das Individuum im wahrsten Sinne des Wortes ‚gewandelt‘. Das Selbst ist das letzte Erfahrbare in der Psyche und von der Psyche.

Das Selbst: *Beispiele*

Bilder: Göttliches Kind, kostbare Perle, Edelstein, Goldstück, blaue Blume.

Erzählungen:

Im „*Kleinen Prinzen*“ von Antoine de Saint-Exupéry repräsentiert die Hauptfigur die reine Gestalt des Selbst, vielleicht auch den Wunsch eines Menschen, (wieder) so zu werden wie der „Kleine Prinz“.

In der Perikope *von den Weisen, die in Bethlehem das „Göttliche Kind“ suchen*, erscheinen mehrere Archetypen, die auf das Selbst verweisen: der Stern, der „Weg“ (unterwegs sein: Individuation), König Herodes (als „Gegenarchetypus“), „Rückkehr auf einem anderen Weg“ (Begegnung mit einem Archetypus führt auf einen „anderen“ Weg) usw.

Traumbild: „Folgender Traum eines Mannes beschreibt das Selbst als Jünglingsfigur:

„Über die Straße hinaustretend, ritt ein Knabe in unseren Garten herab. (Kein Zaun und keine Büsche standen dort, wie in Wirklichkeit. Die Grenze lag offen.) Ich wußte nicht recht, ob er absichtlich kam oder ob das Pferd ihn gegen seinen Willen hereintrug. Am Weg zur Werkstatt stehend, betrachtete ich voller Vergnügen die Ankommenden und weidete mich am Anblick des Knaben auf seinem schönen Tier. Dies war ein sehr kleines, aber äußerst kraftvolles, wildes Pferd, ein Ausbund von Energie (es glich einem Eber). Es hatte einen dicken, silbergrauen, langhaarigen, borstigen Pelz. Der Knabe ritt an mir vorbei, zwischen Haus und Studio durch und stieg dann ab, um sein Tier sorgfältig über die neue Blumenrabatte hinwegzuführen und zu verhindern, daß es eine der in herrlicher Fülle und Menge rot und gelb blühenden Tulpen zertrete. Dieses Beet war im Traum von meiner Frau kürzlich neu angelegt worden.“

Dieser Jüngling bedeutet das Selbst und die Möglichkeit der Lebenserneuerung, einen schöpferischen Schwung und geistige Neuorientierung, die sein Erscheinen erzeugt, wo alles wieder voller Leben und Unternehmungsgeist wird. Die Zuwendung zum Unbewußten kann dies nämlich tatsächlich dem Menschen geben: plötzlich wird das vorher so langweilige unfreie Leben ein reiches, nicht endenwollendes Abenteuer voller Gestaltungsmöglichkeiten“ (von Franz, 1968, 196).

Psychotherapie und Traumtheorie

Wie Archetypen menschliches Verhalten beeinflussen, beschreibt die Lehre von der Individuation. Archetypen können einen Menschen zu einem ‚heilen‘, einem ganzheitlichen Leben geleiten, sie können ihn aber auch in Spaltungen der Ganzheit, in Neurosen führen.

Was ist eine Neurose?

„Die Neurose ist ein Ausdruck der gestörten Ganzheit des Menschen und seiner Individuation“ (Hark, 1988, 116). Die Ursachen für diese Störung können verschieden sein: Eine inferiore Funktion kann sich durchsetzen wollen und sich ins Bewußtsein drängen⁶. - Ein Teilbereich der Psyche, der sich abgespalten hat, ein „Komplex“, kann ein Übermaß an Libido binden, ein Übermaß an Aufmerksamkeit auf sich lenken. - Ein Widerstreit kann ausbrechen zwischen dem geistig-moralischen Anspruch und dem natürlich-triebhaften Begehren. - „Man könnte sich, ganz allgemein gesagt, die Neurose auch als einen vorläufigen oder gar «faulen Kompromiß» vorstellen, eine Art von Übergangslösung vor einem geeigneteren Lösungsversuch. Die neurotischen Symptome haben für Jung einen symbolischen und verborgenen Sinn. Wichtiger als die kausale Frage nach dem «Warum» einer Neurose war für Jung die Frage nach dem «Wozu». Wenn ein Mensch die Botschaft seiner Symptome entschlüsselt und versteht, kann er mit dieser Einsicht beginnen, sein Leben ganzheitlicher auszurichten und zu gestalten“ (Hark, 1988, 117).

Darum kann eine Neurose durchaus heilsam wirken, sie kann einer Person im Prozeß ihrer Individuation neue Sichtweisen erschließen und neue Wege eröffnen. *Im Dienste dieser Wegsuche steht die Psychotherapie.*

In ihren Annahmen und in der Vorgehensweise unterscheidet sich die Therapie nach Jung von der Psychoanalyse:

- Der Klient liegt nicht auf einer Couch, sondern sitzt dem Therapeuten gegenüber.
- Übertragung und Gegenübertragung erhalten eine untergeordnete Bedeutung.
- Erforschung und „Bearbeitung der Kindheitstraumata“ treten zurück.
- Die Methode der freien Assoziation spielt nur eine periphere Rolle (wird aber nicht ausgeklammert).
- Neurosen werden *nicht nur* als Störungen interpretiert, sondern (auch) als Durchgangsstadien - als Chancen, durch „Regression“ (im Sinne von Jung) zur „Progression“ vorzudringen.

Noch einmal: Das Ziel der Psychotherapie ist Wegweisung zur Individuation, der Therapeut ist Begleiter auf dem Weg der Selbstfindung und Selbstverwirk-

⁶ Zur Erinnerung: Es gibt vier Funktionen: Denken, Fühlen, Intuieren, Empfinden. Nur eine Funktion steht dem Bewußtsein voll zur Verfügung, sie heißt *superior*. Eine Funktion ist dem Unbewußten zugeordnet, darum dem Bewußtsein nicht willkürlich verfügbar, sie heißt *inferior*. (Siehe S. 68!)

lichung. Im Dienste der Individuation stehen die Archetypen. Zur Hilfe auf dem Weg der Individuation gehört darum die Identifikation von Archetypen.

Wie lassen Archetypen sich identifizieren?

Archetypen lassen sich auf vielfältige Weise erkennen: Der „Schatten“ etwa wird faßbar an Verhaltensweisen, an denen wir uns stoßen und über die wir uns ärgern - *wenn wir sie an anderen wahrnehmen*; der Anstoß und der Arger könnten sich daraus „erklären“, daß wir unbewußt im Verhalten des anderen unsere Projektionen erkennen. - Das „Seelenbild“ könnte erkennbar werden an unseren ‚Verliebtheiten‘; die Personen, in die wir uns ‚verlieben‘, können Züge tragen, die unserem Seelenbild zugehören. - Die „Große Mutter“, den „Alten Weisen“ könnten wir ‚wahrnehmen‘ an älteren Menschen, denen wir uns in Freundschaft zuwenden.

Einen *vorzüglichen* Weg, Archetypen zu erkennen, eröffnen dem Klienten **die Träume**. Wie bei Freud spielt darum auch bei Jung die Deutung von Träumen eine zentrale Rolle. Träume äußern sich als Sprache des Unbewußten - sie verschlüsseln nicht, wie Freud annimmt, Sachverhalte, sondern stellen in einer eigenen Sprache, einer Bildersprache, solche Sachverhalte dar, die in dem Unbewußten des Träumers vorliegen. Darum gilt: Der Traum ist nicht deswegen entstellt, weil ein Zensor (nach Freud) ihn ‚redigiert‘, ihn ‚korrigiert‘ und ihn dabei notfalls auch ‚verzerrt‘, sondern weil das Material ‚entstellt‘ und ‚verzerrt‘ ist, aus dem er sich aufbaut. „Die Form, welche die Träume annehmen, ist dem Unbewußten angemessen, denn der Stoff, aus dem sie gemacht werden, hat unter der Bewußtseinschwelle eben diese Gestalt“ (Jung, 1968, 63).

„Ich habe mehr als ein halbes Jahrhundert mit der Erforschung von natürlichen Symbolen verbracht und bin zu dem Schluß gekommen, daß Träume und ihre Symbole keineswegs töricht und bedeutungslos sind. Träume liefern im Gegenteil hochinteressante Informationen für diejenigen, die sich die Mühe geben, die Traumsymbole zu verstehen . . . Es scheint fast unglaublich, daß, obwohl wir jede Nacht von dort Signale empfangen, eine Entzifferung dieser Mitteilungen den meisten Menschen zu lästig erscheint. Das bedeutendste Instrument des Menschen, seine Psyche, wird kaum beachtet, oft sogar mit Mißtrauen und Verachtung angesehen . . . Unsere tatsächliche Kenntnis des Unbewußten zeigt, daß es sich dabei um ein natürliches, neutrales Phänomen handelt, das alle Aspekte der menschlichen Natur- Hell und Dunkel, Gut und Böse - enthält. Das Studium der individuellen wie auch der kollektiven Symbolik steht erst in den Anfängen, aber die ersten Ergebnisse sind ermutigend und scheinen auf viele bisher unbeantwortete Fragen der heutigen Menschheit eine Antwort anzudeuten“ (Jung, 1968, 102-103).

Jungs Traumtheorie sei unter drei Stichworten skizziert:

- Traumstruktur,
- Traumarten,
- Traumdeutung.

Traumstruktur: Der Traum entstellt nicht die Wünsche und Bedürfnisse des Träumers, sondern veranschaulicht unbewußte Vorgänge und Zustände in einer dem Unbewußten spezifischen Bildersprache.

Das Verlaufsmuster vieler Träume ähnelt einem klassischen Drama: An Beginn, gleichsam als *Exposition*, werden Ort und Zeitpunkt sowie die handelnden Personen vorgestellt. - Es folgt eine Phase, welche Jung die *Verwicklung* (Komplikation) nennt: Ungeklärte Probleme der Lebensgeschichte des Träumers werden zu einem „Knoten geschürzt“. „Das Unbewußte versucht ein bestimmtes Problem in einer Bilder- und Symbolsprache dem Bewußtsein verständlich zu machen“ (Hark, 1988, 178). - In einer dritten Phase kommt es zu einem Höhepunkt, zur *Kulmination* oder *Peripetie* (Umschwung). „Auf dem dramatischen Höhepunkt erlebt sich der Träumer oder die Träumerin in eine schwierige Entscheidung gestellt. In ausweglos erscheinenden Traumsituationen wird mancher auf diesem dramatischen Höhepunkt angsterfüllt oder schweißgebadet erwachen“ (Hark, 1988, 178). - „Den Abschluß . . . bildet die *Lysis* (Lösung), die nicht immer die erwünschte Patentlösung bietet. Das durch die Traumarbeit erzeugte Resultat gibt dem Träumer und dem Therapeuten meistens wichtige Hinweise über die weitere Entwicklung und die notwendigen nächsten Schritte“ (Hark, 1988, 178).

Traumarten: Jung unterscheidet vier „klassische“ Arten von Träumen:

- Im *kompensatorischen Traum* soll das Gefälle zwischen Bewußtem und Unbewußtem (wieder) ausbalanciert werden. In dieser Selbstregulierung liegt die Hauptbedeutung des Traumes überhaupt.
- Im *reaktiven Traum* wirken Reste des Tagesbewußtseins nach; es handelt sich um unbewußte Reaktionen auf bewußte Zustände.
- Im *diagnostischen Traum* verdeutlicht sich in einem „Bild“ die aktuelle Lebenssituation des Träumers.
- Im *prospektiven Traum* kombiniert das Unbewußte Wahrscheinlichkeiten für künftiges Handeln; die Kombination muß aber keineswegs auf das tatsächliche Verhalten zutreffen; der Traum kann die Funktion einer Warnung oder einer Ermutigung haben.

Traumdeutung: Da das Unbewußte vergleichsweise autonom funktioniert, muß die Deutung sich möglichst eng an die Traumbilder halten. Vier Prinzipien erleichtern eine Erhellung:

- Mit Hilfe von Assoziationen des Träumers soll ein *Kontext* hergestellt werden. Der Kontext ist hergestellt, wenn eine Deutung bei dem Träumer eine Art „Aha-Erlebnis“ auslöst.
- Der Deuter sollte herausfinden, ob ein Einzeltraum in eine *Traumserie* gehört. Liegt eine Serie vor, so sind die Träume um einen Bedeutungskern zentriert, sie müssen keineswegs zeitlich oder räumlich miteinander verbunden sein.
- Der einzelne Traum wird durch *Amplifikation* aufgehellte; Amplifikation besagt, daß die Traumbilder verglichen werden mit Parallelen und Analo-

gien, die aus anderen Zusammenhängen bekannt sind, etwa aus Mythen oder Märchen. (Die Amplifikation steht in Gegensatz zu Freuds Vorgehen: Freud geht reduktiv vor, wenn er Träume deutet, er reduziert den manifesten Trauminhalt auf einen latenten Bedeutungskern.)

- Es ist zu unterscheiden, ob ein Traumbild *eher dem persönlichen oder eher dem kollektiven Unbewußten* entstammt. Um Klarheit zu gewinnen, schlägt Jung vor, eine Traumdeutung auf der Objekt- oder auf der Subjektstufe zu versuchen.
 - ⇒ Ein Traumbild *auf der Objektstufe* zu deuten, besagt: Es wird angenommen, das Traumbild ist identisch mit dem bezeichneten Objekt. *Beispiel:* Ich sehe im Traum meine Mutter, und gemeint ist meine leibliche Mutter.
 - ⇒ Ein Traumbild *auf der Subjektstufe* zu deuten, besagt: Es wird angenommen, das Traumbild figuriert als Symbol einer subjektiven Befindlichkeit. *Beispiel:* Ich sehe im Traum meine Mutter, gemeint ist jedoch nicht meine leibliche Mutter, sondern ein Archetypus, etwa der Archetyp der Magna Mater.

„Während viele Menschen bei der Traumdeutung die Vorstellung haben, daß der Psychotherapeut aufgrund seiner Fachkenntnis die Traumbilder nur zu übersetzen braucht, wird . . . deutlich geworden sein, daß nur durch die Mitarbeit des Träumers und seine überzeugte Zustimmung zu der gemeinsam erarbeiteten Deutung ein Traum befriedigend entschlüsselt und gedeutet werden kann. Sollten sich trotz aufrichtigen Bemühens der Therapeut und/oder der Träumer dennoch in ihrer Deutung irren und den Traumsinn und die innere Wahrheit nicht richtig erfaßt haben, so korrigieren und kompensieren die folgenden Träume die falsche Analyse“ (Hark, 1988, 168).

Jung bezeichnet „seine Psychotherapie als *prospektiv* und *synthetisch* im Gegensatz zu Freuds *retrospektiver* und *analytischer*. Prospektiv sei sie, weil sie auch die Zukunft des Menschen miteinbegreife und den Träumen, sobald kollektive Symbole auftauchen, eine in die Zukunft weisende Tendenz innewohnen die nicht nur auf den Wunschcharakter des Traumes zurückzuführen sei“ (Wyss, 1966, 258).

Die Methode der Amplifikation sei erläutert durch eine Definition und illustriert an einem Beispiel.

(1) Definition: Amplifikation:

Amplifikation „ist die Erweiterung des Trauminhaltes durch die Anreicherung und Ergänzung der Traumbilder mit Symbolen der Märchen, Mythen, Religion, Kunst und allen kulturellen Überlieferungen der Menschheit. Während durch die Assoziationen die persönlichen Fäden zu einem Traum ‚gesponnen‘ werden, werden durch die A. Verbindungen zu universellen Vorstellungen und Symbolen der Menschheit hergestellt. Durch diese Parallelen wird der Traum

in einen größeren Zusammenhang gestellt, und damit werden weitere Aspekte seiner Bedeutung erhellt. Wichtig ist, daß nicht beliebiges Vergleichsmaterial ausgewählt wird, sondern ‚stimmiges‘, in dem der Träumer sich und seine Wahrheit erkennt. Mit Hilfe dieser Methode kann sich der einzelne als ein Teil eines umfassenden und archetypischen Kontextes sehen und verstehen lernen“ (Hark, 1988, 14).

(2) Beispiel einer Traumdeutung:

Jacobi erzählt einen Traum ihres Klienten „Henry“ und gibt Deute-Hinweise (1968, 284-287).

Traum:

„Ich befinde mich auf einer schmalen Bergstraße: links (beim Hinuntergehen) befindet sich ein Abgrund, rechts eine Felswand. Längs der Straße sind einzelne höhlenartige Unterstände (gegen die Witterung als Zufluchtsort einsamer Wanderer) in den Fels gehauen. In einer dieser Höhlen, halb verborgen, hat eine Dirne Zuflucht gefunden. Seltsamerweise erblicke ich sie von hinten, von der Felsseite her: unförmige, schwammige Gestalt. Ich betrachte sie mit Neugierde und berühre sie am Hintern. Vielleicht, so scheint mir ist es gar keine Frau, sondern eine Art ‚männliche Dirne‘. Dieses selbe Wesen tritt plötzlich als Heiliger (mit einem karminroten, übergeworfenen kurzen Mantel auf den Schultern) hervor: Er schreitet die Straße abwärts und begibt sich in eine andere, weiträumige, mit Stühlen und rohen Bänken versehene Höhle. Mit einem herrischen Blick verscheucht er die bereits Anwesenden, so auch mich, worauf er sich zusammen mit seinem Gefolge hier niederläßt.“

Deute-Hinweise:

Jacobi deutet den Traum in zwei Schritten:

- (a) Sie bittet Henry um freie Assoziationen.
- (b) Sie wendet die Amplifikation an.

Zu (a): Freie Assoziationen:

„Henry assoziierte zur Dirne die Figur der Venus von Willendorf, einer Fruchtbarkeitsgöttin aus dem Paläolithikum. Er erzählte, daß er von der Berührung des Hintern als von einem Fruchtbarkeitsritus . . . hörte, wo er alte keltische Gräberfunde besichtigte . . .

Der Mantel des *Heiligen* erinnerte ihn an die Jacke seiner Braut, die jedoch weiß war. Sie trug sie beim Tanzen am Vorabend dieses Traumes. Dahingegen hatte ihre Freundin, die mit dabei war, eine karminrote Jaquette an, die ihm besser gefiel.“

Zu (b): Amplifikation - Analogien aus der Symbolgeschichte:

„Das Bild des ‚einsamen *Wanderers* auf einem schmalen Pfad, der links, auf der Seite des Unbewußten, von einem schaurig tiefen Abgrund gesäumt wird und rechts, auf der Seite des Bewußtseins, von der harten Felswand seiner Anschauungen verstellt ist, kommt bereits im vierten Zeichen des über drei-

tausend Jahre alten chinesischen Orakelbuches *I-Ging* . . . vor. Auch Henry ist, wie der ‚Wanderer‘ dort, ein ‚jugendlicher Tor‘ . . .

Die ‚**Höhlen**‘, die . . . ‚künstlich‘ in die Felswand gehauen sind, symbolisieren unbewußte Lücken in Henrys Bewußtseinsfeld . . . Felshöhlen sind zudem Symbole eines ‚steinernen Mutterschoßes‘, von geheimnisvollen Kavernen, in denen Verwandlung und Wiedergeburt geschehen . . .

Damit wäre auch erklärt, warum er eine **Frauengestalt** - eine Art Abbild seiner innerseelischen weiblichen Züge - vor sich sieht. Es ist eine unförmige, schwammige Dime, das in sein Unbewußtes verdrängte Bild einer Weiblichkeit, der er sich in seinem bewußten Leben niemals auch nur genähert hätte. Sie wäre immer streng tabu für ihn gewesen, obwohl sie . . . als Gegenpol der heilig verehrten Mutter . . . eine geheime Faszination ausübt.

Henry, der sich ganz in den Hintergrund seiner Vorstellungshöhle zurückgezogen hat, **sieht** die Dime nur ‚**von hinten**‘ . . . Indem Henry den Hintern der Dime berührt, führt er unbewußt eine Art Fruchtbarkeitsritus aus, ähnlich jenem, der in vielen primitiven Stämmen geübt wird . . .

Unvermittelt folgt der Einfall: Vielleicht ist es gar keine weibliche, sondern eine ‚**männliche Dirne**‘ . . . Vielleicht war bei dem Unsicherwerden bezüglich des Geschlechts der Dime ein Verdrängungsmechanismus am Werk, der die weibliche Gestalt, die den Träumer ebenso anzog wie abstieß, zuerst in einen Mann und dann in einen Heiligen verwandelte. Dieser zweite Verwandlungsschub nimmt der Figur die sexuellen Züge und weist auf die Führung eines heilig-asketischen Lebens, das alles Fleischliche ablehnt, als einzige Rettung vor der Wirklichkeit des Sexuellen hin. In Träumen ist das Umschlagen eines Extrems in sein Gegenteil - hier die Dime in den Heiligen - nicht selten . . .

Henry fiel auch der **Mantel des Heiligen** auf. Ein Mantel symbolisiert oft eine schützende Hülle oder auch eine Art Maske (von Jung *Persona* genannt), die der Mensch der Umwelt gegenüber trägt . . . Die Persona des Heiligen . . . verrät uns etwas über Henrys Beziehung zu seiner Braut und deren Freundin . . . wir folgern, daß das Unbewußte von Henry **beiden** Frauen die Eigenschaft der Heiligkeit verleihen möchte, um sich vor ihrer Anziehungskraft zu schützen. Der Mantel ist ja rot, trägt also die traditionelle Farbe von Leidenschaft und Gefühl. Dadurch gibt er dem Heiligen einen Aspekt erotisierter Geistigkeit

...

Der Heilige, der, aus der Höhle heraustretend, die Straße abwärts, also von den Höhen hinab, zum Tal schreitet, tritt **in eine zweite Höhle** ein, die . . . an die Zufluchtsorte erinnert, in denen die ersten Christen zur Zeit ihrer Verfolgung ihre Gottesdienste abhielten. Es scheint ein heiliger, heilender Ort zu sein, ein Ort der Besinnung und des Mysteriums der Wandlung von etwas Irdischem zum Himmlischen, von etwas Fleischlichem zum Geistigen. Doch ist es Henry nicht erlaubt, dem Heiligen dorthin zu folgen: Er wird aus der Höhle gewiesen, zusammen mit allen übrigen Anwesenden, das heißt mit sei-

nen unbewußten Teilpersönlichkeiten. Er muß zuerst in der Welt draußen Fuß fassen und sich bewähren, bevor er in der Welt ‚Innen‘, in der Welt des Geistigen und Religiösen verweilen darf. Denn der Heilige symbolisiert - wenn auch vorläufig in einer undifferenzierten, aber antizipatorischen Form auch das Selbst, das schicksalsbestimmende Gottesbild in der Seele. Henry jedoch ist noch nicht reif genug, um sich in dessen unmittelbarer Nähe aufhalten zu dürfen.“

Zu Jung

Jung hat versucht, Bildern und Stoffen verschiedener Kulturen, verschiedener Epochen eine einheitliche Deutung zu geben und zwischen sehr disparaten Materialien Zusammenhänge herzustellen.

Noch entschiedener als Freud hat er die Bedeutung von Zeichen, Bildern, Symbolen für das menschliche Leben hervorgehoben. Kompensatorisch zur Tendenz des Abstrahierens in Kunst und Wissenschaft hat er unserer Epoche die Wirksamkeit des Anschaulichen, des Symbolischen vor Augen gestellt.

Wie Freud hat er für vielfältige komplizierte Abläufe eingängige Begriffe oder Namen gefunden oder geprägt (Komplex, Individuation, Persona, Einstellungstypen, Archetypen, Kollektives Unbewußtes usw.).

Seine Gedankengänge hat er in einer Fülle und Vielfalt dargelegt, daß eine Skizze wie diese nur ihre Umrisse abbildet. Im strengen Sinne kommt ihnen die Kennzeichnung einer Theorie nicht zu, dafür sind die Aussagen zu locker miteinander verknüpft.

Dem entspricht, daß die Konstrukte kaum einer empirischen Nachprüfung zugänglich, kaum operationalisierbar sind. Sie stellen sich als Rekonstruktionen, Interpretationen, Inspirationen vor im Rahmen eines anthropologischen Gesamtentwurfs.

9 Erikson, E.H.: Identitätssuche (1902-1993)

Erikson gilt als Neo-Freudianer. Er selber versteht sich als Freuds „Nachfolger“, nicht als sein Kritiker. Drei Anliegen seien hervorgehoben:

- Stärker als Freud betont er die Rolle der Ich-Funktionen. Ich-Identität, gewonnen in der Adoleszenz, ist Ziel der Entwicklung.
- Nachdrücklicher als Freud stellt er die Wichtigkeit kultureller, sozialer Einflüsse heraus, die sich auf die Entwicklung des Individuums auswirken.
- Die Phasenlehre erweitert er, über Latenz- und Adoleszenzphase hinaus, auf das gesamte Leben.

Phasenlehre: Erikson beschreibt die Persönlichkeit von ihrer Genese her. In acht psycho-sozialen Stadien entwickelt sich die Persönlichkeit. - Die Informationen für die These stammen aus zwei Quellen: aus klinischem Material und aus anthropologischen Studien (aus der Beobachtung von Kindern, vor allem Kleinkindern, und aus Berichten über sogenannte primitive Kulturen). Beide Informationsarten verbindet Erikson in seinem Entwurf.

In Kasten 9-1 seien die Stadien zuerst skizziert, anschließend im Text dann ausführlicher kommentiert.

Kasten 9-1:
Entwicklungsphasen nach Erikson
(Quelle: Erikson, 1965)

Phase/Alter	Art der Krise	Günstige Lösung der Krise
I Oral 1. Lebensjahr	Urvertrauen gegen Urmißtrauen	Erwerb von Vertrauen und Optimismus
II Anal 2. Lebensjahr	Autonomie gegen Scham und Zweifel	Erlernen von Kontrolle über sich selbst und seine Umgebung
III Lokomotorisch-genital 3.-5. Lebensjahr	Initiative gegen Schuldgefühle	Zielgerichtetheit und zweckhaftes Handeln
IV Latenz 6. Lebensjahr - Pubertät	Leistungsverhalten gegen Minderwertigkeitsgefühle	Erleben der eigenen Kompetenz
V Pubertät und Adoleszenz	Identität gegen Rollendiffusion	Integration von früheren, gegenwärtigen und zukünftigen Zielen, Vertrauen
VI Frühes Erwachsenenalter	Intimität gegen Isoliertheit	Engagement, Teilenkönnen, Nähe und Liebe teilen können

VII Mittleres Erwachsenenalter	Generativität gegen Rückzug auf sich selbst	Schöpferische Tätigkeit, Zuwendung zur Welt, zur kommenden Generation
VIII Reifes Erwachsenenalter	Ich-Integrität gegen Verzweiflung	Zukunftsperspektiven, Annahme des eigenen Lebens

Erste Phase - *Urvertrauen gegen Urmißvertrauen*: Der Säugling erlernt, wie bei Freud in der oralen Phase, am Verhalten der Mutter eine von zwei Einstellungen: Vertrauen oder Mißtrauen als Basis menschlichen Verhaltens. - Unter Vertrauen wird das Grundgefühl verstanden, daß die andere Person (die Mutter) Halt, Sicherheit, Befriedigung gewährt. Für die Ausbildung dieses Gefühls ist die Intensität der Anteilnahme entscheidender als die Dauer der Zuwendung. Vertrauen bezieht sich auf andere Personen, aber auch auf das eigene Selbst (Selbstvertrauen). Menschen, die diese Haltung nicht erlernen (können), tendieren im späteren Leben dazu, sich vor Schwierigkeiten zurückzuziehen, „sich nicht zu trauen“, über Schwierigkeiten Herr zu werden.

Zweite Phase - *Autonomie gegen Scham und Zweifel*: Bildung von Vertrauen ist die Basis für die nächste Phase, analog zu verstehen der analen Phase bei Freud. Das Kind versucht erste Schritte der Emanzipation. Dies setzt voraus, daß es sich etwas zutraut und der Umwelt etwas zumutet.

In der Sauberkeitserziehung soll das Kind lernen, in doppelter Richtung Kontrolle auszuüben: zu seiner Zeit etwas zu ‚geben‘ und zu seiner Zeit etwas zu ‚behalten‘, also ‚Elimination‘ und ‚Retention‘. Kontrolle einzuüben heißt, eine Vorstufe von Autonomie zu erproben, auch in der sozialen Mitwelt,

Wenn das Kind, unterstützt von den Eltern, ein Gefühl für Selbstkontrolle entwickelt, empfindet es Stolz. Lernt es die Selbstkontrolle dagegen nicht - weil allein gelassen von den Eltern, gar gehindert durch Strenge oder Nachgiebigkeit - wird es Gefühle der Scham und des Zweifels durchleben.

Welche Komponente von diesen kontrastierenden Erlebnissen dominiert, davon hängt viel für die spätere Persönlichkeitsentwicklung ab.

Dritte Phase - *Initiative gegen Schuldgefühle*: Das dritte Stadium - bei Freud die Phallische Phase - läßt sich kennzeichnen als eine Zeit, in der die Neugier für sexuelle Dinge erwacht, ebenso die Freude an Eroberung und Wettbewerb. Das Kind lernt zu unterscheiden, welche Ziele erstrebenswert und erreichbar sind. Im ödipalen Konflikt und seiner Bewältigung soll es die Auseinandersetzung und die Identifikation mit seinen Eltern erproben, darin zugleich Sinn für Initiative und Gefühle für normgerechtes ethisches Verhalten (Gewissen) erlernen.

Schwierigkeiten in diesem Stadium begünstigen eine Entwicklung, in der Ängstlichkeit gesteigert, Spontaneität gedämpft, Schuldgefühle übertrieben werden.

Vierte Phase - *Leistung/Werksinn gegen Minderwertigkeitsgefühle*: Es folgt die Latenzphase - bei Erikson von erheblicher Wichtigkeit für das Kind (also von anderer Wertigkeit als bei Freud). Es sind die Jahre, in denen die Kinder systematische Unterweisung erhalten: Schulunterricht, handwerkliche Anleitung, Belehrung über Formen des Umgangs. Die Jugendlichen erlernen Techniken, die in der Gesellschaft geschätzt werden. Dazu bedarf es der Zusammenarbeit, mit Erwachsenen ebenso wie mit Gleichaltrigen. Das Kind lernt, die eigene Tüchtigkeit zu prüfen, seine Leistungen an einem Gütemaßstab zu messen.

Werden die Konflikte dieses Stadiums gemeistert, so erstarken Selbstvertrauen, Leistungsbewußtsein, Schaffensdrang - auch Gefühle der Identität mit der Gesellschaft.

Erlebt das Kind nachdrücklich seine Unterlegenheit, so bilden sich starke Gefühle der Minderwertigkeit aus.

Fünfte Phase - *Identität gegen Rollendiffusion/Selbstverlust*: Schon während der Kindheit durchlebt das Individuum eine Reihe von unterschiedlichen Identitäten: Es ist jemand, der über sich in der dritten Person spricht/es wird jemand, der ‚ich‘ sagen lernt/es wird angeredet als ‚kleiner Junge, kleines Mädchen‘/dann wird gefordert: ‚Du bist doch schon ein großes Mädchen, ein großer Junge, darum tu dies oder tu jenes!‘.

Das Ich-System ist es, das die unterschiedlichen Formen oder Ausprägungen der Identität überbrücken muß. In der Adoleszenz erreicht diese Entwicklung eine kritische Stufe. Eine Meisterung der Konflikte begünstigt die Ausbildung einer reifen Ich-Identität - reif, sofern ein Individuum sich in seinem Körper wohlfühlt und sich von seinen Mitmenschen geschätzt weiß.

Welche Konflikte sind zu meistern? Vor allem Konflikte, die sich daraus ergeben, daß der Jugendliche verschiedene Rollen ausprobiert, ausprobieren muß:

- die *Geschlechtsrolle* mit dem Problem heterosexueller Partnerschaft,
- die *Berufsrolle* mit ihren Fragen nach einem Zukunftsentwurf,
- neue *gesellschaftliche* Rollen.

Eine Gefahr liegt darin, sich mit keiner Rolle identifizieren zu können - Erikson nennt diese Unfähigkeit ‚Rollendiffusion‘, die eine Ich-Identität verhindert. Zu den Symptomen einer Rollendiffusion zählt er: Einsamkeitsgefühle, Verlust der Initiative, Unfähigkeit der Konzentration auf eine Aufgabe (oder ihr Widerpart: Konzentration auf eine einzige Tätigkeit), Ablehnung der eigenen sozialen Schicht, der eigenen ethnischen Herkunft, der eigenen sexuellen Rolle usw.

Sechste Phase - *Intimität gegen Isolation*: Hat der oder die Jugendliche in der Adoleszenz eine Ich-Identität gewonnen, dann ist er oder sie fähig zu dem, was Erikson ‚Intimität‘ nennt - fähig, eine stabile Beziehung zu einer anderen

Person (gleich- oder gegengeschlechtlich) aufzubauen und die Ermutigung oder die Belastung einer solchen stabilen Beziehung zu tragen.

„Um wirklich dauernde soziale Bedeutung zu haben, sollte die Utopie der Genitalität folgendes umfassen:

1. Wechselseitigkeit des Orgasmus
 2. mit einem geliebten Partner
 3. des anderen Geschlechts,
 4. mit dem man wechselseitiges Vertrauen teilen will und kann
 5. und mit dem man imstande und willens ist, die Lebenskreise der
 - a) Arbeit,
 - b) Zeugung,
 - c) Erholung in Einklang zu bringen, um
 6. der Nachkommenschaft ebenfalls alle Stadien einer befriedigenden Entwicklung zu sichern“ (Erikson, 1965, 260).
-
-

Wer sich seiner Identität nicht sicher ist, scheut vor intimen Beziehungen zurück, läßt sich nur auf oberflächliche Begegnungen ein, z.B. in Gestalt von Promiskuität. Ein solches Verhalten kann zum Gegenstück von Intimität führen: zu Distanzierung und zu Isolation.

Siebte Phase - *Zeugende Fähigkeit gegen Stagnation:* Zum Erwachsenen gehört das Gefühl, für andere brauchbar zu sein und von anderen gebraucht zu werden. Ob ein solches Empfinden berechtigt ist, zeigt sich in der Fähigkeit, für die Interessen anderer offen zu sein. Ein Ausdruck dafür ist die Generativität, gemeint ist die Fähigkeit, *schöpferisch tätig zu sein*. Darstellen kann sich Generativität vor allem in zwei Formen: (1) in Gründung einer Familie mit der Bereitschaft, eine neue Generation heranzubilden; (2) in Produktivität und Kreativität auf anderen Gebieten im Interesse der Gesellschaft.

Wem das Erleben der Generativität versagt bleibt, kann das Gefühl entwickeln, nicht gebraucht zu werden, seine zwischenmenschlichen Beziehungen verarmt zu sehen - Erikson spricht vom Gefühl der Stagnation.

Achte Phase - *Ich-Integrität gegen Verzweiflung:* Als Ergebnis der vorhergehenden sieben Stadien sollte sich die Persönlichkeit so weit entfaltet haben, daß sie den zurückgelegten Weg bejahen, die eigene Vergangenheit also annehmen und die Personen, die ihr Leben mitgeprägt haben, sogar lieben kann. Eine solche Einstellung betrachtet Erikson als Gipfel der Ich-Integrität.

„Erikson meint mit Integrität eine doppelte Erfahrung. Zum einen kommt das individuelle Leben zu seinem Abschluß. Zum anderen entwickelt der ältere Mensch das Gefühl, seine Identität zu transzendieren und sich in der Kette der Generationen weiter zu geben, was viel von der Verzweiflung über die

eigene Endlichkeit aufzuwiegen vermag. Es geht für Erikson um die Erlangung der wohl reifsten und letzten Form von Vertrauen in das Leben, wofür sich ganz sicher ‚das Wort Glaube‘ anbietet (1988, S. 80). Der religiöse Mensch hofft auf die Erfüllung im Jenseits. Aber auch wer nicht an ein Weiterleben nach dem Tod glaubt, vermag hier vom Gefühl der Zufriedenheit erfüllt zu werden, daß letztlich doch ein positiver Fortschritt in der Evolution der Menschheit liegt und man selber in diesem Lebensstrom einen kleinen Beitrag geleistet hat“ (Conzen, 1996, 155).

Wer *nicht* in diese Haltung der Ich-Integrität hineinreift, den können Gefühle der Verzweiflung befallen - Gefühle, die sich (als Projektionen einer Selbstverachtung) äußern in ständiger Kritik und Nörgelei an allen Menschen und allen Institutionen.

Zu Erikson

Stärke und Schwäche des Systems von Erikson ist eine Reduktion der Entwicklungsphasen auf jeweils charakteristische (bipolare) Verläufe: Vereinfachungen, die hilfreich sind, sofern sie einheitliche Perspektiven anbieten; Zusammenfassungen aber auch, welche die Vielfalt und Differenziertheit menschlicher Verhaltenweisen ausblenden.

Für Gruppen von Individuen berichtet Thomae von zwei Studien, die Eriksons Theorie „einer themenzentrierten Persönlichkeitsentwicklung“ zu validieren suchten: (1) Vaillant hat Daten der Grant-Längsschnittstudie neu interpretiert und sieht bei seinen Probanden, ehemaligen Studenten der Harvard-Universität, Eriksons Kategorien bestätigt (1977). - (2) „Ciaccio (1976) meint, die unter der Thematik der »Identitätsfindung« stehende Theorie der Reifezeit von Erikson . . . in Untersuchungen an ägyptischen, englischen und französischen Schülern stützen zu können. Soziale Faktoren wie Zugehörigkeit zur Unterschicht können den Eintritt der ‚Identitätskrise‘ danach nur verzögern“ (Thomae, 1996 b, 80).

Für eine Einzelperson versuchten Stewart, Franz und Layton die Theorie von Erikson zu bestätigen (1988). Sie verfolgten den Lebenslauf einer britischen Feministin und Pazifistin namens Vera Brittain, indem sie Tagebücher, Briefe und autobiographische Aufzeichnungen analysierten. Sie stellten fest, daß die individuelle Gesamtentwicklung der Frau auf Identität, Intimität und Generativität abzielte - somit einer Orientierung folgte, wie Erikson sie postuliert hatte. Sie entwickelten ein Kodierungssystem, mit dessen Hilfe biographische Berichte auf das Vorliegen der von Erikson beschriebenen Entwicklungsphasen hin überprüft werden können. Stewart und ihre Mitarbeiterinnen kamen zu dem Schluß, biographische Entwicklung lasse sich von Eriksons Theorie her

beschreiben und verstehen, auch wenn externe Ereignisse den Entwicklungsverlauf nachhaltiger beeinflussen, als Erikson angenommen hat.

„Vielleicht besteht Eriksons wichtigster Beitrag darin, daß er die psychoanalytische Entwicklungstheorie auf die Latenz- und Adoleszenzperiode ausgeweitet hat. Seine Ansicht über die Bedeutung der Ich-Identität war recht einflußreich und haben zu Forschungsarbeit auf diesem Gebiet der Identitätsprobleme bei Jugendlichen unseres Kulturkreises angeregt. Zeitgenössische Psychologen, Psychiater und Soziologen wenden häufig manche Gedanken Eriksons an, wenn sie sich bemühen, Probleme wie Jugendkriminalität, Depression und Psychosen bei Jugendlichen sowie Studentenbewegungen zu verstehen“ (Rotter & Hochreich, 1979, S. 54).

10 Murray, H. A.: Personologie (1893-1988)

Murray läßt sich bei vielen Gruppen von Persönlichkeitstheoretikern einordnen: bei den Interaktionisten, bei den Phänomenologen, bei den kognitiven Theoretikern. Hier wird er dargestellt im Anschluß an die tiefenpsychologischen Modelle, weil diese ihn entscheidend angeregt haben.

Methodische Grundlage: Längsschnittliche Verhaltensanalyse

Die Grundlage für Murrays Theorie bildete eine halbjährige längsschnittliche Untersuchung von fünfzig psychisch gesunden männlichen Collegestudenten an der Harvard-Universität durch 25 Untersucher (Murray, 1938, 397-398). Dabei benutzten Murray und seine Mitarbeiter ein Begriffsschema, das orientiert war an den Theorien von Freud (S.31), Jung (S. 66), Adler (S. 58), McDougall⁷, Lewin (S. 268).

Die Daten wurden gewonnen aus autobiographischen Skizzen der Probanden, aus Diskussionen über gegenwärtige Probleme und ihre Bewältigung, aus der Beschreibung persönlicher Ziele, aus Fähigkeits- und Gedächtnistests, aus projektiven Verfahren⁸, aus psychophysiologischen Messungen und aus der Beobachtung sozialer Interaktion. In lebensnahen Situationen wurde jeder Proband von mehreren Untersuchern beobachtet. Nach mehreren Sitzungen mußte der Proband seine Eindrücke von den Untersuchern, von den eigenen Gefühlen und Erlebnissen wiedergeben. Zum Abschluß wurden die Daten von den beteiligten Untersuchern erneut diskutiert und zu einem Persönlichkeitsbild zusammengefügt, das die Mehrheit akzeptieren konnte.

Dieses methodische Vorgehen war für Murray „das natürliche Kind der sehr bedeutsamen metaphorischen, provokativen und fragwürdigen Spekulationen der Psychoanalyse und der präzisen, systematischen, statistischen, trivialen und künstlichen Methode der akademischen Psychologie“ (Murray, 1938, 33-34). Sein Verfahren stand zwar der Psychoanalyse näher als der akademischen Psychologie, schloß aber vier Vorteile ein (1938, 31):

- *Erstens*, weil eine größere Anzahl von Untersuchern zusammenarbeitete, wurde eine einseitige Sichtweise vermieden, wurden sehr unterschiedliche

⁷ William McDougall (1871-1938) hat die Sozialpsychologie als Verhaltenswissenschaft begründet.

⁸ Projektive Verfahren verlangen vom Probanden die Deutung von Reizen, die vergleichsweise unstrukturiert sind, z.B. zufälliger Klecksgebilde oder sozialer Situationen. In die Deutungen, so wird angenommen, „projiziert“ der Proband seine Bedürfnisse, Wünsche, Vorstellungen. Ein mehrstufiger komplexer Auswertungsprozeß soll dem Untersucher diese Bedürfnisse, Wünsche, Vorstellungen erschließen. - Siehe als Beispiel den „TAT“ auf Seite 100.

Interaktionen mit einem Probanden erfaßt (Diagnostiker-Rat: Diagnostic Council, vgl. Murray, 1938, 29).

- Zweitens, Murray legte mehr Wert auf offene Verhaltensweisen der Persönlichkeit als die Psychoanalytiker: Die Gesamtperson kam deutlicher in den Blick (nicht nur ihre erlebte Welt).
- Drittens, es wurden keine kranken, sondern nur psychisch gesunde Personen untersucht, und zwar über einen Zeitraum von sechs Monaten.
- Viertens, bestimmte Hypothesen konnten unter experimentellen Bedingungen getestet werden.

Begriffe einer Analyse der Persönlichkeit: Episode, Serie, Anordnung, Bedürfnis, Druck

Untersuchungsgegenstand für Murray ist die individuelle Persönlichkeit. Er nennt sein System auch Personologie. Die Lebensgeschichte eines Individuums ist die Informationsbasis. Um die Komplexität des Verhaltens zu beschreiben, verwendet Murray folgende Hauptbegriffe: Vorgang/Episode, Serie, Anordnung, Bedürfnis und Druck/Eindruck (Murray, 1938, 38; Murray, 1951, 436).

Vorgang/Episode (*proceeding*): Unter dem Titel eines „Vorganges“, einer „Episode“ beschreibt Murray einen Verhaltenszusammenhang, der einen klar erkennbaren Anfang und ein deutliches Ende hat, z. B. die Phase, in der jemand ein bestimmtes Stück im Fernsehen sieht. In einem Vorgang, einer Episode lassen sich beobachtbare Anteile und unbeobachtbare Erlebniskomponenten unterscheiden. Ein Individuum kann zur gleichen Zeit in mehrere Vorgänge einbezogen sein (Murray, 1938, 40; Murray, 1951, 436).

Serie (*serial*): Einzelne Verhaltenszusammenhänge (Episoden) lassen sich wegen ihrer thematischen Einheit zusammenfassen, auch wenn sie zeitlich getrennt sind. Solche Einheiten nennt Murray „Serien“. Als Beispiel sei genannt die Interaktion zwischen Ehepartnern, die immer wieder unterbrochen wird, z.B. durch Berufsarbeit, aber auch immer wieder aufgegriffen wird (Murray, 1951, 439).

Anordnung (*Ordination: serial program, serial schedule*): Unter dem Oberbegriff „Anordnung“ beschreibt Murray geplante Zusammenhänge von Vorgängen, etwa einer Berufsausbildung, die sich über einen längeren Zeitraum erstrecken. In der Anordnung unterscheidet er zwei Aspekte: (1) eine *thematische* Einheit (*serial program*), etwa die Festlegung von Teilzielen im Studium (Scheinerwerb, Zwischenexamen, Schulexamen), (2) einen *zeitlichen* Rahmen (*serial schedule*), etwa die zeitliche Plazierung von Teilzielen im Studium: Wann erbringe ich welche Leistung? Wann lege ich ein Zwischenexamen ab? (Murray & Kluckhohn, 1950, 16, 18).

Bedürfnis und Druck (*need, press*): Was leisten Begriffe wie die besprochenen (Episode, Serie, Anordnung)? Sie stellen ein Instrumentar bereit, das es

erlaubt, Verhalten in seinen Ablaufformen zu beschreiben. Bedeutsamer geworden ist ein Begriffspaar, das den Zusammenhang zwischen Person und Umwelt betrifft - die Konzepte „Bedürfnis“ (need) und „Druck/Eindruck“ (press):

- **Bedürfnis** (need) umfaßt alles, was ein Individuum von sich aus mag, will, anstrebt. „Ein Bedürfnis ist ein Konstrukt, das eine Kraft . . . in der Gehirnregion bezeichnet, welche Perzeption, Apperzeption, Intellekt, Konnotation und Aktion so organisiert, daß eine bestehende unbefriedigende Situation in eine bestimmte Richtung umgewandelt wird“ (Murray, 1938, 123-124).
- **Druck/Eindruck** (press) bezeichnet alles, was das Individuum von der Umwelt her auf sich zukommen fühlt („guten“, „bösen“ Einfluß). „Der Druck eines Objektes ist dasjenige, was es dem Subjekt tun kann - die Macht, die es besitzt, um das Wohlergehen des Subjektes in der einen oder anderen Weise zu beeinflussen“ (Murray, 1938, 121).

Murray unterscheidet *zwei Arten von Druck*: (1) den *objektiven Sachverhalt*, der Druck ausübt (alpha press), und (2) die *subjektive Repräsentanz* von Druck (beta press). - Entscheidender für das Verhalten ist, was ein Individuum *subjektiv* als Druck erlebt (beta press), als was *objektiv* Druck ausübt (alpha press) (Murray, 1938, 122, 290).

Murray nennt fünf Kriterien zur Identifizierung von Bedürfnissen (1938, 124):

- (1) Verhaltensverlauf, Verhaltensresultat („a typical behavioral trend“),
- (2) Verhaltensmuster („a typical mode of behavior“),
- (3) selektive Wahrnehmung („the search for, avoidance or selection of, attention and response to one of a few types of press“),
- (4) Gefühle („the exhibition of a characteristic emotion or feeling“),
- (5) Befriedigung („the manifestation of satisfaction with the achievement of a certain effect, or the manifestation of dissatisfaction when there is failure to achieve a certain effect“).

Murray hat die beiden Systeme von Bedürfnis (need) und Druck (press) ausführlich beschrieben. Ob seine Kriterien eindeutige Bestimmungen zulassen, ist eine andere Frage.

Unterschieden werden viscerogene und psychogene Bedürfnisse:

- *Viscerogen* sind solche Bedürfnisse, die sich auf Aufnahme von Luft, Nahrung, Flüssigkeit beziehen, auf Schlafen, Ausüben von Sexualität, auf Urinieren, Defäkation, auf Vermeidung von Hitze oder Kälte, von Schmerz oder physischer Einschränkung.
- *Psychogen* sind Bedürfnisse, die sich von den viscerogenen ableiten (ohne daß die Art der Ableitung geklärt wäre).

Listenartig seien in Kasten 10-1 und 10-2 einige Beispiele für Bedürfnis (need) und Druck (press) gegeben (Murray, 1938, 743; 146, 152, 290).

Kasten 10-1:
Beispiele für Bedürfnisse (needs)
(n = Kürzel für need)

Bedürfnis (need)	Wünsche	Gefühle	Tätigkeiten
Unterwerfung (n Abasement)	sich passiv unterwerfen, vor dem Schicksal resignieren	Scham, Schuldgefühle, Minderwertigkeitsgefühle	eine passive, demütige Haltung einnehmen
Leistungsstreben (n Achievement)	Objekte oder Menschen meistern, manipulieren	Eifer, Ehrgeiz	sich anstrengen, um etwas Schwieriges zu vollbringen
Gesellungsstreben (n Affiliation)	sich jemandem nähern, der einem selbst ähnlich ist und der einen liebt	Vertrauen, Sympathie, Zuneigung	andere treffen und kennenlernen wollen
Aggressivität (n Aggression)	andere angreifen oder auch töten	Haß, Ärger, Eifersucht	in Sprache und Haltung anderen kraftvoll, drohend entgegentreten
Selbständigkeitsstreben (n Autonomy)	Zwang abschütteln, frei und unabhängig eigenen Antrieben folgen	Gefühle der Unabhängigkeit, der Ungebundenheit (irresponsibility)	tun, was einem gefällt - ungeachtet aller Regeln und Konventionen

Kasten 10-2:
Beispiele für Druck/Eindruck (press)
(p = Kürzel für press)

Druck (press)	Erläuterung
Mangel an familiärer Unterstützung (p Family Insupport)	Disharmonie bzgl. kultureller oder familiärer Verhältnisse; Uneinheitliche Erziehung; Trennung der Eltern; Krankheit oder Tod der Eltern; Armut
Gefahr oder Unglück (p Danger or Misfortune)	Mangel an physischer Unterstützung; Wasser (als Gefahr); Alleinsein; Dunkelheit; Wetter; Feuer; Tiere (als Gefahren)
Mangel oder Verlust (p Lack or Loss)	Nahrung, Besitz, persönliche Mitwelt
Zurückweisung, Gleichgültigkeit, Ablehnung (p Rejection, Unconcern, Scorn)	jede Form von Entzug elterlicher Liebe

Instrument einer Analyse der Persönlichkeit:
Der „Thematische Apperzeptionstest (TAT)“

Bedürfnis und Druck (need and press) bilden eine Einheit, die Murray „Thema“ nennt (Murray, 1938, 42). Sie beeinflussen sich wechselseitig. Aggression aus der Umgebung (press) kann zu aggressiver Reaktion (need) führen. Die

von einem Individuum geäußerte Aggression, entsprungen seinem Bedürfnis, kann für ein anderes Individuum erneuter Anreiz zur Aggression werden (press) und seine Aggression hervorrufen (need).

**Kasten 10-3:
Vier TAT-Tafeln**

*G steht für Girl, F für Female: Die Tafel ist für Mädchen und Frauen bestimmt.
M steht für Male, F für Female: Die Tafel ist für Männer und Frauen bestimmt.*



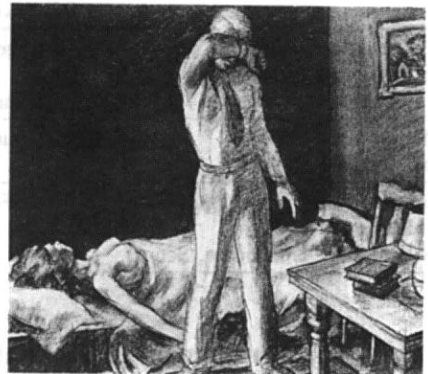
Tafel 1



Tafel 2



Tafel 9 GF



Tafel 13 M

Erfaßt werden Druck und Bedürfnis in ihrer Einheit als „Thema“ mit vielfältigen Instrumenten: Fragebögen, Explorationen, Tests - vorrangig jedoch mit

einem Verfahren, das Murray neu entwickelt hat: mit dem „Thematischen Apperzeptions-Test (TAT)“.

Der TAT besteht aus einunddreißig Tafeln, *dreißig* Schwarz-Weiß-Bildern und einem leeren weißen Blatt. Die Tafeln sind für unterschiedliche Gruppen vorgesehen: elf Bilder für alle Altersstufen und für beide Geschlechter, Teilmengen jeweils für Männer oder Frauen, für Jungen oder Mädchen. - Kasten 10-3 bringt vier Beispiele.

Dem Namen nach ist der TAT ein *Test*. Aber der Sache nach ist er kein psychometrisches Verfahren. (Das Wort ‚Test‘ trifft nur zu in dem allgemeinen Sinne eines Prüfverfahrens.)

Der TAT hat zu tun mit *Apperzeptionen*, also mit Wahrnehmungsprozessen: Was der Proband auf den ihm vorgelegten Bildtafeln „wahrnimmt“, soll ihn zur Gestaltung von Geschichten anregen.

Vorlage und *Auswertung* beruhen auf folgenden Annahmen: Wesentliche Fähigkeiten in zwischenmenschlichen Beziehungen sind Empathie und Projektion. Ein Individuum versteht das andere durch *Empathie*: indem es sich gefühlsmäßig in den anderen hineinversetzt. Außerdem benutzt es eigene Gefühle und Erfahrungen, um zu erraten, was andere fühlen und erleben: Es *projiziert* eigene Gedanken, Erlebnisse, Wünsche auf andere Individuen. Zu solchen Projektionen fordern die mehrdeutigen Reize der TAT-Tafeln heraus, weil sie von sich aus Informationslücken lassen, die das Individuum mit seinen Vorstellungen (Projektionen) ausfüllen kann. Die Analyse dieser Projektionen lassen es zu, die Bedürfnisse, Einstellungen, Erfahrungen des projizierenden Individuums zu erfassen.

Konkret geschieht dies im TAT dadurch, daß Individuen aufgefordert werden, zu den Tafeln Geschichten zu erzählen - nach der Instruktion: „Erzählen Sie eine Geschichte zu diesem Bild, die möglichst dramatisch ist. Berichten Sie, wie es zu dieser Szene *kam*, was *jetzt* vor sich geht und wie die Geschichte *ausgeht*.“ Abbilden sollen die Geschichten also Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft.

Die Geschichten bilden die Informationsbasis für Rückschlüsse auf das Druck- und Bedürfnissystem. Im Idealfall läßt sich ein „Einheitsthema“ (unity theme) entdecken, das die Biographie eines Individuums kennzeichnet. Im Einheitsthema „kann sich eine primäre kindliche Erfahrung oder eine nachfolgende Reaktionsbildung auf diese Erfahrung ausdrücken. Wie immer sein Ursprung und seine Natur beschaffen sind, es wiederholt sich in manigfaltigen Formen während des ganzen Lebens“ (Murray, 1938, 604-605).

Illustration der Bedeutung eines „Einheitsthemas“ (unity theme)

Murrays Schüler *White* (1964) setzte biographische Methoden ein, um Persönlichkeit in ihrem Verhaltensprozeß zu verfolgen. Dies veranschaulichte er an dem Konstrukt der „interpersonalen Kompetenz“. Er verglich die Biographien zweier Männer, die er Chatwell und Merrill nannte. Beide Probanden verfügten über interpersonale Kompetenz, aber in unterschiedlicher Ausprägung.

Bei den ersten Untersuchungen war Chatwell bestrebt, seinen Befrager im Interview zu bewundernden Reaktionen zu verleiten. Merrill dagegen sprach vorsichtiger, immer auf Kritik des anderen gefaßt. Diese Unterschiede werden zurückverfolgt in die Familiengeschichte beider Männer: Chatwell entstammt einer Familie, die ihre Kinder zu Gesprächen über wissenschaftliche und intellektuelle Probleme der Zeit anregte. Merrill kam aus einer Familie, die sich schwer damit tat, affektive und emotionale Äußerungen zuzulassen und zu belohnen; Kinder erhielten kaum je Lob oder Ermutigung.

Die Art der Sozialisation, die sie in der Familie erlebt und in die Untersuchungssituation „mitgebracht“ hatten, begleitete die beiden auch im Studium: Chatwell entwickelte hochfliegende Pläne, trat selbstsicher auf und sah eine große Karriere vor sich. Merrill äußerte weniger Zuversicht, obwohl er sich seiner Fähigkeiten klar bewußt war.

Während des Militärdienstes im Zweiten Weltkrieg fanden beide eine Rolle, die ihrer Kompetenz affin war: Chatwell wurde Ausbilder und Offizier, er erstrebte und erreichte eine Stelle im Geheimdienst. Merrill wurde Offizier, erhielt aber einen Posten im abgelegenen Alaska; abseits aller kriegerischen Zentren, fühlte er sich dort im Kreis der Kameraden sehr wohl.

Unterschiede traten auch auf, als beide nach dem Krieg Beruf und Ehepartner wählten: Chatwell fand, nach mehreren „Abenteuern“, eine Partnerin, die ein lebhaftes Naturell hat und ihn in der Partnerschaft ständig herausfordert. Er suchte einen Beruf, der ihm Wechsel und immer neue Anregungen versprach; er wurde Rechtsanwalt, der Freude daran findet, immer neue Fälle anzupacken. Merrill blieb bei seiner ersten Liebe „hängen“, äußerte sich aber zufrieden über seine Ehe. Er nahm die Stelle eines Bankangestellten an, ist tüchtig und anerkannt; er bringt den Balanceakt fertig, zwischen einem schwierigen Chef und seinen Untergebenen eine zufriedenstellende Atmosphäre zu erhalten.

White versucht, an einzelnen biographischen Abschnitten und am Beispiel des Konstruktes der interpersonalen Kompetenz die Entfaltung und Variation des „Einheitsthemas“ (unity theme) über einen großen Lebensabschnitt hin zu veranschaulichen.

Persönlichkeit als Prozeß und als Struktur

Murray beläßt es nicht dabei, einzelne Druck- und Bedürfnissysteme abzuleiten (need and press Systems). Er ordnet sie ein in eine Gesamtorganisation, die er sowohl als Prozeß wie auch als Struktur versteht.

Persönlichkeit, als Prozeßgestalt gesehen, ist identisch mit ihrer Geschichte (Murray, 1938, 39, 604), mit einer kaum durchschaubaren Vielfalt gleichsinniger und gegenläufiger Handlungstendenzen. Dabei setzen psychische Prozesse physiologische Prozesse voraus. Diese wechselseitig abhängigen Abläufe nennt Murray „regnante Prozesse“, ihre Gesamtheit zu einem gegebenen Zeitpunkt bezeichnet er als „Regnanz“. Alle bewußten Prozesse sind regnant, nicht alle regnanten auch bewußt. - Betont wird damit die somatische Basis alles Psychischen, in zugespitzter Formulierung: „Persönlichkeit ist die Organisation aller integrativen (regnanten) Prozesse im Gehirn“ (Personality is the organization of all the integrative (regnant) processes in the brain. Murray & Kluckholm, 1950, 9).

Auch wenn Murray die Persönlichkeit als ein sich ständig veränderndes System betrachtet, gibt es für ihn relativ stabile Strukturen, die, er - in Anlehnung an Freud, aber in abgewandelter Bedeutung - als Es, Ich, Über-Ich (und Ich-Ideal) bezeichnet (Murray, 1938, 134-138).

Das Es enthält alle angeborenen primitiven und nicht akzeptierten Impulse, aber auch - im Gegensatz zu Freuds Konzept - die sozial akzeptierten Antriebe. Das Es umfaßt die grundlegenden Energien, Emotionen, Bedürfnisse. Die Stärke dieser Antriebe variiert von Individuum zu Individuum.

Das Ich fungiert als zentrale, planende, das Verhalten organisierende Institution. Es hat eine aktivere Funktion, als Freud zugesteht. Seine wesentliche Aufgabe wird nicht ständig vom Es oder Über-Ich behindert.

Das **Über-Ich** repräsentiert die Werte und Vorschriften einer Kultur, soweit sie das Individuum internalisiert hat. Nicht nur der elterlichen Autorität, sondern auch der Gruppe Gleichaltriger kommt eine entscheidende Bedeutung in der Ausbildung des Über-Ichs zu, ebenso der Dichtung oder der Mythologie.

Verwandt mit dem Über-Ich ist das Ich-Ideal, das ideale Selbstbild (vgl. Rogers, S. 217), die persönlichen Ziele, die ein Individuum sich gesetzt hat und die es anstrebt.

Entwicklung der Persönlichkeit

Persönlichkeit ist für Murray beides: ein Prozeß und eine Struktur. Von diesem Konzept her muß er sich interessieren für ihre Entwicklung. Wie Freud hebt er die Bedeutung der Kindheit hervor. Er unterscheidet fünf Stadien - analog, aber nicht gleich den Freudschen Phasen; es geht um Erlebnisse:

- im Mutterleib,
- an der Mutterbrust,
- bei der Kotentleerung,
- beim Harnlassen,
- bei einer Reizung der Genitalien.

Die Erinnerungen an diese Erlebnisse erhalten sich im Individuum als Komplexe, die das spätere Verhalten beeinflussen (Murray, 1938, 360-385).

Der genußvollen Existenz im Mutterleib entspricht der *claustrale Komplex*: Menschen, die von ihm geprägt sind, lassen sich kennzeichnen durch Passivität, Abhängigkeit, Orientierung an der Vergangenheit, Widerstreben gegen Neuerungen.

Dem Vergnügen, an der Mutterbrust zu saugen, entspricht der *orale Komplex*: in drei Richtungen kann er das Verhalten prägen:

- Schutzsuche und Passivität,
- Aggression,
- Ablehnung (oraler Objekte).

Den angenehmen Empfindungen bei der Kotentleerung entspricht der *anale Komplex*: Er kann sich in zwei Tendenzen auswirken:

- Ablehnungs-, Aggressionsneigung (den Kot ausstoßen),
- Zurückhaltung, Geiz (den Kot behalten).

Den wohltuenden Eindrücken, die das Harnlassen begleiten, entspricht der *urethrale Komplex*. Er zeigt seinen Einfluß bei Bettnässen, urethraler Beschmutzung, urethraler Erotik.

Den erregenden Gefühlen bei Reizung der Genitalien entspricht der *Kastrationskomplex* - für Murray nicht so bedeutsam wie für die Psychoanalytiker die Kastrationsangst. Auswirkungen dieses Komplexes auf das spätere Verhalten beschreibt Murray nicht.

Anders als Freud sieht Murray die Entwicklung der Persönlichkeit nicht begrenzt auf fünf Kindheitsstadien, Entwicklung durchzieht das gesamte menschliche Leben - sie läßt sich gliedern in drei Perioden:

- In der *ersten Periode* (in Kindheit, Adoleszenz, frühem Erwachsenenalter) entwickelt die Persönlichkeit vor allem ihre Struktur.
- In der *zweiten Periode* (im mittleren Erwachsenenalter) werden die entwickelten Strukturen erhalten und verstärkt.
- In der *dritten Periode* (im Alter) bilden sich die entwickelten Strukturen zurück, die Fähigkeit, neue Strukturen zu formen, nimmt ab.

Zu Murray

Sofern Murray das Individuum einbezogen sieht in das Wechselspiel zwischen Anregungen aus der Person (need) und Kräften aus der Umwelt (press), zählt

sein System zum Interaktionismus - auch wenn es diesen Titel nicht erhält. Sofern Murray das Verhalten darauf ausgerichtet nennt, innere Spannungen auszugleichen, ist sein System ein Homöostasemodell, wie das von Lewin oder das von Freud. Sofern er den subjektiv repräsentierten Druck (beta press) für verhaltensrelevanter hält als den objektiven Sachverhalt, der Druck ausübt (alpha press), läßt er sich den kognitiven Theoretikern zurechnen.

In dieser unterschiedlichen Zuordenbarkeit spiegelt sich die Vielschichtigkeit des Ansatzes von Murray. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn man die vielfältigen Anregungen beachtet, die er gegeben hat:

- Einzelne Bedürfnisse wurden Ausgangspunkte selbständiger Forschungsrichtungen, beispielsweise das Leistungs- und das Machtmotiv.
- Eine Gruppe von Bedürfnissen bildete die Basis für den Persönlichkeitsfragebogen von Jackson: Personality Research Form (1967, 1974).
- Der TAT hat die Entwicklung vieler ähnlicher thematischer Analyse-Instrumente begünstigt: beispielsweise der „Object Relation Technique (ORT)“ von Phillipson (1955) der „Senior Apperception Technique (SAT)“ von Bellak und Bellak (1973), des „Picture Frustration Test (PFT)“ von Rosenzweig (1945, 1957).
- Thomae knüpfte in seiner Persönlichkeitstheorie an das Konzept der thematischen Analyse an und führte das Konstrukt der „Daseinsthemen“ ein (S. 301).

Murray hat akademische Psychologie und psychoanalytische Ansätze zu versöhnen gesucht, indem er alle Methoden der akademischen Schulen heranzog, jedoch im Untersuchungsziel und in der Interpretation der Ergebnisse vorrangig der Psychoanalyse folgte. In Amerika war er es, der die Aufmerksamkeit der akademischen Psychologie für die Psychoanalyse gewann (Hall & Lindzey, 1978, I, 237).

Die Rolle des Anregers und Mittlers zu spielen dürfte sein wichtigster Beitrag gewesen sein. So wenig wie die Systeme Freuds oder Jungs bildet seine Personologie eine in Axiomen und Gesetzen formalisierte Theorie.

Eine Studie zu Murrays Biographie

Es war so etwas wie ein Glücksfall, daß Murray zum Thema einer biographischen Analyse gewählt wurde: Anderson führte persönliche Gespräche mit Murray und hatte Zugang zu autobiographischen Aufzeichnungen (1988).

Gegenstand der Analyse waren Themen wie die folgenden: Murrays Persönlichkeit, sein Interesse an der Psychologie, seine Reaktion auf die akademische Psychologie, seine psychoanalytische Phase, die Gründe für die Entstehung seines Hauptwerks (Explorations in Personality: 1938).

Was ihn veranlaßte, die Klassen der „Bedürfnisse“ und der „Drucke“ zu entwickeln und seine eigenen Untersuchungen einer strengen Systematik zu un-

terwerfen, war die Enttäuschung über die Psychoanalyse: Vermißt habe er bei Psychoanalytikern strenge methodische Richtlinien, ihre Motivationslehre habe er als zu eng erlebt, zu direkt bezogen auf die individuelle Motivation (needs), zu wenig orientiert an Umwelteinflüssen (press).

Wenn die Mehrzahl der TAT-Bilder eine düstere Atmosphäre ausstrahlen, so sieht Anderson auch diesen Effekt biographisch begründet: in Murrays depressiv getönter Grundstimmung. - Insgesamt arbeitet Anderson heraus, wie fundamental biographische Gegebenheiten Murrays Persönlichkeit, seine Interessen, ja seine gesamte Lebensgestaltung geprägt haben.

11 Reflexionen 2:

Was ist Persönlichkeitspsychologie?

Wir sind auf der Suche nach der Persönlichkeitsforschung als psychologischer Wissenschaft. Hat sich das Konzept am Ende des zehnten Kapitels verdeutlicht? Bei einer Antwort gehen wir von der Minimaldefinition in Teil A aus (S. 19). Persönlichkeitspsychologie war bestimmt worden:

- (1) als System wissenschaftlich-psychologischer Aussagen
- (2) über das Individuum,
- (3) sofern es ein einzigartiges, über Situationen relativ stabiles, über Zeiträume relativ gleichartiges Verhalten erkennen läßt.

Finden sich die einzelnen Bestimmungsstücke in den fünf Theorien, die vorgestellt wurden (Freud, Adler, Jung, Erikson, Murray)?

Zu (1): Persönlichkeitspsychologie als *System wissenschaftlich-psychologischer Aussagen*: Erheblich variiert die Art, wie die besprochenen Theoretiker ihre Aussagensysteme anlegen. Freud analysiert Fallmaterial und strebt Generalisierungen an. Jung erschließt und interpretiert anthropologisches Material in einer kaum überschaubaren, kaum kontrollierbaren Fülle. Murray verschafft sich Informationen mit allen psychologischen Instrumenten, die ihm zur Verfügung stehen, und sucht nach allgemeinen Konstanten. Erikson verwendet klinisches und ethnologisches Material.

Ein einheitliches Konzept der Formierung psychologischer Aussagen läßt sich nicht erkennen. Was vorherrscht, ist der Versuch, Phänomene zu sichten, zu klassifizieren und Zusammenhänge zwischen ihnen herzustellen. In keinem Falle ist eine geschlossene konsistente Theorie entstanden - erst recht keine „Theorie“, die einem genau umgrenzbaren Konzept von Wissenschaft entsprechen hätte.

Kritischer Rationalismus

Fragen wir etwa vom „Kritischen Rationalismus“ her (Popper, 1935; 1966), so ist festzustellen: Keinem der fünf Autoren hätte ein Denkansatz entsprochen, der darauf angelegt war, die eigenen Erkenntnisse zuerst in wohldefinierte *Begriffe* zu fassen, dann *Axiome* zu formulieren, aus ihnen Hypothesen abzuleiten, sie empirisch zu testen und, werden sie bestätigt, *Gesetze* zu formulieren.

Zu (2): Persönlichkeitspsychologie als System von Aussagen über das *Individuum*: Bei allen fünf Autoren spielt das Individuum eine entscheidende Rol-

le. - *Freud* sieht das Individuum geprägt von seiner Vergangenheit, ihr fast ausgeliefert. Er ist bestrebt, die individuelle Biographie zu rekonstruieren, um sie zu korrigieren. - *Adler* und *Jung* sehen das Individuum stärker von seiner Zukunft her bestimmt, aber in unterschiedlicher Weise: Bei *Adler* steht das Individuum mehr unter dem Zwang, seine Überlegenheit durchzusetzen, bei *Jung* mehr unter der Pflicht, sich selbst zu verwirklichen. Um die Individualität zu erfassen, bemüht sich *Adler*, neben der biographischen Vergangenheit die individuelle Lebensleitlinie zu erkennen, in der das Individuum seine Zukunft vorentwirft. *Jung* will dem einzelnen helfen, sein ‚Selbst‘ zu erschließen, die Zukunft, die in ihm schon angelegt ist. - *Murray* will das „Einheitsthema“ entdecken, das ein Individuum charakterisiert: das spezielle Muster, das ‚Thema‘, auf das sich Person (need) und konkrete Umwelt (press) abgestimmt haben. - *Erikson* sieht die Individualität erreicht, wenn die Ich-Integrität gewonnen ist: inhaltlich festgelegt als Befähigung zu Intimität, Generativität, letztlich als Übereinstimmung mit der eigenen Biographie.

Freud und Jung beschreiben das Individuum als Einheit in sich selbst, die Umwelt erscheint als eine Prägeform - bei Freud als Inhalt des Über-Ichs, bei Jung als System der Persona und als Erbe im kollektiven Unbewußten. Nach Adler, Erikson, Murray kann das Individuum sich nur verwirklichen im Austausch mit einer Umwelt. Die Mitwelt ist im Individuum als konstitutives Moment repräsentiert.

Zu (3): Stabilität des Verhaltens über Zeiten und Situationen wird von allen fünf Theoretikern mehr vorausgesetzt als ausdrücklich dargestellt. - In dem Kapitel „Reflexionen 4“ gehen wir genauer auf dieses Thema ein (S. 188).

Resümee: Die Bestimmungsstücke der Minimaldefinition lassen sich in den fünf Theorien erkennen, jeweils in abgewandelter Form. Was tragen diese Theoretiker bei zum Verständnis der Persönlichkeit?

Sie betonen, jede Handlungssequenz habe ihren Stellenwert in der *Ganzheit* eines individuellen Bios - dies trifft auch zu für Verhaltensabläufe, die scheinbar unverständlich sind. Dem Verhalten wird damit die Charakteristik einer ‚Gestalt‘ zuerkannt, einer Gestalt allerdings, deren Umrisse nicht immer scharf aus dem Kontext zu lösen sind. Denn weil erhebliche Verhaltensanteile als unbewußt gelten, ist die ‚Verhaltensgestalt‘ gleichsam verhüllt. Der Hinweis auf das Unbewußte als Erkenntnisgewinn schränkt den Erklärungswert ein - für unbewußte Vorgänge sind meist mehrere Interpretationen möglich.

Die fünf Theoretiker haben die Dimension der *Zeit* für das Verhalten in den Blick gerückt, mit unterschiedlichem Akzent. Den Einfluß der Vergangenheit beschwört Freud. Adler, Jung, Murray lassen diesen Einfluß als wichtige Determinante gelten. Die ausrichtende Kraft der Zukunft heben vor allem Adler und Jung hervor. Für keinen Theoretiker wird aktuelles Verhalten, wird die Gegenwart allein aus sich verständlich.

Charakteristisch ist auch, daß die Entwürfe sich an einer *Fülle menschlichen Verhaltens* orientieren. Kein Theoretiker arbeitet ohne Vorannahmen, aber keiner klammert Verhaltenssegmente von vorneherein aus, weil sie ihren Methoden unzugänglich gewesen wären. Das Verhalten in seiner ganzen Breite wird einbezogen, dann aber oft eigenwillig interpretiert. Als Beispiel sei genannt die Ableitung der Kunst: Nach Freud ist die Kunst ein Produkt sublimierter Libido.

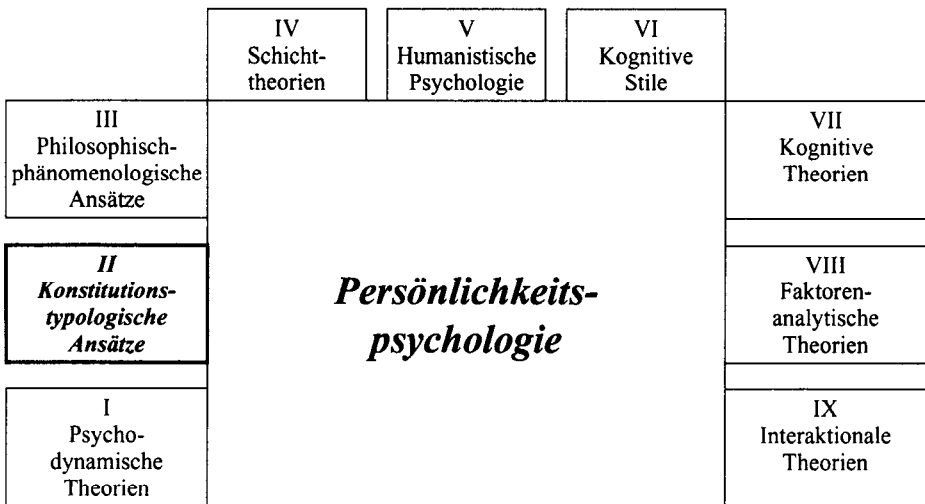
Was alle fünf Persönlichkeitstheoretiker auch bieten, sind Konzepte, die helfen sollen, den Menschen besser zu verstehen, *um ihm besser zu helfen*. Alle haben das Ziel, Wissenschaft in diesem Sinne auf das ‚Leben‘ abzustimmen.

Die Perspektive allerdings, unter der sie Verständnis und Hilfe anbieten, wechselt von Autor zu Autor. In jedem Falle nähert sich die Deutung einem *anthropologischen Konzept*:

- Bei Freud heißt es beispielsweise: Wo Es war, soll Ich werden.
- Nach Jung ist ein Individuum sein Leben lang auf der Suche nach sich selbst: die Individuation ist ein lebenslanger Prozeß.
- Adler verlangt, daß der Wille zur Macht gebändigt werde durch das „Gemeinschaftsgefühl“, also durch Rücksicht aufund Integration *in* die ‚Gesellschaft‘.
- Erikson bestimmt als Lebensziel die „Ich-Integrität“ und interpretiert sie als Ergebnis eines langen Reifeprozesses.
- Murray erschließt aus dem „Einheitsthema“ den Weg, auf dem ein Individuum versucht, die Spannung zwischen den Systemen seiner Person auszugleichen.

(II) Konstitutionstypologische Persönlichkeitspsychologie

Die konstitutionstypologische Persönlichkeitspsychologie repräsentiert einen Versuch, von Körpermerkmalen eindeutig auf Verhaltensmerkmale zu schließen.



*Als Vertreter
Konstitutionstypologischer
Persönlichkeitspsychologie
werden vorgestellt:*

Kretschmer

Sheldon

„Die hohe Stirn verrät den Denker“. Die Denk- und Schlußfigur, die sich in einem solchen Satz ausdrückt, ist uralte und, wie es scheint, unausrottbar; sie besagt, von Körpermerkmalen könne man eindeutig auf Verhaltensmerkmale schließen. - Geistesgeschichtlich greifbar werden solche Annahmen beispielsweise

- (1) in der Lehre von den sogenannten **Vier Temperamenten**,
- (2) in der **Physiognomik**,
- (3) in der **Phrenologie**.

Zu (1): Die Lehre von den **Vier Temperamenten** hat der Arzt Galenus (129-199) nach älteren Vorbildern ausgearbeitet. Das Temperament eines Menschen ist bestimmt von vier Körpersäften: Überwiegt *schwarze Galle*, so ist das Temperament *melancholisch* (langsam an- und absteigende Reaktionen, der Trauer zugewandt). - Überwiegt *gelbe Galle*, so ist das Temperament *cholisch* (rasch ansteigende, nachhaltige Reaktionen, bis hin zum Jähzorn). - Überwiegt der *Schleim*, so ist das Temperament *phlegmatisch* (schwer auslösbare Reaktionen, bis hin zur Teilnahmslosigkeit). - Überwiegt als Saft das *Blut*, so fällt das Temperament *sanguinisch* aus (leicht wechselnde Reaktionen, ausgerichtet auf Freude und Hoffnung).

Vereinfacht formuliert, läßt sich als Verdienst festhalten: Die Lehre von den Vier Temperamenten hat aufmerksam gemacht auf die Rolle, die *chemische Prozesse* im menschlichen Organismus spielen. Aus heutiger Sicht sei daran erinnert, welchen Einfluß Hormone als Botenstoffe ausüben und in welchem Maße sie Humanverhalten mitbestimmen.

Eysenck hat die Grundidee aufgegriffen und der Veranschaulichung seiner Persönlichkeitskonzeption dienstbar gemacht (S. 386).

Zu (2): Die **Physiognomik** ist eine Lehre, die annimmt, man könne von körperlichen Erscheinungsformen auf Temperament und Charakter eines Menschen schließen. Grundlage für solche Schlüsse waren beispielsweise Gestik und Mimik, Gestalt und Bewegung der Extremitäten, Farbe, Dichte und Umfang der Behaarung.

Im zweiten nachchristlichen Jahrhundert entstand eine Schrift, die Bilder und Gedanken in diesem Sinne zusammenfaßte; das Werk hieß „Physiognomika“ - lange wurde es Aristoteles (384-322 v.Chr.) zugeschrieben. - Kasten II-1 zitiert die Beschreibung des Geizkragens aus den „Physiognomika“.

Kasten II-1:
Charakteristik des Geizkragens aus den „Physiognomika“
(Quelle: Allport, 1970, 43)

Der Geizkragen

„Knauserigkeit ist Sparsamkeit, die über das gewöhnliche Maß hinausgeht. Ein knauseriger Mensch ist jemand, der vor Ende des Monats zu einem Schuldner geht, um sich nach seinem Darlehen zu erkundigen. Bei einem Mittagessen, wo die Unkosten geteilt werden, zählt er die Anzahl der Tassen nach, die jeder trinkt, und bringt der Artemis ein kleineres Trankopfer dar als irgendein anderer. Wenn jemand zu seinen Gunsten einen guten Handel abgeschlossen hat und ihm die Rechnung zeigt, sagt er, es sei zu viel.

Wenn sein Diener einen Topf oder einen Teller zerbricht, zieht er den Wert von dessen Kost ab. Wenn seine Frau ein Kupferstück fallen läßt, rückt er Möbel, Betten, Truhen ab und kriecht hinter die Gardinen. Wenn er etwas zu verkaufen hat, setzt er einen Preis dafür fest, daß der Käufer keinen Vorteil hat. Er verbietet jedermann, eine Feige in seinem Garten zu pflücken, über sein Land zu gehen, eine Olive oder eine Dattel wegzunehmen. Jeden Tag sieht er nach, ob die Grenzpfähle seines Besitztums nicht verrückt worden sind. Er wird einem Schuldner hart zusetzen und die Forderung eintreiben. Wenn er seine Bekannten einlädt, ist er sehr darauf bedacht, ihnen nur ganz kleine Stücke Fleisch anzubieten. Wenn er zum Markt geht, kommt er nach Hause, ohne etwas gekauft zu haben. Er verbietet seiner Frau, irgendetwas zu verleihen, weder Salz noch Lampendocht noch Zimt noch Majoran, weder Mehl noch Girlanden noch Kuchen zum Opfern. ‚All diese Kleinigkeiten‘, sagt er, ‚summieren sich in einem Jahr‘. Summa summarum sind die Kisten des knauserigen Mannes muffig und die Schlüssel verrostet, seine Angehörigen tragen eine Tunika, die kaum bis an die Oberschenkel reicht; eine lächerlich kleine Ölflasche versorgt sie bei der Salbung. Sie tragen das Haar kurz geschnitten und ziehen die Schuhe vor Mittag nicht an; und wenn sie ihren Mantel zum Färber tragen, schärfen sie ihm ein, nur ja viel Kreide zu nehmen, damit er nicht so bald fleckig wird.“

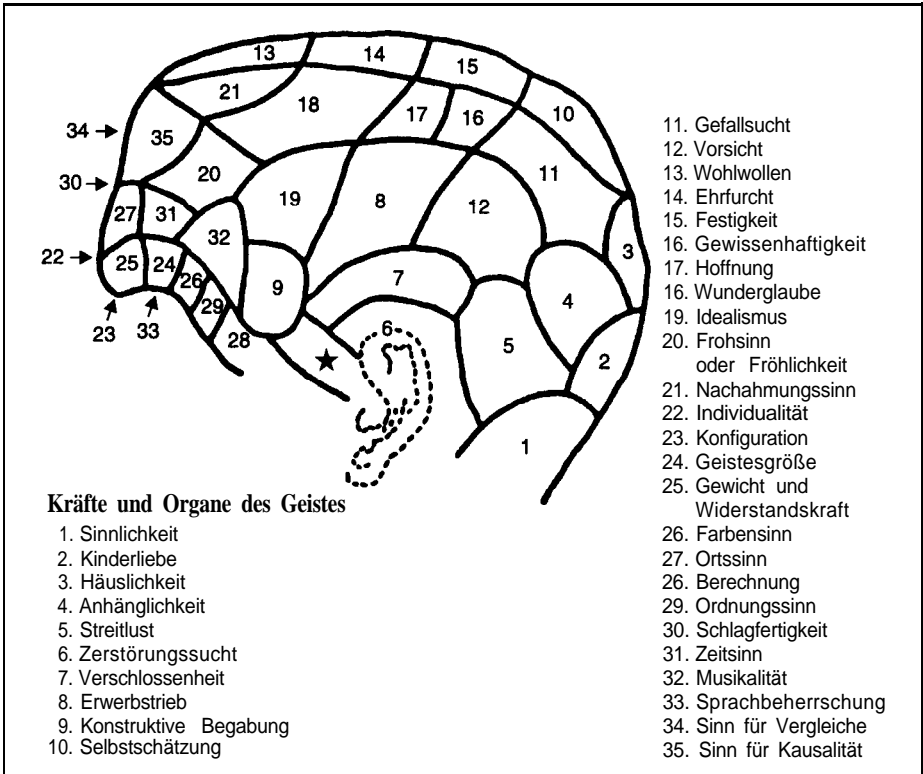
Im 18. und 19. Jahrhundert haben zwei Männer die Physiognomik neu belebt und mit Begeisterung propagiert: der Schweizer Prediger Johann Kaspar Lavater (1741-1801) und der deutsche Arzt, Philosoph und Psychologe Carl Gustav Carus (1789-1869).

Das Anliegen der Physiognomie wurde aufgegriffen und weitergeführt in der sogenannten „Ausdruckspsychologie“ (Kirchhoff, 1965).

Der Ausdruck als Erscheinungsform des Seelischen wird in jüngerer Zeit mitaufgenommen in Emotionstheorien und Beschreibungen der nonverbalen Kommunikation.

Zu (3): Die **Phrenologie** ist eine Lehre, die etwas Richtiges annimmt, die richtige Annahme aber falsch auslegt. Richtigerweise nimmt sie an, Körper und Geist bildeten eine Einheit, darum müsse sich die Persönlichkeit auch in der körperlichen Sphäre ausdrücken. Fälschlicherweise, weil simplifizierend, argumentiert sie, im Gehirn als zentralem Organ des Geistes seien die wichtigsten ‚Einheiten‘ der Persönlichkeit abgrenzbar angelegt. Begründer der Phrenologie war Franz Joseph Gall (1758-1828), er veröffentlichte Listen von Verhaltenseinheiten, die er im Gehirn glaubte lokalisieren zu können. - Kasten II-2 bringt ein Beispiel.

Kasten II-2:
Lokalisation menschlicher Eigenschaften im Gehirn nach Franz Joseph Gall
(Quelle: Allport, 1970)



Die Denkfigur, von körperlicher Erscheinung auf Charakter und Temperament zu schließen, wurde im 19. Jahrhundert von vielen Autoren durchgespielt. In neuerer Zeit haben zwei Theoretiker sie aufgegriffen und an empirischem Material zu belegen versucht:

- Kretschmer
- und Sheldon

(Kap. 12)

(Kap. 13).

12 Kretschmer, E.: Konstitutionstypologie (1888-1964)

Den Zusammenhang zu der alten Denkfigur stellt Kretschmer selber her: „Der Teufel des gemeinen Volkes ist zumeist hager und hat einen dünnen Spitzbart am schmalen Kinn, während die Dickteufel einen Einschlag von gutmütiger Dummheit haben. Der Intrigant hat einen Buckel und hüstelt. Die alte Hexe zeigt ein dürres Vogelgesicht . . . Kurz und gut: die Tugend und der Teufel müssen eine spitze Nase haben und der Humor eine dicke“ (Kretschmer, 1977, 3).

Kretschmer war Psychiater. Zur Klassifikation der geistigen Erkrankungen verwandte er die von Kraepelin (1899) „herausgearbeiteten großen Formkreise des manisch-depressiven (zirkulär) und des schizophrenen Irreseins (dementia praecox)“ (Kretschmer, 1977, 19). - Was diese Formkreise beschreiben, soll Kasten 12-1 angeben.

Kasten 12-1:
Formkreise geistiger Erkrankungen

Geistige Erkrankung oder Psychose	
Geistige Erkrankung oder Psychose bezeichnet eine Verhaltensstörung, die dadurch gekennzeichnet ist, daß die Kranken Gegebenheiten der inneren und äußeren Erfahrung nicht mehr klar unterscheiden und ordnen können. - In diesem Sinne ist die Persönlichkeit ‚desintegriert‘ (Persönlichkeitszerfall). - Die psychiatrische Schulmeinung setzt voraus: Das Gesamterleben des Kranken oder Teilbereiche des Erlebens können nicht mehr nachempfunden werden von einer gesunden Person.	
<p>Formkreis „Zirkuläres Irresein“</p> <p>Zirkuläres Irresein bezeichnet eine manisch-depressive Psychose.</p> <p>Symptome: Bei den Kranken lösen grundlose Hochstimmung (Manie) und grundlose Traurigkeit (Depression) einander in unregelmäßigem Wechsel ab.</p>	<p>Formkreis „Schizophrenie“</p> <p>Schizophrenie oder Spaltungsirresein bezeichnet eine <i>Gruppe</i> von Psychosen.</p> <p>Symptome: Bei den Kranken ‚zerfallen‘ emotionale und kognitive Verhaltensweisen; beispielsweise kann das Ich-Bewußtsein getrübt, Wahrnehmungs- und Denkabläufe können gestört, affektive Beziehungen ‚verflacht‘ sein.</p>

Formen seelischer Erkrankung und Typen des Körperbaus

Kretschmer stellte fest, daß ein Zusammenhang bestehe zwischen bestimmten Formen seelischer Erkrankung und bestimmten Formen des Körperbaues: Kranke des einen Formkreises unterschieden sich von denen des anderen Formkreises im Körperbau.

- *Zirkuläre* hatten häufiger einen rundlichen, einen ‚pyknischen‘ Körperbau.

- *Schizophrene* hatten einen schmalwüchsigen, einen ‚leptosomen‘ Körperbau.
- Bei einer Teilgruppe der Schizophrenen, den *Katatonen*, fand sich ein eckiger, ein ‚athletischer‘ Körperbau. (Katatonie: Spannungsirresein. Das Irresein ist begleitet von starren Körperhaltungen, die sich rasch wieder lösen, zuweilen in raschem Wechsel.)
- Es ließ sich noch eine vierte Gruppe ausmachen, in der sich Anteile der drei „Grundtypen“ (pyknisch, leptosom, athletisch) mischten, Kretschmer sprach von ‚dysplastischem‘ Körperbau: z. B. leptosomer Körper, aber athletische Beine. Dieser Typus fand sich am häufigsten bei *Epileptikern*.

Schematisch ergibt sich eine Zuordnung, wie Kasten 12-2 sie darstellt.

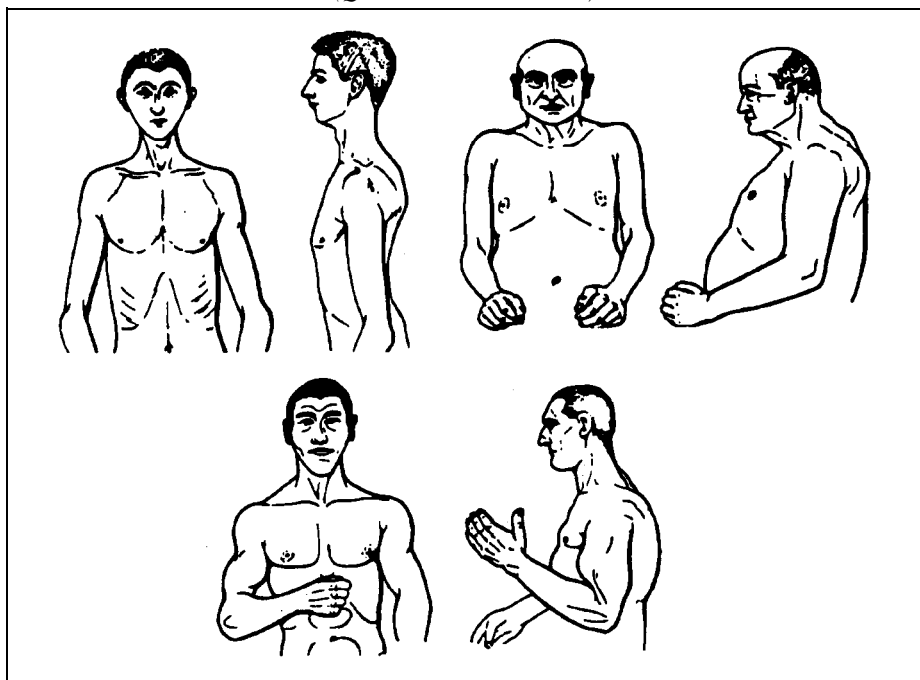
Kasten 12-2:
Zuordnung von Krankheitsform und Körperbau

Krankheit	zirkulär (manisch/depressiv)	schizophren	kataton	epileptisch
Körperbau	pyknisch (rundlich)	leptosom (schmalwüchsig)	athletisch (eckig)	dysplastisch (Mischform von ‚rundlich, schmalwüchsig, eckig‘)

Zweierlei wird nicht behauptet: *Erstens*, „wir dürfen nun nicht glauben, daß wir nur hinzusehen brauchten, um einen solchen Typus massenhaft und ohne langwierige Vorübung des Auges in unserem Material zu entdecken. Vielmehr finden wir im Einzelfall den Typus oft durch heterogene, ‚individuelle‘ Züge verschleiert. Es ist so wie in der klinischen Medizin oder zuweilen in Botanik oder Zoologie. Die ‚klassischen‘ Fälle, die fast beimischungsfreien und mit allen Hauptsymptomen wohl ausgestatteten Vertreter eines Krankheitsbildes sind beinahe Glücksfunde, die wir nicht alle Tage im Kolleg vorstellen können. Darum richtet sich unsere Typenbeschreibung nicht nach den häufigsten, sondern nach den schönsten Fällen, . . . die das . . . Gemeinsame am deutlichsten darbieten“ (Kretschmer, 1977, 20). - *Zweitens*, nicht alle Kranken eines Formkreises haben den ‚typischen‘ Körperbau, doch findet er sich bei einer Mehrheit.

Als Idealtypen bietet Kasten 12-3 drei Körperbauformen: die des Leptosomen (charakteristisch für Schizophrene), des Pyknikers (charakteristisch für Zirkuläre) und die des Athleten (charakteristisch für die Katatonen).

Kasten 12-3:
Drei Formen des Körperbaus:
 oben links: leptosom - oben rechts: pyknisch - unten: athletisch
 (Quelle: Kretschmer 1977)



Kretschmer gibt aus einer Vielzahl von Untersuchungen eine Verteilung an, wie Kasten 12-4 sie bietet (N = 8.099 Fälle; Kretschmer, 1977, 34).

Kasten 12-4:
Zusammenhang zwischen Körperbau und Krankheitsformen
 (in den Zellen Prozentangaben, bezogen auf N = 8.099)

Krankheit	Körperbau				
	pyknisch	leptosom	athletisch	dysplastisch	uncharakteristisch
zirkulär	zirkulär 64,6	19,2	6,7	1,1	8,4
schizophren	13,7	schizophren 50,3	kataton 16,9	10,5	8,6
epileptisch	5,5	25,1	28,9	epileptisch 29,5	11

Erweiterung des Ansatzes auf Grenzfälle

(zykloid, schizoid, epileptoid)

Den Ansatz, den Kretschmer an Kranken gewonnen hatte, weitete er auf sogenannte „Grenzfälle“ aus. Er wandte sich der Familienforschung zu. Systematisch bezog er in seine Untersuchungen ein: die Lebensgeschichte der Kranken (präpsychotische Anamnese) und das verwandtschaftliche Umfeld. „Die klassischen Züge eines Konstitutionstyps können zuweilen bei den nächsten Angehörigen klarer gezeichnet sein als beim Patienten selbst“ (1977, 188).

Aus seinen Untersuchungen kam Kretschmer zu zwei Schlüssen: *Erstens*, vor der Erkrankung war ein Patient auf bestimmte Erkrankungsformen hin disponiert. - *Zweitens*, unter seinen Angehörigen fanden sich häufig Personen, die diese Disposition (noch) klarer erkennen lassen.

Personen, die nicht krank waren, jedoch leichte Spielarten der Krankheitssymptome bekundeten, wurden als „Grenzfälle“ bezeichnet. Für sie wählte Kretschmer die Titel: ‚zykloid‘ und ‚schizoid‘. „Wir bezeichnen als schizoid und zykloid die zwischen krank und gesund fluktuierenden abnormen Persönlichkeiten, die die psychischen Grundsymptome der schizophrenen und der zirkulären Psychosen in dem leichteren Grad einer Persönlichkeitsspielart widerspiegeln. Solche finden wir zunächst vielfach als präpsychotische Persönlichkeit der Geisteskranken selbst, sodann unter ihren nächsten Blutsverwandten“ (Kretschmer, 1977, 199). - Eine analoge Bezeichnung für die Katatonen (Teilgruppe der Schizophrenen) prägte Kretschmer nicht, wohl aber für die Epileptiker, er sprach von ‚epileptoid‘.

Die drei Titel seien genauer umschrieben:

- **Zykloid:** „Die Menschen im Umkreis des manisch-depressiven Irreseins sind vorwiegend gesellige, gutmütige Menschen, Leute, mit denen man auskommen kann, die Spaß verstehen, die das Leben nehmen, wie es ist. Sie geben sich natürlich und offen, man ist bald Freund mit ihnen; sie haben etwas Weiches und Warmes in ihrem Temperament“ (Kretschmer, 1977, 199-200).
- **Schizoid:** „Der Begriff ‚schizoid‘ wurde so eng wie möglich gefaßt und ... auf folgende Gruppen begrenzt: mißtrauisch-empfindliche Sonderlinge, Pedanten, rücksichtslose, gemütskalte Streber, paranoid Verbohrte, übermäßig Scheue und Feinfühlige, Fanatiker, bigott-Frömmelnde, Verschröbene“ (Kretschmer, 1977, 198).
- **Epileptoid (auch ‚enechetisch‘ \cong haftend):** „Kernsymptome des Temperaments sind langsames Anlaufen von Reaktionen und ein ausgeprägter Gegensatz zwischen zäher Schwerfälligkeit und ungewöhnlicher Reizbarkeit. ... Zähigkeit, Beständigkeit in allen menschlichen Beziehungen, Beharrlichkeit und Hartnäckigkeit beim Verfolgen der Lebensziele, Pedanterie, Umständlichkeit und affektbedingte Neigung zu Überwertigen Ideen charakterisieren das Verhalten“ (Kretschmer, 1977, 252-253).

Erweiterung des Ansatzes auf Normale (zyklothym, schizothym, viskös/barykinetisch)

Von den Kranken, über die Grenzfälle, dehnt Kretschmer sein System auf Normale aus. Wie bei Psychotikern, wie bei Grenzfällen, so sieht er auch bei Normalen eine Entsprechung zwischen Körperbau und „seelischer Anlage“ (Kretschmer, 1977, 254).

„Wir finden“ (bei den Normalen) „dieselben Typen des Gesichtsbaues, dieselben körperlichen Verfassungen, und wir merken, daß hinter derselben äußeren Architektur auch dieselben psychischen Strukturen wohnen . . . Wir werden nicht mehr bestimmte Persönlichkeitstypen als psychopathische Rudimente bestimmter Psychosen, sondern umgekehrt bestimmte Psychosen als Karikatur bestimmter normaler Persönlichkeitstypen betrachten. Die Psychosen stellen dann nun mehr seltene Zuspitzungen allverbreiteter großer Konstitutionen der Gesunden dar“ (Kretschmer, 1977, 254). - Die drei Grundtypen der Normalen heißen: ‚zyklothym, schizothym, viskös‘ oder ‚barykinetisch‘¹ (Kretschmer, 1977, 255, 263).

Die Charakteristik sei nach Strunz gegeben (1964, 174-178):

- **Zyklothym:** *Soziale Einstellung:* gesellig, umgänglich, gutherzig, freundlich, anpassungsfähig, einfühlungsfähig, kontakthilffähig, nie feindselig ablehnend. - *Denken:* wirklichkeitsnah, situationsangepaßt, praktisch, anschaulich und bildhaft, einfallsreich, wenig Sinn für logische Konsequenz, Abneigung gegen ‚bohrende‘ und systematische Denkarbeit.
- **Schizothym:** *Soziale Einstellung:* wenig gesellig, tiefere innere Verbundenheit mit wenigen, mit Gleichgesinnten. - *Denken:* Abstraktionsfähigkeit, scharfe Unterscheidungen, Sinn für systematische Ordnung, Klarheit in formaler Hinsicht.
- **Viskös oder barykinetisch:** *Soziale Einstellung:* passives Hängen- und Klebenbleiben. - *Denken:* wenig Umstellungsfähigkeit, keine Wendigkeit, kein Esprit, wenig Phantasie.

Übersicht

Vom Krankhaften zum Normalen nimmt Kretschmer einen fließenden Übergang an - mit dieser Interpretation wandte er sich gegen die psychiatrische *Schulmeinung, die besagt(e)*, psychotisches Verhalten sei vom Normalverhalten *wesensverschieden* - vom gesunden Erleben her nicht mehr einfühlbar. - Den Übergang veranschaulicht eine schematische Darstellung in Kasten 12-5.

¹ **Viskös:** zähflüssig. - **Barykinetisch:** aus ‚barys‘ (schwer) und ‚kinetós‘ (von ‚kinéo‘ - ich bewege); demnach ‚schwerbeweglich‘.

Kasten 12-5:
Körperbau und Temperament: Übergang vom Normalen zum Krankhaften

Gruppe	Körperbau			
	pyknisch (rundlich)	leptosom (schmalwüchsig)	athletisch (eckig)	dysplastisch (Mischform von 'rundlich, schmal- wüchsig, eckig')
Normale	zyklothym	schizothym	viskös oder barykinetisch	
Grenzfälle	zykloid	schizoid		epileptoid
Kranke	zirkulär (manisch/- depressiv)	schizophren	kataton	epileptisch

Unterschiedliches Verhalten im Experiment

Kretschmer, seine Mitarbeiter und Schüler haben das Verhalten der drei Konstitutionstypen in Experiment und Test überprüft:

- **Farb- und Formsehen:** Die Zyklothymen orientieren sich mehr an Farbe, die Schizothymen mehr an Formen. *Beispiel:* Eine bestimmte farbige Figur soll in einer Gruppe anderer farbiger Figuren identifiziert werden. Die eine Figur wird dem Probanden zuerst gezeigt, dann wird sie mit anderen Figuren tachistoskopisch² dargeboten. Bei der Identifizierung orientierten sich Schizothyme mehr an der Form der Figur, Zyklothyme mehr an der Farbe (Kretschmer, 1977, 280).
- **Spaltungsphänomen:** Schizothyme sind eher in der Lage als Zyklothyme, innerhalb eines Bewußtseinsablaufes Teilabläufe zu 'isolieren'. *Beispiel:* Probanden haben einen Karton vor sich, auf dem verschiedenfarbige Quadrate dargestellt sind. Sie müssen diesen Karton an sich vorbei in ein Kuvert schieben, dabei sollen sie sich merken, wieviele Quadrate von jeder Farbe abgebildet sind. „Bei diesem Versuch zeigen sich die Pykniker viel ungeschickter als die Leptosomen“ (Kretschmer, 1977, 282).
- **Perseveration:** Schizothyme haben eine stärkere Perseverationsneigung als Zyklothyme. *Beispiel:* Wörter werden tachistoskopisch dargeboten. Die Probanden sollen einmal auf die Farben, einmal auf den Inhalt achten. Der Übergang von der einen Aufgabe (Farbbeachtung) zu der anderen (Beachtung des Inhalts) fiel den Pyknikern leichter als den Leptosomen.

² **Tachistoskopisch:** Einem Probanden werden mit einem Projektor optische Reize kurzfristig dargeboten; die Darbietung kann bis zu Bruchteilen einer Sekunde verkürzt werden. Der Proband soll 'erkennen', welches Objekt die Reize repräsentieren.

Zu Kretschmer

Kretschmer arbeitete vorrangig intuitiv, deskriptiv, er verließ sich auf den geschulten klinischen Blick. Zwar verwandte er statistische Verfahren, beispielsweise Korrelationen, aber er maß ihnen keine entscheidende Beweiskraft zu.

- Tests und Experimente, die er und seine Schüler einsetzten, entsprachen nicht den Forderungen, die an exakte Methoden zu stellen sind: Objektivität, Reliabilität, Validität waren nicht gewährleistet.

Dieser Mangel erschwerte Nachprüfungen. Eysenck (1950, 1954) wiederholte die Experimente der Kretschmerschule, konnte aber ihre Ergebnisse nicht replizieren.

- Die Wiederholungen wurden ihrerseits kritisiert: Sie hätten nicht den Anordnungen von Kretschmer und seinen Schülern entsprochen (Schick, 1952).

Ein weiteres Problem betrifft den Zusammenhang zwischen Geisteskrankheit und Alter:

- *Schizophrenie* tritt meist früher im Leben auf als das zirkuläre Irresein: Könnte so nicht auch der Körperbau der Schizophrenen (leptosom) mehr mit der Jugendgestalt zu erklären sein als mit der Krankheitsform?
- *Zirkuläres Irresein* tritt meist in einem höheren Lebensalter auf, in dem die meisten Menschen an Gewicht zugenommen haben: Könnte der Körperbau der Zirkulären (pyknisch) mit dieser Tatsache zu erklären sein statt mit der Krankheitsform? Ist gegen Kretschmer also einzuwenden, daß er den Altersfaktor unzureichend berücksichtigt habe?

Dazu Kretschmer selber: „Wenn in einem bestimmten Lebensalter die Vollausprägung eines Konstitutionstypus mit der maximalen Häufung einer Krankheit zusammenfällt, welcher Faktor entscheidet dann über die Krankheitsneigung, das Alter oder die konstitutionelle Anlage? Könnten nicht beide aus den gleichen Ursachen hervorgehen? Fände also die Ausreifung in einem anderen Lebensalter statt, so wurden auch die entsprechenden Konstitutionskrankheiten zu einem anderen Zeitpunkt ihren statistischen Gipfel haben. Man könnte ebensogut an einer Altersstatistik eine Konstitutionskorrektur anbringen wie umgekehrt“ (Kretschmer, 1977, 17).

Personen den einzelnen Konstitutionstypen zuzuordnen, sie eindeutig zu identifizieren, scheint ungemein schwierig zu sein, obwohl Kretschmer einen Merkmalskatalog vorgibt, der eine Identifizierung ermöglichen soll (1977, 7-18).

Nachuntersuchungen scheitern auch an diesem Problem. „Außerhalb Deutschlands haben Untersuchungen der Kretschmer'schen Hypothesen - unter Verwendung seiner Typusbegriffe - kaum nennenswerte experimentelle Evidenz für sie geliefert“ (Guilford, 1964, 113).

13 Sheldon, W. H.: Konstitutionspsychologie (1899-1977)

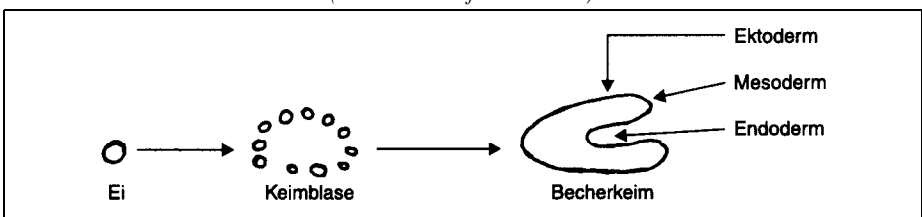
Wie Kretschmer entwirft (der amerikanische Psychologe) Sheldon eine Konstitutionstypologie: Er identifiziert drei fundamentale Körperformen, denen sich drei charakteristische Verhaltensabläufe (Temperamente) zuordnen lassen. Zu Kretschmer gibt es zwei Unterschiede: *Erstens*, Sheldon geht von Gesunden aus (College-Studenten). - *Zweitens*, Sheldon entwickelt (zusammen mit dem Experimentalpsychologen Stevens) ausgefeilte Methoden der Messung von Körperbau und Temperamentsartung.

Neue Titel für den Körperbau (*endomorph, mesomorph, ektomorph*)

Um neue Beschreibungsdimensionen zu finden, ließ Sheldon viertausend College-Studenten nach Standardvorgaben photographieren: von vorn, im Profil, vom Rücken. Mehrere Untersucher beurteilten diese Photos, ihr Auftrag lautete, Eigenschaften zu ‚entdecken‘, die drei Kriterien genügten: Die Eigenschaften sollten (1) disjunkt, (2) auf alle viertausend Probanden anwendbar, (3) für verschiedene Beurteiler eindeutig sein. - Als ‚neue‘ Beschreibungsdimensionen fanden sich drei Merkmale: Endomorphie, Mesomorphie und Ektomorphie (Sheldon, Stevens & Tucker, 1940, 34-35).

Die drei Titel „Endomorphie, Mesomorphie, Ektomorphie“ leiten sich von den drei Keimblättern her, die sich in der Embryonal-Entwicklung herausbilden: Ein befruchtetes Ei teilt sich mehrmals, es wird zur *Keimblase* (Blastula), innen mit Flüssigkeit gefüllt. Durch Einstülpung entsteht ein *Becherkeim* (Gastrula), an dem sich drei Keimblätter unterscheiden lassen: inneres und äußeres Keimblatt: *Endoderm* und *Ektoderm*, zwischen beiden das mittlere Keimblatt: *Mesoderm*. - Kasten 13-1 veranschaulicht den Verlauf in einer schematischen Abbildung.

Kasten 13-1:
Entwicklung vom Ei zum Becherkeim
(Siehe den laufenden Text!)



Aus den drei Keimblättern entwickeln sich alle Organe und das gesamte Körpergewebe:

- Aus dem *Endoderm* entstehen Darm und Verdauungsorgane,
- aus dem *Mesoderm* Muskulatur, Binde- und Stützgewebe, Ausscheidungsorgane und Leibeshöhle,
- aus dem *Ektoderm* Hautepithel, Sinnesorgane, Nervensystem.

Sheldon nahm an, es sei möglich, unterschiedliche Körperformen zu bestimmen nach unterschiedlichem Anteil an den drei Keimblättern.

- Individuen, bei denen der Anteil des Endoderms dominiert, haben einen weichen runden Körperbau, stark entwickelte Verdauungsorgane - sie heißen *endomorph*.
- Individuen, bei denen der Anteil des Mesoderms dominiert, erscheinen muskulös gebaut, knochig, rechteckig (squarish) - sie heißen *mesomorph*.
- Individuen, bei denen der Anteil des Ektoderms dominiert, fallen auf durch zarte Formen, dünne Knochen, flachen Brustkorb - sie heißen *ektomorph*.

Kasten 13-2 gibt eine Übersicht. Die Übersicht schließt zwei Vergleiche ein:

- Sie gibt einen *Hinweis im voraus* auf die drei *Temperamentsarten*, die nach Sheldon dem Körperbau entsprechen (*visceroton*, *somatoton*, *zerebroton*).
- Sie führt Kretschmers Titel für Körperbau und Temperament an (Körperbau: *pyknisch*, *athletisch*, *leptosom* / Temperament bei Normalen: *zyklothym*, *viskös*, *schizothym*).

Kasten 13-2:

Zusammenhang zwischen Endo-, Meso-, Ektoderm, dem Körperbau und dem Temperament nach Sheldon

(Hinzu kommen zwei Verweise auf Kretschmers Titel.)

	Keimblatt		
	Endoderm	Mesoderm	Ektoderm
Basis für	Darm, Verdauungsorgane	Muskulatur, Binde- und Stützgewebe, Ausscheidungsorgane, Leibeshöhle	Haut, Sinnesorgane, Nerven
Körperbau nach Sheldon	Weichheit, Rundheit, Ernährungsapparat stark entwickelt <i>endomorph</i>	rechteckige Körperform, muskulös, knochig, sehnig <i>mesomorph</i>	Zartheit, dünne Knochen, schwache Muskeln, flacher Brustkasten <i>ektomorph</i>
Temperament nach Sheldon	visceroton	somatoton	zerebroton
Körperbau nach Kretschmer	pyknisch	athletisch	leptosom
Temperament nach Kretschmer	zyklothym	viskös	schizothym

Von seinem Ansatz her muß Sheldon jedem Individuum Anteile an allen drei Keimblättern zusprechen: Jeder Mensch hat einen Anteil an Endomorphie, an Mesomorphie, an Ektomorphie. Aber - der Anteil ist unterschiedlich groß.

Benannt wird eine Person nach dem Anteil, der dominiert. Die Mischungsverhältnisse gibt ein Index an, der auf siebenstufigen Ratings beruht. Beispielsweise bedeutet der Index 741, daß eine Person hohe Anteile an Endomorphie aufweist (Index: 7), mittlere an Mesomorphie (Index: 4), niedrige an Ektomorphie (Index: 1).

Dieses System läßt ($7 \times 7 \times 7 =$) 343 unterschiedliche Kombinationen zu. Sheldon glaubt, empirisch 76 Kombinationen identifiziert zu haben, er spricht von *Somatotypen*.

Den Körperbau genau zu identifizieren war eine Aufgabe, die komplizierter verlief als hier dargestellt. Vom *Phänotyp* wird auf den *Genotyp*, dann auf den *Morphogenotyp* geschlossen (auf unveränderliche biologische Determinanten, auf die biologische Struktur, die dem äußeren Körperbau, dem Phänotyp, zugrundeliegt). Der Index, gewonnen am Phänotyp, bildet nicht den Morphogenotyp genau ab, er ist nur eine Approximation, genannt *Somatotyp*.

Neue Titel für das Temperament

(*visceroton, somatoton, zerebroton*)

Wie für den Körperbau, so suchte Sheldon auch für das Verhalten neue Beschreibungen. Er sichtete eine Vielzahl von Persönlichkeitstests (Fragebögen) und listete die Merkmale auf, die er dort vorfand. Er kam auf eine Liste von 650 Merkmalen (traits). Dimensionen, deren Bedeutung sich überschneidet, zog er zusammen; Dimensionen, die ihm keinen Erkenntnisgewinn versprachen, schied er aus. Am Ende blieb ein Katalog von 50 Eigenschaften.

Ein Jahr lang wurden dann 33 Personen bei der Berufsarbeit beobachtet - es handelte sich um Studenten und Lehrkräfte. Jeder Proband wurde auf jeder der 50 Eigenschaften eingestuft - die Ratings reichten von Eins bis Sieben.

Die Ratingwerte wurden interkorreliert. Merkmale wurden dann *zu einem* Bündel (cluster) gruppiert, wenn sie *miteinander* eng zusammenhingen (positive Korrelation) und sich *von den anderen Merkmalen* deutlich abhoben (negative Korrelation). (Die positive Korrelation mußte wenigstens $r = 0.60$ betragen, die negative Korrelation mindestens $r = 0.30$.) Auf diese Weise erhielt Sheldon drei Bündel, die nur noch 22 Eigenschaften enthielten (von den ursprünglichen 50). Die drei Bündel erprobte Sheldon an neuen Stichproben, fügte weitere Merkmale hinzu (bis zu einer Zahl von 78) und wandte sie bei 100 Probanden an. Eine Interkorrelation erbrachte drei Merkmalsgruppen, jede Gruppe zu 20 Eigenschaften (zusammen also 60).

Die drei Eigenschaftsgruppen wurden als drei Temperamentsarten interpretiert; sie erhielten die Titel Viscerotomie, Somatotomie, Zerebrotonie:

- *Viscerotomie* umschließt Merkmale wie Bequemlichkeit, Geselligkeit, Eßlust.
- *Somatotomie* schließt Merkmale ein wie Risikofreude, Vorliebe für körperliche Anspannung.
- *Zerebrotonie* umschließt Merkmale wie Zurückhaltung, Hemmung, Wunsch nach Alleinsein.

In Listenform beschreibt Kasten 13-3 die drei Bündel (Sheldon & Stevens, 1942, 26).

Kasten 13-3:
„The Scale for Temperament“

Viscerotonia	Somatotonia	Cerebrotonia
() 1. Relaxation in Posture and Movement	() 1. Assertiveness of Posture and Movement	() 1. Restraint in Posture and Movement, Tightness
() 2. Love of Physical Comfort	() 2. Love of Physical Adventure	- 2. Physiological Overresponse
() 3. Slow Reaction	() 3. The Energetic Characteristic	() 3. Overly Fast Reactions
- 4. Love of Eating	() 4. Need and Enjoyment of Exercise	() 4. Love of Privacy
- 5. Socialization of Eating	- 5. Love of Dominating, Lust for Power	() 5. Mental Overintensity, Hyperattentionality, Apprehensiveness
- 6. Pleasure in Digestion	() 6. Love of Risk and Chance	() 6. Secretiveness of Feeling, Emotional Restraint
() 7. Love of Polite Ceremony	() 7. Bold Directness of Manner	() 7. Self-Conscious Motility of the Eyes and Face
() 8. Sociophilia	() 8. Physical Courage for Combat	() 8. Sociophobia
- 9. Indiscriminate Amiability	() 9. Competitive Aggressiveness	() 9. Inhibited Social Address
- 10. Greed for Affection and Approval	- 10. Psychological Callousness	- 10. Resistance to Habit, and Poor Routinizing
- 11. Orientation to People	- 11. Claustrophobia	- 11. Agoraphobia
() 12. Evenness of Emotional Flow	- 12. Ruthlessness, Freedom from Squeamishness	- 12. Unpredictability of Attitude
() 13. Tolerance	() 13. The Unrestrained Voice	() 13. Vocal Restraint, and General Restraint of Noise

() 14. Complacency	- 14. Spartan Indifference to Pain	- 14. Hypersensitivity to Pain
- 15. Deep Sleep	- 15. General Noisiness	- 15. Poor Sleep Habits, Chronic Fatigue
() 16. The Untempered Characteristic	() 16. Overmaturity of Appearance	() 16. Youthful Intentness of Manner and Appearance
() 17. Smooth, Easy Communication of Feeling, Extraversion of Viscerotonia	- 17. Horizontal Mental Cleavage, Extraversion of Somatotonia	- 17. Vertical Mental Cleavage, Introversion
- 18. Relaxation and Sociophilia under Alcohol	- 18. Assertiveness and Aggression under Alcohol	- 18. Resistance to Alcohol, and to Other Depressant Drugs
- 19. Need of People When Troubled	- 19. Need of Action When Troubled	- 19. Need of Solitude When Troubled
- 20. Orientation Toward Childhood and Family Relationships	- 20. Orientation Toward Goals and Activities of Youth	- 20. Orientation Toward the Later Periods of Life
Note: The thirty traits with parentheses () constitute collectively the short form of the scale		

Zusammenhang zwischen Körperbau und Temperament

Ob die drei Körperbauformen und die drei Temperamentsarten in Zusammenhang stehen, prüfte Sheldon über fünf Jahre lang an 200 Probanden, es waren College-Studenten und berufstätige Graduierte; einstufen ließ er

- *erstens* den *Somatotyp* (endomorph, mesomorph, ektomorph),
- *zweitens* die *Temperamentsart* (visceroton, somatoton, zerebroton).

Den Zusammenhang gibt Kasten 13-4 in einer Korrelationsmatrix wieder (Sheldon & Stevens, 1942, 400). In den Ergebnissen sah Sheldon seine Annahmen bestätigt: Jedem Somatotyp entsprach deutlich eine bestimmte Temperamentsart - ein Resultat, das eine Parallele zu den Befunden Kretschmers bietet.

Kasten 13-4:
Zusammenhang zwischen Körperbau und Temperament

Temperament	Körperbau		
	Endomorphie	Mesomorphie	Ektomorphie
visceroton	.79	-.23	-.40
somatoton	-.29	.82	-.53
zerebroton	-.32	-.58	.83

Zu Sheldon

Die Korrelationen, die Sheldon zwischen Körperbau und Temperament ermittelte, fallen so hoch aus, daß sie den Erfahrungen widersprechen, die Psychologen mit statistischen Werten sonst gemacht haben. *Eine* Erklärung könnte darin liegen, daß dieselbe Person die Werte sowohl für den Somatotyp als auch für die Temperamentsartung vergab - Sheldon selber.

Spätere Untersucher fanden zwar Zusammenhänge in der von Sheldon angegebenen Richtung, aber die Korrelation lagen erheblich niedriger - beispielsweise in einer Studie von Child (1950): Die Ergebnisse führt Kasten 13-5 an. Indessen, Child hat seine Probanden nicht so lange beobachtet wie Sheldon.

Bei Sheldon scheint das Verhalten mehr bestimmt von biologischen Determinanten als von Umwelt und Entwicklung. Doch betont er immer wieder, daß er den Umwelteinfluß keineswegs leugne, daß er aber die Bedeutung einer Komponente hervorheben wolle, die lange vergessen schien, eben die Konstitution.

Unbestritten bleibt, daß biologische Determinanten und Verhaltensstrukturen zusammenhängen. Umstritten ist der Grad des Zusammenhanges.

Kasten 13-5:
Zusammenhang zwischen Körperbau und Temperament
in einer Untersuchung von Child (1950)

Temperament	Körperbau		
	Endomorphie	Mesomorphie	Ektomorphie
visceroton	.19		
somatoton		.38	
zerebroton			.27

14 Reflexionen 3:

Was ist Persönlichkeitspsychologie?

Aus den Ansätzen von Kretschmer und Sheldon ergeben sich zwei Hauptfragen:

- (1) Wie eindeutig läßt sich ein Zusammenhang angeben zwischen Körpermerkmal (Konstitution) und Verhalten (Temperament)?
- (2) Wie genau läßt ein Individuum sich beschreiben durch Zuordnung zu einem „Typus“ (etwa: zykllothym, schizothym)?

Zu (1): Zwischen Konstitution und Verhalten haben Kretschmer und Sheldon so viele gesicherte Korrelationen gefunden, daß sich ein **Zusammenhang** nicht bestreiten läßt. Die Zusammenhänge sind aber nicht so eindeutig geklärt, daß sie einen sicheren Schluß vom morphologischen Merkmal auf das Verhalten (oder umgekehrt) erlauben - vor allem nicht im Einzelfalle. „Die Wissenschaften der Genetik, der Biochemie, der Anthropometrie und der Psychometrie sind noch nicht weit genug fortgeschritten, um uns genau sagen zu können, welche Parallelen existieren“ (Allport, 1970, 62).

In dem Bemühen anderer Persönlichkeitsforscher (etwa Cattells, Eysencks, Witkins), das menschliche Verhalten biologisch zu begründen, läßt sich keine Fortsetzung, aber eine Entsprechung zum konstitutionstypologischen Ansatz sehen.

Zu (2): Eine Vielzahl von Individuen einer Minderzahl definierter Klassen zuzuordnen kommt einem Wunsch nach gedanklicher Vereinfachung entgegen. Versucht wurde diese Vereinfachung in vielen Formen einer ‚**Typenbildung**‘. Um Kretschmer und Sheldon nicht erneut zu nennen - verstehen lassen sich in diesem Sinne beispielsweise auch

- Jungs Einteilung in *Extra-* und *Introvertierte* je nach Vorherrschaft einer Einstellungsrichtung (S. 68)
- die sechs *Lebensformen* nach Spranger je nach Dominanz einer Wertrichtung, beispielsweise der theoretischen oder ökonomischen (S. 152),
- die Klassifikation nach sogenannten *kognitiven Stilen*, beispielsweise in ‚Feldabhängige‘ und ‚Feldunabhängige‘ bei Witkin je nach Art der Raumorientierung (S. 247).

Läßt sich ein Versuch der ‚Typenbildung‘ auch heute noch als legitime ‚Vereinfachung‘ rechtfertigen? - Zwischen Persönlichkeitstheoretikern dürfte Konsens herrschen: Das Typenkonzept erweist sich als entbehrlich, es sei denn *in dem Sinne eines Kürzels*: Jemanden ‚feldabhängig‘ zu nennen bedeutet in einer ‚Kürzelsprache‘, ihm auf einem Merkmalskontinuum eine Position zuzuweisen, die näher bei dem Pol ‚Feldabhängigkeit‘ liegt als bei dem Pol ‚Feldunabhängigkeit‘.

Abgelehnt wird die Annahme, eine Person lasse sich kennzeichnen durch Zuordnung (zu einem Typus, also zu) einer Merkmalskonfiguration in dem folgenden Sinne: Es wird ein *einzelnes Merkmal* der Konfiguration festgestellt, die anderen Merkmale werden erschlossen - nach dem Denkmuster: „Wenn rundlich, dann auch gesellig, gutherzig, einfühlsam!“ Vielmehr gilt: Jedes einzelne Merkmal muß für sich erfaßt werden, wenn es einer Person zugesprochen werden soll.

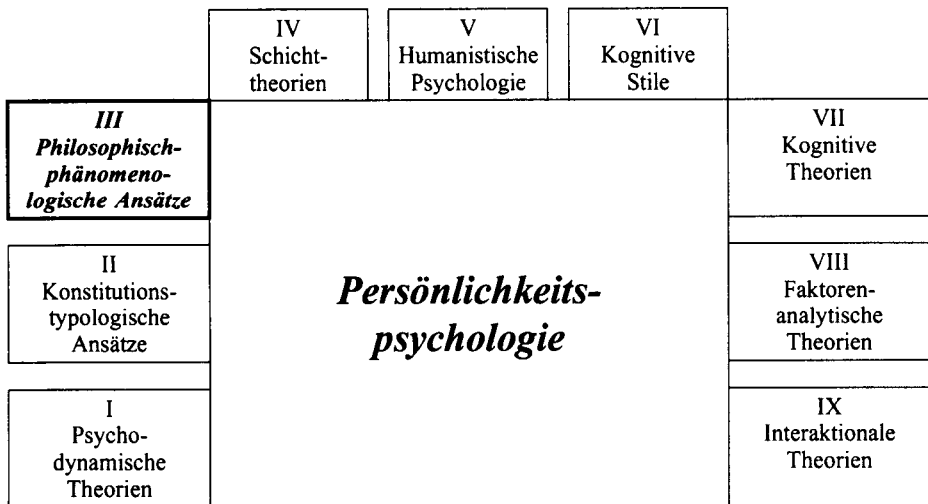
Was trägt die Konstitutionstypologie zum Verständnis von Persönlichkeit bei?

Es sei darauf verzichtet, von der „Minimaldefinition der Persönlichkeit“ auszugehen, wie Teil A sie zitiert. Verwiesen sei auf drei Beiträge:

- Kretschmer und Sheldon, als Vertreter einer Konstitutionstypologie, waren bestrebt, ihren Konzepten eine empirische Basis zu geben in einem Ausmaß wie wenige Persönlichkeitstheoretiker vor ihnen.
- Gleichmaßen waren sie bemüht, die Vielfalt ihrer empirischen Daten zu vereinfachen, sie einem überschaubaren System einzufügen.
- Das System, das so entstand, hat in einer *ersten* Epoche „wissenschaftliche Zustimmung“ gefunden, in einer *zweiten* Epoche die Zustimmung wieder verloren. Daran läßt sich ein Einzelaspekt der Persönlichkeitspsychologie paradigmatisch ablesen: Persönlichkeitsforschung ist als Wissenschaft ein Prozeß, der morgen oder übermorgen Aussagen verwirft oder revidiert, denen gestern und heute eine Vielzahl von Forschern Gültigkeit zuerkannt hat.

(III) Philosophisch-phänomenologische Ansätze

Unter dem Titel philosophisch-phänomenologischer Persönlichkeitsforschung werden Autoren vorgestellt, die sich durch zwei Tendenzen charakterisieren lassen: Zum einen neigen sie einer philosophischen Denkweise zu, zum anderen sind sie bestrebt, ihre Aussagen mit empirischen Daten zu begründen.



*Als Vertreter
philosophisch-phänomenologischer
Persönlichkeitsforschung
werden vorgestellt:*

Stern

Spranger

Allport

Die Phänomenologie entstand in einem Übergangsfeld von Philosophie und Psychologie. Der Philosoph Brentano (1838-1917), der auch Psychologie lehrte, hatte alle Methoden bejaht, welche die psychologische Erkenntnis erweitern könnten, vom Experiment über die Fremdbeobachtung bis hin zur Völkerkunde. Aber als originäre Quelle psychologischer Erkenntnis bezeichnete er die innere Wahrnehmung, die sich wie jedes andere psychische Phänomen durch ihre Intentionalität charakterisiere, eine Erscheinung, die nur der Selbsterfahrung zugänglich sei - Intentionalität bezeichnet die Erfahrung, daß ein Bewußtseinsakt (oder auch das Bewußtsein als Ganzes) auf einen ‚Gegenstand‘ hingerichtet ist.

Seine Schüler Meinong (1853-1920) Ehrenfels (1859-1932) oder Stumpf (1848-1936) favorisierten Reflexionen, Untersuchungen und Experimente, welche die Gestalt- und Ganzheitspsychologie grundlegten und fortentwickelten. - Dilthey (1833-1911) hatte die Methodologie für eine ‚beschreibende und zergliedernde Psychologie‘ konzipiert, sie mündete in der Aussage, den psychischen Vorgängen sei, wie geschichtlichen Ereignissen, allein eine hermeneutische Annäherung angemessen. - Diltheys Vorstellungen verbreiteten sich in einem weiten Umfeld. Aufgenommen und verarbeitet wurden sie beispielsweise in der Analyse der ‚Erscheinungen des reinen Bewußtseins‘ bei Husserl (1859-1938) in der ‚Verstehenden Psychologie‘ bei Jaspers (1883-1969), in der Lehre von der Hermeneutik als Weg zur Wahrheit bei Gadamer (geb. 1900).

Weil die Phänomenologie in einem Übergangsfeld entstand, läßt sich eine philosophische und eine psychologische Variante unterscheiden. Vereinfacht gesagt, beschränkt sich die philosophische Phänomenologie auf eine Bewußtseinsanalyse, die psychologische Phänomenologie befaßt sich dagegen sowohl mit Bewußtseinsstatsachen als auch mit empirischen Gegenständen. In diesem Buch wird nur die psychologische Variante besprochen.

Charakteristik des Ansatzes

Von ihren Vorbildern und Anregern übernimmt die psychologische Phänomenologie die Vorliebe für philosophische Denkmuster, aber auch die Bereitschaft, empirische Daten zu sammeln und zu verwerten. Diese Eigenart läßt sich verdeutlichen mithilfe der drei Titel ‚phänomenologisch‘, ‚philosophisch‘ und ‚nomothetisch/idiographisch‘ (Hehlmann, 1963; Hellerich, 1987; Pongratz, 1984; Revers, 1964; Sahakian, 1977; Schneewind, 1984; Seiffert, 1971 a; Strunz, 1964; Thomae & Feger, 1970).

Phänomenologisch: Heute versteht Psychologie sich als eine Wissenschaft, die Verhalten durch Beobachtung erfaßt. Jede Beobachtung schließt Selbst- und Fremdbeobachtung ein - beide sind fehlerbehaftet. Aber die Fehlerquellen der Selbstbeobachtung gelten als schwerer kontrollierbar (Informationsverzerrung zufolge ‚subjektiver‘ Gefühle, Erwartungen, Perspektiven). Darum ist mit

Beobachtung heute vorrangig Fremdbeobachtung gemeint. Mehr noch, die Fremdbeobachtung *eines* (kompetenten) Beobachters soll kontrolliert werden durch die Fremdbeobachtung eines anderen (kompetenten) Beobachters.

Völlig anders setzen die Phänomenologen an: Psychologie begründen sie aus ihrer eigenen Lebens- und Erlebenswelt, Psychologie konzipieren sie somit von der Selbsterfahrung, also der Selbstbeobachtung her. Der individuellen Erlebnisfülle entnehmen sie die Anregungen, aus denen sie ihre Psychologie entwickeln. Die Vielfalt der inneren Erfahrung ergänzen und bereichern sie jedoch um die Befunde, welche die äußere Erfahrung, die Fremdbeobachtung ihnen zugänglich macht - alle äußere Erfahrung, alle Fremdbeobachtung deuten sie als vermittelt durch die Selbsterfahrung. Im Dienste wissenschaftlicher Erkenntnis die ‚subjektive Erkenntnis‘ auszuklammern, halten sie darum für verfehlt und verfälschend. Kasten III-1 bringt eine Veranschaulichung.

Kasten III-1:
Phänomenologische Methode - Veranschaulichung
(Quelle: Spranger, 1927, 35)

Wahrnehmung eines Gebirgszuges

„Ich wende mich ihm als ein Erkennender zu. Ich gehe denkend über die optische Erregung in meinem Sinnesorgan hinaus Erst jetzt wird aus der Netzhautaffektion ein Gegenstand. Ihm gilt meine Aufmerksamkeit Ich intendiere nur den Gebirgsstock. Und indem ich mich denkend und bestimmend auf ihn beziehe, indem ich ihn auch nur ‚dieses‘ nenne, setze ich ihn als identisches Objekt. Vielleicht begnüge ich mich mit dem ‚allgemeinen‘ Wissen, das mit dem Namen ‚Gebirge‘ bezeichnet wird. Vielleicht ist aus anderen Quellen meine Erkenntnis noch reicher. Dann nenne ich dies ‚eigentümliche‘ Wesen: das Karwendel.“

Philosophisch: Es sei nicht geklärt, was Philosophie allgemein besagt, sondern nur, auf welche Weise philosophische Momente in die phänomenologische Psychologie aufgenommen werden.

„Die philosophischen Fragen . . . greifen von allen Seiten hinein in das Gewebe psychologischer Erfahrungswissenschaft, bringen in deren Befunde Ordnung und System, Sinn und Deutung“ (Stern, 1950, 13). Den Sachverhalt veranschaulicht Lersch, wenn er sagt, es gehe darum, Tatsachen zu Ende zu denken (1964, 70). Kasten III-2 bringt ein Beispiel.

Phänomenologische und philosophische Denkmuster *verschränken* sich. Denn jede Fremdwahrnehmung schließt Selbstwahrnehmung ein. Wer sich darum Rechenschaft zu geben sucht über ‚fremde Objekte‘, trifft auf ‚sich selber‘ als mitwahrnehmendes Subjekt und zugleich als mitwahrgenommenes Objekt.

Wer diese ‚Selbsterfassung‘ analysieren will (Stern, 1950, 67) muß sich einlassen auf Reflexionen, die über jeden empirischen Einzelgegenstand hinausgehen, auf Rückfragen etwa über Identität und Nichtidentität, über Widerspruchsfreiheit oder Begründungszusammenhänge und so fort. Wie immer diese Reflexionen genannt werden: um empirisch verifizierbare Aussagen handelt

es sich nicht, vielmehr um *Rückfragen nach den Voraussetzungen* ‚empirischer‘ *Aussagen* und in diesem Sinne um philosophische Überlegungen.

Kasten III-2:
Phänomenologische Methode - philosophische Implikation
(Quelle: Lersch, 1964, 72)

Die Schwermut

Am Phänomen der Schwermut erläutert Lersch eine philosophische Interpretation: „Als Beispiel . . . mag die Tatsache gelten, daß es kaum ein Kind gibt, das die Schwermut kennt, daß aber der Reifezeit Anwendungen der Schwermut eigentümlich sind.“ In der Schwermut äußere sich die Sinnfrage des Menschen. Das Kind stelle diese Frage noch nicht, der Reifende werfe sie auf, finde jedoch keine Antwort. „Daß diese Frage ins Leere trifft und ohne Antwort bleibt, macht die Schwermut aus . . . In der Reifezeit setzt die Frage nach Sinngehalten der Welt ein, und die Schwermutsanwendungen des Jugendlichen, als ‚Weltschmerz‘ bezeichnet, sind nichts anderes als das noch unerfüllte Verlangen nach solchen Sinngehalten, in denen das eigene Dasein über sich selbst hinausgehoben wird.“

Nomothetisch/Idiographisch: Dilthey hatte ‚erklärende‘ und ‚verstehende‘ Wissenschaften unterschieden. ‚Erklärung‘ galt ihm als naturwissenschaftliches Prinzip, erprobt bei Erfassung allgemeiner Gesetzmäßigkeiten, ‚Verstehen‘ dagegen als geisteswissenschaftliches Prinzip, anzuwenden bei Erfassung des Einmaligen geschichtlicher Gebilde und Gestalten. Die Psychologie ordnete Dilthey den verstehenden Wissenschaften zu (1894, 1895/96). - Windelband (1848-1915) prägte die korrespondierenden Termini der ‚nomothetischen‘ (das Allgemeine betrachtenden) und der ‚idiographischen‘ (auf das Einzelne eingestellten) Wissenschaften (1907). - Diesen Unterscheidungen sollte eine wichtige Rolle in der Persönlichkeitspsychologie zufallen.

Vereinfacht gilt: Die *nomothetische* Beschreibung sieht mehrere Einzelschritte vor. Es wird ein Persönlichkeitsmerkmal definiert, das auf eine Vielzahl von Personen zutrifft, z.B. Aggressivität. Das Merkmal wird so gefaßt, daß seine unterschiedlichen Ausprägungen auf einer Skala unterschiedliche Werte annehmen, z.B. niedrige Werte für geringe, hohe Werte für große Aggressivität. Ein Individuum wird charakterisiert durch den Wert, den seine Merkmalsausprägung auf der Skala erhält. - Die *idiographische* Beschreibung dagegen zielt darauf, Merkmale so zu fassen, daß sie der individuellen Eigenart einer Person möglichst nahekommen. Der idiographische Ansatz hat somit zum Gegenstand das einzigartige Eigenschaftsmuster des Individuums in seiner Vielfalt und Vollständigkeit. - Kasten III-3 veranschaulicht das Vorgehen.

Kasten III-3: Nomothetische oder idiographische Beschreibung

Die nomothetische Beschreibung sieht mehrere Einzelschritte vor:

- Es werden solche Persönlichkeitsmerkmale abgegrenzt, die für eine definierte Gruppe von Personen gelten (z. B. Soziale Resonanz, Dominanz).
- Diese Merkmale werden so bestimmt, daß sie die Wiedergabe unterschiedlicher Ausprägungen ermöglichen-darstellbar in graduellen Abstufungen (z. B. geringe vs hohe Soziale Resonanz, geringe vs hohe Dominanz,).
- Einem Individuum wird auf unterschiedlichen Skalen jeweils *der* Wert zugewiesen, der dem Ausprägungsgrad des Merkmals entspricht.

Beispiel: Mehrere Individuen seien beschrieben durch einen mehrdimensionalen Persönlichkeitsfragebogen, etwa den „Gießen-Test“*. Seine Einzelskalen stellen ‚allgemeine Merkmale‘ dar, auf denen prinzipiell jedes Individuum plazierte werden kann. Die Einzelscores erlauben die Wiedergabe unterschiedlicher Ausprägungen eines Merkmals. In der Regel erhalten verschiedene Individuen verschieden hohe Scores, also auch verschiedene Merkmalsprofile.

Die idiographische Beschreibung zielt darauf, der ‚Einzigartigkeit‘ näher zu kommen:

- Wieder werden Merkmale unterschiedlicher Allgemeinheit festgelegt.
- Zusätzliche Angaben aus der individuellen Biographie sollen die allgemeinen Merkmale soweit einengen, daß in die Beschreibung des Individuums mehr von seiner Unverwechselbarkeit eingeht.

Beispiel: Ein Individuum mithilfe des „Gießen-Tests“ idiographisch zu beschreiben würde die Angabe erfordern, wie sich die Dimensionen im Einzelfalle darstellen - wie sich etwa ‚Soziale Resonanz‘ (Skala 1) oder ‚Dominanz‘ (Skala 2) im konkreten Umfeld ausdrücken. - Im Einzelfalle dürfte die ‚Soziale Resonanz‘, die Herr X. am Stammtisch erlebt, anders sein als die von Herrn Z. in seinem Kegelklub. - Die ‚Dominanz‘, die Herr X in seiner Schreinerwerkstatt entfaltet, dürfte anders sein als die von Herrn Z. in der Behörde, in der er arbeitet.

* **Gießen-Test (GT)** von Beckmann, Brähler und Richter (1991). Es handelt sich um einen Fragebogen, der in sechs Skalen folgende Personenmerkmale erfaßt: Soziale Resonanz - Dominanz - Kontrolle - Grundstimmung - Durchlässigkeit - Soziale Potenz.

Welche Probleme nomothetisches oder idiographisches Vorgehen für die Persönlichkeitspsychologie aufwirft, darüber diskutieren viele Autoren sehr ausführlich, z.B. Amelang & Bartussek (1990), Herrmann (1990), Pongratz (1984), Schneewind (1982), Stern (1921, 1950), Thomae (1968, 1988, 1996b).

Resümee: Wenn Phänomenologen die Wissenschaft Psychologie begründen, setzen sie an bei dem Reichtum des individuellen Erlebens - insofern ist ihr Ansatz idiographisch. Diesen Reichtum wollen sie jedoch unter verschiedenen Perspektiven erschließen, beispielsweise indem sie ihn unter psychologischen, aber auch unter ethischen, anthropologischen oder erkenntnistheoretischen Gesichtspunkten klassifizieren und systematisieren - diese Absicht nötigt sie zu unterschiedlichen Akten der Abstraktion und Generalisierung, somit zu unterschiedlichen Schritten eines nomothetischen Vorgehens.

VERTRETER: Eine ganze Gruppe von Vertretern läßt sich dem Forschungsansatz der phänomenologischen Methode zuordnen. - Kasten III-4 bringt Beispiele.

Kasten III-4: Philosophisch-phänomenologischer Ansatz - Vertreter

Klages (1872-1956) gilt als Begründer der deutschen Charakterologie. Er setzt an bei Beobachtung, Beschreibung und Deutung von Ausdrucksbewegungen. In der Ausdrucks-gestalt entdeckt er unterschiedliche Arten von Eigenschaften, die es erlauben, den ‚Charakter‘ zu beschreiben (1951).

Krueger (1874-1948) will zu der Merkmalsstruktur vordringen, die im Menschen seelisches Erleben fundiert. Ihr Kern ist das Gemüt - auf dem das zentrale Gefüge der Werthaltungen beruht (1937).

Jaensch (1883-1940) geht von dem Grundgedanken aus, daß sich von der Art einer Wahrnehmung auf die Art einer Person schließen lasse. Er setzt bei eidetischen Phänomenen an - subjektiven Anschauungsbildern, in denen optische, akustische oder auch taktile Wahrnehmungen nachwirken. In der Fähigkeit, Anschauungsbilder wahrnehmungsgetreu zu reproduzieren, ohne daß ihr ‚Gegenstand‘ noch real gegeben ist, unterscheiden sich die Individuen erheblich. So lassen sich beispielsweise zwei Typen ausmachen, von denen der eine sich viele Details, der andere dagegen nur wenige Details vorstellen kann (1929).

Vetter (1887-1976) bestimmt das menschliche Sein aus seiner phylogenetischen Entwicklung. Der aufrechte Gang hat den Menschen konstituiert, er ermöglicht Distanzierung zur Umwelt, zielt geradezu auf die Begegnung zweier Partner als Ich und Du, hier insbesondere auf die spezielle Bezogenheit von Mann und Frau (1949).

Pfahler (1897-1976) entwickelt eine Erbcharakterologie und bestimmt als wichtigste Grundfunktion die ‚Festhaltekraft‘, deren Unterscheidung nach ‚schwach‘ und ‚stark‘ zwei Typen festlegt: Der Typus der *festen Gehalte* kann Eindrücke fest umrissen im Bewußtsein halten und so klare Abgrenzungen ziehen. - Der Typus der *fließenden Gehalte* kann Eindrücke nur in fließenden Übergängen vom Umfeld abheben (1929).

Wellek (1904-1972) nimmt an, daß seelisches Erleben sich nur darstellen läßt in Polaritäten, etwa Extraversion versus Introversion oder Eshaftigkeit versus Ichhaftigkeit oder Lebendigkeit versus Zählebigkeit (1959).

Exemplarisch seien drei Theoretiker vorgestellt:

- Stern, der sehr prägnant
das philosophische Anliegen zu erkennen gibt (Kap. 15),
- Spranger, der sehr ausführlich
die phänomenologische Methode erklärt und veranschaulicht (Kap. 16),
- Allport, der mit philosophischen Absichten sehr entschieden
ein empirisches Vorgehen verbindet (Kap. 17).

15 Stern, W.: Personalismus (1871-1938)

An Stern wollen wir die philosophisch-spekulative Vorgehensweise der Phänomenologen veranschaulichen. Stern reflektiert die menschliche Situation (die *conditio humana*) als solche, er zielt *also mehr* an als eine Beschreibung des Menschen, die sich bezieht auf eine bestimmte Situation oder eine bestimmte Zeit und Kultur. Es geht Stern um eine sehr fundamentale Betrachtung.

„Das Verdienst ..., die Person zu einem Systembegriff in der Psychologie gemacht zu haben, gebührt William Stern, dem Mitbegründer des Hamburger Psychologischen Institutes (1916), dem Pionier auf den Gebieten der differentiellen Psychologie, der Intelligenzforschung, der Entwicklungspsychologie und der forensischen Psychologie“ (Pongratz, 1967, 45).

In der „Differentiellen Psychologie“ (1911, 1921) entwickelte Stern eine Methodologie der Erfassung von Person und Persönlichkeit. Schon für die methodischen Vorüberlegungen, stellt Stern das philosophische Grundanliegen heraus: „Die Begriffe ‚Individuum‘ und ‚Merkmal‘ . . . bedürfen . . . einer genaueren Erörterung. Hierbei ergibt sich freilich eine Schwierigkeit; denn die Grundbegriffe, mit denen ein Psychologe operiert, hängen in ihrer Fassung und Bewertung ab von seinen allgemeinen, nicht nur psychologischen, sondern auch philosophischen Grundanschauungen und sind nur aus diesen mit ausreichender Gründlichkeit herzuleiten“ (1921, 19).

Vier Paradigmen der Messung individueller Differenzen

Die Grundfragen veranschaulicht Stern an einem Schema, das sich abwandeln läßt. Kasten 15-1 gibt das Schema in vier Varianten wieder:

- In der *Wagerechten* sind jedesmal Merkmale a...z angeordnet.
- In der *Senkrechten* sind jedesmal Personen A...Z angezeigt.

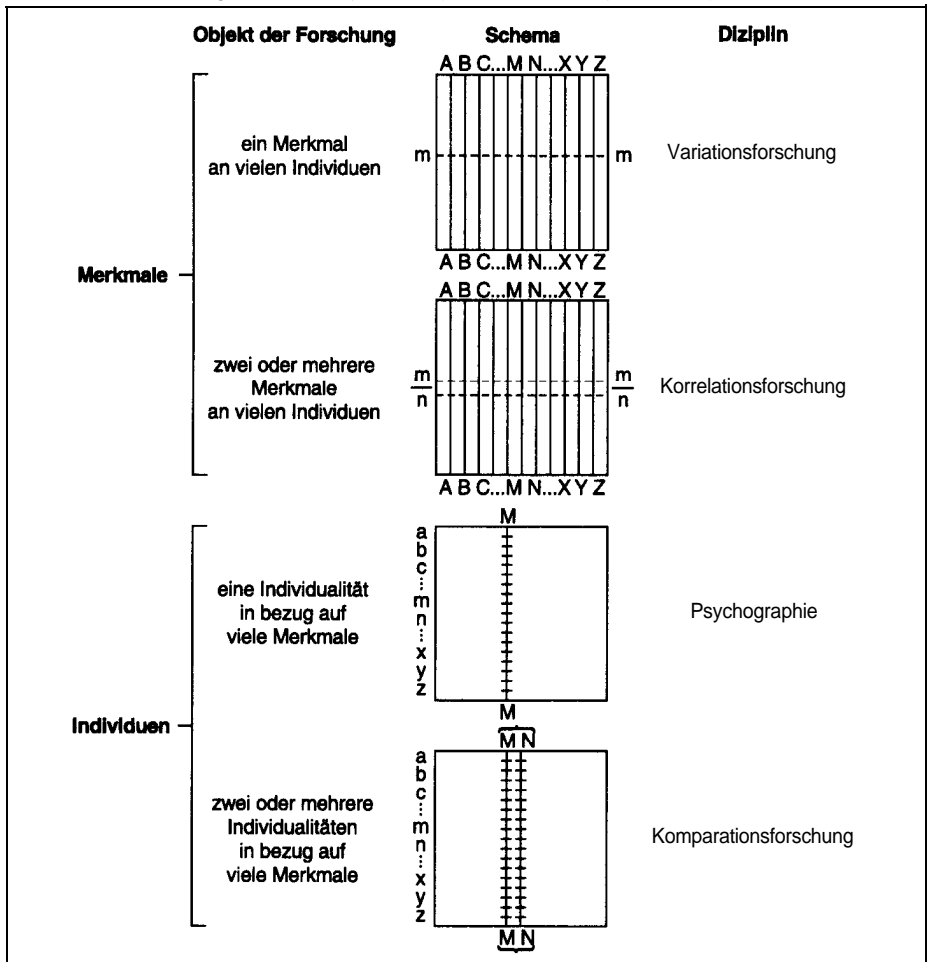
Idealtypisch lassen sich auf diese Weise vier Fragerichtungen unterscheiden (Stern, 1921, 17):

- (1) **Ein Merkmal wird an vielen Individuen untersucht:** „Ein horizontaler Schnitt durch das Schema bedeutet: Ein einzelnes Merkmal (m) wird durch viele Individuen (A...Z) hindurch geprüft und in seinen Variationen festgestellt: ‚**Variationslehre**‘. - *Beispiele:* Untersuchung der Gedächnistypen, der Intelligenzgrade, der Temperamente, der Normalitätsgrenze für bestimmte Leistungen nach oben und nach unten.“
- (2) **Zwei oder mehr Merkmale werden an vielen Individuen untersucht:** „Legt man zwei oder mehrere Horizontalschnitte, so heißt dies, daß man zwei oder mehrere Merkmale (m und n) an vielen Individuen (A...Z)

durchprüft, um festzustellen, ob das eine Merkmal mit dem anderen gleichsinnig, entgegengesetzt oder unabhängig variiert: **„Korrelationsforschung“**. - *Beispiele*: Erforschung der Zusammenhänge zwischen bestimmten Begabungsformen, zwischen zwei verschiedenen Intelligenztests, zwischen Temperaments- und Willenseigenschaften.“

- (3) **Ein Individuum wird untersucht in Bezug auf viele Merkmale**: „Ein senkrechter Schnitt bedeutet: eine Individualität (M) wird in Bezug auf viele ihrer Merkmale (a...z) und auf Zusammenhang ihrer Merkmale untereinander untersucht und in ihrer Besonderheit dargestellt: **„Psychographie“**. - *Beispiele*: Feststellung des psychischen Status eines Geisteskranken; Anlegung einer Personalliste für ein Schulkind.“

Kasten 15-1:
Messung individueller Differenzen - Vier Paradigmen
Quelle: Stern (1911, 18), nach Deutsch (1996, 145)



(4) *Zwei oder mehr Individuen werden untersucht in bezug auf mehrere Merkmale:* „Legt man zwei oder mehrere senkrechte Schnitte, so werden wenige Individuen (M und N), deren jede in bezug auf viele Merkmale (a...z) geprüft ist, miteinander verglichen: **„Komparationslehre“**. - *Beispiele:* Familienforschung, Vergleichung von Schiller und Goethe.“

Kasten 15-1 bringt die „vier Paradigmen“ in einer schematischen Darstellung, die Stern ihnen gegeben hat.

In zwei anderen Werken, in der „Menschlichen Persönlichkeit“ (1917, 1919, 1923) und in der „Allgemeinen Psychologie auf personalistischer Grundlage“ (1950), entwickelte Stern inhaltlich seine Persönlichkeitskonzeption. - Begonnen sei mit einem Umriß des zentralen Begriffes der Person.

Person

Sterns Auffassung von Persönlichkeit bleibt immer bezogen auf ein System umfassender Zusammenhänge. Grundannahme dabei ist, daß diese Zusammenhänge keine zufällige Vielfalt bilden, sondern daß sie eine ‚Gesamtwelt‘ bilden und daß ein ordnender Sinn sie durchwirkt, daß „das All selbst letzten Endes persönlich sei, von einer inneren Zweckbestimmung der Selbsterhaltung und Selbstentfaltung belebt und alle diese Zielstrebigkeiten in höchster Vollendung enthaltend“ (Stern, 1923, 43).

Das All gipfelt in einem höchsten göttlichen Wesen - von dem her auch die menschliche Person zu verstehen sei.

Als *Person* bezeichnet Stern allerdings nicht nur den Menschen, sondern alles, was eine eigentümliche Einheit wahr: Familie, Volk, aber auch Tiere, Zellen, Moleküle und Atome.

„Unter ‚Person‘ wird ein solches Existierendes verstanden, das trotz der Mannigfaltigkeit der Teile eine reale eigenartige und eigenwertige Einheit bildet und als solche, trotz der Vielheit der Teilfunktionen, eine einheitliche zielstrebige Selbsttätigkeit vollbringt“ (Stern, 1923, 4-5).

Das heißt, die Person ist aus vielen Teilen zusammengesetzt, aber sie bildet eine Ganzheit. Zur Abgrenzung wird der Begriff der Suche definiert:

„Der Gegenbegriff der Person ist die ‚Sache‘. Sie ist ein solches Existierendes, das, aus vielen Teilen bestehend, keine reale eigenartige und eigenwertige Einheit bildet, und das, in vielen Teilfunktionen funktionierend, keine einheitliche zielstrebige Selbsttätigkeit vollbringt“ (Stern, 1923, 5).

Die Eigentümlichkeit personaler Ganzheit kennzeichnet Stern durch drei Charakteristika: Substantialität, Kausalität, Individualität (1923, 5).

Substantialität: Die Person besteht aus Teilen, aber sie ist mehr als die Summe der Teile - sie ist „unitas multiplex“ (Stern, 1923, 6): Sie ist vielschichtig, aber als Gesamtheit eine Einheit. „Einheitliches Sein braucht nicht einfach zu sein, . . . einheitliches Sein braucht nicht starr zu sein. Die Person bleibt Substanz trotz des Wechsels und über dem Wechsel, der fortwährend an ihr abläuft; sie bleibt sie selbst“ (1923, 6).

Kausalität: „Die Person existiert, indem sie wirkt; sie wirkt, damit sie existiere. Dasein und Tätigkeit sind in ihr unlösbar verknüpft“ (1923, 6).

Dabei ist das Tun nicht blind, sondern zielgerichtet. Person ist gekennzeichnet durch Zielstrebigkeit (causa finalis). Stern unterscheidet eine persönliche Kausalität, die immanente Zielstrebigkeit einschließt, und mechanische Kausalität, die ‚sachlich‘ abläuft, die Existierendes bewegt, sofern es Suche ist.

Der Person ist eine immanente Kausalität eigen.

„Der kritische Personalismus vertritt eine immanente Teleologie: Die Person als Ganze wirkt auf ihre Ganzheit im Sinne ihrer Ganzheit; all ihr Tun ist von dieser Tendenz durchtränkt, jenseits von Psychisch und Physisch; und die bewußte Zwecksabsicht ist nur eine späte und letzte Ausstrahlung dieser umfassenden Zielstrebigkeit“ (Stern, 1923, 7).

Individualität: Person als Substanz und (Ziel-)Ursache grenzt sich gegen die Welt und gegen andere Personen ab - sie hebt sich als Einheit von ihnen ab. „Jede Person ist ‚Individuum‘, so unzerlegbar (‚indivisible‘) im Innern, so scharf sich abhebend nach außen“ (Stern, 1923, 7). Individuum ist, was sich nach Wesen und Bedeutung von der Welt als einem Gegenüber absondert.

„Trotz aller Übereinstimmung, durch welche Personen als Exemplare der Menschheit, Vertreter einer Rasse, Angehörige eines Geschlechts usw. sich gleichen, trotz aller weiteren und engeren Gesetzmäßigkeiten, die in allem persönlichen Geschehen walten, bleibt stets ein letztes Ureigenstes, wodurch jede Person jeder anderen als eine Welt für sich gegenübersteht“ (Stern, 1923, 7).

Diese Beschreibung der Person als „ein letztes Ureigenstes“ sei in Kasten 15-2 verglichen mit zwei analogen Konzepten bei Rotter und Kelly.

Kasten 15-2:
„Person“ bei Stern als ‚ein letztes Ureigenstes‘,
verglichen mit analogen Konzepten bei Rotter und Kelly

- (1) **Rotter** (1979, 105) gibt als Untersuchungseinheit der Persönlichkeitspsychologie das soziale Interaktionsnetz an (gleichsam horizontal: Raum) und die soziale Lerngeschichte des einzelnen (gleichsam vertikal: Zeit) - ein Analogon zum Gesamtzusammenhang, in dem nach Stern eine Person immer steht (S.420). Anders als Stern gibt Rotter einen **empirischen** Rahmen an, in dem die ‚Zusammenhänge‘ des Individuums erkennbar werden.

Die großen Zusammenhänge, in die **Stern** das Individuum versetzt, lassen sich empirisch nicht verifizieren - sie sind spekulative Konstruktionen. Die konkreten Zusammenhänge dagegen, von denen **Rotter** spricht, lassen sich empirisch erfassen.

- (2) **Kelly** (1955) betrachtet als Analogon zu dem ‚letzten Ureigensten‘ von Stern die ‚persönlichen Konstrukte‘, in denen ein Individuum seine Welt kodiert (S.280).

Anders als Stern gibt Kelly einen **empirischen** Weg an, auf dem er die menschliche ‚Individualität‘ in ihrer Eigenart erfaßt; er führt einen Test ein, der es erlaubt, diese Eigenart ‚wahrnehmbar‘ zu machen (role construct repertory test).

Bewertet aus dem heutigen Verständnis von Psychologie, vertreten Rotter und Kelly Konzeptionen vom ‚Ich‘ und von der Möglichkeit seiner Erfassung, die ‚moderner‘ sind.

Gewichtet dagegen von der Intention des „Personalismus“ her - nämlich: „zu sagen, was der Mensch ist“ - gibt Stern eine Deutung, die tiefsinniger ist.

Person in Welt / Psyche und Physis

Aus den drei Konstitutiva der Person (Substantialität, Kausalität, Individualität) leiten sich weitere Charakteristika ab.

Die Person ist *hierarchisch* in die Welt eingeordnet, sie ist Teil höherer Personen und Einheitsband niederer Personen. „So ordnet sich die menschliche Persönlichkeit nach oben hin der Familieneinheit, der Volkspersönlichkeit, weiterhin der Menschheit als dienendes Element ein, während sie nach unten hin die niederen Personaleinheiten der Zellen, der Moleküle, der Atome unter sich befaßt“ (Stern, 1923, 9).

Als Einheit umgreift sie auch den Gegensatz von ‚Geist und Stoff, von Psyche und Physis. „Keines der für die Person wesentlichen Merkmale . . . gehört lediglich der physischen oder lediglich der psychischen Seite des Daseins an“ (Stern, 1923, 11). Eine Person ist nicht Geist *oder* Seele, sie ist eine zielstrebige Einheit aus beidem.

Einordnung in eine Welt, Einheit, die Stoff und Geist übergreift, stellt sich am deutlichsten dar in Zwecken, denen die Person folgt.

Person: bezogen auf Zwecksysteme

Das Wesen des Menschen sieht Stern nicht erschöpft durch das Konzept der Person. Über den personalen Charakter hinaus spricht er dem Menschen ‚Persönlichkeit‘ zu. Persönlichkeit ist dem Menschen nicht gegeben, sie ist ihm aufgegeben: Persönlichkeit entsteht in einer Entwicklung. Persönlichkeit ergibt sich als Verwirklichung des Selbst der Person - ein unerreichbares Ideal, sofern es vollständig realisiert werden soll.

Die Entwicklung der Person zur Persönlichkeit vollzieht sich immer im Weltzusammenhang, ein Ergebnis der Interaktion von Person und Umwelt, wobei die Außenwelt so geordnet ist, daß sie die Person nicht einschränkt, sondern

„ihre Tendenzen und Anlagen“ (1923, 10) zu voller Existenz bringt. - Die Entwicklung orientiert sich an zwei Zwecksystemen: an Selbst- und Fremdzwecken.

Selbstzwecke

Die Person ist auf Selbstzwecke hingeordnet, die sich ausrichten auf Selbsterhaltung und Selbstentfaltung.

Selbsterhaltung bezeichnet Impulse, die auf Nahrung, Schutz, Verteidigung, Flucht abheben (1950, 522).

Die unterste Stufe der personalen Entwicklung leitet sich von dem Daseinszweck der Selbsterhaltung ab, die darauf abzielt, die Person als das zu erhalten, was sie bereits ist: ihre physische und psychische Verfassung gegen störende Einflüsse von außen zu schützen und sie in ihrem Bestand zu bewahren:

„Das Ziel der Selbsterhaltung ist die *conditio sine qua non* des persönlichen Daseins überhaupt; es ist andererseits lediglich das persönliche Minimum“ (1923, 19).

Selbstentfaltung bezeichnet Impulse, die auf Geltung, Macht, Schmuck, Angriff, Wachstum, Entwicklung abheben (1950, 522).

Es geht um das Bestreben, sich mit dem Gegebenen, dem Bestehenden nicht zu begnügen, sondern die eigenen Grenzen immer wieder zu überschreiten:

„Das bedeutet nach innen hin eine Steigerung alles dessen, was in und an der Person ist, ein Größerwerden an Physis und Psyche und ein Reicherwerden an Elementen und Beziehungen. Es bedeutet ein Sichselbstüberwinden zu neuen Daseinsformen hin, durch die aber die früheren nicht einfach abgelöst und erledigt werden, sondern in denen sie aufgehoben sind. Es bedeutet nach außen hin nicht nur ein Aufrechterhalten des Quotienten Person/Welt, sondern dessen beständige Verschiebung zugunsten der Person - also auch hier ein Hinausgehen über die bloße Selbstbehauptung“ (Stern, 1923, 20).

Erst auf dieser Stufe nähert sich die Person ihrer idealen Vervollkommenung: sich selbst als ‚Persönlichkeit‘. Darin erweist sich ein „Grundunterschied der menschlichen Persönlichkeit gegenüber den niederen personalen Daseinsformen“ (1923, 34).

Fremdzwecke

Die Person strebt übergeordnete Zwecke an, die sich in größeren Ganzheiten darstellen, wie etwa Familie, Volk, Menschheit, „Allperson“ (Stern, 1923, 40)

sie ist demnach hingeordnet auf „Fremdzwecke“ personaler oder sachlicher Natur.

Die fremden Zwecke, deren Verwirklichung Aufgabe der Person ist, lassen sich in drei Gruppen teilen: in übergeordnete Personalzwecke (Hypertelie), in nebengeordnete Personalzwecke (Syntelie) und in übergeordnete Sachzwecke (Ideotelie).

Übergeordnete Personalzwecke (Hypertelie): Die Person ist auf Zwecke gerichtet, die über sie hinausweisen, wie Familie, Volk, Menschheit, „Allperson“ (Stern, 1923, 41).

„Familiensinn, Stammes- oder Nationalgefühl, Menschheitsliebe, endlich die Hingebung an die alles umfassende Allperson sind die entscheidenden seelischen Inhalte, die das Individuum über sein enges Ich und dessen Selbstzwecklichkeit hinausweisen und es zu bewußter Anerkenntnis einer Dienstbarkeit gegenüber übergeordneten Zwecken auffordern“ (Stern, 1923, 41).

Nebengeordnete Personalzwecke (Syntelie): Die Person ist auf Zwecke gerichtet, wie sie sich darstellen in Freundschaft oder Kollegialität (1923, 46).

„Die Syntelie . . . umschließt nicht nur die Bewußtseinserlebnisse der Liebe und des Hasses, des Mitleids und der Mitfreude, sondern auch alle objektiven Funktionsweisen des Menschen, die den Zwecken der Nebenmenschen gelten, alle Pflege und Fürsorge, alle Verkehrsbeziehungen der Freundschaft, der Kameradschaft, der Kollegialität, der Geselligkeit, alles Rücksichtnehmen und Entgegenkommen“ (1923, 46).

Übergeordnete Sachzwecke, abstrakte Zwecke (Ideotelie): Die Person wendet sich abstrakten Zwecken zu, erkennbar in logischen, ästhetischen oder religiösen Zielsetzungen (1923, 50).

„Nun gibt es aber eine Reihe von Zweckbestimmungen für menschliches Leben und Erleben, die keine unmittelbaren persönlichen Beziehungen haben, sondern einem Abstraktum gelten“ (1923, 50). Beispiele finden sich in Wissenschaft, Kunst, Ethik und Religion.

Introzeption

Das Verhältnis von Selbst- und Fremdzwecken kann zu Spannungen führen. Die Spannungen können einseitig gelöst werden,

- indem allein Selbstzwecke zu Daseinszielen erhoben werden (in Egoismus oder Solipsismus) oder
- indem Fremdzwecke allein Geltung erhalten (in einer Hingabe bis zur Selbstaufgabe, etwa Aufopferung im Dienst des Vaterlandes).

Die ideale Persönlichkeit überwindet den Zwiespalt durch innere Aneignung der Zwecke, ein Verhältnis, in dem die Fremdzwecklichkeit in die Selbstzwecklichkeit aufgenommen wird.

„Diese Versöhnung des Gegensätzlichen ist eines jener letzten Mysterien, die wir nur beschreiben, nicht mehr erklären und ableiten können. Der fremde Zweck bleibt zwar nach wie vor auf ein Nicht-Ich gerichtet; aber er verliert seine Fremdheit für das Ich, indem er nicht nur hingenommen und befolgt, sondern innerlich zu eigen gemacht und gemäß dem eigenen Selbst geformt wird. Der Vorgang möge ‚innere Aneignung‘ oder ‚Introzeption‘ der Ziele heißen“ (Stern, 1923, 58).

In diesem Vorgang wird die Person erst in vollem Sinne zur *Persönlichkeit*. Diese „In-Eins-Bildung beider Zweckgruppen, eine produktive Selbstentfaltung, die durch Erlebnis und Tat den fremden Zweck zum Inhalt des eigenen Seins und zum Zielpunkt des eigenen Strebens macht - sie fehlt beim Tier, sie bildet die Auszeichnung des Menschen“ (1923, 61).

Geradezu hymnisch beschreibt Stern die gelungene Introzeption: „Fürwahr, daß ich Ich bleibe und doch zugleich Glied bin einer Familie, eines Volkes, der Menschheit, der Gottheit - daß ich meine Dienstbarkeit für alle diese als größten Reichtum meines Ich erlebe und daß ich meinen Beziehungen zu jenen Wertkreisen die besondere einzigartige Färbung gebe, die meiner besonderen Individualität entspricht - daß das scheinbar fremde Du des anderen, der mir gegenüber steht, mein Ich ergänzt und steigert - daß die objektiven Werte von mir nicht nur blinde Befolgung verlangen, sondern auch durch die freie Tat der Anerkennung und Verpflichtung von meinem Ich und für mein Ich erobert werden - das macht mich zum Mikrokosmos, in dem Autotelie und Heterotelie keine Gegensätze mehr sind“ (1923, 60).

Introzeption bewirkt also, daß aus der Person eine *Persönlichkeit* entsteht. *Persönlichkeit ist die Person, sofern sie sich Werte aneignet*. „Unter Persönlichkeit verstehen wir also die Person, soweit durch ihre reale Gestaltung die in ihr waltende innere Bestimmung durchleuchtet. Die Person ist, als Kompromiß, immer wirklich; die Persönlichkeit, als Ideal, nie vollendet“ (1923, 20-21).

Person: Tätig durch Richtungs- und Rüstungsdispositionen

Eine Person wird tätig durch Dispositionen, die zu verstehen sind „als dauernde, potentielle Ursächlichkeiten“ (Stern, 1923, 70). Aber eine Disposition ist kein selbständiges Ursachenzentrum, „kein ‚Vermögen‘, das wie ein besonderes Seelchen irgendwo in der Person säße und die ihr unterstehenden Akte nach ihren eigenen Gesetzen regierte, sondern sie ist das Organ, dem

die Verwaltung einer Teilaufgabe innerhalb einer einheitlichen Gesamtaufgabe obliegt“ (1923, 72).

Zwei Arten lassen sich unterscheiden: Richtungs- und Rüstungsdisposition. „In jeder Disposition steckt Richtung und Rüstung zugleich. Betont man in der Denkd disposition den Richtungsfaktor, so heißt sie Intellekt, betont man den Rüstungsfaktor: Intelligenz. Intellekt ist das Eingestelltsein auf Denkvollzüge, Intelligenz das Befähigtsein zu solchen“ (1950, 419). Richtungsdispositionen bezeichnen somit die Potentialitäten und Ziele, die in der Person angelegt sind, Rüstungsdispositionen dagegen die Kräfte, die der Erreichung der Potentialitäten und Ziele dienen.

Richtungsdispositionen erscheinen

- im Rahmen der Selbstzwecke als Gefühle, Interessen, Wünsche oder Befürchtungen, wie sie sich in Selbsterhaltungs- und Selbstentfaltungstrieben regen,
- im Rahmen der Fremdzwecke als Gefühle, Interessen, Wünsche oder Befürchtungen, die sich in sozialen, sympathischen oder ideellen Tendenzen bekunden (1923, 84).

Rüstungsdispositionen bestehen (im Dienste der Selbst- und der Fremdzwecke) aus körperlichen Kräften, psychischen Fähigkeiten und Fertigkeiten, welche die Selbst- oder Fremdzwecke realisieren helfen.

Beispiel: Veranschaulichen läßt sich die Unterscheidung von Richtungs- und Rüstungsdispositionen an dem Verhältnis von Sportinteresse und Sportbegabung: Das Sportinteresse ist eine *Richtungsdisposition*, es setzt Ziele, denen sich jemand zuwendet. Sportbegabung ist eine *Rüstungsdisposition*, welche die Person befähigt, Sport auch auszuüben.

Person und Welt im Verhältnis der Konvergenz

Die Person - gekennzeichnet durch Substantialität, Kausalität, Individualität, hingeordnet auf Selbst- und Fremdzwecke, ausgestattet mit Richtungs- und Rüstungsdispositionen, auf dem Wege zur Persönlichkeit dank Introzeption - diese Person steht in ständigem Wechselbezug zur Umwelt.

Sie „bedarf der Welt, um sich zu vollenden. Die Außenwelt bietet die Reize, auf welche die Person reagiert; sie bietet das Material, an welchem die persönliche Kausalität angreift . . . Dieses positive, zweckbestimmte Verhältnis von Person und Umwelt bezeichnen wir als ‚Konvergenz‘, (1923, 10).

Die **Beziehung zwischen Umwelt und Persönlichkeit** läßt sich ausdrücken in einer Formel, welche die drei Buchstaben U, P, A verwendet: U bedeutet Umwelt, P Person, A Akt (Verhalten). Die Formel lautet in doppelter Version (Stern, 1923, 123):

Formel 1: $\{U, P\} \rightarrow A$

Formel 2: $\{P, U\} \rightarrow A$

In der ersten Formel steht U an erster Stelle, in der zweiten Formel dagegen P. Dies bedeutet:

- Gemäß Formel 1 kommen aus der Umwelt Anregungen auf die Person zu, die ihrerseits darauf reagiert, indem sie ‚Akte‘ (Verhalten) setzt.
- Gemäß Formel 2 geht von der Person eine Spontanaktion aus, welche die Umwelt als Material zu ihren ‚Akten‘ (zum Verhalten) verwendet.

In den zwei Versionen der Konvergenzformel drückt sich der Wechselbezug zwischen Person und Umwelt anschaulich aus.

Qualität der Beziehungen zwischen Person und Welt: Homogenität, Heterogenität

Der Wechselbezug zwischen Welt und Person hat zwei finale Richtungen: eine zentripedale und eine zentrifugale Richtung.

In der *zentripedalen* Richtung ($U \rightarrow P$) steht die „Person der Welt gegenüber als Empfangende und Antwortende“, die Welt hat Aufforderungscharakter (Stern, 1950, 125).

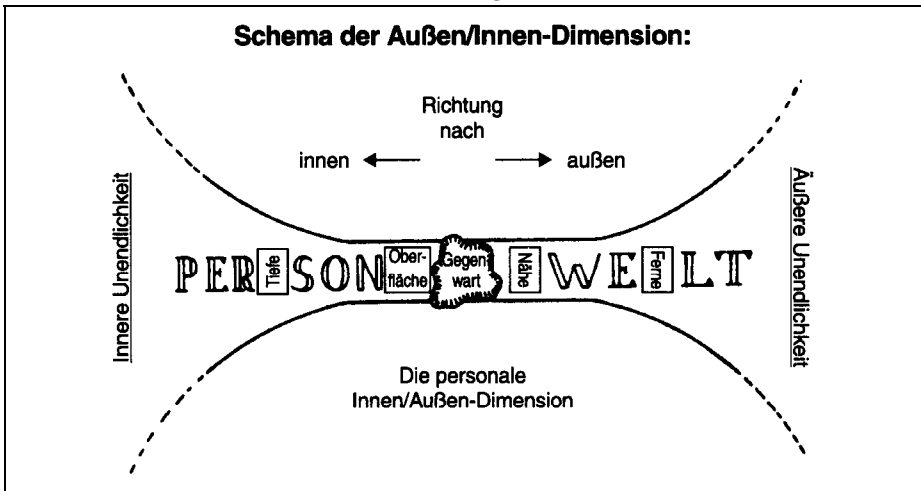
In der *zentrifugalen* Richtung ($P \rightarrow U$) ist die Person „Suchende und Gebende“, die Person ist spontan aktiv, die Welt hat Materialcharakter (1950, 125).

Dimensionen der Beziehung Person und Welt: Räumlichkeit, Zeitlichkeit

Die Wechselbeziehung zwischen Person und Welt, heterogen und homogen wie sie ist, vollzieht sich in den Dimensionen des Raumes und der Zeit. Raum und Zeit sind objektive Vorgegebenheiten. Wenn sie subjektiv angeeignet werden, wandeln sie sich um in ‚persönliche Räume‘ und in ‚persönliche Zeiten‘: „objektivierte Dimensionsweisen und Maße“ als „introzipiert in das eigenpersonale Dimensionssystem“ (1950, 138).

Die introzeptierte Dimensionen, räumliche wie zeitliche, machen den individuellen, den persönlichen, den subjektiven „Lebensraum“ aus. Als „Grundtatbestand“ dieser Raum-Zeit-Dimensionalität erweist sich für das Individuum die „personale Gegenwart“, nämlich als „das ungetrennte ‚Jetzt-Hier‘“, (1950, 130). Diese personale Gegenwart hat eine ungeschiedene Raum-Zeit-Struktur. Kasten 15-3 gibt die Veranschaulichung wieder, die Stern dafür gewählt hat.

Kasten 15-3:
Veranschaulichung der räumlich-zeitlichen Position der Person in der Welt
Personale Gegenwart



„In der personalen Gegenwart ist das akute Lebnis (der Person) und die akute Situation (der personalen Welt) durchaus in Eins verschmolzen“ (Stern, 1950, 130).

Beispiel: „Eine Melodie, die ich höre, oder die Schreibhandlung, die ich ausführe, ist mir in einem Jetzt gegeben, ohne daß dadurch die Zeitgestalt der Melodie (der Handlung) verloren ginge. Zugleich geht die Schreibhandlung hier von sich; für dieses ‚Hier‘ ist kein Punkt angebbar; nicht nur mein Körper, sondern auch die räumlich ausgedehnten Gegenstände: Papier, Schreibtisch gehören zum Hier“ (1950, 131).

Das Erleben der Persönlichkeit/Person und Bewußtsein

„Als letzter Teil der Persönlichkeitsphilosophie tritt die Lehre vom bewußten Erleben des Menschen auf . . . Die Person - als psychophysisch-neutrale, mit zielstrebigem Tendenzen und Fähigkeiten ausgestattete, mit der Welt in Konvergenz stehende einheitliche Wesenheit - ist das Prius; das Vorhandensein eines Sich-Selbstspiegels in der Form des Bewußtseins ist das Posterius - nicht zeitlich, wohl aber im logischen System der Bedeutung“ (Stern, 1923, 223).

„Sofern die Person lebt, unvermittelt ihrem Dasein und Tun hingegeben, ist sie auch unlöslich in die Konvergenz verstrickt; sie steckt in der Welt und die Welt in ihr, ungeklärt und ungeschieden. Aber nicht unscheidbar; und das Scheidemittel ist das Bewußtsein. ‚Leben‘ ist ein absoluter Begriff, ‚Erleben‘ aber ein Relationsbegriff; es erstreckt sich zwischen Erlebendem und Erlebtem

aus; es bezieht ein Ich auf ein Objekt. Den Inbegriff der Erlebnisse aber bezeichnen wir als das **Bewußtsein**“ (1923, 224).

Im Bewußtsein ist immer zweierlei gegeben: ein Subjekt- und ein Objektbewußtsein. Beide vereinigen sich in der Person als Ich.

Dem Bewußtsein ordnet sich als Ergänzung das **Unbewußte** zu. „Wir bezeichnen als ‚unbewußt‘ alles dasjenige an der Person, was zu ihren Bewußtseinstatsachen Beziehung oder für sie Bedeutung hat und doch nicht selber Bewußtseinstatsache ist. Das Unbewußte tritt auf in den beiden Hauptarten des ‚Unterbewußten‘ und des ‚überbewußten‘, (1923, 241).

Unterbewußt sind Zustände der Person, die noch nicht oder nicht bewußt sind, Mangelerscheinungen im Vergleich zum Bewußtsein. „Es steckt zugleich eine Wertung in dem Begriff, und zwar eine positive Wertbetonung des Bewußtseins gegenüber jenen unschwelligen Zuständen“ (1923, 243).

Überbewußt sind Zustände, die mehr sind als bloßes Bewußtsein. Was gemeint ist, veranschaulichen zwei kontrastierende Phänomene: (1) Instinkt- oder Triebhandlungen und (2) geniale Taten. - Instinkt- oder Triebhandlungen können sich als sehr treffsicher erweisen, ohne vom Bewußtsein gesteuert zu sein. - Geniale Entwürfe entspringen ebenfalls nicht der Absicht oder dem Plan des Bewußtseins, sie entstammen Tiefen der Persönlichkeit, die dem Bewußtsein unzugänglich sind. „Sie hat es, neben vielen anderen, was sie hat, und ist daher selber als ‚überbewußt‘ zu bezeichnen“ (1923, 270).

Resümee: „Will man die methodische Betrachtungs- und Darstellungsweise, die in diesem Buch herrscht, mit einem kennzeichnenden Schlagwort benennen, so kann man von einer teleologischen Auffassung der Persönlichkeit sprechen“ (1923, 268).

„Im ersten Abschnitt trat uns die ‚ideelle‘ Persönlichkeit entgegen, noch losgelöst von den Verstrickungen der Welt“ (1923, 269).

„Nun aber wird jene ideelle Persönlichkeit zur ‚realen‘, indem die innerlich angelegte Selbstbestimmung mit der Welt in Beziehung tritt“ (Konvergenzlehre) (1923, 269).

„Der dritte Abschnitt endlich führte uns in das Gebiet des psychischen Erlebens, um auch dieses der Teleologie des persönlichen Lebens unterzuordnen. Und wiederum ergab sich dasselbe Bild: die Zweckbedeutung des Bewußtseins liegt nicht in der glatten Spiegelung persönlicher Vollkommenheitszustände, sondern in der tätigen Verarbeitung und Überwindung von Störungen der persönlichen Zielbestimmtheit“ (1923, 270).

„Der Weg ist gebahnt, um die kritisch-teleologische Auffassung des Menschen fruchtbar zu machen für den Aufbau der geisteswissenschaftlichen Arbeit und für die Begründung kulturellen Tuns“ (1923, 270).

Stern betrachtet die Persönlichkeit als eine vielheitliche Struktur, die in ihren Selbst- und Fremdzwecken eine zielgerichtete Einheit anstrebt. Dispositionen bezeichnen die Richtung und geben das Rüstzeug zu Handlungen in der Welt. In Konflikten und Kämpfen können sich Person und Umwelt in Konvergenz wechselseitig prägen. Im Zentrum lebt das Bewußtsein, dessen Zweck „in einer jenseits der Bewußtheit liegenden Strebingsteleologie der Persönlichkeit“ ruht (1923, 270).

Zu Stern

Stern hat eine Persönlichkeitstheorie entwickelt, die ihre empirische Grundlage weit hinter sich läßt. Sie ist eine anthropologische Auslegung des Daseins, orientiert am Denken des Philosophen Spinoza (1632-1677).

Doch stammt der Entwurf von einem Psychologen, der selber ausgedehnte empirische Forschung vorzuweisen hat - in der Entwicklungs- und Persönlichkeitspsychologie ebenso wie in der Allgemeinen und der Forensischen Psychologie.

Zudem wird der Entwurf am Ende dargeboten in einem Lehrbuch der „Allgemeinen Psychologie“ (Stern, 1950), das alle empirischen Daten verarbeitet, die dem Autor zugänglich waren. Insofern drückt sich in dem „kritischen Personalismus“ ein Wille zum System aus, der die in jeder Empirie mitgedachten ‚meta-empirischen‘ Ansätze erkennen, auslegen und ordnen will. Dieses Bemühen zu verfolgen dürfte ein Gewinn sein, der heute noch die Lektüre Sterns lohnt - auch für den Leser, der die einzelnen Folgerungen und Schlüsse nicht teilen kann.

Darüber hinaus hat Stern Forschungsfelder umschrieben die von ihrer Bedeutung nichts verloren haben. Genannt seien:

- die *Konvergenzlehre* als interaktionistische Fragestellung (Person und Situation in Interaktion);
- das Anliegen, das Individuum aus seiner *Ganzheit* zu verstehen, aus seiner eigenen Biographie (Stern, 1921, 321);
- das Bemühen, in der Forschung die *nomothetische* und *ideographische* Sicht zu vereinen (1921, 318-321);
- der Vorsatz, in der Psychologie den Menschen *nicht* „als reinen Gegenstand der Naturwissenschaft“ (1921, 319) zu behandeln, sondern als singuläre „Einheit in Mannigfaltigkeit“ (Stern, 1921, 321).

Ein ähnliches Urteil dürfte gelten von dem Autor, über den wir als nächsten sprechen: von Eduard Spranger.

16 Spranger, E.: Sechs Lebensformen (1882-1963)

Spranger hat seine Persönlichkeitspsychologie in der Lehre von den „Lebensformen“ zusammengefaßt.

Mit dem Titel **„Lebensform“** nimmt Spranger einen zentralen Begriff der Anthropologie auf. Was ist mit Lebensform gemeint?

Lebensform ist ein „Grundbegriff von Anthropologie und Ethik. In beschreibender (deskriptiver) Hinsicht wird ‚Lebensform‘ für die grundlegenden und in allen Kulturen vorkommenden Formen des menschlichen Lebens gebraucht, aber auch für eine Vielzahl menschlicher Sitten, Gebräuche, Institutionen, Regeln, Traditionen, Zeremonien und Riten. Die wertende (normative) Verwendung von ‚Lebensform‘ erhebt bestimmte praktische Einstellungen zum Leben im ganzen zum Ideal (z.B. das gute und vernünftige Leben), wobei dann oft eine bestimmte Lebensform als moralische Richtschnur des praktischen Handelns ausgezeichnet wird“ (Kwiatkowski, 1985, 244).

An Sprangers Konzeption läßt sich veranschaulichen, was mit **phänomenologischem** Vorgehen gemeint ist.

Methodischer Ansatz: Phänomene identifizieren und deuten

Spranger beruft sich nicht auf empirische Untersuchungen, er leitet seine Aussagen vielmehr aus Erfahrungen ab, die jeder Mensch machen kann - er geht „apriorisch“ vor. Was heißt das? „Das Übergewicht unserer Methode liegt . . . darin, daß alle geistigen Grundrichtungen und der in ihnen intendierte Sinn apriori erfaßt werden können“ (Spranger, 1927, 32). Warum ist das möglich?

„Das Gerüst des Geistes tragen wir selbst in uns. Deshalb kann es apriori dargestellt werden, ohne Rücksicht auf historische und geographische Besonderheiten ... Das Grundsätzliche über die Lebensformen ist also apriori verständlich. Die Beispiele dienen nur der Erläuterung, Bestätigung und Belebung“ (1927, 33).

Um das Konzept des **Apriori** vor Mißdeutungen zu bewahren, erläutert Spranger: „Apriori bedeutet bekanntlich nicht *vor* aller Erfahrung, sondern an aller Erfahrung. Es ist nicht die Absicht, aus apriorischen Begriffen die geistige Welt herauszuspinnen, sondern der grundlegenden Sinngesetze innezuwerden, die schon vorausgesetzt sind, wenn wir irgendein Phänomen einem Gebiet zuordnen“ (1927, 32).

Mit dieser apriorischen Methode - menschliche Erfahrungen zu identifizieren und zu deuten - entwarf Spranger sein Konzept der Lebensformen. Er ging dabei in vier methodischen Schritten vor (Spranger, 1927, XIII):

- (1) **Isolieren**: „Im ersten Schritt des Verstehensprozesses werden einzelne Kulturwerte ‚isoliert‘ (der theoretische, ästhetische, soziale, ökonomische, politische, religiöse Wert) und von jedem die ihm zugehörigen Verhaltensweisen und Gesinnungen abgeleitet“ (Pongratz, 1967, 269). So wird für jede Lebensform jeweils eine Wertrichtung herausgearbeitet.
- (2) **Idealisieren**: Die Wertrichtung wird in den Lebensformen in vollendeter Weise als bedeutsam erwiesen. „Im zweiten Schritt wird die so gewonnene Seelenstruktur zum Typus erhoben, das heißt, sie wird ‚idealisiert‘, (Pongratz, 1967, 269).
- (3) **Totalisieren**: Die anderen Wertrichtungen werden für eine Lebensform ihrer Autarkie beraubt. Im Dienste der vorherrschenden Wertrichtung werden sie adaptiert. „Stellt sich zum Beispiel heraus, daß im Leben eines Menschen der theoretische Wert dominiert, so ist diese Wertrichtung wieder im Ganzen des kulturellen Wertsystems zu sehen, das heißt, der theoretische Mensch ist nicht ausschließlich durch den Wert der Wahrheit geleitet; auch die anderen Wertrichtungen bestimmen ihn in je verschiedener Anteiligkeit. Diesen dritten Schritt im Erkenntnisprozeß nennt Spranger das ‚Totalisieren‘, (Pongratz, 1969, 269).
- (4) **Individualisieren**: Für jeden Haupttypus lassen sich Spielarten herausarbeiten. „Auf dem Hintergrund des Typischen wird das Individuelle erkannt“ (Pongratz, 1967, 269).

Der letzte Schritt deutet an, worauf Spranger abzielte. Wie sein Lehrer Dilthey wollte er eine sogenannte „Verstehende Psychologie“ entwerfen. „Unsere Absicht ist ... die Begründung einer geisteswissenschaftlichen Psychologie der Individualität“ (Spranger, 1927, 114). Hier bekundet sich ein idiographisches Anliegen. In diesem idiographischen Vorgehen setzt sich zugleich ein nomothetisches Moment durch; denn die Lebensformen umschreiben Verhaltenseinheiten, denen sich jeweils eine Vielzahl von Menschen zuordnen läßt, sie ergeben eine Art nomothetischer Klassifikation - die ihrerseits jedoch wieder dazu dienen soll, das Individuum in seiner Eigenart zu charakterisieren.

Individuelle und gesellschaftliche Geistesakte

Phänomene, die jeweils eine Lebensform kennzeichnen, spürt Spranger in den sogenannten ‚Geistesakten‘ auf. „In jedem sinngebenden Gesamttakt sind alle Grundformen sinngebender Akte zugleich enthalten; in jedem geistigen Akt waltet die Totalität des Geistes“ (Spranger, 1927, 38). Aus der Analyse „individueller“ und „gesellschaftlicher Geistesakte“ des Menschen isolierte und idealisierte Spranger seine sechs ‚Lebensformen‘.

In *individuellen* Geistesakten ‚entdeckte‘ Spranger als Anteil jedes Erlebens

- den theoretischen Sinnvollzug (1927, 47),
- den ästhetischen Sinnvollzug (1927, 50),
- den ökonomischen Sinnvollzug (1927, 53) und
- den religiösen Sinnvollzug (1927, 56).

In *gesellschaftlichen* Geistesakten identifizierte er als Anteil jedes Erlebens

- den politischen Sinnbezug (die Liebe zur Macht) (1927, 66) und
- den sozialen Sinnbezug (die Macht der Liebe) (1927, 66).

Sein Vorgehen erläutert Spranger an dem Bild, es gehe ihm darum, „aus der rauschenden Symphonie des Lebens die begrenzte Anzahl von Leitmotiven herauszuhören, aus denen sie zusammengewoben ist“ (1927, 33).

Bei den Lebensformen als Sinnvollzügen handelt es sich um idealtypische Gebilde - so wenig als solche ‚existent‘ wie Naturgesetze oder Allgemeinbegriffe, deswegen jedoch keine reinen Erfindungen.

In jeder Lebensform herrscht eine Sinnrichtung vor, der sich ein Kuhurgebiet zuordnen läßt. Kasten 16-1 stellt den Zusammenhang dar.

Kasten 16-1:
Sechs Lebensformen und zugeordnetes Kulturgebiet

Lebensform	Zugeordnetes Kulturgebiet
Theoretischer Mensch	Wissenschaft
Ökonomischer Mensch	Wirtschaft
Ästhetischer Mensch	Kunst
Religiöser Mensch	Religion
Machtmensch	Politik
Sozialer Mensch	Gemeinschaft

Jede Lebensform beschreibt Spranger unter fünf Perspektiven, indem er eingeht auf

- die **vorherrschende Wertrichtung**,
- das Verhältnis der vorherrschenden Wertrichtung zu den fünf anderen **Wertrichtungen**,
- die überwiegende **Motivform**,
- unterschiedliche **Spielarten** einer Lebensform,
- den **Gegensatz** (den Widerpart) einer Lebensform.

Nur *ein* Typus sei detailliert vorgestellt: der theoretische Mensch: (A).
Für die anderen Lebensformen seien die Perspektiven nur skizziert: (B-F).

(A)

Theoretischer Mensch: Exemplarische Darstellung einer Lebensform

„Der theoretische Sinn wurzelt in der allgemeinen Identität des intendierten Gegenstandes (Wesen)“ (Spranger, 1927, 41). Dieser „Sinn“ sei beschrieben

unter fünf Perspektiven (1) Wertrichtung, (2) Rolle anderer Wertrichtungen, (3) überwiegende Motivform, (4) Spielarten, (5) Gegensätze.

Zu (1): Vorherrschende **Wertrichtung** des theoretischen Menschen ist das gegenständliche Erkennen, ausgerichtet am „Satz vom Grund“. „In den Begründungen liegt die einheitsschaffende Leistung des gegenständlichen Erkennens“ (Spranger, 1927, 123).

Zu (2): Das Verhältnis des theoretischen Menschen **zu den anderen Wertrichtungen** bestimmt sich höchst unterschiedlich:

- *Ökonomisches* Verhalten liegt dem theoretischen Typus fern, so daß er in den praktischen Aufgaben des Lebens hilflos wirkt (Spranger, 1927, 125).
- Für die *ästhetische* Dimension bringt der theoretische Mensch nur geringes Verständnis auf. Künstler sind für ihn Schwärmer oder Romantiker. „Kants Abneigung gegen die Musik beruhte doch wohl nicht nur auf der Struktur seines Ohres, sondern auf der seines Geistes“ (1927, 128).
- Gegenüber dem *Religiösen* finden sich zwei verschiedene Stellungen
 ⇒ *Entweder* lehnt der Theoretiker die Religion ab, weil er in ihr eine veraltete Erkenntnisform sieht, dies ist der *positivistische* Typus.
 ⇒ *Oder* er läßt die Grundtendenz der Religion gelten, nähert sich ihr aber mit den Mitteln der Erkenntnis. „Das ist der ewige Typus der *Meta-physiker*“ (1927, 134).
- Das *Machtbewußtsein* des Theoretikers ist eigener Natur, ihm fehlt die Richtung auf das Konkrete, es beschränkt sich auf den Bereich des Wissens. Ein Beispiel gibt „Ranke, der als Greis ausruft: ‚Ich kann ja noch nicht sterben; ich weiß ja sovieles, was außer mir niemand weiß‘“ (1927, 132).
- Was das *soziale* Verhalten betrifft, so wird aus dem Individualismus des Theoretikers verständlich, daß er nicht zu den sozial ausgerichteten Naturen gehört (1927, 132).

Zu (3): Als **Motiv** findet sich in dem Theoretiker nichts von Liebe, nichts von Nützlichkeit, nichts von harmonischer Bewegtheit, auch nichts von geistigem Glücksstreben. - Der Theoretiker läßt sich leiten von Formen der Gesetzlichkeit. „Gesetzlichkeit des Verhaltens rein als Form ist natürlich eine ganz blutlose Ethik. Sie paßt aber zu dem Theoretiker um so besser, als er bei seiner gleichförmigen, beschauenden Lebensweise überhaupt kaum in die Lage zu handeln kommt“ (Spranger, 1927, 137-138).

Zu (4): Als **Spielarten** des Theoretikers treten auf der Apriorist, der kritische Typus, der Empiriker:

- Der *Apriorist* entwirft aus den immanenten Gesetzen der Denkakte eine neue Welt.
- Der *kritische Typus* verbindet begriffliche Arbeit und empirische Forschung und gewinnt so eine „fruchtbare Erkenntniseinstellung“ (1927, 139).

- Der *Empiriker* „muß treue Beobachtungsgabe besitzen. . . . Oft zeichnet ihn eine gewisse Schwäche der intellektuellen Bemeisterung aus. Er bleibt leicht in der Fülle des Stoffes hängen“ (1927, 139).

Zu (5): Den **Gegensatz** zum theoretischen Menschen bietet der „*Skeptiker* aus theoretischem Hang, aber auch nur dieser“ (Spranger, 1927, 143). Er verneint die Möglichkeit von Wissenschaft im Namen der Wissenschaft. Darin mag Unlogik liegen, in der Unlogik aber eine interessante Lebensform.

(B-F)

Die anderen Lebensformen: Kurzbeschreibung

Zusätzlich zu (A), dem theoretischen Menschen, seien die anderen Lebensformen skizziert, indem die vorherrschende *Wertrichtung*, das dominante Motiv und der Widerpart genannt werden:

(B) Ökonomischer Mensch: „Der ökonomische Sinn liegt in dem Erlebnis des psychologischen Kraftverhältnisses zwischen Subjekt und Gegenstand (Kraftmaß)“ (Spranger, 1927, 40). - Vorherrschende *Wertrichtung* ist die Nützlichkeit der Güter, der Naturkräfte im Dienste biologischer Lebenserhaltung. - Als *Motiv* überwiegt die Bedürfnisbefriedigung. - *Widerpart* ist der Verschwender (der unwirtschaftliche Verbraucher) oder der Geizhals (der unwirtschaftliche Sparer).

(C) Ästhetischer Mensch: „Der ästhetische Sinn liegt in dem Eindruck-Ausdruck-Charakter seiner sinnlich konkreten Erscheinung (Bild)“ (Spranger, 1927, 41). - Vorherrschende *Wertrichtung* ist das Bestreben, alle Eindrücke zum Ausdruck zu formen (1927, 168). Diese „Naturen . . . sehen dem Bilder-spiel des Lebens zu, freilich nicht theoretisch reflektierend, sondern einführend und genießend - beschauend“ (1927, 168). - Als *Motiv* bestimmt die ästhetischen Menschen der Wille zur Form. - Den *Widerpart* kann nur jemand spielen, der selber ein Künstler ist, aber die rein ästhetische Haltung ablehnt. „Plato, der gewiß ein Künstler war, hat die Künstler verworfen, weil sie nur abbilden und nachbilden, aber nicht die Wahrheit, das Urbildliche zu erreichen vermögen“ (1927, 191). Einem solchen Widerpart geht es darum, die ästhetische Lebensform zu überbieten.

(D) Religiöser Mensch: „Der religiöse Sinn liegt in der Beziehung des Einzelerlebnisses auf den Totalsinn des individuellen Lebens“ (Spranger, 1927, 41). Vorherrschende *Wertrichtung* im religiösen Menschen ist das Streben nach endgültiger Sinnerfüllung des Daseins. - Das wesentliche *Motiv* besteht darin, sich in den endgültigen Wertzusammenhang hineinzustellen, der nicht nur das persönliche Leben, sondern auch den Gesamtsinn der Welt bestimmt. - Den *Widerpart* spielt jener Atheist, der nicht aus Genußsucht oder spekulativem Forscherdrang Religiösität ablehnt, sondern über die Sinnlosigkeit der Welt enttäuscht ist. „So liegt allgemein selbst im echten Atheismus immer noch

etwas von Gläubigkeit, mindestens ein Glaube an den eigenen innerlichen Gott, der alle anderen Götter gestürzt hat“ (1927, 275).

(E und F) Machtmensch und sozialer Mensch: „Jede Gesellschaftsform . . . beruht im Bewußtsein der ihr Angehörigen auf zwei verflochtenen Geistesakten, von denen der eine oder der andere vorwalten kann. Menschen sind nämlich miteinander verbunden durch Machtakte und durch Sympathieakte, durch Subordination und Koordination“ (Spranger, 1927, 63). - Nach Macht- und Sympathieakten lassen sich zwei Lebensformen unterscheiden.

Machtmensch: Vorherrschende *Wertrichtung* ist der Wille, die eigene Wertrichtung auf den anderen zu übertragen. „Es muß entschieden betont werden, daß Machtverhältnisse und Abhängigkeitsverhältnisse zu den Urtatsachen des Lebens gehören, die nur mit der menschlichen Natur selbst beseitigt werden können“ (Spranger, 1927, 212). - Das ständige *Motiv* des Machtmenschen ist der Wille, den anderen überlegen *zu* sein. - Als *Widerpart* erscheint zum einen der Gleichheitsfanatiker, der die Subordination ablehnt, der deswegen alles bekämpft, was höher steht und sich auszeichnet, zum anderen der resignierende Machtmensch, der sich zurückgezogen hat und in seiner Einsamkeit das Gefühl des Unverstandenseins genießt (1927, 235).

Sozialer Mensch: Vorherrschende *Wertrichtung* ist die Liebe zum Mitmenschen als Wertträger und Wertsetzer. - Als *Motiv* bestimmt ihn der Wunsch, sich in den anderen einzufühlen und geradezu der andere zu werden. - *Widerpart* einer Liebesnatur kann nur eine Haßnatur sein. „Wie nun, wenn dieser Haß gar nichts Ursprüngliches wäre, sondern immer nur die Entartung oder Enttäuschung einer tieferliegenden Liebe?“ (Spranger, 1927, 210).

Mischtypen: Techniker, Rechtsnatur, Erzieher

Der Darstellung von sechs *Idealtypen* fugt Spranger die Beschreibung einiger Mischtypen an, sogenannter „*komplexer Typen*“ (Spranger, 1927, 358-389).

- **Techniker:** Den Menschen, der bestimmt ist durch eine Mischung theoretischer und ökonomischer Wertausrichtung, bezeichnet er als ‚Techniker‘.
- **Rechtsnatur:** Wo politische, soziale, theoretische Wertausrichtung im Verbund dominieren, sieht er die ‚Rechtsnatur‘ gegeben.
- **Erzieher:** Aus einer Verwachsung ästhetischer, sozialer und religiöser Werte leitet er den Typus des ‚Erziehers‘ ab.

Resümee: Die sechs Lebensformen betrachtet Spranger als eine vollständige Auflistung aller „*Grundmotive*“. Daß die Aufzählung vollständig sei, sieht er bestätigt „in der eigenartigen Gestaltqualität und Gesetzmäßigkeit jedes einzelnen Motivs“ und in der Möglichkeit, jede Erscheinung des geistigen Lebens „als Verwachsung jener einfachen Teilstrukturen“ zu erkennen (1927, 357).

Diese Auslegung hat Spranger in einem anderen Werk revidiert, und zwar in der „Psychologie des Jugendalters“ (1959, 37), indem er weitere Grundmotive anerkannt hat.

Lebensformen und ethische Implikationen

Wie Stern setzt Spranger seine Persönlichkeitskonzeption in einen anthropologischen Rahmen. Die Wertrichtungen, die sich in den sechs Lebensformen bekunden, werden als „Sinnrichtungen“ fortgeführt zu *Sollensforderungen* (1927, 277-354). „Das Ziel persönlicher Vollendung, das in der Autonomie des sittlich gerichteten Menschen liegt, könnte man in der Forderung aussprechen: Sei, was Du sein kannst, aber sei es ganz! Und wenn man die negative Seite, das Moment der geforderten Beschränkung, auch zum Ausdruck bringen will, so wäre dieser Satz dahin zu überbieten: Sei das Höchste, was Du in den Grenzen Deiner persönlichen Wertfähigkeit und des sozial ethisch Geforderten sein darfst und sollst!“ (1927, 354).

Spranger ist sich bewußt, mit solchen Forderungen die Grenzen einer empirischen Psychologie zu überschreiten. Gleich Allport ist er der Meinung, Konzeptionen über eine Psychologie der Person seien gleichzeitig Entwürfe über eine Philosophie der Person (Allport, 1970, IX).

Zu Spranger

Spranger erfindet nicht, er ‚erhebt‘ idealtypische Gebilde. Er zeichnet Idealtypen, die weder aus empirischen Daten als Abstraktion ermittelt noch mit empirischen Material verifiziert/falsifiziert wurden. Wozu ist ein solcher Entwurf nütze?

Eine Antwort hängt ab von der Festlegung, wo Persönlichkeitspsychologie beginnt. Beginnt sie bei einer Empirie ohne Reflexion ihrer Voraussetzungen? Die Frage so zu stellen führt dazu, sie zu verneinen. Denn keiner, der ‚sich als Wissenschaftler versteht‘, kann zugeben, daß er die Voraussetzungen außer acht lasse, wenn er Wissenschaft betreibt.

Warum aber findet heute die Art, wie Spranger die Voraussetzungen analysiert, nicht mehr die Zustimmung der Gruppe der ‚Wissenschaftler‘? Weil Spranger die Ableitung der sechs Lebensformen aus den „Geistesakten“ für ausreichend validiert hält! Nach seinem eigenen Wissenschaftsverständnis bewegt er sich im Bereich der Empirie, er analysiert Erfahrungen, um darin Leitmotive zu entdecken (1927, 32-33).

Nach heutigem Wissenschaftsverständnis bewegt er sich im Theoriebereich, er bildet Konstrukte, vielleicht formuliert er auch Axiome. Weiterführen ließe sich diese Aufgabe (nach heutigem Verständnis), indem aus der Beschreibung innerer Erfahrungen Hypothesen abgeleitet und die Hypothesen empirisch ge-

testet wurden. Wenn sich dann immer wieder sechs Gruppen ergäben, könnten die Konstrukte (die Lebensformen) als bestätigt gelten - so lange sie nicht falsifiziert sind.

Allport und Vernon haben einen Versuch in diesem Sinne gemacht, sie entwarfen einen Fragebogen, der an den Lebensformen orientiert war und die Wertdominanten eines Menschen erfassen soll (A study of values, 1931, 1951). Eine deutsche Version hat Roth vorgelegt (Der Werteinstellungstest, 1972). Der Fragebogen dürfte heutigen testtheoretischen Standards allerdings nicht genügen.

Wie Stern zielt Spranger auf das Verstehen der Person, auf „die Erfassung des Individuums in der Totalität seiner Äußerungen und zugleich in der Einheit seiner bestimmenden Kräfte“ (Thomae, 1968, 12). Dieser idiographischen Zugangsweise gibt er in den Lebensformen allgemeine, sehr abstrakte Rahmenkonzepte und bringt damit das Anliegen der Nomothetik ins Spiel.

17 Allport, G. W.: Personalismus (1897-1967)

Drei Autoren einer philosophisch-phänomenologischen Psychologie stellen wir ausführlicher vor. Von ihnen läßt sich bei Allport am klarsten das **empirische** Vorgehen veranschaulichen. Belege dafür bieten schon die ersten Seiten seiner Bücher, auf jeder weiteren Seite wiederholen sich die Belege: Zitiert und diskutiert werden Untersuchungen aus der Psychologie, der Biologie, der Medizin.

Allports Persönlichkeitskonzeption ist empirisch begründet, aber durch ein sehr offenes Verhältnis zur Philosophie bestimmt.

„Alle Bücher über die Psychologie der Persönlichkeit sind gleichzeitig Bücher über die Philosophie der Person. Es könnte nicht anders sein. Ein Autor, der entscheidet, daß eine Theorie des Lernens oder der Motivation besser ist als eine andere, rückt damit eine Ansicht vom Wesen des Menschen auf Kosten anderer Ansichten in den Vordergrund“ (Allport, 1970, IX).

Allport war beeinflusst von William Stern und Eduard Spranger, ohne jedoch ihr Schüler zu sein (er hatte sie während eines Auslandsstudiums 1922-1924 besucht). Ihm geht es wie Stern und Spranger um eine Beschreibung des Individuums in seiner Einmaligkeit - insofern strebt er einen *ideographischen* Beschreibungsmodus an. „Individualität ist ein Hauptmerkmal des menschlichen Wesens. Wenn wir eine Wissenschaft der Persönlichkeit entwickeln wollen, müssen wir diese Tatsache akzeptieren“ (1970, 21).

Aber ebenso entschieden betont er: Auf jeden Menschen sind auch allgemeine Gesetze anwendbar - insofern akzeptiert er einen *nomothetischen* Beschreibungsmodus. „Wir benötigen Gesetze der Wahrnehmung, und wir benötigen Kenntnis von Kultur und Gesellschaft, um der Entwicklung und dem Reifen der Persönlichkeit Rechnung zu tragen“ (Allport, 1970, 21).

Von beiden Aussagenklassen, nomothetischen wie idiographischen, erwartet Allport einen wichtigen und sinnvollen Beitrag; doch gilt es festzuhalten: „Die Psychologie der Persönlichkeit ist weder ausschließlich nomothetisch noch ausschließlich ideographisch. Sie sucht ein Gleichgewicht zwischen den beiden Extremen“ (Allport, 1970, 21).

„Es gibt keinen Grund, warum wir nicht aus jeder Verallgemeinerung über das Wesen des Menschen lernen sollen, was wir können. Gleichzeitig müssen wir uns aber um Begriffe und Methoden bemühen, die uns befähigen, die Gestalt der Individualität zu verstehen“ (1970, 12).

Ansatz der Persönlichkeitstheorie

„Jede Person weicht . . . tausendfach von dem hypothetischen Durchschnittsmenschen ab“ (1970, 7).

„Es ist leicht zu sehen, daß wir uns in einer Verlegenheit befinden. Das Individuum, wer es auch sein mag, ist eine innerlich konsistente und einzigartige Organisation von körperlichen und geistigen Vorgängen. Aber da es einzigartig ist, bereitet es der Wissenschaft Verlegenheit. Die Wissenschaft, sagt man, beschäftigt sich nur mit umfassenden, vorzugsweise sogar universalen Gesetzen. Die Wissenschaft ist also eine nomothetische Disziplin. Die Individualität kann nicht nur von der Wissenschaft untersucht werden, sondern auch von der Geschichte, der Kunst oder der Biographie, deren Methoden nicht nomothetisch sind, d.h. universale Gesetze suchen, sondern idiographisch“ (Allport, 1970, 8).

Ironisch folgert er: „Individualität ist ein Hauptmerkmal des menschlichen Wesens. Wenn wir eine Wissenschaft der Persönlichkeit entwickeln wollen, müssen wir diese Tatsache akzeptieren. Aber es ist leichter, einen künstlichen Menschen aus universellen und Gruppen-Normen zu konstruieren, als sich adäquat und wissenschaftlich mit einem einzelnen wirklichen Menschen zu beschäftigen“ (1970, 21).

Jedes Verhalten ist Teil einer persönlichen Einheit. Denn jedes Verhalten gehört zu ‚Jemandem‘. Es gibt keine Anpassung ohne jemanden, der sich anpaßt, keine Wahrnehmung ohne Wahrnehmer, kein Gedächtnis ohne Kontinuität im Selbst, kein Lernen ohne Veränderung in der Person, keine Wertung ohne jemanden, der von Wünschen beseelt ist, und die Fähigkeit hat, zu bewerten.
- Dieser ‚Jemand‘ repräsentiert Einheit und Vielheit zugleich. Kasten 17-1 soll den Sachverhalt veranschaulichen.

Kasten 17-1:
Einheit und Vielheit des Menschen

„Jeder Mensch ist in gewisser Hinsicht a) gleich allen anderen Menschen (universale Normen), b) gleich einigen anderen Menschen (Gruppen-Normen), c) gleich keinem anderen Menschen (idiosynkratische Normen)“ (Allport, 1970, 13).		
Die drei Arten von Normen werden in unterschiedlichen Disziplinen untersucht:		
Mit „ universalen Normen “ befassen sich beispielsweise: - Allgemeine Psychologie, - Psychophysik, - Psychophysiologie, - Psychobiologie.	Mit „ Gruppen-Normen “ beschäftigen sich die Sozialwissenschaften, beispielsweise: - Sozialpsychologie, - Soziologie.	Mit „ idiosynkratischen Normen “ befaßt sich die - Idiodynamik.
Auf alle drei Arten von Normen geht ein: die Psychologie der Persönlichkeit.		

Das Individuum setzt sich nicht etwa zusammen aus den Bezügen zu diesen drei Gruppen von Normen (Gruppennormen, universalen und idiosynkratischen Normen) - der Vielheit geht die Einheit voraus. „Die Individualität ist nicht der Rest, der übrigbleibt, nachdem die nomothetischen Wissenschaften ihr Spruchlein gesagt haben. Die Organisation des individuellen Lebens ist zuerst und alle Zeit eine primäre Tatsache des menschlichen Wesens“ (Allport, 1970, 15).

Die Einheit der Person ist aber *nicht* vollständig *vorgegeben*, sondern ist erst noch *herzustellen*. Denn eine Persönlichkeit verfolgt vielerlei Ziele, Interessen, Wünsche. Dieselbe Person ist etwa Student, Fußballspieler, Freund, Sohn, Wähler einer Partei - Rollen, deren jede ein andersartiges Verhalten erfordert. Ziele, Strebungen, Interessen aufeinander abzustimmen: in diesem Bemühen zeigt das Prinzip der Einheit die volle Dynamik, die ihm innewohnt.

Definition von Persönlichkeit

Allports Definition von Persönlichkeit ist ‚essentialistisch‘: Persönlichkeit *ist* das, was ein Mensch ‚wirklich ist‘, unabhängig davon, wie andere Menschen ihn und seine Eigenschaften beurteilen und interpretieren (Allport, 1970, 34).

(Einer essentialistischen Definition ist entgegengesetzt eine deskriptive Konzeption, die besagt: „Persönlichkeit“ ist ein sehr allgemeines theoretisches Konstrukt, das es erlaubt, die Verhaltensweisen eines Individuums in einem Gesamtrahmen zu interpretieren. Vgl. etwa Herrmann, 1991.)

Allports Definition: „Persönlichkeit ist die dynamische Organisation derjenigen psychophysischen Systeme im Individuum, die sein charakteristisches Verhalten und Denken determinieren“ (Allport, 1970, 28). - Einzelne Bestimmungsstücke seien erläutert:

- **Dynamische Organisation:** Persönlichkeit entwickelt und ändert sich ständig, aber sie wahrt ihre Integration (ihre Einheit, ihre Ordnung) - oder sie zerfällt: der Terminus ‚Organisation‘ läßt das Gegenkonzept: „Desorganisation“ anklingen, wie sie manifest wird in abnormen Persönlichkeiten.
- **Psychophysische Systeme:** Der Mensch ist weder allein geistig noch allein physisch, er ist eine Vieleinheit aus beiden Komponenten (unitas multiplex). - Das Konzept ‚System‘ spielt an auf eine Einheit von Elementen, die im Wechselspiel stehen. Gewohnheiten sind solche Systeme, sie gliedern sich in Teilabläufe, nach Motorik und Vorstellung, bilden aber gemeinsam eine Einheit. Andere Beispiele sind Eigenschaften, Gesinnungen, Vorstellungen.
- **Determinieren/Bestimmen:** Die psychophysischen Systeme determinieren/bestimmen Verhalten und Denken, sofern sie die Akte des Individuums steuern und motivieren. Es geht darum, die Aktivität der Persönlichkeit

herauszustellen, sie nicht als ein rein reaktives System erscheinen zu lassen.

- **Charakteristisch** ist eine Persönlichkeit, sofern sich ihr Verhalten und Denken als einzigartig erweist, als abhebbar von anderen Persönlichkeiten, auch in Handlungen und Vorstellungen, die sich auch bei anderen Personen finden.
- **Verhaften und Denken:** Die beiden Konzepte umschreiben alles, was das Individuum tut, sei es beobachtbar (Verhalten), sei es nur erschlossen, weil nur der Introspektion zugänglich (Denken). „Denken“ betrifft also nicht kognitive Prozesse, sondern bezieht das gesamte Erleben ein, auch seine emotionalen Anteile.

Charakter

Für Allport ist Charakter kein Synonym für Persönlichkeit. *Charakter ist die Persönlichkeit, sofern sie auf Werte bezogen ist* - auf Sachverhalte, die als gut oder schlecht, als schön oder häßlich eingestuft werden, beispielsweise die Imperative eines Verhaltenskodexes: ‚Das darfst Du tun, es ist gut.‘ - ‚Jenes mußt Du lassen, es ist schlecht.‘

„Charakter definieren“ wir „als Persönlichkeit mit Wertbestimmung, und Persönlichkeit - wenn Sie so wollen - als Charakter ohne Wertbestimmung“ (Allport, 1970, 31). Die Werte können ethischer, aber auch anderer Natur sein.

Drei Vorgaben - Rohmaterialien der Persönlichkeit: Temperament, Körperbau, Intelligenz.

In Zusammenhang mit Charakter und Persönlichkeit führt Allport drei Begriffe ein:

- (1) Temperament,
- (2) Körperbau,
- (3) Intelligenz.

Sie bezeichnen „eine Art von Rohmaterial, aus dem die Persönlichkeit geformt wird. Alle drei Faktoren stützen sich stark auf die Erbanlagen und sind daher die am stärksten erbbedingten Aspekte der Persönlichkeit“ (Allport, 1970, 33).

Zu (1): „Was alles umfaßt das **Temperament**? Eine klare Antwort ist nicht möglich. Wenn wir von einer Person sagen, daß sie leicht erschrickt, einen starken oder einen schwachen Sexualtrieb hat oder ein ‚unausstehliches Wesen‘, wenn wir sagen, daß der eine von Natur träge und lethargisch, der andere reizbar und tatkräftig oder ein Dritter ein mürrisches Wesen habe, so sprechen wir vom Temperament“ (Allport, 1970, 33).

Definition: „Temperament bezieht sich auf die charakteristischen Phänomene der emotionalen Natur eines Individuums, einschließlich seiner

Empfänglichkeit für emotionale Reize, der habituellen Stärke und Geschwindigkeit seiner Reaktionen, der Qualität seiner vorwiegenden Stimmung, sowie aller Besonderheiten der Fluktuation und Intensität der Stimmung“ (Allport, 1970, 34).

„Aus dieser Definition darf nicht gefolgert werden, daß das Temperament von der Geburt bis zum Tode unverändert bleibt. Wie Körperbau oder Intelligenz kann das Temperament (in Grenzen) durch medizinische, chirurgische und ernährungsmäßige Einflüsse verändert werden, wie dies ja auch im Verlaufe des Lernens und der Lebenserfahrung geschieht. Mit der Entfaltung der Persönlichkeit kann sich das Temperament ändern“ (Allport, 1970, 34).

Zu (2): Körperbau ist das biologisch vorgegebene Gepräge, das psychische Abläufe festlegt. „Man kann . . . feststellen, daß an der Tatsache nicht zu zweifeln ist, daß Körperkonstitution und Temperament irgendeine enge Beziehung besitzen. ... Die Wissenschaften der Genetik, der Biochemie, der Anthropometrie und der Psychometrie sind noch nicht weit genug fortgeschritten, um uns genau sagen zu können, welche Parallelen existieren“ (1970, 62). - (Erinnert sei an Kretschmer und Sheldon mit ihren Untersuchungen zur Beziehung zwischen Körperbau und Verhalten, S. 115, S. 122)

Zu (3): „Intelligenz ist schwer zu definieren. Die meisten Autoren betrachten sie als das angeborene Potential einer Person, zutreffende Urteile zu fällen, von der Erfahrung zu profitieren und sich adäquat mit neuen Problemen und Lebensbedingungen auseinanderzusetzen“ (Allport, 1970, 63).

Wie läßt sich aufzeigen, daß Intelligenz eng mit der erblichen Ausstattung zusammenhängt?

Hinweise geben vor allem die Analyse von Familiengeschichten und die Untersuchung an eineiigen Zwillingen. „Die Untersuchung von Familiengeschichten zeigt, daß Genies und Hochbegabte häufig in einer Linie vorkommen, während in einer anderen Linie Dummheit und Geistesschwäche die Regel sind . . . Untersuchungen an eineiigen Zwillingen . . . zeigen eine Korrelation der Intelligenz von rund 0.90. Dagegen korreliert die Intelligenz von Geschwistern . . . rund 0.50. Zwischen einem Kind und einem Elternteil rund 0.30 und bei nicht verwandten Kindern 0.00“ (Allport, 1970, 63).

Wie hängen Intelligenz und Persönlichkeit zusammen? Sicherlich nicht in dem Sinne einer völligen Korrespondenz, so als lasse sich aus der Intelligenz das übrige Verhalten vorhersagen. Wenn Intelligenz zu Erfolg führen soll, muß die Persönlichkeit Potenzen aus anderen Regionen einsetzen, etwa Beharrlichkeit, Selbstbewußtsein oder Interesse für eine Sache (1970, 65).

Intelligenz und Idiographie: „Hier ist ein Punkt von beträchtlicher Wichtigkeit: Die Gestalt der Intelligenz einer Person ist idiographisch. Das liegt teils daran, daß die Konstellation des Ererbten nicht-wiederholbar ist, und teils daran, daß die Intelligenz unauflöslich mit der gesamten Persönlich-

keit verwoben ist. Wenn wir dies sagen, leugnen wir nicht, daß ein grobes Maß von ‚g‘¹ für gewisse Zwecke nützlich sein mag. Aber Maße von ‚g‘ oder von ‚spezifischen Fähigkeiten‘ zeigen nicht die Einzigartigkeit der Mischung“ (Allport, 1970, 65).

Persönlichkeit entwickelt sich in Übung und Erfahrung, durch Anpassung an die Umwelt und in Auseinandersetzung mit ihr. Aber sie beruht auf den Rohmaterialien, die ihr in Temperament, Körperbau und Intelligenz vorgegeben sind.

Innere Organisation der Persönlichkeit:

(Eigenschaften, Dispositionen, Proprium)

Allport spricht nicht einfach von der Entwicklung der Persönlichkeit, sondern von ihrem Werden und Wachstum - um damit anzudeuten, daß es sich um ein Wachsen der persönlichen Identität handelt, um ‚personales Werden‘.

Um das Werden und Wachsen zu kennzeichnen, fügt Allport den Rohmaterialien der Person (Körperbau, Temperament, Intelligenz) andere Dimensionen hinzu. Drei seien kommentiert:

- (1) allgemeine Eigenschaften,
- (2) persönliche Dispositionen,
- (3) Proprium oder propriate Funktionen.

Zu (1): Allgemeine Eigenschaften (traits) bezeichnen Merkmale, die jedes Individuum besitzen kann, in je unterschiedlicher Ausprägung. Ein Beispiel ist Intelligenz: Personen A, B, C können Intelligenz in unterschiedlichem Ausmaß besitzen, angebbare Intelligenzquotienten (IQ). Allgemeine Eigenschaften beziehen sich auf einen nomothetischen Beschreibungsmodus.

„Es gibt viele Aspekte der Persönlichkeit, in bezug auf die alle Menschen in einer gegebenen Struktur sinnvoll verglichen werden können. Außer Dominanz - Unterwürfigkeit können wir erwähnen: Gesprächigkeit, Radikalismus, Geldgier, Zurückgezogenheit, Furchtsamkeit, Leistungsbedürfnis, Rassenvorurteil und Hunderte von zusätzlichen Dimensionen. Allgemeine Eigenschaften sind Aspekte der Persönlichkeit, nach denen die meisten Menschen einer gegebenen Kultur mit Gewinn verglichen werden können“ (Allport, 1970, 331).

Zu (2): Persönliche Dispositionen (dispositions) bezeichnen Merkmale, die jeweils ein einzelnes Individuum kennzeichnen. In dem Beispiel der Intelligenz ist die persönliche Disposition jene individuelle Ausprägung kognitiver Fähigkeiten, die *nur einem einzigen Menschen* zukommt. Persönliche Dispositionen ermöglichen darum einen ideographischen Beschreibungsmodus in einem ausgezeichneten Maße.

¹ „g“ ist ein Kürzel im Intelligenzmodell von Spearman (1927): Es wird angenommen, daß alle Intelligenzleistungen beruhen: erstens auf einem „generellen“ Faktor (Kürzel: ‚g‘). zweitens auf einem speziellen Faktor je nach kognitiver Anforderung (Kürzel ‚s‘). - Siehe S. 351!

„Unsere Behauptung lautet, daß persönliche Dispositionen dann, wenn man sie korrekt diagnostiziert, die Persönlichkeitsstruktur genau spiegeln, während allgemeine Eigenschaften Kategorien sind, in die das Individuum gezwungen wird.

Zum Beispiel finden wir mit Hilfe von Methoden der allgemeinen Eigenschaften, daß Peter einen hohen Wert in ästhetischem Interesse und Angst aufweist, aber niedrigere Werte in Führerqualitäten und Leistungsbedürfnis. Die Wahrheit ist, daß all diese allgemeinen Eigenschaften eine spezielle Färbung in seinem Leben haben, noch wichtiger - sie wirken aufeinander. So wäre es richtiger, zu sagen, daß seine persönliche Disposition eine artistische und selbstgenügsame Einsamkeit darstellt. Seine verschiedenen Meßwerte in bezug auf allgemeine Eigenschaften spiegeln diese Struktur nicht vollständig“ (Allport, 1970, 351).

Die allgemeine Eigenschaft (trait) beschreibt ein Individuum durch Vergleich mit anderen Individuen (etwa unter Verwendung von Testwerten). Die persönliche Disposition (disposition) beschreibt ein Individuum in seiner Unvergleichbarkeit.

Allport schlägt unterschiedliche Methoden vor, um persönliche Dispositionen zu erfassen. Kasten 17-2 zählt Beispiele auf.

Kasten 17-2:
Methoden zu Erfassung persönlicher Dispositionen
(Quelle: Allport, 1970, 359-361)

Zugang zu persönlichen Dispositionen eröffnen Methoden wie die folgenden:

- *Besonderung allgemeiner Eigenschaften* (Wie sieht die allgemeine Eigenschaft ‚Ehrlichkeit‘ bei einem Einzelindividuum aus?),
- *Fallstudien*,
- *Testung von Hypothesen über persönliche Dispositionen* (Welche Brennpunkte gibt es im individuellen Verhalten?),
- *Klinisches Vorgehen* (durch Berater oder Therapeuten, die persönliche Dispositionen bei ihren Klienten erschließen können),
- *Analyse individueller Dokumente*, die Auskunft geben über die Biographie eines Menschen. Diesen Ansatz hat Allport selber exemplarisch verwirklicht in der Analyse der sogenannten „Briefe von Jenny“ (1965); er spricht von einem idiomorphischen Zugang. Mit seinen Schülern analysierte er 127 Briefe, die eine Frau, genannt Jenny, elf Jahre lang an ein befreundetes junges Ehepaar geschrieben hat (1926-1937). - In immer neuen Interpretationsversuchen erkundet Allport die Individualität von Jenny. Er berichtet, daß zwei Methoden - eine klinische Auswertung und eine Faktorenanalyse - die gleichen Verhaltensmuster erschlossen haben (Allport, 1966). - Biographisches Material erweist sich hier als Gegenstand, an dem die Möglichkeiten unterschiedlicher persönlichkeits-theoretischer Interpretationen erprobt und veranschaulicht werden.

Allgemeine Eigenschaften und persönliche Dispositionen sind real in der Person vorhanden, aber nicht in sich selbst beobachtbar - sie sind erschlossen. Was auf Eigenschaften und Dispositionen schließen läßt, ist die Wiederholung

von Handlungen, welche dieselbe Bedeutung haben: Auf äquivalente Reize folgen äquivalente Reaktionen.

Zu (3): Proprium oder propriate Funktionen (proprium, propriate functions): Konsistenz finden Eigenschaften und Dispositionen in der ‚Selbstheit‘ des Individuums, von Allport bezeichnet als „Proprium“ oder „propriate Funktionen“.

Die Begriffe, mit denen andere Theoretiker die Selbstheit bezeichnen (Ego oder Ich oder Selbst) vermeidet Allport, sie sind ihm zu vieldeutig.

Das Proprium entwickelt sich in acht Stadien (Entwicklungsphasen beschreiben auch andere Theoretiker, beispielsweise Freud, Jung, Erikson S. 31, S. 66, S. 91).

- a) **Körperliches Selbst** - räumliche Identität (bodily self: Allport, 1970, 110): Die Erfahrung eines körperlichen Selbst, einer körperlichen Identität gehört mit zu den ersten Erlebnissen des Säuglings: zu bemerken, wo der eigene Körper anfangt und wo er endet (Einheit im Raum).
- b) **Selbst-Identität** - zeitliche Identität (self-identity: 1970, 112): Das Gedächtnis bewirkt, daß verschiedene Erfahrungen auf dasselbe Zentrum bezogen werden. Was zeitlich aufeinander folgt, wird von einem identischen Subjekt erlebt. „Die wichtigste sprachliche Hilfe für all dies ist der Name des Kindes . . . Indem es immer wieder seinen Namen hört, sieht das Kind allmählich sich selbst als einen getrennten und wiederkehrenden Bezugspunkt. Der Name erwirbt im zweiten Lebensjahr Bedeutung“ (1970, 113) (Einheit in der Zeit).
- c) **Selbstachtung** - soziale Identität (self-esteem: Allport, 1970, 115): Es geht um Streben nach Autonomie, um Selbstdurchsetzung, auch um Egoismus und Selbstliebe. Das Kind will seine eigenen Entscheidungen treffen (Einheit im sozialen Kontext).

Die drei genannten Qualitäten des Propriums (körperliches Selbst, Selbst-identität, Selbstachtung) bilden sich in den drei ersten Lebensjahren des Kindes heraus. Die zwei nächsten (Ausdehnung des Selbst, Selbst-Bild) entwickeln sich bis zum sechsten Lebensjahr:

- d) **Ausdehnung des Selbst** (self-extension: 1970, 120): Das Kind identifiziert sich mit Sachverhalten, die es in besonderer Weise sich selber zugeordnet sieht. Gemeint sind die Erfahrungen, die ein Kind macht, indem es Eigentum erwirbt, indem es ‚mein‘ und ‚nicht-mein‘ klar lernt: „Das ist meine Puppe, mein Fahrrad, mein Papa, mein Haus . . . Dies hier teile ich nicht mit anderen!“
- e) **Selbst-Bild** (self-image: 1970, 120): Das Kind übt seinen Sinn für moralische Verantwortung ein, für Ziele, die es anstreben oder vermeiden soll; es lernt seine Rollen kennen: Selbst-Bild ist die Zusammenfassung aller

dieser Verhaltensanweisungen. (In Anschluß an Piaget [1932] hat Kohlberg [1963] die Phasen einer Entwicklung des „moralischen Urteils“ bei Kindern beschrieben.)

- f) *Selbst als rational Handelnder*** (self as rational copier: Allport, 1970, 121): Im Alter von sechs bis zwölf Jahren erwirbt das Kind ein weiteres Attribut des Propriums: Es kommt in die Lage, sich rational mit sozialer und physischer Umwelt auseinanderzusetzen. (Auch vor dem sechsten Lebensjahr hat das Kind schon ‚gedacht‘. Aber ab dem sechsten Lebensjahr wird das Denken reflexiver: Vgl. Piagets Stadien des konkreten, des formalen Denkens².)

„Das Selbst als ein ‚Handelnder‘ stimmt ziemlich gut mit Freuds Definition des Ich überein. Für Freud ist das Ich der bewußte Teil der Persönlichkeit, dessen Aufgabe es ist, eine Lösung für die Probleme zu finden, die durch die Impulse (das Es), durch die äußere Umgebung und durch die Verbote gestellt werden, die es von seinen Eltern und von der Gesellschaft (dem Über-Ich) empfängt. Gleich einem Reiter versucht das rationale Selbst seinen Weg zu finden und dabei die Hindernisse zu vermeiden, die durch diese drei ‚Tyranen‘ in den Weg gelegt worden sind. Das Ich ist natürlich nicht immer ganz rational. Es ist oft nur ‚defensiv‘. Zu seinen Pflichten gehört es, Ausflüchte und Rationalisationen zu erfinden, um Verletzungen der Selbstachtung zuvorkommen. Es kann leugnen, daß Hindernisse existieren, und Ausflüchte und Kunstgriffe erfinden, die lediglich trügerische Lösungen für die Lebensprobleme darstellen“ (Allport, 1970, 121).

- g) *Propriates Streben*** (propriate striving: Allport, 1970, 124): Während der Adoleszenz werden langfristige Pläne gemacht und entfernte Ziele angestrebt. „Verschiedene Autoren behaupten, daß der Zement, der ein Leben zusammenhält, in seiner Gerichtetheit oder Intentionalität liegt. Um ein normaler Adoleszent und ganz besonders ein Erwachsener zu sein, braucht man ein bestimmtes Ziel, eine Linie der Hoffnung“ (Allport, 1970, 124).
- h) *Selbst als ein wissender*** (self as knower: 1970, 126): Als achte Funktion des Propriums führt Allport das Wissen von sich selbst ein. Das Individuum besitzt nicht nur ein körperliches Selbst, Selbstidentität, Selbstachtung, Selbstbild, Selbstverwirklichungsstreben, es ist sich des Besitzes auch bewußt: Es geht um das reflexive Moment des Propriums (sich selbst gegeben zu sein, neben Objekten der Außenwelt auch sich selbst zum Objekt zu „haben“).

² Piaget (1896-1980) untersuchte experimentell die Entwicklung der kognitiven Fähigkeiten. Von der frühen Kindheit bis zum Jugendalter differenzieren und koordinieren sich die Einzelsinne zu einer Funktionseinheit, die zugleich immer komplexere und flexiblere Leistungen erbringt. - Im Stadium des ‚konkreten Denkens‘ können Denkgesetze an seh- und hörbaren, in diesem Sinne an konkreten Objekten befolgt werden. - Im Stadium des ‚formalen Denkens‘ lösen sich die kognitiven Funktionen immer weiter von konkreten Gegebenheiten und können auch auf ‚abstrakte Gegenstände‘ angewandt werden, etwa auf geometrische Figuren.

Resümee zum *Proprium*: Die verschiedenen Aspekte des Propriums ergeben zusammen das Selbst, das Ich. Verstanden werden soll es nicht als ein Homunculus im Menschen - das wie ein vom Rest der Persönlichkeit abgetrenntes Wesen agiert, sondern es umschreibt Funktionen der Gesamtpersönlichkeit. Darum sollte man von ihm eher in Adjektiven als in Substantiven sprechen: Das Substantiv verselbständigt gleichsam die bezeichneten Objekte, das Adjektiv beläßt ihnen ihre Eigenart und bindet sie in größere Einheiten ein.

Zusammenfassende Charakteristik der propriaten Strebungen ist ihre Opposition gegen jedes Gleichgewicht des Verhaltens. Eigenstreben ist die Grunddynamik des Propriums, immer zukunftsorientiert, hin auf Lebensziele.

Damit berührt die Zeichnung der Persönlichkeit ethische Bereiche: „Wie sieht die reife Persönlichkeit aus? Diese Frage können wir nicht lediglich mit den Denkmitteln der Psychologie beantworten. Um zu sagen, daß eine Person geistig gesund und reif sei, müssen wir wissen, was Gesundheit und Reife sind. Die Psychologie allein kann es uns nicht sagen. Bis zu einem gewissen Grade ist ein ethisches Urteil an der Antwort beteiligt“ (Allport, 1970, 268).

Gewissen

Die ethische Frage impliziert die Frage nach dem Gewissen - warum? „Von dem Gewissen können wir annehmen, wie John Dewey gesagt hat, daß es eine berechtigte Autorität in der Lenkung des Verhaltens besitzt. Wenn das Gewissen eines Menschen umfassende Richtlinien für das Ganze (oder nahezu das Ganze) seines Verhaltens enthält, ist es offensichtlich eine vereinigende Kraft. Verantwortlichkeit zu übernehmen ist ein existentielles Ideal für die Reife, aber Pflicht- und Verantwortungsgefühl stellen den zementierenden Faktor auch bei vielen Menschen dar, die nicht eine artikulierte Philosophie besitzen“ (Allport, 1970, 295).

Motivationale Aspekte der Persönlichkeit und funktionelle Autonomie

Die Beschreibung der motivationalen Aspekte der Persönlichkeit zentriert Allport um das Konzept der „funktionellen Autonomie“ (1970, 221). (Dieser Terminus dürfte der bekannteste Begriff aus Allport System geworden sein.) Was ist damit gemeint?

Das Prinzip besagt: Ein Verhalten, das einmal Mittel war, kann Ziel und Zweck werden.

Beispiele:

- (1) Manche Mutter sieht einer Entbindung mit Ablehnung entgegen. Nach der Geburt muß es nicht Liebe zum Kind, kann es Furcht vor Gerede oder vor Strafen sein, was sie bewegt, das Kind zu versorgen.

„Wenn sich die Liebe für das Kind entwickelt, werden die früheren praktischen Motive vergessen. In den späteren Jahren braucht nicht eins dieser ursprünglichen Motive mehr wirksam zu sein. Treue Mutterliebe ist sprichwörtlich, sogar dann, wenn man (wie in diesem Falle) zeigen kann, daß sie nicht ein ursprüngliches, sondern ein erworbenes Motiv ist“ (1970, 223).

- (2) Ein Seemann mag zur See gegangen sein, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Wenn er, nach einer erfolgreichen Lautbahn, ein reicher Mann, etwa ein Bankier, geworden ist, könnte er trotzdem seinen „Hunger nach der See“ bewahrt haben (1970, 222). Ein Motiv hat sich verselbständigt.

Funktionelle Autonomie: „Funktionelle Autonomie bezieht sich also auf jedes erworbene Motiv-System, dessen Spannungen nicht von derselben Art sind wie die vorgehenden Spannungen, aus denen das erworbene System sich entwickelte“ (Allport, 1970, 224).

Allport unterscheidet funktionelle Autonomie auf zwei Ebenen:

- (1) perseverative funktionelle Autonomie, die sich wahrscheinlich mit einfachen neurologischen Prinzipien erklären läßt (Süchte, unerledigte Aufgaben, zirkuläre Mechanismen: Handlungswiederholungen, wie sie in den langen Monologen der Kinder zum Ausdruck kommen); *diese Art von funktioneller Autonomie ist noch nicht typisch human;*
- (2) propiätere funktionelle Autonomie, die Motivsysteme bezeichnet, welche sich unter Einwirkung des Propriums entwickeln. (Aus Befähigung erwächst Interesse. Werte und Interessen leiten Wahrnehmung und Bewertung selektiv, beeinflussen Selbstbild und Lebensstil.) - Diese Art von funktioneller Autonomie ist *typisch human*.

Das Konzept der funktionellen Autonomie soll nicht die Gesamtfrage der Motivation erklären, es soll nur die Bildung selbständiger Motivklassen verständlich machen.

Nicht funktionell autonom sind Prozesse wie die folgenden (Allport, 1970, 232-238):

- Verhalten, das auf ‚*Triebe*‘ zurückgeht, auf somatische Zentren, etwa Hunger, Atmung, Ausscheidung;
- *Reflexe*;
- *konstitutionelle Ausstattungen*, etwa Temperament, Körperbau, Intelligenz;
- *Gewohnheiten*;
- *Infantilismen* oder *Fixierungen* und *Sublimierungen*.

Festzuhalten ist: Es ist nicht immer möglich zu bestimmen, ob ein gegebenes Motiv funktionell vollständig autonom ist. „Wir müssen die Möglichkeit einräumen, daß die Motive des Lebens viele Grade der Reinheit und Unreinheit in bezug auf die funktionelle Autonomie zeigen . . . Im Prinzip können wir

indessen sagen, daß ein aktuelles Motiv in dem Ausmaß, in dem es neue Ziele anstrebt (... die verschieden sind von den Motiven, aus denen es sich entwickelt), funktionell autonom ist“ (Allport, 1970, 238).

Persönlichkeit im sozialen Kontext

Die Persönlichkeit ist ein System in einer Matrix soziokultureller Systeme: Das Individuum, gesehen als „inneres System“, ist eingebettet in „äußere Systeme“ und steht mit ihnen in Wechselbeziehung. Kein Individuum könnte existieren und sich verwirklichen, wenn nicht auch kollektive Systeme existierten, in die es zum einen einbezogen ist, von denen es sich zum anderen aber auch absondert.

Einige Beispiele:

- **Rollen:** Das Kind erwirbt kulturelle Prägungen - als Gesamtvorgang genannt „Sozialisation“. Es wächst in Rollen hinein: zuerst in der eigenen Familie, dann aber auch in unterschiedlichen öffentlichen Bereichen (z. B. Schule, Kirche, Beruf), schließlich in Zonen der gesamten Kultur.
- **Familie:** „Das menschliche Kind könnte überhaupt nicht leben, wenn es von seinen eigenen Instinkten und Fähigkeiten abhinge. Mehr als jedes andere Lebewesen ist es von dem guten Willen und der Hilfe anderer abhängig“ (1970, 166).
- **Situation:** „Wir treffen niemals eine Persönlichkeit außerhalb einer Situation an“ (1970, 172). Jede persönliche Handlung enthält auch *Reaktionen* auf die und *Reflexionen* über die physischen, sozialen und kulturellen Umwelten.

Der Wechsel des Verhaltens, so weit er von Situationen bestimmt wird, geht auf zwei Quellen zurück: zum einen auf die Unbeständigkeit in der Person selber („Sehr oft beherbergen Menschen tatsächlich entgegengesetzte Haltungen“ 1970, 173), zum anderen auf den Einfluß und auf die Einwirkung der ‚Umgebung‘ (Die öffentlich geäußerten und die privaten Einstellungen unterscheiden sich häufig und erlauben unterschiedliche Manifestation -je nach Situation, 1970, 174). - Eine weitere Variationsquelle ist die Tatsache, daß Menschen selber Situationen schaffen und modifizieren.

- **Kultur:** „Die Kultur formt die Persönlichkeit hauptsächlich dadurch, daß sie fertige, erprobte Lösungen für viele Lebensprobleme liefert. Von einem Kind könnte kaum erwartet werden, daß es aus seinen eigenen Lebenserfahrungen heraus eine Sprache oder eine ärztliche Behandlungsweise erfindet“ (Allport, 1970, 164).

Resümee: Die Mannigfaltigkeit der sozialen Systeme gestattet in der Regel eine große, wenn auch nicht unbegrenzte Variabilität persönlicher Verhaltensgestaltung (1970, 191).

Persönlichkeit als vielschichtige Einheit (*unitas multiplex*)

Wie ergibt sich aus den Teilkomponenten (allgemeinen Eigenschaften, persönlichen Dispositionen, Proprium, funktioneller Autonomie) **ein einheitliches System**: nämlich die Persönlichkeit?

Auf diese Frage gibt es viele *Teilantworten*:

- Neurophysiologen verweisen auf die Einheit des Nervensystems, Biologen auf die Einheit jedes Lebewesens.
- Philosophen, Dichter, Theologen tragen andere Gesichtspunkte der Einheit bei.

Unter empirischer Sicht hat die Psychologie die Einheit kaum erforscht. Aber sie stellt eine Anzahl psychologischer Begriffe bereit, um die Einheit zu beschreiben: Selbstbild, Selbstidentität, propäriate Funktionen, Lebensstil „und verschiedene verwandte existentielle Begriffe“ (Allport, 1970, 383).

Zielorientierung: „Vielleicht am wertvollsten von allen Begriffen ist der, den die Psychologen mit vielen Philosophen teilen: Die Vereinheitlichung kommt mit Hilfe des Strebens zustande. Es ist die Verfolgung (nicht die Erreichung) von wichtigen Zielen, die ein Leben gestaltet. Je weniger erreichbar ein Ziel ist, um so mehr kann es formen. Ein Dichter hat gesagt, daß der Mensch die größte Einheit erreicht, wenn er sich konsistent bemüht um das ‚Hohe‘, das sich als zu hoch erweist, das Heroische, das für die Erde zu hart ist“ (Allport, 1970, 383). - Andere Theoretiker haben die Bedeutsamkeit der Zielorientierung ebenfalls betont; einige Beispiele zitiert Kasten 17-3.

Kasten 17-3:

Beispiele für ‚Zielorientierung‘ in der Persönlichkeitspsychologie

Neben Allport stellen viele andere Theoretiker die Bedeutung der Zielorientierung heraus:

- **Jung** kennzeichnet die Zielorientierung mit dem Titel der „Individuation“ (S. 70).
- **Erikson** legt fest, daß eine Person dann ihr Lebensziel erreicht (hat), wenn sie ihre „Identität“ gewinnt/gewonnen hat (S. 91).
- **Kelly** definiert das Individuum durch die Art, wie es seine „Zukunft antizipiert“ (S. 278),
- **Rotter und Mischel** halten spezifische und generelle „Erwartungen“ für entscheidende Determinanten des menschlichen Verhaltens (S. 418, 445).

Zu Allport

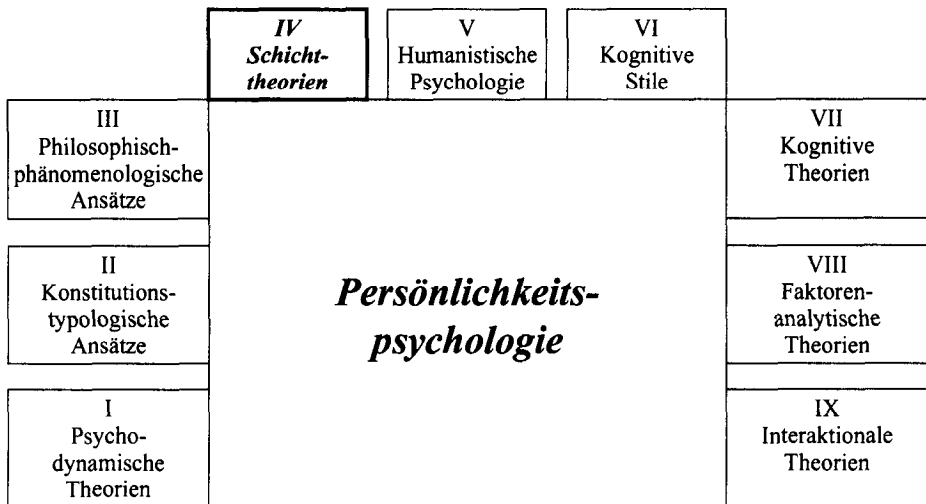
Allport hat das Individuum in einer großen Fülle und Lebendigkeit beschrieben. Indes ist seine Persönlichkeitstheorie als Ganzes von niemandem übernommen worden, Teilbereiche dagegen haben anregend gewirkt (Hall & Linzey, 1978, I, 329-343): Daß das Ich-Konzept wieder Eingang in die Psychologie fand, ist ihm mitzuverdanken. Daß in der Motivationsforschung bewußte Motive entschiedener anerkannt wurden, geht mit auf seinen Einfluß zurück.

Daß die Psychoanalyse Ich-Funktionen deutlicher beachtet hat, ist auch ein Resultat seiner fortwährenden Kritik.

Zwar hat Allport die traditionelle Psychologie - die kontinentaleuropäische, vor allem auch die deutsche - mit neueren Strömungen zu verbinden versucht, aber viele seiner Aussagen sind empirisch schwer nachprüfbar: Wie soll die Einzigartigkeit der Persönlichkeit - zentrale Beschreibungsdimension - empirisch erfaßt werden? Wie läßt sich funktionelle Autonomie empirisch nachweisen? (Jedes Beispiel, das Allport bringt, läßt sich theoretisch erklären ohne Annahme einer funktionellen Autonomie.) Wie lassen sich ‚allgemeine Eigenschaften‘ und ‚persönliche Dispositionen‘ empirisch exakt trennen? - Wie von Murray dürfte von Allport gelten, daß sein größter Beitrag in den Anregungen liegt, die er gegeben hat.

(IV) Schichttheorien

Seelische Phänomene am Bild der Schichten zu erläutern dürfte ein sehr altes Sprachspiel sein.



*Als Vertreter
der Schichttheorien
werden vorgestellt:*

Rothacker

Lersch

Seit dem 19. Jahrhundert verwendete ein Vielzahl von Medizinern und Psychologen dieses alte Veranschauligungsmittel.

Für die Psychologen unter den Schichttheoretikern gilt, daß sie ihre Entwürfe mit empirischen Daten begründen, aber dazu neigen, ihre Systeme mit philosophischen Erklärungen zu begleiten. In dieser ‚zwiefältigen‘ Absicht ähneln sie den Autoren, die Psychologie aus philosophisch-phänomenologischen Ansätzen betreiben (Angleitner & Borkenau, 1985; Brandstätter, Schuler & Stokker-Kreichgauer, 1978; Hehlmann, 1963; Mathey, 1964; Scheerer, 1985; Schneewind, 1984).

Charakteristik des Ansatzes

Das Bild der Schichten geht auf zwei Ursprünge zurück: erstens auf Deutungen, die der Körpersprache entstammen, zweitens auf Ergebnisse, welche die vergleichende Hirnforschung liefert (Hehlmann, 1963, 310).

Auf die *Körpersprache* wird Bezug genommen, sofern räumlichen Angaben wie ‚oben‘ oder ‚unten‘ Ausdruckswerte wie ‚gut‘ oder ‚böse‘ verliehen werden. - Auf die *vergleichende Hirnforschung* wird verwiesen, sofern sie im Zentralen Nervensystem reale Schichtungen entdeckt hat.

Verwandt zur Beschreibung eines Individuums, läßt sich das Bild in zwei Richtungen entfalten: *Vertikal* gesehen, veranschaulicht es den Aufbau der Persönlichkeit in Analogie zu geologischen Erdschichten (Schichtenmodell). *Horizontal* gesehen, versinnbildet es Strukturen einer Person in Analogie zu Rindenschichten eines Baumes (Schalenmodell) (Mathey, 1964, 437-438).

Kasten IV-1 bringt Beispiele aus Mythologie und Philosophie, aus Medizin und Psychologie.

Kasten IV-1: Schichtenmodelle in verschiedenen Disziplinen

(A) Schichtenmodelle in Mythologie und Philosophie

Mythologische Vorstellungen lokalisieren Räume der Seele in Schichtenmodellen: unten die Hölle oder unedle Gedanken, oben den Himmel oder edle Gedanken.

Dieses Vorbild greifen *griechische und mittelalterliche Philosophen* auf und verwenden sie in schichttheoretischen Erklärungen der Person:

- **Platon** (427-347) unterscheidet drei Seelenteile, in denen sich die drei Stände des idealen Staates abbilden: Philosophen als vollkommene Wächter (vernünftiger Seelenteil), Krieger als Verteidiger (strebender Seelenteil), Gewerbetreibende als Ernährer (begehrender Seelenteil).
- **Aristoteles** (384-322) und in seinem Gefolge **Thomas von Aquin** (1225-1274) sehen in der einen Seele des Menschen drei Anteile mitverwirklicht: eine vegetative, eine sensorische und eine rationale ‚Schicht‘ oder Stufe.

In der *neueren Philosophie* benutzen Autoren ebenfalls das Bild der Schichtung - *zwei Beispiele*:

- **Scheler** (1874-1928) unterscheidet drei übereinanderliegende Schichten: (1) Vital- und Leibschicht, (2) psychovitale Schicht der Gefühle und Strebungen, (3) Schicht der geistigen Akte (1927).
- **Hartmann** (1882-1950) nimmt vier Schichten im Aufbau der realen Welt an: das Anorganische, das Organische, das Seelische und das Geistige (1949).

(B) Schichtenmodelle in der Medizin

Neurologie und *vergleichende Hirnforschung* des 19. und 20. Jahrhunderts hatten entdeckt, daß sich das Zentrale Nervensystem schichtenartig aufbaut und sich gliedert in Rückenmark, Althirn, Mittelhirn, Zwischenhirn und Hirnrinde. Auf diese Entdeckungen berief sich eine Vielzahl von Psychiatern und Psychologen, wenn sie die Organisation des Seelischen analog zu Schichtenmodellen beschrieben - einige Theoretiker ordneten sogar bestimmte Schichten der Person bestimmten Hirnteilen zu.

(C) Schichtenmodelle in der Psychologie

Auf einem Schichtenmodell beruhen *tiefenpsychologische Persönlichkeitstheorien*. Es wird angenommen, daß dem aktuellen Wissen eine verborgene ‚Tiefe‘ zugrundeliegt, die das Verhalten energetisierere und vitale Unmittelbarkeit gegenüber rationaler Gelenktheit beansprucht (Hofstätter, 1964, 543). Nur drei Hinweise:

- **Freud** (1856-1939) „sieht das Psychische, den „seelischen Apparat“, in drei Instanzen gegliedert, die eine Über- und Unterordnung einschließen: das Es als Urgrund aller Antriebe, das Ich als Instrument der Realitätskontrolle, das Über-Ich als internalisierte Eltern- und Umweltautorität (1941).
- **Jung** (1875-1961) gliedert die Psyche in Bewußtsein (zentriert um das Ich) und das Unbewußte (seinerseits aufgeteilt in zwei Anteile, in persönliches und kollektives Unbewußtes) (1960).
- **Frankl** (* 1905) spricht von einer somatischen, einer psychischen und einer geistigen Dimension. Der somatischen Schicht ordnet er medizinische Gesundheit oder Krankheit zu, der psychischen Schicht seelische Stabilität oder (psychogene) Neurose, der geistigen Schicht Daseinssinn oder Sinndefizit (noogene Neurose) (1968).

Auch *Persönlichkeitstheoretiker* haben Schichtenmodelle aufgegriffen:

- **Klages** (1872-1956) geht von drei ‚Wesenszügen‘ aus: leiblichem, seelischem und geistigem Wesenszug, wobei sich Geist und Seele wie Widersacher verhalten (195 1).
- **Kraus** (1858-1936) unterscheidet im Anschluß an hirnpfysiologische Befunde eine ‚Tiefenperson‘ von einer ‚Kortikalperson‘ (1926).
- **Kroh** (1887-1955) benutzt das Schichtenmodell, um darzustellen, wie psychische Entwicklung verläuft: Emotional-primitive Grundsichten werden überformt und überschichtet durch rationalere Schichten; Anteile früher Entwicklung (etwa ontogenetische Komponenten) kehren darum auf späteren Entwicklungsstufen wieder (1937).
- **Wellek** (1904-1972) unterscheidet sieben vertikale Schichten (Vitalität, Trieb, Empfindung, Gefühl, Phantasie, Verstand, Wille) und ergänzt sie horizontal (in einem Schalenmodell) um polare Merkmale wie Extraversion und Introversion, Eshaftigkeit und Ichhaftigkeit, Lebendigkeit und Zählebigkeit usw. (1959).

1938 erschienen zwei klassische Werke zur Schichttheorie: von Rothacker „Die Schichten der Persönlichkeit“, von Lersch „Der Aufbau des Charakters“ (später umbenannt in „Der Aufbau der Person“):

- Rothacker begründet das Schichtenmodell
immer wieder mit biologischen Befunden (Kap. 18).
- Lersch dagegen befaßt sich mehr mit einer sprachlichen
und philosophischen Durchdringung der Schichtenkonzeption (Kap. 19).

18 Rothacker, E.: Zwei-Schichten-Modell (1888-1965)

Rothacker begründet seine Schichtenlehre mit den Befunden unterschiedlicher Teilwissenschaften (Biologie, Medizin, Psychologie).

Ansatz: Alles menschliche Verhalten ist bezogen auf die Gesamtperson. Aber Segmente von Verhaltensabläufen regulieren sich nach Gesetzen, die relativ autonom sind - ‚relativ autonom‘ heißt: autonom als kleine Einheit innerhalb der Gesamteinheit des Organismus; von den übrigen ‚Einheiten‘ oder ‚Teilen‘ der Person können sie zwar beeinflusst, aber nicht vollständig gesteuert werden: Bestimmte Lebensabläufe haben eigene Regulierungszentren (Rothacker, 1948, 142).

Beispiele: Atemaustausch, Blutkreislauf regulieren sich selbst, sind aber von höheren Zentren einflußbar. Ernährung und Paarung beruhen auf selbständigen Gesetzmäßigkeiten, werden aber überformt von höheren Funktionskreisen.

Weil die einzelnen Regulationszentren und die aus ihnen abgeleiteten Gesetzmäßigkeiten relativ autonom sind und sich verhalten wie relativ abgeschlossene, ihr eigenständiges Gleichgewicht anstrebende Ganzheiten: „Deswegen spreche ich hier von Schichten. Sie bilden ihren eigenen charakteristischen Bereich“ (1948, 143).

Gesamtstruktur: Für die Gesamtperson nimmt Rothacker zwei große Funktionskreise an:

- Tiefenperson oder Es und
- Personenschicht oder Ich-Funktion.

Tiefenperson oder Es

Global läßt sich die Tiefenperson charakterisieren durch vier Aussagen (Rothacker, 1948, 10): Die Tiefenperson ist „der Substanz nach“

- das sogenannte ‚Unbewußte‘,
- größtenteils ‚das Rind in uns‘,
- unterbaut durch das ‚Tier in uns‘,
- überbaut durch den sogenannten Charakter oder die Personenschicht.

Damit ist auch gesagt: Die Tiefenperson ist mehrschichtig aufgebaut, aber „eine lückenlose Topographie“ ist noch nicht möglich (1948, 18). Wichtige Strata sind:

- die Vitalschicht (das ‚Leben‘ in uns),
- die vegetative Schicht (das ‚Wachsen‘ in uns),
- das animalische Es (das ‚Tier‘ und das ‚Rind‘ in uns),

- die beseelte Tiefenperson (Vorform des Bewußtseins: die ‚Gattung Mensch‘ in uns).

Die **Vitalschicht** liegt am tiefsten und wirkt aus dieser Tiefe „Es ist die Schicht, aus der heraus bereits die Einzeller handeln und deren Verhalten . . . vor allem animalisches ‚Leben‘ charakterisiert“ (Rothacker, 1948, 18).

Gemeint sind Urphänomene der Spontaneität, der autonomen Antwort auf Reize, der Kontrolle von Bewegungen in Auseinandersetzung mit der Umwelt: Vorgänge, die sich feststellen, aber nicht erklären lassen. „Diese Lebendigkeit ist ein phänomenaler Urbestand“ (1948, 21).

Oberhalb der ‚Lebendigkeit überhaupt‘ liegt die **vegetative Schicht**. In ihr befinden sich, für den Psychologen aussagekräftig, der „vegetative Lebenskreis der Ernährung“, der „animalische des Blutlebens“, der „pneumatische der Atmung“ (1948, 21).

In Vitalschicht und vegetativer Schicht sind angelegt der Komplex des Natur-, Rasse-, Stammes- und Familienerbes, die Instinkte und Triebe (1948, 22-23).

In den beiden Schichten wurzeln auch irrationale Getriebenheiten, wie jeder Mensch sie erlebt:

- die sinnlose Qual des Lampenfiebers,
- die unverständliche Verwirrung vor einer Audienz,
- die Unsinnigkeiten im Verhalten der Verliebten,
- die magische Angst vor der Schlange,
- affektive Ausbrüche wie Jähzorn und Wut (1948, 30).

In diesen Erlebensformen zeichnet sich eine Gemeinsamkeit mit tierischen Verhaltensweisen ab - deren Umfang wächst in der nächsten Schicht.

Die nächste Schicht, das **animalische** Es, repräsentiert

- zum einen das ‚Tier im Menschen‘,
- zum anderen das ‚Kind im Menschen‘.

Mit **Tier im Menschen** ist ein Regulationskreis umschrieben, der den Trieb kennzeichnet, aufzufallen und zu imponieren, wie Tiere es tun (Rothacker, 1948, 31). Es geht um Begegnungsformen, mit denen wir auf kaum wahrnehmbare Bewegungen des Gesprächspartners ansprechen (Rothacker, 1948, 35), um blitzschnelle Reaktionen in biologisch bedeutsamen Lagen (1948, 34).

„Das Es hat ein anderes Reaktionstempo als das Ich. Wo wir diesem Tempo begegnen, da reagieren nicht ‚wir‘ als Ich . . . , sondern es reagiert das Tier in uns als Bestandteil des Ganzen“ (1948, 34).

Mit **Kind im Menschen** ist ein Regulationskreis umschrieben, in dem es um spielerische Verhaltensweisen geht, es ist die Schicht, aus der heraus das Es spielt (Rothacker, 1948, 37). Aus dieser Schicht steigen die „leichten Lockerungen der Ich-Gespanntheit“, ja alle Versuche, sich zu befreien „aus den Zwangsjacken der Domestikation und der Ich-geregelten Sitten“ (1948, 38).

Über der animalischen Schicht läßt sich eine ausschließlich menschliche emotionale Schicht ausmachen, die *beseelte Tiefenperson*, „welche doch innerhalb der Tiefenperson und unterhalb der Ich-Funktion, aber oberhalb der rein biologischen Sphäre unser edelstes Besitztum darstellt“ (1948, 66). Sie repräsentiert die ‚Gattung in uns‘ (1948, 64).

Die beseelte Tiefenperson reagiert emotional, leidenschaftlich auf die Welt: in Bildern, in Träumen, in Mythen, in der Dichtung. Hier findet sich eine Analogie zu den Archetypen C. G. Jungs (Rothacker, 1948, 64).

Die beseelte Tiefenperson hat noch kein Selbstbewußtsein, kein Ich-Bewußtsein, aber eine Vorform von beiden: das Innesein, eine Art gefühlstnahe Bewußtheit. „Das Gefühl ist der Keim des menschlichen Selbstbewußtseins. Es ist die typische Bewußtseinsform der Tiefenperson und wird im allgemeinen zwar vom Ich nur partiell wach aufgenommen, macht sich dafür aber auch in seinen dunkel bleibenden Verläufen geltend in der Gesamtstimmung und lebt sich aus im Traum“ (1948, 70).

Personschicht oder Ich-Funktion

Das Es oder die Tiefenperson ist ‚überbaut‘ von der Ich-Funktion, der Personschicht. Wer ist diese Person? Was ist diese Schicht?

Sie ist der „Charakter, d.h. ein durch gesellschaftliche Erziehung, Widerstandserfahrung und Selbsterziehung gefestigtes System von Reaktionsweisen, Übungen und Gewohnheiten, das wir . . . als die ‚Personschicht‘ einführen“ (Rothacker, 1948, 10).

Eigentlich sollte man nicht von Schicht (von Ich-Schicht) sprechen, sondern von „Ich-Punkt und Ich-Zentrum“ (1948, 75). Diese beiden Benennungen „sind einwandfreier, als der Ausdruck Ich-Schicht gewesen wäre, da sie unmißverständlicher den entscheidenden Tatbestand zum Ausdruck bringen, daß das Ich in erster Linie eine Funktion ist; nicht aber ein Bestandteil der Gesamtpersönlichkeit von eigentlicher Substantialität und einem Volumen von der Art des vitalen oder emotionalen Es“ (1948, 75).

„In vollem Sinne verfügt erst die Personschicht über die sog. Vernunftakte, aber die Anlage zu ihnen muß offenbar schon der menschlichen Tiefenperson eingepflanzt sein“ (1948, 76).

„Die Personschicht ist ein Organisationsprodukt im selben Sinne wie eine Armee oder ein Verwaltungsapparat, die so gegliedert sind, daß die unteren Stellen auch ohne ständige Anwesenheit der Oberleitung sinngemäß funktionieren, und weiter so, daß die Oberleitung den Gesamtapparat gebotenenfalls restlos und bequem greifbar in der Hand hat, wie den Hauptschalter einer elektrischen Anlage“ (Rothacker, 1948, 76).

Das Ich hat demnach die Rolle eines Kontrolleurs über die Tiefenperson, allerdings auch die eines Empfängers: „Aus dem Es quellen auch gedankliche Einfälle“ (1948, 77). Gedanken entspringen außerhalb und unterhalb des Ich-Punktes, sie bilden sich im Unbewußten vor. „Was man demnach ‚bewußtes Denken‘ nennt oder die ‚bewußte Persönlichkeit‘, ist ein Doppelprozeß, ein zwei- oder dreifach verstärkter Vorstoß ins All. Einmal ist es Denken (sowohl es-haftes als auch person-haftes), und außerdem ist es bewußt (d.h. ich-haft und ich-gesteuert). Jedenfalls aber weder rein es-haft, noch auch bloß vom Ichpunkt vollzogen“ (1948, 78).

Im letzten Grund *lebt* das Ich nicht einfach, „es *setzt* sich und mich als solchen. Es ‚*bestimmt*‘ sich und mich in der Ausdrucksweise des Deutschen Idealismus und seines Freiheitsbegriffes. Denn wenn meine Handlungen nicht von meiner Sinnlichkeit und dank deren Vermittlung weder von äußeren Reizen bedingt sind, sondern von gewissen restlos durchsichtigen und von meiner Person als allgemein gültig erkannten ‚Grundsätzen‘, dann sind meine Handlungen allerdings notwendig frei von allem, was nicht in diesen allein sie bestimmenden Grundsätzen ausgesprochen war. Auf dieser ungeheuren Macht des stets auf der Wacht befindlichen Ich beruht der juristische und sittliche Anspruch an mich als verantwortliches Wesen“ (1948, 79).

Das Ich repräsentiert zunächst eine gleichsam querschnittliche Einheit, die Einheit in einem gegebenen Zeitmoment. Über die einzelnen ‚gestreuten‘ Zeitmomente hinweg bedarf es der Erinnerung, um die Person als *zeitliche* Gestalt zu konstituieren. Über die Zeit hin erlebt das Ich seine Identität zufolge des Gedächtnisses. „Nur die Erinnerung hält . . . die Gesamtpersönlichkeit als solche zusammen. Sie schafft das Band, dessen Bestehen den Selbstdeutungen und Selbstsetzungen durch das Ich die Plattform gibt. Ohne ihre Klammer würden auch die Ich-Akte auseinanderfallen, ebenso wie die Wallungen des emotionalen Es und die vitalen Reaktionen sich im ‚Augenblick‘ verlören. Sie ist die eigentliche Zeitüberwinderin, d.h. sie schafft . . . ein Dauermes im Wechsel des Werdestromes“ (1948, 81).

Ganzheit und Einheit der Persönlichkeit

Einige Formulierungen könnten den Eindruck erwecken, als handelten nach Rothacker die unterschiedlichen Schichten unabhängig voneinander. Eine solche Interpretation lehnt Rothacker ausdrücklich ab. „Ganz irrig wäre aber eine Interpretation der hier vorgetragenen Schichtenlehre, welche . . . annähme, der Mensch sei eigentlich nur der Kampfplatz für einen Widerstreit seiner Schichten“ (1948, 138-139).

Wie Stern, Spranger und Allport, so betont auch Rothacker: Die Persönlichkeit handelt immer als eine Gesamtheit, aber die Einheit und Ganzheit ist nicht einfach vorgegeben, sie sind immer wieder herzustellen, zu erringen und zu bewahren.

Es zeigt sich, „daß immer nur die unteren Schichten selbständig unterhalb der oberen weiterfunktionieren können, daß aber die oberen jeweils notwendig der unteren für ihre Funktionsfähigkeit bedürfen . . . Ohne ein in normaler Funktion befindliches Leben kann kein Es, ohne dieses kein Ich wirken“ (1948, 144).

„Die Einheit zu gewinnen ist eine Integrationsaufgabe. Auch leidet der Organismus keineswegs notwendig unter der Tatsache, daß er neben den Kortikalentren auch infrakortikale Zentren besitzt. Es handelt sich nicht darum, den Ganzheitscharakter unserer Verhaltungen zu vernachlässigen, als vielmehr den Anteil aller Persönlichkeitsschichten an diesen Verhaltungen in das richtige Verhältnis zu setzen . . . Die einzige These war die: die konkreten Handlungen sind durch Zuordnungen ihrer konkreten Struktur zu den an ihnen beteiligten entwicklungsgeschichtlich unterscheidbaren Schichten der Gesamtpersönlichkeit besser zu verstehen, als durch die oft schlechthin irrige und falsche Zuordnung zu einem willkürlich konstruierten Total-Ich“ (Rothacker, 1948, 140).

19 Lersch, Ph.: Drei-Schichten-Modell (1898-1972)

Lersch's Hauptwerk „Der Aufbau der Person“ besteht in einer Klassifikation und phänomenologischen Erhellung von Erlebnissen, die in Selbst- und Fremdbeobachtung zugänglich sind. Das Aussagengefüge, das so entsteht, schließt eine anthropologische Erhellung ein. „Es kennzeichnet die Situation des Menschen, daß ihm sein Dasein nicht, wie dem Tiere, einfach gegeben, sondern aufgegeben ist. Deshalb ist es vom Menschen her geboten, das, was die Seelenkunde als Erfahrungswissenschaft an Tatbeständen ermittelt, unter die Frage zu stellen, welche Bedeutung ihm im Hinblick auf Wesen und Aufgaben menschlichen Seins im Ganzen der Wirklichkeit zukommt, welcher Sinn menschlichen Daseins den verschiedenen seelischen Vorgängen und Zuständen zugehört“ (Lersch, 1964, 70).

Zugang zur Person: Lersch's Vorhaben, Erlebensphänomene zu erschließen, entspringt seiner Konzeption empirischer Forschung. Seine Absicht geht dahin, eine Person in ihren ‚Dispositionen‘ zu erfassen. „Unter Disposition . . . ist zu verstehen die Bereitschaft und Neigung zum Vollzug bestimmter seelischer Erlebnisse“ (1964, 60).

Drei Arten von Dispositionen lassen sich unterscheiden: (1) Verhaltensbegriffe bezeichnen äußerlich erscheinende Verhaltensweisen des Menschen, z. B. Liebenswürdigkeit. - (2) Leistungsbegriffe umschreiben beobachtbare Leistungszusammenhänge, z. B. Intelligenz. - (3) Wesensbegriffe geben dagegen Verhaltensweisen wieder, die aus Selbsterfahrung verständlich sind, beispielsweise Heiterkeit.

Leistungsbegriffe und Verhaltensbegriffe sind für Lersch vergleichsweise mehrdeutig. Eindeutig dagegen sind Wesensbegriffe, weil sie der Selbsterfahrung entstammen. Darum gilt: „Die letzte Absicht der Charakterkunde geht immer auf Erhellung der Wesenseigenschaften“ (1964, 62).

Lersch's Eigenart läßt sich veranschaulichen an der Rolle der Sprache - sie dient nicht nur der Darstellung, Sprache ist ein Hauptinstrument der Forschung. In der differenzierten Schilderung von Erlebnisweisen entfaltet Lersch seine ganze Freude an feinsinnigen sprachlichen Unterscheidungen.

System: Um die Person zu kennzeichnen, konzipiert Lersch zwei Beschreibungsmodelle: ein Schichtenmodell und ein Schalenmodell:

- eine vertikale Gliederung der seelischen Vorgänge und
- eine horizontale Verflochtenheit von Seele und Welt (1964, 99).

Vertikale Gliederung - ein Schichtenmodell

Die Vorstellung von Schichten des seelischen Lebens verwendet Lersch als eine „wissenschaftliche Modellvorstellung“ - gerechtfertigt, solange beachtet wird, „daß es sich hier nur um ein Bild, um eine Art sich verständlich zu machen handelt“ (Lersch, 1964, 102). Drei Schichten werden angenommen: Lebensgrund, endothymer Grund, personeller Oberbau.

Lebensgrund

Die tiefste Schicht nennt Lersch den Lebensgrund. Es handelt sich um somatische Strukturen (etwa das Nervensystem) und Prozesse (etwa den Blutkreislauf) als Bedingungen des Erlebens und Entscheidens.

Endothymer Grund

Darüber erhebt sich eine Schicht, in der Affekte, Gemütsbewegungen, Gefühle oder Stimmungen entstehen und ablaufen: der endothyme Grund. Dieser Schicht ordnen sich drei *Erlebniskreise* und drei *Vollzugsformen* zu. - Zuerst seien die drei Erlebniskreise und die drei Vollzugsformen skizziert, dann ihre Zuordnung veranschaulicht.

Unterschieden werden **drei Erlebniskreise**:

- Im „*lebendigen Dasein*“ werden die Erfahrungen thematisiert, als Lebewesen *zu existieren*, überhaupt vorhanden zu sein.
- Im „*individuellen Selbstsein*“ wird das Erleben artikuliert, ein Einzelwesen zu sein, ein „ich“ zu sein.
- Im „*Über-sich-hinaus-sein*“ spricht sich die Erfahrung aus, auf eine *Umwelt*, auf eine Mitwelt bezogen zu sein.

Jeder Erlebniskreis drückt sich in **drei Vollzugsformen** aus:

- in den stationären *Gestimmtheiten*,
- in den *Gefühlsregungen* und
- in den *Antriebserlebnissen*.

Die **stationären Gestimmtheiten** stellen den tiefsten, der Erfahrung zugänglichen Bereich des endothymenten Grundes dar (Lersch, 1964, 303):

Das *lebendige Dasein* äußert sich in stationären Gestimmtheiten wie Heiterkeit, Trauer, Schwermut. - Das *individuelle Selbstsein* drückt sich in Gefühlen der Eigenmacht oder Ohnmacht aus, in Selbstwert- oder Minderwertigkeitsgefühlen, in Zufriedenheit oder Unzufriedenheit. - Das *Über-sich-hinaus-sein* wird erlebt im Weltgefühl des Ernstes, des Optimismus, Pessimismus, Nihilismus oder des Humors.

Über den stationären Gestimmtheiten erhebt sich die Schicht der **Gefühlsregungen**, die eine Beziehung zwischen eigenem Sein und Umwelt herstellen:

Das *lebendige Dasein* stellt sich in Gefühlen wie Schmerz, Lust, Ekel, Entzücken oder Entsetzen dar. - Das *individuelle Selbstsein* erscheint in Gefühlsregungen wie Schreck oder Vertrauen, Egoismus oder Machtstreben, Schadenfreude oder Dankbarkeit. - Die Thematik des *Über-sich-hinaus-seins* verkörpert sich in sogenannten ‚transitiven Gefühlsregungen‘ wie Sympathie und Antipathie, wie künstlerischer oder religiöser Ergriffenheit. Den bisher genannten Gefühlen ist eine eigene Klasse übergeordnet, deren gemeinsamer Bezugspunkt die Zukunft ist. Sie heißen Schicksalsgefühle: Erwartung, Hoffnung, Sorge, Befürchtung, Resignation, Verzweiflung.

Über den stationären Gestimmtheiten, neben und in den Gefühlsregungen, verkörpern die **Antriebserlebnisse** die dritte Vollzugsform:

Das *lebendige Dasein* äußert sich im Antriebserleben als Tätigkeitsdrang, Genußstreben, Erlebnisdrang. - Das *individuelle Selbstsein* stellt sich dar als Selbsterhaltungstrieb, Egoismus, Wille zur Macht, Geltungsdrang, Eigenwertstreben. - Das *Über-sich-hinaus-sein* manifestiert sich im Antriebserlebnis als mitmenschliche Teilhabe, als mitmenschliche Liebe, als Schaffensdrang, als Strebung der wissenden Teilhabe durch Interesse, als Strebung der verpflichtenden Teilhabe in Aufgaben- und Verbindlichkeitsbewußtsein.

Kasten 19-1 veranschaulicht den Zusammenhang zwischen den drei Erlebenskreisen und den drei Vollzugsformen.

Kasten 19-1:
Zusammenhang zwischen drei Vollzugsformen und drei Erlebenskreisen

Drei Erlebenskreise	Drei Vollzugsformen		
	Stationäre Gestimmtheiten	Gefühlsregungen	Antriebserlebnisse
Lebendiges Dasein (Existieren)	Heiterkeit Trauer Schwermut usw.	Schmerz Lust Ekel usw.	Tätigkeitsdrang Libido Genußstreben usw.
Individuelles Selbstsein (Ich-Sein)	Eigenmacht Ohnmacht Selbstwertgefühl usw.	Selbsterhaltung Egoismus Vergeltungsdrang usw.	Wille zur Macht Schadenfreude Dankbarkeit usw.
Über-sich-hinaus-sein (Umwelt, Mitwelt)	Ernst Optimismus Pessimismus usw.	Mitmenschliche Gefühle Pflichtgefühl usw.	Gesellungsdrang Liebe Interessen usw.

Personeller Oberbau

Dem Erleben, wie es dem endothyment Grund eigen ist, haftet das „Merkmal der Es-Haftigkeit“ an (Lersch, 1964, 495). Im Unterschied dazu sind die beiden Vollzugsformen, die den personellen Oberbau auszeichnen, Denken und Wollen, um das Ich zentriert - sie heißen auch *noetischer Habitus und Willensartung*. „Im Wollen erhebt sich das bewußte Ich . . . wie das Festland einer Insel aus dem bewegten Meer der endothyment Erlebnisse . . . In ähnlicher Weise wird auch das Denken erlebt als aktiver Vollzug des bewußten Ich“ (1964, 495-496).

Noetischer Habitus bezeichnet „die individuelle Art des Denkens“ (1964, 502). Sie bekundet sich in einer von Individuum zu Individuum unterschiedenen Fähigkeit, aus den „Erfahrungsinhalten allgemeine Wesenszüge in Begriffe einzufangen, das einzelne unter den Gesichtspunkt des Allgemeinen zu stellen“ (1964, 502) - in einer unterschiedlichen Abstraktionsfähigkeit. Der noetische Habitus läßt sich ablesen an dem Grad des anschaulichen oder unanschaulichen Denkens, an der Fähigkeit zu folgerichtigem und geordnetem Denken, an Selbständigkeit und Beweglichkeit des Denkens.

Willensartung bezeichnet die individuelle Eigenart eines Menschen, soweit sie bestimmt ist durch die in ihm wirksame „Ich-Funktion des Willens“ (Lersch, 1964, 513). Sie läßt sich charakterisieren durch die Entschlußfähigkeit, die ein Mensch bei einer Wahlhandlung beweist, durch die Selbständigkeit seiner Zielsetzungen, den Nachdruck, mit dem er seinen Willen einsetzt, also seine Anstrengungsbereitschaft, schließlich durch ein Moment, das Lersch „Technik des Wollens“ nennt, „die vom Willen geleistete ‚Organisation des Vorgehens‘“ (1964, 527): forciert und verkrampft oder gespannt, aber elastisch.

Horizontale Verflochtenheit - ein Schalenmodell

Die drei Schichten (Lebensgrund, endothymer Grund, personeller Oberbau) stehen in Wechselbeziehung zueinander und zur „Welt“. Schon in die Beschreibung der Erlebnisse des endothyment Grundes, beispielsweise der Gefühle oder Strebungen, geht die Umwelt mit ein. Thematisiert wird dieser Bezug aber unter dem Titel der Funktionskreise des Weltinnewerdens und des wirkenden Verhaltens.

Als *Weltinnewerden* (oder Weltorientierung) werden Prozesse zusammengefaßt, in denen die Person die Umwelt kognitiv repräsentiert. Es geht um drei Klassen von Leistungen: um Sinneswahrnehmungen und die Gesetze ihrer Verarbeitung, um Vorstellungen und ihre Zuordnung zu Phantasie oder Erinnerung und um denkendes Erfassen der Welt.

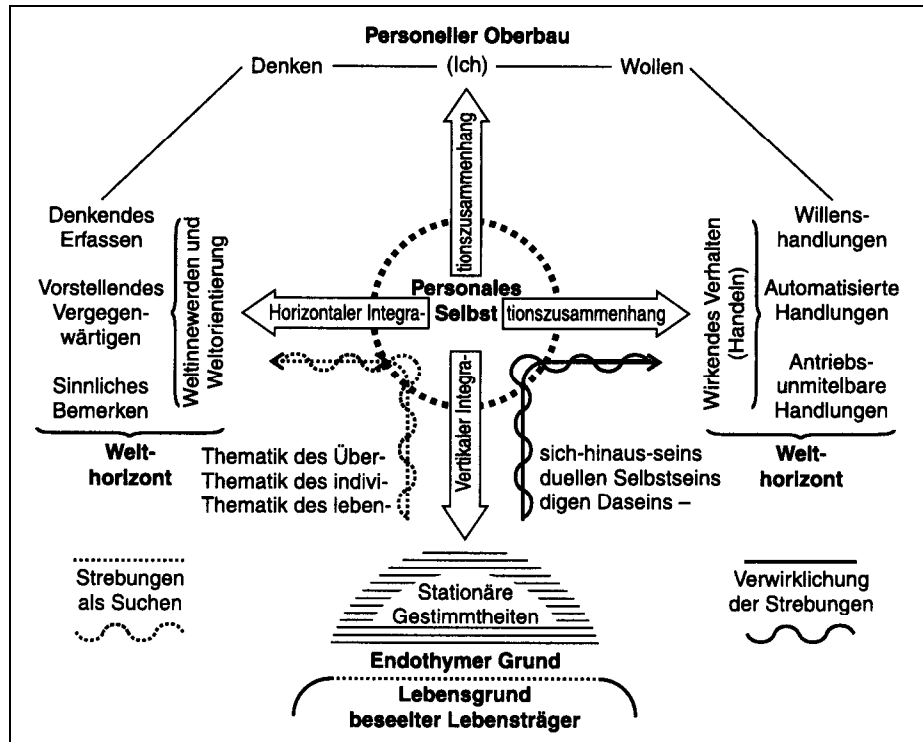
Als *wirkendes Verhaften* werden Prozesse zusammengefaßt, in denen die Person ihre Ziele in der Umwelt verwirklicht. Es geht um eine Beschreibung

menschlichen Handelns. Handlung hebt sich ab vom Reflex durch Intentionalität und gestalthafte Qualität. „Der Handlungsvollzug hat . . . ebenso Gestaltcharakter wie die Wahrnehmung, er ist eine Bewegungsgestalt wie das Denken“ (Lersch, 1964, S.461). Antriebsunmittelbare Handlungen, die mehr dem endothyment Grund entspringen, lassen sich abgrenzen von Willenshandlungen, die mehr dem personellen Oberbau zugehören.

Einheit im personalen Selbst

Horizontale Funktionskreise und vertikale Schichten sind einander zugeordnet - vereinigt im ‚personalen Selbst‘. In diesem Integrationszentrum verbindet sich der personale Oberbau mit dem endothyment Grund, das Innwerden der Welt mit dem Einwirken auf die Welt. „Damit ist zugleich gesagt, daß ihre Integration zur Mitte des personalen Selbstes und zur Einheit der Person nicht von vorneherein gegeben, sondern dem einzelnen Menschen recht eigentlich aufgegeben ist“ (Lersch, 1964, 499).

Kasten 19-2:
Einheit der Person - veranschaulicht an einem Schema
(Lersch, 1964, 498)



Die Einheit veranschaulicht Lersch an einem Schema, welches das Schichten- und das Schalenmodell verbindet und das „personale Selbst“ als Zentrum enthält (Lersch, 1964, 498). Kasten 19-2 gibt das Schema wieder.

Zu Rothacker und Lersch

An die Vertreter der Schichtenlehre lassen sich manche Fragen richten, auch Vorbehalte und Einwände formulieren, etwa die folgenden:

Wie lauten die Kriterien, die es erlauben, die *Schichten* so klar voneinander abzugrenzen, daß über die Definitionen intersubjektiver Konsens herstellbar wäre? Die Abgrenzungen, welche die Vertreter vorgeben, haben etwas Beliebiges an sich, sie sind darum nicht einfachhin nachvollziehbar. - Darüber hinaus gilt: Die Schichten, die definiert werden, tragen nach heutigem Verständnis von Psychologie den Charakter theoretischer Konstrukte. Wie aber könnte jemand diese Konstrukte empirisch fundieren?

Die Schichtenmodelle erläutern in aller Ausführlichkeit den Status einer Person, kaum dagegen den Verlauf psychischer Veränderungen. Detailliert schildern beispielsweise Lersch oder Rothacker Eigenschaften, Vermögen, Gemüthsheiten des Individuums, auch - unter dem Titel von Antrieben, Anmutungen, Willenshandlungen - seine potentielle Dynamik. Worauf sie jedoch kaum einmal eingehen, sind seelische *Entwicklungen* bei einzelnen oder in der Gesellschaft.

Die Schichttheoretiker begründen ihren Ansatz mit dem Anliegen, *psychische Prozesse zu veranschaulichen* - es ist ein unaufgebbares Anliegen: Wir entkommen den Bildern nicht, wenn wir über Seelisches reden. Dem Zwang zur Bildrede unterliegt auch der Behaviorist. (Wenn er sagt, eine Verstärkung mache das ‚Auftreten‘ oder die ‚Wiederkehr‘ einer Handlung wahrscheinlicher, verwendet er Bildrede.) Bildrede macht darauf aufmerksam, daß ‚wohldefinierte Begriffe‘ auf einem Untergrund ruhen, der selber nicht wohldefiniert ist. „Die ganz in Information verwandelte Sprache ist die gehärtete Spitze einer nicht gehärteten Masse“ (Weizsäcker, 1981, 66).

Die Bedeutsamkeit, die bei Lersch der *Sprache* zufällt, kann aufmerksam machen auf die Vermittlerrolle, die der Sprache zukommt für den Austausch von Selbst- und Fremdbeobachtungen. Diese ‚Verknüpfung‘ sei unter zwei Rück-sichten verdeutlicht:

- Wenn zwei Untersucher ihre Fremdbeobachtungen austauschen (etwa ihre Notizen zum Ablauf eines Experimentes), so benutzen sie eine Sprache als Mittel der Verständigung; sie setzen voraus, daß jeweils ‚der eine‘ die Sprache ‚des anderen‘ versteht - ‚Verstehen‘ aber heißt, eine Mitteilung verifizieren an der Selbstbeobachtung. (Angenommen, im Experiment werde die Stärke eines Schmerzreizes getestet. Der Beobachter A teilt dem Beobachter B seine Beobachtungen zum ‚Schmerz-Effekt‘ mit; B kann

die sprachliche Mitteilung nur verstehen, wenn er aus Selbstbeobachtung weiß, was ‚Schmerz‘ und ‚Schmerz-Effekt‘ sind. Enthielte die Selbsterfahrung von B keinen ‚Hinweis auf Schmerz‘, so könnte er A nicht verstehen.)

- Wenn ein Fremdbeobachter alles festhält, was während eines Experimentes abläuft, dann kann er seine Beobachtungen erweitern, indem er einem Teilnehmer die Gelegenheit gibt zu schildern, was er im Experiment ‚erlebt‘ hat. In dieser Schilderung übernimmt wiederum die Sprache eine Mittlerrolle: Der Teilnehmer setzt seine Selbstbeobachtungen in Sprache um und gibt sie so an den Fremdbeobachter weiter; dieser seinerseits kann die Sprache des Teilnehmers nur verstehen, wenn er sie an seiner Selbstbeobachtung ‚verifizieren‘ kann

Die Bildrede von Schichten erleichtert das Verständnis dafür, daß menschliches *Verhalten* nicht eindimensional, sondern *multidimensional bestimmt* ist, nämlich daß Erlebnisse sich ‚überlagern‘, ‚überformen‘. Diesen Sachverhalt nimmt Rothacker in sein System auf als Aussage, daß der Mensch Relikte aus früheren Phasen der Evolution in sich trage - und daß diese Reaktionsbereitschaften keineswegs jederzeit einer bewußten Kontrolle unterliegen.

20 Reflexionen 4:

Was ist Persönlichkeitspsychologie?

Besprochen haben wir bis jetzt psychodynamische, konstitutionstypologische, phänomenologisch-philosophische und schichttheoretische Persönlichkeits-theorien. Treten die Umrisse einer einheitlichen Wissenschaft schärfer hervor?

Kehren wir zu den letzten Gruppen zurück, die wir besprochen haben: zu den phänomenologisch-philosophischen und schichttheoretischen Persönlichkeits-theorien.

Ausdrücklich wird hier Persönlichkeitspsychologie philosophischen Systemen zugeordnet. Darin zeigt sich das reflexive Moment, das Voraussetzungen und Folgerungen der eigenen Wissenschaft mitbedenkt. Muß aber diese Reflexion die Grenze zur Philosophie überschreiten? Stern, Spranger, Allport ebenso wie Rothacker und Lersch bejahen die Frage. (So will Lersch „zu Ende denken“, was in psychologischen Aussagen enthalten ist, er will philosophischen Boden betreten.)

Heute hat die Psychologie ein anderes Selbstverständnis, sie sieht ihre Disziplin als abgetrennt von der Philosophie. Doch werfen auch heute persönlichkeitspsychologische Fragen philosophische Probleme auf. Ihre Beantwortung wird ausgeklammert, doch kehrt das Problem unter methodologischen, wissenschaftstheoretischen Titeln wieder.

Beispiel: Ob ein Individuum als ‚Ursache‘ seiner Akte gilt (Stern) oder ob von dieser Frage abzusehen und von ‚individuellen Bedingungen des Verhaltens‘ zu sprechen sei, ist ein philosophisches (erkenntnistheoretisches) Problem, dessen Behandlung heute in der Regel entschieden wird zugunsten der ‚Bedingungen‘, aber die Entscheidung, methodisch begründbar, ist philosophischer Natur.

Greifen wir die Minimaldefinition von Teil A auf: Persönlichkeitspsychologie befaßt sich mit dem einzigartigen Verhalten des Individuums, soweit es über Zeiträume und über Situationen hin eine gewisse Gleichartigkeit und Stabilität bewahrt. Wir gehen die drei Stichwörter einzeln durch (Individuum, Stabilität über Zeiträume, Stabilität über Situationen).

Personen in ihrer **Individualität** - in ihrer Einzigartigkeit - zu erfassen: dieses Ziel setzen sich psychodynamische ebenso wie konstitutionstypologische oder phänomenologisch-philosophische Theorien. Aber die Art der Erfassung ist verschieden:

- Von einigen wird das Individuum als Einzelfall einer einzigartigen Biographie beschrieben: so von Freud, Murray, Allport.

- Von anderen wird das Individuum als Vertreter eines Typus verstanden, also stärker als Sonderfall eines Allgemeinen: so von Kretschmer oder Sheldon.
- Wieder von anderen werden strukturelle Dimensionen vorgegeben, mit deren Hilfe das Individuum wie in einem engmaschigen Netz erfaßt werden soll: so von Stern, Rothacker, Lersch - auch von Spranger, dessen Lebensformen sich allerdings einer typologischen Charakterisierung nähern.

Was die **Verhaltensstabilität** über Zeiten und Situationen angeht, so muß sie zusammen mit **Verhaltensvariabilität** besprochen werden.

Bei den besprochenen Theoretikern überwiegt die Annahme einer *Stabilität des Verhaltens*, allerdings mehr im Sinne einer selbstverständlichen Hypothese als in dem einer ausdrücklichen These.

- Am deutlichsten dürfte die Stabilitätsannahme erscheinen bei den (Konstitutions-)Typologen: Typen geben stabile Reaktionsbasen vor oder umschreiben feste Verhaltensrahmen.
- Von einer Stabilität des Verhaltens geht auch Freud aus, wenn er annimmt, daß der individuelle Verhaltensstil nach der ödipalen Phase, also ab dem fünften, sechsten Lebensjahr festgelegt sei.
- Stern, Spranger, Allport, auch Rothacker und Lersch setzen voraus, daß individuelle Verhaltensmuster vergleichsweise stabil bleiben, weil sich an dieser Stabilität die Einheit der Person erkennen lasse.
- Auch Erikson und Murray unterstellen eine Stabilität des Verhaltens, wenn sie annehmen, daß die Entwicklung eines Menschen sich vollende in seiner ‚Identität‘ (so Erikson) oder sich in jeder individuellen Entwicklung ein ‚Einheitsthema‘ entdecken lasse (so Murray).

Mit ‚Entwicklung‘ ist das Stichwort für den Gegenbegriff gefallen. Kontrapunktisch zur Stabilität erscheinen Hinweise auf die *Variation des Verhaltens*:

- bei Freud in der Lehre von den psychosexuellen Entwicklungsphasen, von der Möglichkeit therapeutischer Änderungen,
- bei Jung in der Lehre von der Individuation als Entwicklungsprozeß,
- bei Erikson in der Konzeption einer Genese der Person im Durchlaufen von acht Reifungsphasen,
- bei Allport in der Beschreibung der Entwicklungsphasen des Propriums oder der Entstehung von Bereichen funktioneller Autonomie.
- Einen Sonderaspekt der Variationsthematik stellen jene Autoren heraus, die das Verhalten auf die Interaktion einer Person mit wechselnden Umwelten zurückführen: so Murray, Erikson, Stern.
- Eine spezielle Variante findet sich auch bei solchen Autoren, die - wie Rothacker oder Lersch - darauf hinweisen, daß eine Person zu unterschiedlichen Zeiten aus unterschiedlichen Bereichen heraus lebe, beispielsweise in einer Begegnung mit dem Freund aus der Schicht der Stimmungen, am Arbeitstisch mehr aus einer rationalen Schicht.

Wenn eine Wissenschaft sich auch bestimmt durch Einheit der *Methoden*, so zeigen die Persönlichkeitstheorien, die wir besprochen haben, einen *geringen Grad von Einheitlichkeit*:

- Freud analysiert klinische Einzelfälle und leitet aus ihnen generelle Aussagen ab.
- Jung benützt klinisches Fallmaterial, ethnologische Belege, Mythen, Märchen: Er sucht nach allgemeinen Prinzipien, auf die sich die Vielfalt der Stoffe zurückführen lasse.
- Stern, Spranger, Rothacker und Lersch berufen sich auf vielfältige empirische Einzeldaten aus Medizin, Psychologie, Ethnologie, aber sie gehen über diese Basis weit hinaus mit dem Ziel, einen anthropologischen Gesamtentwurf zu erarbeiten.
- Ein breites Spektrum von Methoden wurde herangezogen von Murray und Allport, von Kretschmer und Sheldon; sie verwandten Gespräche und Fragebogen ebenso wie Experimente, Tests oder projektive Verfahren.

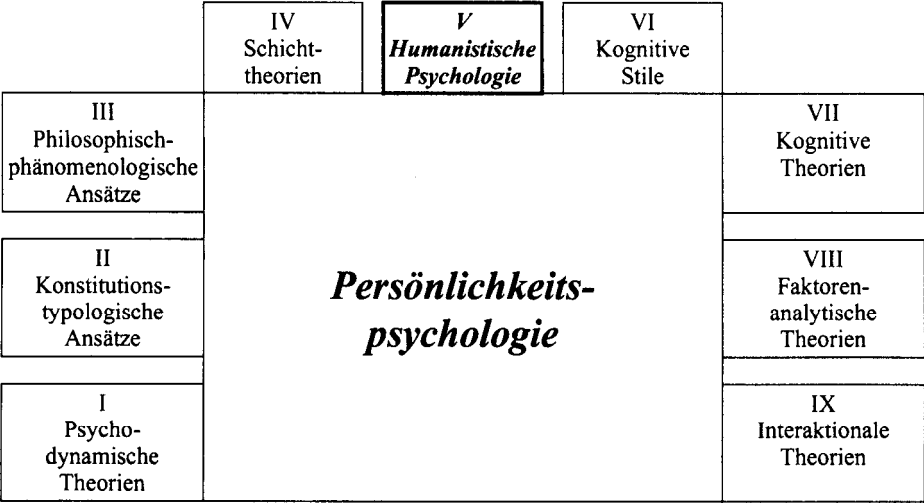
Resümee: Betrachtet man unter der Perspektive der Minimaldefinition das Material, das vorliegt in psychodynamischen, konstitutionstypologischen, phänomenologisch-philosophischen Theorien, dann lassen sich die drei zentralen Konzepte (Einzigartigkeit, Stabilität über Zeiträume, Stabilität über Situationen) zwar identifizieren - aber nur, weil die Definition vorgegeben ist. Wenig Erfolg verspräche ein Versuch, aus dem vorliegenden Material die Minimaldefinition gleichsam abzuleiten. Denn die Variationsbreite, in der Persönlichkeitsforschung betrieben worden ist, erscheint größer, als die gemeinsame Benennung anzeigt.

Zwar bleiben wir dabei, Persönlichkeitspsychologie zu umschreiben als eine Wissenschaft über das Individuum und seine einzigartigen Verhaltensweisen. Doch werden wir ständig daran erinnert, daß diese Wissenschaft erheblich variiert: von Autor zu Autor, von Theoriefamilie zu Theoriefamilie.

(V)

Humanistische Psychologie

„Humanistisch“ heißt eine Richtung der Psychologie, die annimmt, das Individuum strebe „von sich aus“ zu Selbstwahrnehmung und Selbstverwirklichung, zu sinnvollem und verantwortlichem Handeln (Quitmann, 1991).



Als Vertreter der
humanistischen Psychologie
werden vorgestellt:

Ch. Bühler

Maslow

Rogers

Fromm

Frankl

Die Benennung knüpft an die Humanismus-Bewegung der Renaissance an, die ihrerseits auf den Humanismus der Antike zurückgreifen wollte „bis zu den Ansichten Sokrates‘ über die Erziehung und das Individuum“ (Bühler & Allen, 1974, 20). „Den Humanisten erschien die Antike als der Höhepunkt menschlicher Leistungen, und die Kenntnis der Klassik wurde als ein Mittel angesehen, hochentwickelte Menschen auszubilden“ (Bühler & Allen, 1974, 21).

Zu den Gründern der humanistischen Psychologie zählen Autoren wie J. F. T. Bugental, Ch. Bühler, K. Goldstein, S.M. Jourard, A. Maslow, R. May, H. A. Murray, D. Riesman, C. Rogers (Bühler, Ch. 1969b, VII). Diese Psychologen gründeten mit anderen Theoretikern 1962 in den USA eine „Amerikanische Gesellschaft für Humanistische Psychologie“ (American Association of Humanistic Psychology: AAHP).

Ziel dieser Gesellschaft war es, das charakteristische Verhalten und die Dynamik zu erforschen, die ein erfülltes und gesundes Leben ausmachen. Die humanistische Psychologie soll dazu beitragen, die soziale und kulturelle Krise unserer Zeit zu meistern; vor allem soll sie der Entmenslichung und Vermassung entgegenzutreten, die das zwanzigste Jahrhundert kennzeichnen.

So wenig aber die Humanismus-Bewegung der Renaissance einem einheitlichen Ansatz folgte, so wenig hat die heutige humanistische Psychologie ein einheitliches Konzept entwickelt, weder von Psychologie noch vom Menschen. Einigen Grundanliegen dürften aber alle Vertreter zustimmen (Quitmann, 1991).

Menschenbild

„Das humanistische Menschenbild läßt sich ebensowenig überprüfen wie die bisher vorherrschenden Modelle, weil es auf Annahmen beruht, die weder beweisbar noch widerlegbar sind. Die folgenden vier Bestimmungen der menschlichen Natur sind daher als Postulate aufzufassen“ (Volker, 1980, 16):

- Autonomie und soziale Interdependenz,
- Selbstverwirklichung,
- Sinnfindung,
- Ganzheit.

„*Autonomie* bedeutet . . . , daß es ein stark ausgeprägtes Streben des Organismus gibt, sich selbst und die Umwelt zu beherrschen und dadurch unabhängig von äußerer Kontrolle zu werden“ (1980, 16).

Selbstverwirklichung bezeichnet die „Tendenz des Organismus, sich selbst zu erhalten, zu entfalten und nach Unabhängigkeit von äußerer Kontrolle zu streben“ (Volker, 1980, 18). „Unter dem Begriff ‚Selbstverwirklichung‘, wahrscheinlich dem wichtigsten Begriff der Humanistischen Psychologie, versteht sie eine ständige Aktualisierung (Entwicklung) von latenten Fähigkeiten und Talenten, die im Menschen verborgen liegen“ (Zucha, 1987, 464).

Das menschliche Leben ist *ausgerichtet auf Sinnfindung*, das heißt auf die Verwirklichung selbstgewählter Aufgaben, die sich zentrieren um die Werte der Freiheit, der Gerechtigkeit und der Menschenwürde (Volker, 1980, 19).

Ganzheit bezeichnet die „wechselseitige Bezogenheit aller psychischen (kognitiven, emotionalen, somatischen) Prozesse aufeinander und die Einheit des Menschen mit seiner für ihn bedeutungsvollen Umgebung“ (Völker, 1980, 20).

Vier Thesen

Die Gesellschaft für humanistische Psychologie formulierte vier Thesen, denen, wenn nicht die Gesamtheit, so doch die Mehrzahl zustimmen kann (Bühler & Allen, 1974, 7):

- „1. Im Zentrum der Aufmerksamkeit steht die **erlebende Person**. Damit rückt das Erleben als das primäre Phänomen beim Studium des Menschen in den Mittelpunkt. Sowohl theoretische Erklärungen wie auch sichtbares Verhalten werden im Hinblick auf das Erleben selbst und auf seine Bedeutung für den Menschen als zweitrangig betrachtet.
2. Der Akzent liegt auf **spezifisch menschlichen Eigenschaften** wie der Fähigkeit zu wählen, der Kreativität, Wertsetzung und Selbstverwirklichung - im Gegensatz zu einer mechanistischen und reduktionistischen Auffassung des Menschen.
3. Die Auswahl der **Fragestellungen** und der Forschungsmethoden folgt nach Maßgabe der **Sinnhaftigkeit** - im Gegensatz zur Betonung der Objektivität auf Kosten des Sinnes.
4. Ein zentrales Anliegen ist die Aufrechterhaltung von **Wert und Würde des Menschen**, und das Interesse gilt der Entwicklung der jedem Menschen innewohnenden Kräfte und Fähigkeiten. In dieser Sicht nimmt der Mensch in der Entdeckung seines Selbst, in seiner Beziehung zu anderen Menschen und zu sozialen Gruppen eine zentrale Stellung ein.“

Ursprünge

Die humanistische Psychologie beruft sich vorrangig auf zwei Ursprünge:

- (1) auf psychologische und
- (2) auf philosophische Vorbilder (Bühler & Allen, 1974, 19; Kriz, 1991, 173-174; Quitmann, 1991; Schulz von Thun, 1985, 126-130).

Zu (1): Psychologische Vorbilder sind vor allem zwei Richtungen: Tiefenpsychologie und Gestalt- oder Ganzheitspsychologie.

Tiefenpsychologie bezeichnet als Sammelname Schulen, die den Einfluß hervorheben, den unbewußte Prozesse auf das Seelenleben ausüben. Doch betonen die Vertreter dieser Schulen, der Mensch reguliere sein Verhalten nicht allein nach biologischen Bedürfnissen, er gehorche nicht allein dem Homöo-

staseprinzip (wie Freud annehme), ihn zeichne vielmehr ein anderes Streben aus: die Suche nach Sinn, das Bemühen um Selbstverwirklichung in einem erfüllten Dasein. - Die Psychoanalyse wird als Lehre und als Therapie abgelehnt.

Das Erleben und Verhalten des Menschen bestimmen

- unbewußte, vorbewußte Impulse (in sich sinnvoll und auf Ziele hingeeordnet),
- Gefühle und Emotionen als innere Wegweiser,
- seelische und körperliche Erfahrungen als Einheit (im Sinne der Psychosomatik).

Therapeutische Arbeit, die auf diesen Annahmen beruht, versteht sich als Resultante der Beziehung zwischen Therapeut und Klient. Dabei zielt die Entwicklung im Klienten aus sich heraus auf Ganzheit und Gesundheit. Zu dieser Tendenz gehört auch das Streben nach Ziel- und Sinnhaftigkeit, der Mensch strebt nach einem sinnvollen und erfüllten Dasein. - Kasten V-1 veranschaulicht das Anliegen an zwei Theorien.

Kasten V-1:

Humanistische Psychologie: Tiefenpsychologie als Ursprung: Zwei Beispiele

Adler (1870-1937) erklärt: Kinder erleben in der Phase ihrer Abhängigkeit Gefühle der Minderwertigkeit. Zur Kompensation entwickeln sie das Streben nach Überlegenheit. Um diese Grundtendenz auszugleichen, müssen sie ein ‚Gemeinschaftsgefühl‘ ausbilden: das Gefühl, für andere verantwortlich zu sein und ihnen ‚etwas zu geben‘ (1907, 1912) - (vgl. S. 57).

Fromm (1900-1980) nimmt an: Menschen streben aus ihrer Isolation jeweils in eine Gemeinschaft, in der sie sich geliebt fühlen. Zwar entspringt dieses Streben mit seinen Affekten biologischen Gegebenheiten, doch gewinnt es seine konkrete Gestalt aus den sozialen Prozessen, in denen eine Person aufwächst (1962, 1964) - (vgl. S. 224).

Zu anderen Autoren, etwa **Horney, Perls, Petzold**, siehe Kasten V-7 (S. 199)!

Gestalt- oder Ganzheitspsychologie betonen, das Individuum sei eine Ganzheit, die sich nicht von ihren ‚Elementen‘ her verstehen lasse; als eine Ganzheit seien auch psychische Prozesse zu deuten, weil sich in ihnen der ganze Mensch ausdrücke. Das Ganze ergibt sich nicht aus der Addition der Teile, sondern ist ‚vor den Teilen‘ gegeben. Das Ganze erklärt die Teile; die Teile jedoch, nur summiert, erklären nicht die Ganzheit. - Dieser Deutung schließt sich die humanistische Psychologie an.

Betont wird: Gestaltgesetze gelten nicht nur im Wahrnehmungsbereich, sondern gelten für den gesamten Organismus, Der Organismus ist eine Einheit, ihm ist die Fähigkeit zur Selbstregulation und zum Selbstausgleich eigen; ein Organismus organisiert die Teile in einem Gesamtkonzept, das auch dann noch die Ganzheit im Auge behält, wenn Teile deformiert sind, z.B. durch Verletzungen. Die verbliebenen Teile werden auf Ganzheit hin neu organisiert (vor allem zu beobachten bei Hirnverletzungen). - Kasten V-2 veranschaulicht das Anliegen an drei Ansätzen.

Kasten V-2:
Humanistische Psychologie: Ganzheits- und Gestaltpsychologie als Ursprung

Goldstein (1878-1966) verweist darauf, daß Gestaltgesetze nicht nur einzelne Wahrnehmungen, sondern den gesamten Organismus regulieren, nachzuweisen etwa bei Hirntraumata (1934).

Lewin (1890-1947) überträgt gestalttheoretische Konzepte auf die Sozialpsychologie: Das Individuum wird in einem psychologischen Lebensraum gesehen, seine Verhaltensweisen werden erklärt aus den Wechselwirkungen in diesem Gesamtfeld (1935, 1963) - (vgl. S. 268).

Koffka (1887-1941), **Köhler** (1887-1967), **Wertheimer** (1880-1943) u. a. haben *Ordnungsgesetze* der Wahrnehmung formuliert.

Einige Beispiele:

- *Das Gesetz der Nähe* besagt: Die Wahrnehmung faßt Gegenstände zusammen, die in raumzeitlicher Nähe zueinander stehen.
- *Das Gesetz der Gleichartigkeit* besagt: Die Wahrnehmung interpretiert Elemente als zusammengehörig, die einander ähnlich sind.
- *Das Gesetz der durchgehenden Kurve* besagt: Die Wahrnehmung setzt Linien, die sich kreuzen, (nach Möglichkeit) so fort, daß Richtung und Struktur erhalten bleiben.
- *Das Gesetz der Geschlossenheit* besagt: Die Wahrnehmung ergänzt in einer Figur Teile, die nicht vorhanden sind, um eine ‚gute Gestalt‘ zu erstellen.
- *Das Gesetz des gemeinsamen Schicksals* besagt: Die Wahrnehmung faßt Gegenstände zu Einheiten zusammen, die sich gleichartig bewegen oder verändern.

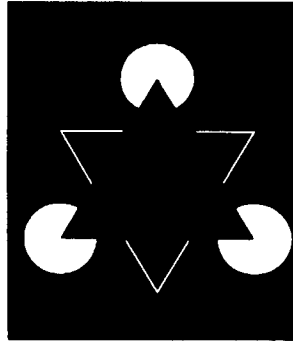
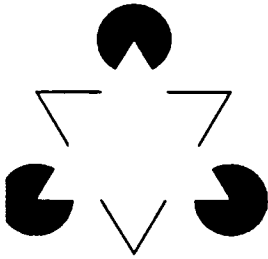
(Cassells & Green, 1995, 41-90; Hochberg, 1977, 45, 114; Humboldt, 1990, 132).

Von den Wahrnehmungsgesetzen, welche die Gestalt- und Ganzheitspsychologie formuliert haben, seien zwei veranschaulicht. Kasten V-3 bringt ein Beispiel für das ‚Gesetz der Nähe‘ und ein Beispiel für das ‚Gesetz der Geschlossenheit‘.

Kasten V-3:
Veranschaulichungen zweier Gestaltgesetze
(a) Gesetz der Nähe, (b) Gesetz der Geschlossenheit

(a) Dargestellt sind zwei Tiergruppen. Die größere Figur (rechts unten) hat in beiden Gruppen die gleichen Umriss. - In der linken Gruppe ist sie in die Nähe von Antilopen gerückt: *sie wird wahrgenommen als Antilope*. - In der rechten Gruppe ist die größere Figur in die Nähe von Vögeln gerückt: *sie wird wahrgenommen als Vogel* - (Quelle: Humboldt, 1990, 132).





(b) Wir sehen „etwas, was nicht da ist“. Wir sehen zweimal ein Dreieck, obwohl in beiden Fällen das Dreieck nur angedeutet, nicht ausgezogen ist. – *Wir ergänzen die gesehenen Reize zu einer geschlossenen Gestalt (Quelle: Cassels & Green, 1995, 66).*

Zu (2): Philosophische Vorbilder sind vor allem drei Denkrichtungen, die sich nicht eindeutig voneinander unterscheiden - Phänomenologie, Humanismus, Existenzphilosophie. Als Gemeinsamkeit gilt, daß sie gegenüber dem Allgemeinen und Abstrakten (Nomothetik) die Eigenständigkeit des einzelnen (Idiographie) betonen.

Phänomenologie als philosophische Richtung ist nur partiell identisch mit der psychologischen Schule der Phänomenologen. Sie folgt Methoden, die sich von denen der Psychologie unterscheiden. Philosophische Phänomenologie setzt an bei den konkreten Erfahrungen des Menschen, versucht dann aber zum Wesen durchzudringen, und zwar so, wie sich die Gegenstände im Bewußtsein des Menschen als Phänomene darstellen. Das Wesen läßt sich nur in einer Schau enthüllen, welche die Art und Weise analysiert, wie ein Gegenstand dem Bewußtsein gegeben ist. In diesem engeren Sinne ist Phänomenologie die Wissenschaft von den ‚Phänomenen‘, wie sie sich im Bewußtsein offenbaren. - Kasten V-4 nennt zwei Vertreter.

Kasten V-4:
Humanistische Psychologie:
Philosophische Phänomenologie als Ursprung: Zwei Vertreter

Husserl (1859-1938) will in intuitiver Schau die Wahrnehmungsobjekte aus den Bedingungen der sinnlichen Erkenntnis befreien und rein auf ihr Wesen ‚reduzieren‘ (1928). Auf diesem Wege entwirft er beispielsweise auch eine ‚Phänomenologische Psychologie‘, die, wie er versichert, einer empirischen Fundierung nicht bedürfe (1962).

Scheler (1874-1928) will auf emotional-schauhafte Weise das vom Sein unabhängige Reich ethischer Werte erschließen (1916, 1927).

Für den **Humanismus** heißt ein zentraler anthropologischer Begriff ‚Begegnung‘. Der einzelne konstituiert sich als Mensch nicht im Monolog, sondern erst im Dialog. Konzipiert ist er immer schon als ein Gegenüber zu einem Du, als eine Existenz in Ich-Du-Beziehung. „In einer solchen Begegnung hat jeder die Möglichkeit, sich selbst tiefer zu finden, ohne vom anderen in irgendeiner Weise manipuliert zu werden - die Partner sind dann wechselseitig

Katalysatoren zum Wachsen in Freiheit“ (Kriz 1991, 175). - Kasten V-5 veranschaulicht das Anliegen an zwei Beispielen.

Kasten V-5:
Humanistische Psychologie:
Philosophischer Humanismus als Ursprung: Zwei Beispiele

Buber (1878-1965) betont: Der Mensch als dialogisches Wesen spricht als Ich in ein Unsagbares und Unnennbares hinein zu einem Du (1973).

Tillich (1886-1965) sagt: Der Mensch soll sich ausrichten auf ein Du, sich am Ende treffen lassen durch ein Du, das ihn unbedingt angeht. Der Angst vor der Leere stellt sich so der Mut zum Sein entgegen (1952).

Die **Existenzphilosophie** hebt hervor, daß der einzelne seine Existenz vollzieht, indem er seine Freiheit gebraucht, um durch Entscheidungen zu seiner Einmaligkeit und Eigentlichkeit zu finden. Darum ist der einzelne nicht von einem allgemeinen Gesetz her zu verstehen, sondern nur aus seiner einmaligen geschichtlichen Situation. Existentielles Erleben rufen vor allem die tragischen Momente des Schicksals hervor: „durch die Erfahrung des Todes (Heidegger), den Ekel (Sartre), durch das Mysterium des religiösen Erlebnisses (Marcel) oder durch das Scheitern in Grenzsituationen wie Tod, Leiden und Schuld (Jaspers)“ (Zucha, 1987, 465). - Kasten V-6 veranschaulicht das Anliegen an einigen Beispielen.

Kasten V-6:
Humanistische Psychologie
Existentialismus als Ursprung: Einige Beispiele

Kierkegaard (1813-1855) sieht angesichts der Nichtigkeit des Daseins, die der Mensch in seiner Selbsterfahrung erspüre, nur einen Weg der Rettung: durch freie Wahl und Entscheidung seine Existenz in Gott hinein zu verlagern (1844).

Marcel (1889-1973) gibt dem Menschen einen ähnlichen Rat: die eigene gebrochene Existenz hoffend zu überschreiten in die Transzendenz Gottes hinein (1927, 1935, 1949).

Jaspers (1883 - 1969) war beeinflusst und beeindruckt von Kierkegaard: Gegen die Verzweiflung, die den Menschen angesichts der Unbegreiflichkeit seines Daseins überfalle, solle sich der einzelne in existentieller Wahl für einen ‚philosophischen Glauben‘ entscheiden, der sich letzten Endes auf das ‚Umgreifende‘, auf den abwesenden Gott richte (1932, 1948).

Heidegger (1889-1976) will aufweisen, daß der einzelne beim Besorgen der Welt Dinge sich selbst verlieren könne. Seine Eigentlichkeit erschließe sich ihm nur, wenn er sich seiner Angst stelle: Die Angst erhebe sich in ihm angesichts der Nichtigkeit des Alltäglichen (Gegenwart), der Unbekanntheit des menschlichen Woher (Vergangenheit) und der Sicherheit des vor ihm liegenden Todes (Zukunft). Die Angst rücke somit den Menschen vor das Ganze seines Daseins. Unter dem Schleier der Nichtigkeit dieses Daseins könne sich das Sein als Raum des Heiligen eröffnen: Ob dort der ‚Ort‘ Gottes sei, bleibt unentschieden (1960).

Nietzsche (1844-1900) will dagegen in heroischem Pessimismus die alte lust- und lebensfeindliche Moral ersetzen durch eine neue, der Lust und dem Leben zugewandte Moral (1968, 1971).

Sartre (1905-1980) ordnet sich in die Denktradition ein, die von Hegel über Husserl zu Heidegger führt. Das menschliche Leben deutet er als absurd, eine Interpretation, die jedem Menschen im Ekel zugänglich werde. Gleichwohl verfüge der einzelne über die Möglichkeit, ja unterliege geradezu der Notwendigkeit, sein Wesen und sein Dasein in kreativer Freiheit selbst zu bestimmen (1946, 1949).

Dritte Kraft

„Mit der humanistischen Psychologie ist die Hoffnung auf eine geistige Erneuerung der Psychologie und eine lebensnahe Wissenschaft vom Menschen verbunden. Diese Hoffnung hat sich bis heute nicht erfüllt, es sind allerdings einige Schritte in diese Richtung getan worden“ (Volker, 1980, 5). - Die humanistische Psychologie erklärt sich zu einer ‚Dritten Kraft‘ - neben Psychoanalyse und Behaviorismus.

- Vereinfacht formuliert sagt die Psychoanalyse: Der Mensch ist ein Getriebener, „der seinen eigenen, biologisch vorgegebenen Energien weithin unbewußt anheimfällt“ (Schulz von Thun, 1985, 125). Stichworte: Triebenergie, Abwehrmechanismen, Funktionen (Volker, 1980, 15).
- Vereinfacht formuliert sagt der Behaviorismus: Der Mensch erscheint jenseits von Freiheit und Würde“, als „Marionette der Reizkonstellation seiner Umwelt“ (Schulz von Thun, 1985, 125). „Im Rahmen dieses Konzeptes wird der Mensch als komplizierte Maschine gesehen, deren Gesetzmäßigkeiten man kennen muß, um sie zu verstehen. Menschliches Verhalten wird im wesentlichen als eine Funktion interner oder externer Stimulierung gesehen“ (Völker, 1980, 16).

Therapie

Auf die Annahmen der humanistischen Psychologie beruft sich eine Reihe neuer Psychotherapieformen. Die neuen Verfahren haben erheblich dazu beigetragen, die Anliegen der humanistischen Psychologie zu verbreiten, genannt seien drei Beispiele:

Gestalttherapie: Gründer ist Perls (siehe Kasten V-7). Dem Klient soll die Ganzheit seines leib-seelischen Erlebens erschlossen werden, er soll einen ‚flüssigeren‘ Zugang zu seinen Gefühlen einüben (Dorsch, 1994, 289).

Gesprächstherapie: Gründer ist Rogers. Der Therapeut soll es dem Klienten ermöglichen, sich angstfrei mit bisher abgewehrten Erfahrungen zu befassen und sich auf dem Weg zur Selbstverwirklichung seinen eigenen Gefühlen anzuvertrauen (siehe S. 217).

Transaktionsanalyse: Gründer ist Berne (1910-1970). Unterschieden werden vier Abschnitte: - (1) In einer *Strukturanalyse* soll der Klient seine Ich-Zustände erkennen: das Eltern-Ich, das Erwachsenen-Ich, das Kind-Ich. Alle drei Ich-Zustände sind in jeder Person ‚ausgebildet‘ und ‚steuern‘ ihr Denken, ihr

Fühlen, ihr Handeln. - (2) In einer *Spielanalyse* werden die Interaktionen zwischen dem Klienten und seinen Bezugspersonen aufgedeckt: „Spiele“ bezeichnen stereotype Abläufe in solchen Interaktionen, die ihrerseits Abwertungen einschließen und in den beteiligten Personen ‚schlechte Gefühle‘ wecken. Die Spielanalyse soll den tieferen Sinn solcher „Spiele“ erschließen. - (3) In einer *Transaktionsanalyse* soll die Interaktion zwischen zwei Personen gedeutet und sollen Ansätze zu einer Verbesserung der zwischenmenschlichen Beziehungen entwickelt werden. - (4) In einer *Skriptanalyse* soll der „Lebensplan“ des Klienten ‚aufgedeckt‘ werden, der sich auf alle wichtigen Entscheidungen, Gefühle, Einstellungen des Klienten bezieht. Neue Erfahrungen, die der Klient in der Therapie sammelt, sollen ihn befähigen, seinen Lebensplan umfassend zu korrigieren (Grawe et al., 1994).

„Die ‚humanistischen Therapien‘ beruhen auf einem lockeren Verbund unterschiedlicher psychologischer Ansätze, welche sich allein auf ein hinreichend gleichartiges Menschenbild und einige grundsätzliche Übereinstimmungen berufen - nicht auf ein geschlossen konzipiertes psychologisches System“ (Kriz, 1991, 173).

Eine wichtige therapeutische Variante zielt darauf, dem Klienten *eine Selbsterfahrung in der Gruppe* zu eröffnen (Zucha, 1987, 466): Rückmeldung in der Gruppe ‚schärft‘ die Eigen- und Fremdwahrnehmung - mit dem Ziel, die Übereinstimmung zwischen Selbst- und Fremdbild zu erhöhen, dabei im Klienten auch die Bereitschaft zu stärken, daß er sich selbst akzeptiert. - Wichtige Prinzipien in diesen therapeutischen Prozessen sind: (1) Echtheit und Offenheit, bei Klient und Therapeut, vor allem bezogen auf die Emotionen, (2) Selbstverantwortung und freie Entscheidung, (3) Leben im Hier und Jetzt, (4) Hilfestellung des Trainers. - Für *Gruppenarbeit* im Namen der humanistischen Psychologie gibt es *unterschiedliche Bezeichnungen*, ohne daß zwischen den ‚Schulen‘ klar zu unterscheiden wäre (Zucha, 1987, 466).

Vorläufer, Vorbilder

Anliegen, wie die humanistische Psychologie sie vertritt, hat eine größere Gruppe von Psychologen formuliert - ohne sich formal zu ihren Vertretern zu zählen (oder dazu zählen zu können). Kasten V-7 nennt drei Beispiele.

Kasten V-7: Humanistische Psychologie: Drei Vorläufer oder Vorbilder

<p>Mit Karen Horney wird eine Vorläuferin, mit Perls und Petzold werden zwei Vertreter der humanistischen Psychologie vorgestellt, Perls als Angehöriger der älteren, Petzold als Angehöriger der jüngeren Generation.</p>
--

Horney (1885-1952) entwickelt Freuds System weiter, sie arbeitet die Bedeutsamkeit der kulturellen Prägung heraus. Was in der einen Kultur als neurotisch gelte, könne in einer anderen normal sein. Jeder Mensch strebe Ziele an, die ihn vervollkommen, dabei sei er aber geprägt von seiner speziellen kulturellen Umgebung. Fundamental seien drei Zielorientierungen: Liebe, Distanz oder Aggression. (1) Liebe heiße: Menschen streben zu Menschen hin. (2) Distanz heiße: Menschen streben von Menschen weg. (3) Aggression dagegen besage: Menschen streben gegen andere Menschen. - Je einseitiger sich jemand lediglich einem Ziel zuwende, desto mehr steuere er einem neurotischen Zustand zu; die Form der Neurose sei kulturspezifisch. - Je freier sich jemand zwischen den drei Grundrichtungen bewege, desto normaler verhalte er sich (1942, 1950).

Perls (1893-1970) entwickelt seine ‚Gestalttherapie‘ in Auseinandersetzung mit Psychoanalyse, Existenzphilosophie, Ganzheitspsychologie und Zen-Buddhismus: Der Mensch sei ein ganzheitliches System, das sich selbst reguliere und über alles verfüge, was ein gelungenes Leben erfordere. Eine Störung entstehe, wenn die Selbstregulation unterbrochen werde. - Die Gestalttherapie versuche die Selbstregulation wiederherzustellen. Der Therapeut müsse einen Kontakt herstellen, der sich auszeichne durch Empathie und Ermutigung (support). Der Klient solle zu einer Art existentieller Wachheit für das aktuelle Erleben angeleitet (awareness), dabei mit seinen Klischees und Fassaden konfrontiert und zu einer Art kreativer Selbst-Entdeckung ermutigt werden, in der er die Umrisse seiner wahren Lebensgestalt erkenne (1977, 1985).

Petzold (* 1944) hat in kritischer Nähe zu Perls die ‚Integrative Therapie‘ konzipiert. Dimensionen der Persönlichkeit sind das Selbst, das Ich und die Identität. - Das *Selbst* ist primär ein leibliches Phänomen. Der Leib ist etwas Einzelnes und zugleich etwas Allgemeines; er erwächst aus der Zwischenleiblichkeit einer Mutter-Kind-Dyade und ist Verständigungsmittel in zwischenmenschlichen Interaktionen. - Das Ich ist die Instanz des hellwachen Bewußtseins: Durch das Ich vermag das Selbst sich zu erkennen, so daß ein Ich-Selbst entsteht, in dem Ich und Selbst zugleich Subjekt und Objekt des Erkennens und Handelns sind. Das Ich ist der ruhende Punkt im Lebenskontinuum. - Seine bedeutsamste Leistung ist die Ausbildung von *Identität*. Identität sollen Klient und Therapeut in einem intersubjektiven Prozeß des Verstehens gleichsam ‚herstellen‘: Identität beruht auf „fünf Säulen“: (1) auf Annahme der eignen Leiblichkeit, (2) auf Zufriedenheit mit dem sozialem Kontext, (3) auf Arbeit und Leistung, (4) auf materieller Sicherheit, (5) auf Anerkennung humaner Werte (1980, 1984a, 1984b).

Die fünf Säulen, von denen Petzold spricht, hat Kames in einem Fragebogen zu erfassen versucht. Kasten V-8 bringt je ‚Säule‘ drei Beispiel-Items¹.

Kasten V-8:
Fünf Säulen der Identität - Fragebogen
(Quelle: Kames, 1992)

HINWEIS: (1) Wenn hinter einem Item ein (‚Nein‘) erscheint, so besagt dies: Wer den Satz verneint, bejaht den Wert, welchen die jeweilige ‚Säule‘ repräsentiert.

Beispiel Item 3): „Ich vernachlässige meinen Körper.“ - Wer den Satz *verneint*, bejaht den Wert, der als ‚Säule‘ genannt ist: er *bejaht* seine ‚Leiblichkeit‘.

(2) Wenn hinter einem Item ein (‚Ja‘) erscheint, so besagt dies erst recht: Wer den Satz bejaht, bejaht den Wert, den die jeweilige ‚Säule‘ repräsentiert.

Leiblichkeit

- Ich betrachte meinen Körper gern. (Ja)
- Die Rollen, die ich in meinem Leben ausfülle, zwingen mich irgendwie ein. (Nein)

¹ Item: Einzelaufgabe in einem Leistungstest oder Einzelfeststellung in einem Persönlichkeitstest (wie hier in einem Fragebogen).

- Ich vernachlässige meinen Körper. (Nein)

Sozialer Kontext

- Im zwischenmenschlichen Kontakt weiß ich oft gar nicht mehr, was ich eigentlich will. (Nein)
- Im zwischenmenschlichen Kontakt habe ich öfters Angst, die Kontrolle über mich zu verlieren. (Nein)
- Ich habe oft den Eindruck, daß andere Personen schuld daran sind, wenn ich unglücklich bin. (Nein)

Arbeit und Leistung

- Was ich erarbeite bzw. herstelle, betrachte ich als wichtig und sinnvoll. (Ja)
- Ich leide darunter, daß wegen meiner Arbeit/Ausbildung viele andere Dinge zu kurz kommen. (Nein)
- Mein Beruf/meine Ausbildung entspricht meinen Neigungen und Fähigkeiten. (Ja)

Materielle Sicherheiten

- Mit dem Verhältnis zu meinen Nachbarn bin ich zufrieden. (Ja)
- Wo ich wohne, werde ich durch Lärm, Gestank oder ähnliches belästigt. (Nein)
- Ich genieße es, in meiner jetzigen Situation alleine/zusammen mit anderen zu wohnen. (Ja)

Werte

- Auf dieser Welt gibt es Dinge, an denen ich mich wirklich orientieren kann. (Ja)
- Schöne Dinge betrachte ich nur am Rande. (Nein)
- Für meine Überzeugungen kann ich einstehen. (Ja)

Zur humanistischen Psychologie

Begründen die humanistischen Psychologen schlüssig, warum der Tendenz zur *Selbstverwirklichung* eine Priorität zukommt? Sagen sie darüber hinaus auch noch genau, wie Teilschritte der Selbstverwirklichung aussehen? Und weiter, geben sie an, worin diese Richtungstendenz etwas leistet, was Ethiker und Theologen einer ähnlichen Instanz zuschreiben, dem Gewissen?

Die humanistische Psychologie plazierte sich selbst als *Dritte Kraft* zwischen Psychoanalyse und Behaviorismus. Hat sie in zureichendem Maße auch die Verdienste beider Schulen gesehen? Respektiert sie beispielsweise das Verdienst des Behaviorismus, methodische Strenge in der Psychologie (nicht eingeführt, aber doch) hartnäckig eingefordert zu haben? Anerkennt sie das Verdienst der Psychoanalyse, den Verhaltenseinfluß vorbewußter, auch unbewußter Impulse (nicht zuerst erkannt, aber in ihrer Bedeutsamkeit) ‚publiziert‘ zu haben?

Die humanistische Psychologie hat als eines ihrer Grundanliegen herausgestellt: Der Erfolg psychologischer Interventionen beruht in großem Maße auf einer Integrität der *Beziehungen zwischen Klient und Psychologen*. Es gehört zu den Verdiensten der humanistischen Psychologie, diesem Anliegen eine besondere Beachtung verschafft zu haben - das Anliegen selber teilen andere Therapieschulen mit ihr.

In welchem Sinne beansprucht die humanistische Psychologie den *Titel Humanismus*? Humanismus bedeutet vielerlei. Will humanistische Psychologie nur als eine seiner Varianten gelten? Über eine solche Begrenzung geht der Anspruch sicherlich hinaus. Es meldet sich ein Reformwille zu Wort, der sich zuerst an die Psychologie wendet, sich jedoch auch auf andere anthropologische Wissenschaften richtet. Zwar muß ein solcher Anspruch eine Einzelwissenschaft wie die Psychologie überfordern, aber könnte sich in ihm nicht die Absicht artikulieren, die Wissenschaft Psychologie ständig der Frage auszusetzen, wie weit ihre Methoden und Aufgaben humanen Zielen verpflichtet bleiben?

Als Vertreter der humanistischen Psychologie seien vorgestellt:

- Ch. Bühler, die das menschliche Leben
von seiner Biographie her erfaßt (Kap. 21),
- Maslow, der die Person beschreibt
von der Hierarchie ihrer Bedürfnisse her (Kap. 22),
- Rogers, dessen Konzeption sich zentriert um
die Tendenz des Menschen zur Selbstaktualisierung (Kap. 23),
- Fromm, der dem Menschen einen Weg
zu seiner „Menschwerdung“ zeigen will (Kap. 24),
- Frankl, der den Menschen
von seiner Sinnsuche her zu deuten versucht (Kap. 25).

21 Bühler, Charlotte: Biographischer Ansatz (1893-1974)

Biographische Analyse: Charlotte Bühler hat eine große Zahl von Biographien gesammelt und sie unter entwicklungs- und persönlichkeitspsychologischer Sicht analysiert. Biographien von einzelnen sollen Informationen erschließen, die auf viele zutreffen, somit Klassifikationen in unterschiedlicher Abstraktionshöhe erlauben. Darum erläutert und erklärt Bühler ihr System immer wieder an einer Fülle biographischer Fallbeispiele.

„In der Lebensgeschichte ist die Gesamtheit des Individuums enthalten, das aus den Gegebenheiten von Zeit und Raum hervorgeht“ (Bühler, 1969c, 10). „Der menschliche Lebenslauf kann als ein Ganzes betrachtet werden, bestehend aus der Vielfalt von Ereignissen und Prozessen, die ein Individuum zwischen Geburt und Tod erlebt“ (1969b, 1).

Intentionalität: Ein Individuum ist charakterisiert durch seine Intentionalität, das heißt durch seine Tendenz, für etwas zu leben. Dies schließt eine Hinordnung auf Ziele ein, die ein Mensch sich selber setzen und kreativ abwandeln kann.

Vier Ziele: Im einzelnen nehmen die Ziele unterschiedliche konkrete Gestalten an. Die Vielfalt läßt sich aber in vier umfassende Klassen aufteilen, die so etwas wie vier Grundtendenzen des Menschen beschreiben (Bühler, 1969 c, 14; Bühler & Allen, 1974, 54; Bühler & Massarik, 1969, 86). - Die vier *Ziele* lauten:

- (1) Bedürfnisbefriedigung,
- (2) selbstbeschränkende Anpassung,
- (3) schöpferische Expansion,
- (4) Aufrechterhaltung der inneren Ordnung.

Zu (1): Befriedigung läßt sich auf vielen Feldern suchen, zum Beispiel in der Sexualität, in persönlicher Liebe, in sozialer Anerkennung. *Beispiele:* Ein „sensibles Baby“ erwartet eine gütige Mutter oder Pflegerin. Ein Lehrer erhofft Akzeptanz bei seinen Schülern.

Zu (2): Anpassung schließt ein, daß ein Individuum sich Einschränkungen auferlegt. Sie zielt darauf, gegebene Verhältnisse zu nutzen im Dienste des Erhalts, der Erweiterung und Einfügung des eigenen Lebens („dazugehören“ wollen). „Der sich Anpassende will akzeptiert sein und will dadurch, daß er beliebt und anerkannt ist, sich einen Platz in der Gesellschaft sichern“ (Bühler, 1969 c, 32). *Beispiel:* Ein Sohn will es seinen anspruchsvollen Eltern in allen Stücken recht machen, bis hin zur Selbstaufgabe.

Zu (3): Schöpferisch ist eine Tendenz, die darauf zielt, individuelle ‚Neuheiten‘ zu entwerfen, in kognitiven Konstruktionen oder in realen Gestaltungen (etwa eines Gärtners oder Schreiners). Was „schöpferisch expansive Menschen“ wollen, ist nicht in erster Linie Sicherheit, auch nicht nur der Wunsch, zu wichtigen Bezugsgruppen zu gehören. „Was sie erstreben, ist Gelingen vermittelt schöpferischer Leistungen, wobei das Problemlösen oft ebenso interessant ist wie das schließlich sich ergebende Resultat“ (Bühler, 1969c, 34). Bei Antizipation der Zukunft kann der Plan ebenso unbestimmt wie eigenwillig ausfallen. *Beispiel:* Ein Schüler beschäftigt sich freiwillig mit schwierigen Aufgaben, die eigenständiges Denken verlangen.

Zu (4): Eine innere Ordnung aufrechtzuerhalten ist ein wichtiges Ziel in jedem Menschenleben. „Dieses Prinzip ist, wenn auch nicht so häufig, aber doch gelegentlich dominant. Es wird ausschlaggebend zum Beispiel bei Menschen, denen die Erfüllung einer inneren Pflicht als Lebensaufgabe vorschwebt“ (Bühler, 1969c, 36) oder die mehrere Ziele verfolgen und sich an einem Prinzip orientieren müssen - das Prinzip kann sittlicher, ästhetischer oder pragmatischer Natur sein. *Beispiel:* Ein Lehrer quält sich mit der Frage, ob er seine Schüler richtig beurteile.

Die vier Grundtendenzen sind normalerweise „ineinander verwoben und integriert“ (Bühler, 1969c, 37). Aber Individuen können sich durch die Dominanz einzelner der vier Zielklassen voneinander unterscheiden.

Lebensphasen und Lebensbereiche

Den vier Zielen strebt eine Person in fünf **Lebensphasen** entgegen, erreicht oder verfehlt sie (Bühler, 1969 c, 11). Die Lebensabschnitte umfassen:

- fortschreitendes *Wachstum ohne Zeugungsfähigkeit* (Alter: 0 bis 15 Jahre),
- fortschreitendes *Wachstum mit einsetzender Zeugungsfähigkeit* (Alter: 15-25 Jahre),
- *stationäres Wachstum* mit Zeugungsfähigkeit (Alter: 25-45/50),
- beginnender *Abbau* mit Verlust der Zeugungsfähigkeit bei der Frau (Alter: 45/50-65/70),
- fortschreitender *Abbau* mit Verlust der Zeugungsfähigkeit bei *einem* Geschlecht oder bei *beiden* (Alter: über 65/70 Jahre).

Die vier Ziele lassen sich in den fünf Lebensphasen auf drei umfassenden **Lebensbereichen** realisieren, klassifizierbar unter drei Titeln:

- (1) Aktivität,
- (2) persönliche Beziehungen,
- (3) Selbstentfaltung.

Zu (1): Felder zu suchen, auf denen es möglich ist, **Aktivität** zu entfalten, gehört zu den menschlichen Grundanliegen. In unserer Kultur ist es vor allem der Beruf, in dem die meisten während der längsten Zeit ihres Lebens Aktivität

entwickeln. „Bei der Wahl und beim Ausüben beruflicher Tätigkeit“ kommen mannigfaltige Zielstreben zur Wirkung und werden verschiedene Arten von Erwartungen befriedigt (Bühler, 1969 c, 191). Funktionslust, Autorität und Gefolgschaft, Beweis von Eignung und Leistung, moralische Genugtuung, Bestätigung menschlicher Beziehungen - alle diese auf Erfolg gerichteten Zielsetzungen werden vorrangig in Arbeit und Beruf befriedigt.

„Zwischen den Extremen spezifischer Selbstbestimmung mit oft früher Zielstrebigkeit einerseits und völliger Ziellosigkeit andererseits bewegt sich der Großteil der Menschen, die sich mehr oder weniger selbständig und willig ein mehr oder minder zukunftsversprechendes Arbeitsziel setzen“ (Bühler, 1969 c, 166).

Zu (2): Persönliche Beziehungen artikulieren sich als **Suche nach Glück und Liebe**, vor allem zwischen Ehepartnern.

„Glück“ wird „vor allem von der Liebe und der Ehe erwartet“ (Bühler, 1969 c, 193). „Die Art der Hingabe in einer wechselseitigen glücklichen Sexual- und Liebesbeziehung ist offenbar deshalb so einzigartig, weil sie in einzigartiger Weise den Menschen eröffnet, ihm hilft, aus sich selbst heraus zu gehen, während er gleichzeitig etwas bekommt, das ihn ‚anfüllt‘ und ‚erfüllt‘,“ (1969c, 194). „Entscheidend bei alledem ist, daß eine Bindung von Sexualität und Liebe erfolgt: Befriedigung durch Sexualität ohne Liebe impliziert einen Mangel, Befriedigung durch Liebe ohne Sexualität impliziert ein Versagen, ob freiwillig oder auferlegt“ (1969 c, 194).

Zu (3): Die Entfaltung des eigenen Selbst zielt vor allem auf Selbstidentität und Selbstintegrität. „Im allgemeinen sind sich die Menschen nicht dessen bewußt, daß sie, was ihr eigenes Selbst anlangt, mehr oder weniger bestimmte Erwartungen haben“ (Bühler, 1969 c, 221). - „Zunächst will ein Mensch, daß er sich selbst gern hat oder gut leiden mag“ (1969 c, 225). - Sodann wünscht jeder, „daß man beliebt, anerkannt, geachtet, vielleicht gar bewundert wird. Für die meisten Menschen hängt ihre Selbstsicherheit weitgehend davon ab, wie andere auf sie reagieren“ (1969 c, 227). - Weiter „will ein Mensch das Bewußtsein haben, daß er von sich selbst als von einem tüchtigen, schaffenskräftigen, in der Welt wirksamen Menschen denken kann, daß er im Hinblick auf seine Leistung Selbstvertrauen und das Gefühl des Selbstwertes haben kann“ (1969 c, 229). - Schließlich will jeder sein Leben einer Aufgabe widmen, die über ihn hinausweist.

„Die **Dedikation**, wie wir diese Einstellung . . . genannt haben, muß sinnvoll aus den eigenen Interessen und Fähigkeiten hervorgehen“ (1969 c, 237). „Viktor Frankl erklärt dies in vielen Schriften damit, daß die Menschen dafür geboren seien, über sich hinaus für etwas außerhalb ihrer selbst zu leben und bezeichnet dies als die transzendente Veranlagung der menschlichen Persönlichkeit“ (1969 c, 237).

Entwicklungsziel: die ‚integrierte Persönlichkeit‘

Das „Kernsystem“, dem die vier Ziele (Bedürfnisbefriedigung, Anpassung, Expansion, innere Ordnung) entstammen und das ihre Realisierung während der fünf Lebensphasen in jedem der drei Bereiche (Aktivität, Partnerschaft, Selbstwerdung) steuert, ist das „*integrierende Selbst*“.

„Das Selbst . . . erscheint uns als ein unterbewußtes System, welches die Potentialität des Individuums und die ihm innewohnenden Direktiven enthält. Es repräsentiert und entwickelt die Intentionalität des Menschen auf letzte Erfüllung, ein Stadium, das er durch die Verwirklichung seines Potentials zu erreichen erhofft, wie sehr dies auch von äußeren Einflüssen modifiziert worden sein mag“ (Bühler, 1969c, 297).

Wie sich dieses Kernsystem, das integrierende Selbst, im Prozeß der Entwicklung entfaltet, wird an einzelnen Biographien veranschaulicht.

Aspekte, unter denen dem Selbst eine Integration gelingen kann (Bühler, 1969 c, 294-298), werden unter Titeln beschrieben wie:

- letzte Absicht der Person, beispielsweise Glück, Erfolg oder Ruhm zu erlangen;
- Teilnahme an einer Gruppe, in der ein Individuum sich in Selbstbeschränkung anpassen kann, ohne sich aufzugeben;
- Leistungen in Beruf oder Gesellschaft, die schöpferische Expansion ermöglichen;
- entschiedener Wunsch, „ein sinnvolles Leben zu führen“, wie es Frankl oder Maslow oder auch die Philosophen Heidegger, Husserl oder Brentano beschrieben haben.

„Man kann also den Sinn als Grundprinzip für die Aufrechterhaltung der inneren Ordnung und die Integration in unserer Existenz bezeichnen“ (Bühler, 1969 c, 295). Sinn muß keine metaphysische Bedeutung haben, bezeichnet vielmehr die Überzeugung, daß ein Individuum sein Leben für lebenswert hält.

Wie andere Autoren, die ihre Persönlichkeitskonzeption auf biographisches Material gründen - etwa Adler oder Kelly - hebt auch Bühler die Bedeutung der Zukunft hervor, indem sie die Intentionalität, entsprungen und gesteuert vom integrierenden Selbst, zur entscheidenden Charakteristik der Person erklärt.

Ch. Bühler hat eine breite empirische Basis gelegt, aber Lebensläufe wohl zu eng in Entsprechung zu ihren „Phasen“ und „Grundtendenzen“ interpretiert (Thomae, 1980, 123).

22 Maslow, A. A.: Bedürfnishierarchie (1908-1970)

Ansatz: Persönlichkeit sollte konzipiert werden von den Motiven her, aus denen heraus sie sich ‚aufbaut‘: von Wachstums-Motiven her, die charakteristisch sind für den Menschen - sie gipfeln in dem Bestreben nach Selbstverwirklichung. Maslow wendet sich gegen negative Ansätze: z.B. gegen die Psychoanalyse und den Behaviorismus: Die Psychoanalyse behandle den Menschen als ein Wesen, das seinen Trieben geradezu ausgeliefert sei; der *Behaviorismus* als einen Automaten, der einem Reiz-Reaktions-Mechanismus unterliege. Dies sei ein Ansatz, der menschliches Verhalten dem tierischen Verhalten gleichsetze.

Grundsätzliche Annahmen: Maslow konzipiert sein System von bestimmten Annahmen aus (Maslow, 1977, 55-73). Drei seien genannt:

- (1) Ganzheit,
- (2) Beziehung der Motive,
- (2) Gesundheit.

Zu (1): Ganzheit: Wie Adler, Allport, Stern - die Maslow beeinflusst haben - sieht er das Individuum als ein integriertes Ganzes an. Er sagt, man könne nicht eine Einzelheit herausgreifen (z.B. Sexualität oder Hunger) und von ihr alles erklären wollen. „Wir können noch soviel über den Hunger als motivierende Kraft wissen, das besagt noch lange nicht, daß wir dadurch auch das Bedürfnis nach Liebe besser verstehen“ (Rotter & Hochreich, 1979, 91).

„In der Motivationstheorie bedeutet diese These viele spezifische Dinge. Zum Beispiel bedeutet sie, daß der gesamte einzelne motiviert ist und nicht nur ein Teil von ihm. In einer vernünftigen Theorie existiert daher keine Einheit wie ein Magen- oder Mund-Bedürfnis oder ein Genitalbedürfnis. Es gibt nur ein Bedürfnis des einzelnen. Es ist Johann Schmidt, der Nahrung verlangt, nicht Johann Schmidts Magen. Außerdem ergibt sich Befriedigung für den ganzen einzelnen und nicht nur für einen Teil von ihm. Nahrung befriedigt Johann Schmidts Hunger und nicht den Hunger seines Magens“ (Maslow, 1977, 55).

Zu (2): Beziehung der Motive: Wünsche und Motivationen sind nicht gleichsam parallel nebeneinander angeordnet, so als manifestiere sich jedes einzelne isoliert von den anderen. Vielmehr interagieren sie in vielfacher Weise: Die meisten konkreten Wünsche entspringen multiplen Impulsen. Dabei weisen die Motive untereinander eine Struktur auf, die auf eine pyramidale Stufung hinausläuft, auf eine Art Hierarchie: Bestimmte ‚niedrigere‘ Bedürfnisse müssen befriedigt sein, bevor andere ‚höhere‘ Bedürfnisse hervortreten.

„Es ist für das menschliche Wesen während seines ganzen Lebens charakteristisch, daß es praktisch immerzu etwas begehrt. Deshalb stehen wir vor der Notwendigkeit, die Beziehungen aller Motivationen untereinander zu untersuchen, und müssen deshalb in Einklang damit das Konzept isolierter Motivationen aufgeben“ (Maslow, 1977, 62). - „Ein Mensch, der ein Verlangen nach Nahrung hat, der sich dann richtig verhält, um sie zu erhalten, und sie dann kaut und schluckt, kann in Wirklichkeit mehr Sicherheit suchen als Nahrung. Und der einzelne, der den ganzen Prozeß des sexuellen Verlangens, des Flirtverhaltens und des Konsumationsaktes durchläuft, sucht vielleicht mehr nach Selbstachtung als nach sexueller Befriedigung“ (Maslow, 1977, 64).

Zu (3): Gesundheit als Maßstab: Die Bedürfnisstruktur muß an Gesunden abgelesen werden, nicht an kranken Menschen (wie etwa von Freud an Neurotikern). Denn Gesundheit ist nicht durch (Abwesenheit von) Krankheit zu definieren, sondern umgekehrt Krankheit durch (ein Defizit an) Gesundheit. Gesundheit ist ein eigenständiger Zustand, der als Maßstab gilt.

„Jede Motivationstheorie, die der Aufmerksamkeit wert sein soll, muß die höchsten Fähigkeiten des gesunden und starken Menschen behandeln wie auch die defensiven Manöver des verkrüppelten Geistes. Die wichtigsten Aspekte der größten und besten Menschen der Geschichte müssen alle einbezogen und erklärt werden. Ein solches Verständnis kann sich nie aus der Beobachtung nur von kranken Menschen ergeben. Wir müssen unsere Aufmerksamkeit auch den Gesunden zuwenden“ (Maslow, 1977, 73).

Grundbedürfnisse - Bedürfnishierarchie

Die Grundbedürfnisse lassen sich in Defizit- und Wachstumsmotive klassifizieren (Maslow, 1985, 37). Damit sind zwei Aussagen gemacht: *Erstens*, es lassen sich Grundbedürfnisse identifizieren, *zweitens*, die Grundbedürfnisse bilden in sich eine Ordnung oder eine Struktur (Seiffge-Krenke & Todt, 1977, 197).

- **Defizitmotive** entspringen einem Zustand des Mangels, ihre Konzeption beruht auf einem Homöostase-Modell. Ein Mangel, der längere Zeit andauert, ruft Krankheit hervor (A).
- **Wachstumsmotive** streben über einen Zustand des Gleichgewichts hinaus, sie zielen auf die Selbstvervollkommenung des Individuums (B).

(A) Defizitmotive

Maslow nimmt vier Defizitmotive an, Motive, die entstehen, wenn im Gleichgewicht des Organismus ein Mangel entsteht:

- (1) physiologische Bedürfnisse,
- (2) Sicherheitsbedürfnisse,
- (3) Liebesbedürfnis,
- (4) Wertschätzungsbedürfnis.

Zu (1): Physiologische Bedürfnisse: Grundlegend sind physiologische Bedürfnisse wie Hunger, Durst, Sexualität und so fort. Sie sind körpernah, ihre Zentren sind lokalisierbar. Ihr Entstehen erklärt sich aus einem Homöostase-Bestreben des Körpers.

„Homöostase bezieht sich auf die automatischen Anstrengungen des Körpers, eine stetige, normale Blutzirkulation aufrechtzuerhalten. Cannon beschrieb diesen Prozeß hinsichtlich 1. des Wassergehalts im Blut, 2. des Salzgehalts, 3. des Zuckergehalts, 4. des Protein-, 5. des Fett-, 6. des Calcium-, 7. des Sauerstoffgehaltes, 8. des stetigen Pegels der Wasserstoff-Ionen (Säure-Lauge-Gleichgewicht) und 9. der konstanten Bluttemperatur“ (Maslow, 1977, 74-75).

Die physiologischen Bedürfnisse teilen wir mit Organismen wie Pflanze oder Tier, sie sind nicht typisch menschlich. Aber sie müssen befriedigt sein, bevor ‚höhere‘ Bedürfnisse sich durchsetzen können.

„Ohne Zweifel sind diese physiologischen Bedürfnisse die mächtigsten unter allen. Das bedeutet insbesondere, daß in einem menschlichen Wesen, dem es im Leben extrem an allem mangelt, am wahrscheinlichsten die physiologischen Bedürfnisse vor allen anderen die Hauptmotivation darstellen werden. Jemand, dem es an Nahrung, Sicherheit, Liebe und Wertschätzung mangelt, wurde wahrscheinlich nach Nahrung mehr als nach etwas anderem hungern. Wenn alle Bedürfnisse unbefriedigt sind und der Organismus damit von den physiologischen Bedürfnissen beherrscht wird, können alle anderen Bedürfnisse einfach aufhören, oder sie werden in den Hintergrund gedrängt“ (Maslow, 1977, 76). - Somit gilt: „Der Mensch lebt nur vom Brot allein, aber nur dann, wenn das Brot fehlt“ (Rotter & Hochreich, 1979, 92).

Wenn die physiologischen Bedürfnisse regelmäßig befriedigt werden, verlieren sie ihre Rolle als Verhaltensorganisatoren, doch bleiben sie entscheidende latente Motivatoren.

Zu (2): Sicherheitsbedürfnisse: Etwas höher als die physiologischen stehen die Sicherheitsbedürfnisse, es sind die Wünsche nach Beständigkeit, Schutz, Angstfreiheit und so weiter. Ausdruck in unserer Kultur finden diese Bedürfnisse beispielsweise

- in der Suche nach ungestörter Wohnung,
- in dem Wunsch nach sicherem Arbeitsplatz,
- in der Vorsorge für Notsituationen oder Alter (Sparen, Versicherungen).

Die Sicherheitsbedürfnisse gewinnen an Bedeutung, wenn die Umwelt - zu Recht oder zu Unrecht - als feindselig, bedrohlich, überwältigend erlebt wird. In einem solchen Falle hat die Suche nach äußerer Ordnung Vorrang vor höheren Bedürfnissen. „Maslow glaubt, daß viele Menschen unter solchen Umständen sogar bereit sind, drastische Maßnahmen wie Diktatur oder Militärherrschaft in Kauf zu nehmen, damit die Ordnung in ihrer Welt wieder hergestellt wird“ (Rotter & Hochreich, 1979, 93).

„Alles, was über die physiologischen Bedürfnisse gesagt wurde, stimmt auch für diese Wünsche, wenn auch in einem geringeren Grade. Der Organismus kann genauso gut in seiner Gesamtheit von ihnen dominiert werden. Sie können das Verhalten ausschließlich organisieren und alle Fähigkeiten des Organismus in ihre Dienste stellen“ (Maslow, 1977, 79).

Zu (3): Bedürfnis nach Zugehörigkeit und Liebe: Auf der nächsthöheren Stufe steht das Bedürfnis nach Liebe und Zugehörigkeit - es tritt auf, wenn physiologisches Bedürfnis und Sicherheitsbedürfnis zufriedengestellt sind.

„Wenn sowohl die physiologischen wie die Sicherheitsbedürfnisse zufriedengestellt sind, werden die Bedürfnisse nach Liebe, Zuneigung und Zugehörigkeit auftauchen, und der ganze bereits beschriebene Zyklus wird sich rund um diesen neuen Mittelpunkt wiederholen“ (Maslow, 1977, 85).

„Wir haben nur wenig wissenschaftliche Information über das Zugehörigkeitsbedürfnis, obwohl es ein allgemeines Thema von Romanen, Autobiographien, Gedichten und Theaterstücken ist, auch der neueren soziologischen Literatur“ (Maslow, 1977, 85).

Heute signalisiert sich das Bedürfnis nach Zugehörigkeit in Zusammenschlüssen wie

- Kommunen,
- Selbsterfahrungsgruppen,
- Trainingsgruppen (T-Gruppen).

„Ich bin der Meinung, daß der unglaublich rasche Anstieg in der Zahl von T-Gruppen und anderen intentionalen Gemeinschaften teilweise von diesem unbefriedigten Hunger nach Kontakt, Intimität, Zugehörigkeit und dem Bedürfnis kommt, das weitverbreitete Gefühl der Entfremdung, Einsamkeit, Fremdheit und Verlassenheit zu überwinden, das von unserer Mobilität, vom Zusammenbruch traditioneller Gruppierungen, der Verstreutheit der Familien, dem Generationenunterschied, der zunehmenden Urbanisierung und dem Verschwinden der dörflichen Nähe, und der daraus resultierenden Oberflächlichkeit der amerikanischen Freundschaft entstanden ist“ (Maslow, 1977, 86).

Zu (4): Bedürfnis nach Achtung/Wertschätzung: über den Wunsch nach Liebe hinaus haben die meisten (normalen) Menschen das Bedürfnis nach Geltung - und zwar nach Achtung vor sich selbst und nach Achtung durch andere. „Erstens gibt es das Bedürfnis nach Stärke, Leistung, Bewältigung

und Kompetenz, Vertrauen angesichts der übrigen Welt und Unabhängigkeit und Freiheit“ (Maslow, 1977, 87). Es geht darum, sich selbst als bedeutsam zu fühlen und zu erleben! - „Zweitens gibt es, was man den Wunsch nach einem guten Ruf oder nach Prestige nennen könnte . . . nach Status, Berühmtheit und Ruhm, nach Dominanz, Anerkennung, Aufmerksamkeit, Bedeutung, Würde oder Wertschätzung“ (1977, 87). Es geht darum, in seinem Selbstgefühl von anderen bestätigt zu werden.

Adler habe auf die Bedeutsamkeit dieser Bedürfnisse hingewiesen, ebenso Fromm und Rogers. Dabei ist es entscheidend, daß diese Achtung beruht auf „der eigenen, wahren, inneren Natur“ (1977, SS), auf dem „realen Selbst“, nicht auf einem „idealisierten Pseudo-Selbst“ (1977, 88).

Wenn die Wertschätzung zustande kommt, reagiert das Individuum mit Selbstbewußtsein. Wenn dagegen nicht, zeigen sich Gefühle der Minderwertigkeit, Schwäche oder Wertlosigkeit. Daraus kann folgen: Entmutigung, Passivität - auch wohl Flucht in Neurosen.

(B) Wachstumsmotive

Wenn alle Bedürfnisse der niedrigeren Stufen befriedigt sind, gibt das Individuum keine Ruhe -bis es „sich selbst verwirklichen“ kann. „Selbst-Verwirklichung wird hier definiert als der Wunsch nach Selbst-Erfüllung, das Bedürfnis, mit seinen eigenen Möglichkeiten und Fähigkeiten zu leben, welche diese auch immer sein mögen“ (Rotter & Hochreich, 1979, 94-95).

„*Was ein Mensch sein kann, muß er sein*“ (Maslow, 1977, 88). Die spezifische Form dieses Bedürfnisses wird von Person zu Person verschieden sein. Selbst-Verwirklichung kann hinauslaufen auf das Ziel, ein idealer Vater zu sein, künstlerisch tätig zu sein, sportliche Spitzenleistungen zu erbringen usw.

Voraussetzungen für eine Befriedigung von Grundbedürfnissen

Damit die Grundbedürfnisse befriedigt werden können, bedarf es Bedingungen wie der folgenden: Meinungsfreiheit, Ausdrucksfreiheit, Informationsaustausch, Gerechtigkeit, Fairneß, Ehrlichkeit, Ordentlichkeit in der Gruppe.

Warum? „Wenn wir uns in Erinnerung rufen, daß die kognitiven Fähigkeiten (Wahrnehmung, Intellekt, Lernen) Anpassungsinstrumente sind, die unter anderem die Aufgabe haben, unsere Grundbedürfnisse zu befriedigen, dann wird klar, daß jede Gefährdung, jeder Entzug oder jede Blockierung ihrer freien Anwendung indirekt auch bedrohlich für die grundlegenden Bedürfnisse selbst sein muß (1977, 90).

Hierarchie - Kein starres System

Die Hierarchie der Bedürfnisse ist nicht starr zu fassen, so als ob sie sich bei jedem Individuum gleichartig darstelle. Maslow hält es für erwiesen, daß bei einzelnen Menschen ein übergeordnetes Bedürfnis (z. B. Wertschätzung) auch dann hervortritt, wenn ein untergeordnetes Bedürfnis (z. B. Zugehörigkeit, Liebe) nicht zureichend befriedigt worden ist; ebenso, daß bei anderen Menschen übergeordnete Bedürfnisse überhaupt nicht auftreten, weil untergeordnete Bedürfnisse nicht ausreichend zufriedengestellt worden sind.

Hinzu kommt, daß die meisten Verhaltensweisen durch *mehr als ein Motiv* hervorgerufen werden. So könne der Geschlechtsverkehr zwischen Partnern ebenso von physiologischen Bedürfnissen wie vom Wunsch nach Liebe und Wertschätzung oder nach Selbst-Verwirklichung angeregt werden.

Nicht alle Bedürfnisse, die menschliches Verhalten bestimmen, sind bewußt. Wie Freud nimmt Maslow an, daß den bewußten Absichten und Zielsetzungen unbewußte Wünsche zugrundeliegen (können). Der bewußte Wunsch nach einer Portion Eis könne dem tieferen unbewußten Wunsch nach Liebe entspringen. - Unbewußt bleibende Wünsche sind für das Verhalten deswegen besonders wichtig, weil sie das Verhalten bestimmen können, ohne gesteuert zu sein.

Psychotherapie

Wenn ein Individuum seine Bedürfnisse nicht befriedigen kann und darum neurotische Störungen entwickelt, dann muß eine Psychotherapie auf diese Defizite abgestimmt werden: Die Grundbedürfnisse nach Liebe, Sicherheit, Wertschätzung können nur durch Menschen befriedigt werden. Deshalb ist in der Therapie das wichtigste Instrument der Heilung die Beziehung zwischen Patient und Psychotherapeut. Das „nicht-gesunde Individuum“ muß in der Therapie „die Befriedigung erhalten, die es unter anderen Umständen durch gute zwischenmenschliche Beziehungen bekommen hätte“ (Rotter & Hochreich, 1979, 99).

Für Maslow ist diese Zielsetzung entscheidender als die Festlegung einer bestimmten therapeutischen Strategie oder einer einzelnen Technik. Für besonders effektiv hält er gruppentherapeutische Ansätze, weil sie dem Klienten die Einbindung in eine Vielfalt menschlicher Beziehungen eröffnen.

Was heißt, selbstverwirklicht zu sein?

Maslow untersuchte mit Kollegen solche Personen, die er als selbstverwirklicht betrachtete. Die Stichprobe bestand aus Zeitgenossen (wie Eleanor Roosevelt, Albert Schweitzer) und aus historischen Gestalten (wie Lincoln oder

Jefferson). Eine „holistische Analyse“ der Daten, die gesammelt wurden, erbrachte fünfzehn Charakteristika (Maslow, 1977, 221).

(1) Realistische Orientierung: Selbstverwirklichte Menschen sind fähig, Menschen und Situationen korrekt zu beurteilen. „In Kunst und Musik, in intellektuellen Angelegenheiten, in wissenschaftlichen Fragen, in der Politik und im öffentlichen Leben schienen sie als Gruppe imstande zu sein, die verborgene oder verwirrte Realität rascher und richtiger als andere zu erkennen“ (1977, 221).

(2) Selbst-Akzeptanz: Selbstverwirklichte Menschen akzeptieren sich selbst und ihre Umwelt, auch ihre Unvollkommenheit. „Sie sind imstande, ihre eigene menschliche Natur in stoischer Art zu akzeptieren, mit allen ihren Unzulänglichkeiten, Diskrepanzen, Abweichungen vom Idealbild“ (1977, 224).

(3) Spontaneität, Einfachheit, Natürlichkeit: Selbstverwirklichte Menschen sind spontan im Verhalten, im Denken, im Erleben. Sie lassen sich kennzeichnen durch Einfachheit und Natürlichkeit, sie meiden Künstlichkeit und Effekthascherei (1977, 226).

(4) Problemorientierung: Selbstverwirklichte Menschen sind problemorientiert, nicht ichzentriert. „Sie haben gewöhnlich irgendeine Aufgabe im Leben, eine Mission, ein Problem außerhalb ihrer selbst, auf das sie viel von ihrer Energie verwenden“ (1977, 230).

(5) Wunsch nach einer Privatsphäre: Ausgeprägter als beim Durchschnittsmenschen ist der Wunsch, sich in eine eigene Welt zurückzuziehen. Aus dieser Einsamkeit strömt selbstverwirklichten Menschen ein großer Vorrat an Ruhe und Gelassenheit zu. „Es trifft für alle meine Versuchspersonen zu, daß sie ohne Schaden einsam und ohne Unbehagen für sich selbst sein können. Außerdem trifft es für fast alle zu, daß sie Einsamkeit und Privatheit viel lieber haben als ein Durchschnittsmensch . . . Vielleicht kommt das teilweise von ihrer Tendenz, bei ihrer eigenen Interpretation der Situation zu bleiben, statt sich darauf zu verlassen, was andere Menschen fühlen oder meinen. Diese Reserviertheit kann auch in Entfremtheit und Strenge umschlagen“ (1977, 231).

(6) Selbstständigkeit, Unabhängigkeit: Selbstverwirklichte Personen konnten die ‚niedrigeren‘ Bedürfnisse befriedigen, darum geht ihr Hauptbestreben auf Selbst-Entfaltung und inneres Wachstum. - „Diese Unabhängigkeit von der Umwelt bedeutet relative Stabilität angesichts harter Schläge, Entbehrungen, Frustrationen und ähnlichem. Solche Menschen können eine relative Gelassenheit inmitten von Umständen aufrechterhalten, die andere Menschen zum Selbstmord treiben würden“ (1977, 233).

(7) Erlebnisfrische: „Selbstverwirklichte Menschen haben die wunderbare Fähigkeit, die grundlegenden Lebensgüter mit Ehrfurcht, Freude, Staunen und sogar Ekstase immer wieder, unverbraucht und naiv, hochzuschätzen, wie schal auch diese Erfahrungen für andere geworden sind“ (1977, 234).

(8) *Erlebnishöhepunkte/Grenzerfahrung* (Maslow, 1977, 236): Die selbstverwirklichten Menschen berichten fast alle von einer Art Transzendenzerlebnis: von intensiven Gefühlserlebnissen

- angesichts eines Kunstwerks oder
- angesichts intellektueller Entdeckungen oder
- angesichts religiöser Inhalte
- u s w .

„Es waren Gefühle des grenzenlosen Horizonts, der sich dem Blick öffnet, das Gefühl, gleichzeitig mehr mächtig und zugleich auch hilfloser zu sein als je zuvor, das Gefühl größter Ekstase und Ehrfurcht und großen Staunens, der Verlust des Gefühls für die Stellung in Zeit und Raum, und schließlich die Überzeugung, daß etwas extrem Wichtiges und Wertvolles geschehen war, so daß die Versuchsperson in einigem Ausmaß sogar in ihrem täglichen Leben von diesen Erfahrungen verwandelt und gestärkt wurde“ (1977, 236).

(9) *Gemeinschaftsgefühl*: Selbstverwirklichte Menschen identifizieren sich mit der Menschheit als einer Gesamtheit, sie „haben für menschliche Wesen im allgemeinen ein tiefes Gefühl der Identifikation, Sympathie und Zuneigung trotz gelegentlichem Arger, Ungeduld oder Ekel“ (1977, 238).

(10) *Tiefe, harmonische Beziehungen zu wenigen Menschen*: Selbstverwirklichte Menschen „sind zu mehr Vereinigung, größerer Liebe, perfekterer Identifikation, mehr Beseitigung der Ich-Grenze fähig, als andere Menschen es für möglich halten wurden“ (Maslow, 1977, 238). Ihre Beziehungen zu wenigen besonders geliebten Menschen sind tief und gefühlsbetont - diese Menschen sind meist auch ihrerseits selbstverwirklicht.

(11) *Demokratische Grundstruktur*: „Die Selbstverwirklichten . . . können mit allen Menschen jeden Charakters freundlich sein und sind es, ungeachtet der Klasse, Erziehung, des politischen Glaubens, der Rasse oder Hautfarbe“ (1977, 241).

(12) *Ethische Grundeinstellung*: Unterscheidung zwischen gut und böse, zwischen Mittel und Zweck. „Die Selbstverwirklichten sind stark ethisch veranlagt, sie haben definitive moralische Normen, sie tun das Richtige und nicht das Falsche . . . Im allgemeinen beziehen sie sich mehr auf den Zweck als auf die Mittel, und die Mittel werden sehr definitiv dem Zweck untergeordnet“ (1977, 242).

(13) *Sinn für Humor*: Sinn für Humor charakterisiert sie, auf philosophischer Basis. Es kann „gesagt werden, daß sie weniger häufig humorvoll sind als der Durchschnitt der Bevölkerung. Wortspiele, Witze, geistreiche Bemerkungen, witzige Antworten, Persiflage der gewöhnlichen Art kann man weit weniger häufig beobachten als den ziemlich gedankenvollen philosophischen Humor, der ein Lächeln eher als ein Lachen hervorruft“ (Maslow, 1977, 244).

(14) Kreativität und Originalität: Selbstverwirklichte Menschen weisen viel Kreativität und Originalität auf: z.B. in ihrer Einstellung zu eigenen Bemühungen, in ihrer Art, Dinge zu sehen und zu bewältigen.

(15) Transzendenz jeder einzelnen Kultur - in diesem Sinne unangepaßt: Selbstverwirklichte Menschen haben eine komplizierte Beziehung zu der Kultur, in der sie leben. „Ihre innere Haltung, wie sie zum Ausdruck kommt, ist gewöhnlich, daß von wenig Bedeutung ist, welche Gebräuche befolgt werden, daß eine Garnitur von Verkehrsregeln *so* gut ist wie die *andere*, daß sie, wenn sie auch das Leben glätten, doch nicht genügend Bedeutung haben, daß man sich über sie aufregt“ (Maslow, 1977, 247). Sie wahren Distanz zu ihrer Kultur,

Nicht fehlerfrei: „Bei Maslows Aufzählung der Attribute von selbst-verwirklichten Menschen hat man oft das Gefühl, er beschreibe eine ‚Super-Rasse‘, eine Gruppe von Männern und Frauen, die über den normalen Sterblichen stehen. In gewisser Weise war das genau Maslows Absicht. Dennoch gibt er offen zu, daß keine seiner untersuchten Personen von den üblichen menschlichen Schwächen wie Eitelkeit, Launenhaftigkeit, gelegentlicher Unbarmherzigkeit und eigensinnigem Stolz frei war. Da sie vollständig von ihrer Arbeit oder irgendeiner Aktivität beansprucht sind, sind sie oft, ohne es zu wollen, unaufmerksam und egoistisch. Für Maslow gibt es den perfekten Menschen nicht; aber selbst-verwirklichte Individuen kommen diesem Ideal immerhin am nächsten“ (Rotter & Hochreich, 1979, 99).

Zu Maslow

„Die Grundthemen der Hoffnungen und Befürchtungen der von Cantril (1965) und seinen zahlreichen Mitarbeitern befragten 20000 Menschen aus dreizehn Ländern der Erde verifizieren in gewisser Weise die von Maslow (1962) postulierte Hierarchie der Motive. Wie von Maslow vorhergesagt, stellt die Thematik des Überlebens das am meisten geäußerte Grundbedürfnis dar, gefolgt von der Thematik ‚Sicherung des Erreichten‘. Die nächst häufigen Themen, welche Menschen nach Cantril (1965) beschäftigen, sind ‚Streben nach Ordnung und Gewißheit im eigenen Leben‘, ‚Streben nach Erweiterung der Erfahrungen und des Genusses‘, ‚Angelegenheit des Menschen auf Hoffnung, nicht auf Verzicht‘ bis hin zum Wunsch, die eigene Identität und Integrität erleben zu können, und zum Streben, das Gefühl des eigenen Wertes bewahren zu können“ (Thomae, 1996 b, 84).

„Der Versuch, diese Hypothese zu testen, wurde vor allem im Bereich der Industriepsychologie gemacht. Dort hatte Maslows Konzeption auch bisher ihren größten Einfluß.

In diesen Untersuchungen konnte zwar festgestellt werden, daß Selbstverwirklichungsmotive bei Führungskräften subjektiv eine erhebliche Rolle zu spielen scheinen, es konnte aber nicht empirisch belegt werden, daß eine Bedürfnis-

hierarchie mit den von Maslow angegebenen Merkmalen existiert . . . Diese Untersuchungen waren jedoch nicht so angelegt, daß sie Maslows Konzeption angemessen zu überprüfen erlaubten.

Neuberger (1974, 107) meint: „Man kann Maslows Ansatz schlicht als Lyrik abtun, als einen Versuch, mit schwammigen Begriffen und messianischem Bewußtsein Idealbilder von den Möglichkeiten des Menschen zu entwerfen . . . Eine solche Kritik zeigt zwar problematische Aspekte, verabsolutiert aber ihren eigenen Standpunkt . . . Maslow hat sich einem Gebiet zugewandt, das in seiner Komplexität mit den vorhandenen Methoden und Theorien im Grunde noch nicht erschlossen werden kann. Er hat mehr auf Probleme hingewiesen als Lösungen gefunden, er hat Ziele aufgezeigt, den Weg dazu aber allenfalls angedeutet.“

Insofern ist es der Zukunft überlassen, Maslows Theorie abschließend zu beurteilen“ (Seiffge-Krenke & Todt, 1977, 198).

23 Rogers, C.R. : Selbstaktualisierung (1902-1987)

Das „Selbst“ zeigt uns den Weg, den wir ‚gehen‘ müssen, damit wir uns wohl fühlen - indem wir uns selbst verwirklichen: Dieser Satz umschreibt das Zentrum des Persönlichkeitssystems von Rogers.

Vorannahmen: Um das Verhalten einer Person zu verstehen, muß man die Art und Weise kennen, wie sie Umstände und Ereignisse erlebt. Denn nicht die Umwelt an sich, sondern ihre kognitive Repräsentanz in der Person bestimmt das Verhalten.

Im Erleben wirkt orientierend die Tendenz zur Selbstverwirklichung: eine Tendenz, die darauf ausgerichtet ist, alle Fertigkeiten und Fähigkeiten so einzusetzen, daß der Organismus erhalten bleibt und sich weiterentwickelt. Selbstverwirklichung bezieht sich auf biologische Bedürfnisse, auf soziale Fertigkeiten, vor allem auf die Entwicklung von Selbständigkeit, Selbstbestimmung, Selbstachtung.

In diesem Prozeß stellt das Individuum ständig Vergleiche an. Was es erlebt und erfährt, vergleicht es mit seiner Tendenz zur Selbstverwirklichung: Was es als förderlich erkennt, dem wendet es sich zu. Was es als hinderlich bewertet, davon wendet es sich ab. Was im Dienste der Selbstverwirklichung steht, erkennt die Person, indem sie auf die Gefühle achtet, die ihre Erfahrungen begleiten.

In den Gefühlen vollzieht sich eine autonome Bewertung, auf die sich die Person verlassen kann. Was das Gefühl als gut einstuft, dient der Selbstverwirklichung. Was es als schlecht empfindet, wirkt der Selbstverwirklichung entgegen. „In dem Maße, wie der Mensch seiner ganzen Erfahrung gegenüber offen ist, hat er Zugang zu allen vorhandenen Daten, die in der Situation enthalten sind; nach diesen kann er sein Verhalten richten. Er weiß Bescheid über seine Gefühle und Impulse, die oft genug komplex und widersprüchlich sind ... Er hat Zugang zu seiner Erinnerung an ähnliche Situationen und zu den Konsequenzen ... Dieses komplexe Abwägen und Ausbalancieren ermöglicht es ihm, die Handlungslinie zu entdecken, die der Befriedigung aller seiner langfristigen und seiner unmittelbaren Bedürfnisse . . . am nächsten kommt“ (Rogers, 1973, 124). In diesem Zusammenhang ist außerordentlich wichtig, auch diejenigen Erfahrungen wahrzunehmen und in das Selbstbild zu integrieren, die von *ängstigenden* bedrohlichen Gefühlen begleitet sind, aus diesen Erfahrungen also *nicht* die Konsequenz zu ziehen, zu meiden, was mit „schlechten“ Gefühlen verbunden ist.

Als **Quellen**, aus denen Rogers seine Theorie ableitet, gibt er an: die rigorosen Methoden der Persönlichkeitsmessung, die psychoanalytischen Einsichten und Methoden, die Arbeitsweisen der Klinischen Psychologie, die Ideen von Otto Rank, einem Schüler Freuds, der sich jedoch vom Meister getrennt hatte. (Rank hatte betont, nicht die Genese von Störungen sei zu analysieren, sondern die Zielorientierung eines neurotischen Klienten zu korrigieren, um ihn zur Unabhängigkeit anzuleiten).

Die wichtigste Informationsquelle für Rogers waren aber die Erfahrungen, die er in der klinischen Praxis und im persönlichen Leben gesammelt hat (Rogers, 1973, 45).

Zwei Bewertungssysteme

Rogers nennt zwei Bewertungssysteme, an denen sich unser Verhalten orientiert:

- (1) die eigenen Gefühle und
- (2) die Bewertungen, die wir von wichtigen Bezugspersonen übernehmen.

Zu (1): Eigene Gefühle: Entscheidend für eine Entwicklung zur Person - Rogers spricht von Person, nicht von Persönlichkeit - ist die Ausbildung des Selbst oder besser: des Selbstbildes. Schon das Kind hat Vorstellungen von sich: von seinem Körper, seinen Fähigkeiten, seiner Einbettung in die soziale Mitwelt. Erst recht bilden sich diese Vorstellungen im Jugendlichen und im Erwachsenen aus.

Ein so entstandenes Selbstbild steuert den Prozeß der Selbstverwirklichung. Anerkannt, vielleicht übernommen werden Wahrnehmungen, Erfahrungen, Gedanken, Impulse, die in das Gefüge des Selbstbildes passen. Anderes wird abgewehrt. Das Selbstbild wirkt - kognitiv, emotional, im Verhalten - wie ein Filter, es beeinflußt Wahrnehmungen, Empfindungen, Handlungen.

Eine Person etwa, in der sich ein *offenes* Selbstbild entwickelt hat, kann jede Art von Gefühl in sich aufkommen lassen: Arger, Wut, Neid ebenso wie Freude, Begeisterung, Liebe. Ihre Erlebniswelt ist abwechslungsreich.

Eine Person dagegen, deren Selbstbild von *Verschlossenheit* geprägt ist, kann nur einen engen Umfang von Erfahrung zulassen, sie kann beispielsweise Wut, Eifersucht, Spontaneität nicht als Teil ihrer Selbst erkennen, weil sie das Selbstbild bedrohen. Die Erlebniswelt einer solchen Person wird karger sein.

Subzeption: Im Dienste des Selbstbildes steht ein Wahrnehmungsvorgang, den Rogers Subzeption nennt: ein Mechanismus, „der den Organismus im voraus vor einer das Selbst bedrohenden Erfahrung warnt“ (Rogers, 1973, 187). Eine Person nimmt mehr wahr, als ihr bewußt ist. Die Subzeption, im Dienste des Selbstbildes, filtert die Vielfalt der Wahrnehmungen und läßt ins helle Bewußtsein nur das eintreten, was mit dem Selbstbild ver-

einbar ist. Auf diese Weise kann eine Person ihr Selbstbild schützen. Aber - die von der Subzeption ausgeschiedenen Eindrücke sind nicht verschwunden, sie werden gespeichert, sie wirken sich aus, aber ohne durch das Selbst kontrolliert zu sein. Sie können zu unangepaßten Handlungen führen, die das Ich als bedrohlich erlebt, ohne ihre Herkunft zu durchschauen.

Beispiel: Ein Mann kommt mit seiner Sexualität nicht zurecht, nach seinem Wertmaßstab ist er zu triebhaft. In der Begegnung mit Frauen kann er deren sexuelle Ausstrahlung bewußt ausblenden, diese Ausstrahlung aber sehr wohl subzipieren und sie ohne volle Kontrolle speichern. - Diese subzipierten Wahrnehmungen beeinflussen sein Verhalten, sie lassen ihn „hölzern“ auftreten, so daß er, unsicher wie er sich fühlt, unreife Formen des Kontaktes „wählt“, etwa Zuflucht sucht zu abgeschmackten Witzeleien und unernsten Bemerkungen . . .

Den Vorgang der Subzeption erkennbar zu machen ist ein Ziel der Psychotherapie nach Rogers: den Anteil der Subzeption zu vermindern, die Offenheit für Wahrnehmungen, für Empfindungen, für Impulse zu vergrößern. Davon später! Zuerst sei die Entstehung von Verhaltensstörungen noch genauer beschrieben. Gestörtes Verhalten geht zurück auf einen Konflikt zwischen dem angeborenen und einem übernommenen Bewertungssystem.

Zu (2): Übernommene Bewertungen: Neben dem angeborenen entwickelt sich in der Person ein zweites Bewertungssystem: Maßstäbe, die übernommen werden von wichtigen Bezugspersonen. Zu dieser Übernahme kommt es, weil jedes Individuum darauf bedacht ist, von anderen Menschen gut bewertet zu werden, besonders von den Eltern Wertschätzung unter allen Aspekten zu erfahren. Dieses Bestreben kann sich sogar verselbständigen: wenn eine Person mehr nach Zuneigung, Wärme, Anerkennung strebt als nach der eigenen Selbstverwirklichung, also lieber tut, was ihr Wärme, Zuneigung, Anerkennung von wichtigen anderen einbringt, als was ihre eigenen Gefühle und Antriebe empfehlen.

Verhaltensstörungen

Wenn eine Person die *eigenen* und die *übernommenen* Bewertungen nicht aufeinander abstimmen kann, können sich Verhaltensstörungen entwickeln. Um den gleichen Sachverhalt zu wiederholen: Wenn der Vergleich mit dem Maßstab der Bezugspersonen abweicht von dem individuellen Gefühl, das anzeigt, was der Selbstverwirklichung dient, dann kann dieser Zwiespalt Krisen auslösen.

Eine Verhaltensstörung entspringt immer einer Diskrepanz zwischen den zwei Bewertungssystemen: den „Gefühlen des Selbst“ und den „übernommenen Wertungen“.

Die Diskrepanz zwischen den beiden Bewertungssystemen erzeugt Angst. Die geängstigte Person sucht nach Verhaltensweisen, die ihre Angst mindern. Situationen, in denen die Diskrepanz erscheint, subzipiert sie als bedrohlich. Um ihnen zu entgehen, kann sie Abwehrmaßnahmen treffen: beispielsweise solche Situationen uminterpretieren, ihre Bedrohlichkeit leugnen.

Die Abwehr, weil realitätsfremd, führt in einen Zirkel: Das Wahrgenommene wird nicht realistisch eingeordnet und bearbeitet, sondern verzerrt und umgedeutet. Wenn die Person erlebt, daß sie sich widersprüchlich verhält: sich einmal am eigenen Bewertungssystem orientiert und einmal, im Gegensatz dazu, an dem übernommenen System, dann vertieft sich das Diskrepanzerleben - das, weil angstausslösend, einen weiteren Abwehrmechanismus begünstigt: Abwehr führt zu verstärkter Abwehr. Die Divergenz kann auch beschrieben werden als Divergenz zwischen dem idealen Selbst und dem realen Selbst - dem Selbst, wie es der Selbstverwirklichung entspräche, wäre sie dominant, und dem Selbst, wie es im Vergleich zur übernommenen Bewertung wahrgenommen wird.

Um solche Verhaltensstörungen zu korrigieren, hat Rogers eine eigene Form der Psychotherapie entwickelt.

Psychotherapie als Hilfe zur Selbstverwirklichung

Von dem Ansatz her, daß die Person zur Selbstverwirklichung strebe und selber befähigt sei, zu befinden, was der Selbstverwirklichung dient, entwirft Rogers eine Therapie, die einem Klienten dazu verhelfen soll, Selbstverwirklichung und Bewertung (wieder) frei zu realisieren.

Es ist eine Therapieform, in der die Selbstheilungskräfte des Klienten geweckt und kein Verhalten „von außen“ vorgeschlagen werden soll. Darum spricht Rogers von klient-zentrierter Therapie (früher auch von nicht-direktiver Therapie).

Aufgabe des Therapeuten ist es, eine Atmosphäre zu schaffen, in der der Klient sich öffnen, die Richtung seiner Selbstverwirklichung erkennen und neu bestimmen kann.

„In einer solchen Beziehung wird der einzelne integrierter, effektiver . . . Er sieht sich anders und wird realistischer in seinem Selbstverständnis. Er wird mehr der Mensch, der er sein möchte. Er schätzt sich selbst höher ein. Er ist selbstbewußter und stärker selbstbestimmend. Er . . . wird offener für seine Erfahrungen, er leugnet und unterdrückt weniger davon“ (Rogers, 1973, 50).

Bedingungen einer Therapie

Wenn eine Therapie gelingen soll, muß der Therapeut einigen Bedingungen entsprechen; die Stichworte lauten:

- Selbstkongruenz,
- Empathie,
- Wertschätzung,
- „Spiegeln“ und
- Bezug zur Gegenwart.

Selbstkongruenz: Der Therapeut sollte *sich selber anzunehmen* gelernt haben, damit nicht etwa seine Angstgefühle und seine Abwehrversuche den Klienten erschrecken und verletzen. „Je annahmefähiger der Therapeut dem zuhören kann, was sich in ihm selber ereignet, und je fähiger er ist, ohne Angst die Komplexität seiner Gefühle zu erleben, desto höher ist der Grad seiner Kongruenz“, seiner Authentizität, desto größer „die Wahrscheinlichkeit, daß eine Veränderung der Persönlichkeit des Klienten stattfinden wird“ (Rogers, 1973, 75).

Empathie: Der Therapeut soll in der Lage sein, sich in das Erleben des Klienten hineinzusetzen, um die Ängste und Hoffnungen des anderen nachzuvollziehen, sie zu verstehen und zu deuten.

Unbedingte Wertschätzung: Der Therapeut soll dem Klienten mit Aufmerksamkeit, mit Wärme begegnen, ohne ihn zu bewerten (Rogers, 1973, 75). „Kann ich es ihm zugestehen, zu sein, was er ist - ehrlich oder betrügerisch, infantil oder erwachsen, verzweifelnd oder zuversichtlich? Kann ich ihm die Freiheit geben, er selbst zu sein?“ (1973, 67). Der Klient soll in einer solchen Atmosphäre über seine intimsten Gefühle - auch über seine Fehler - sprechen lernen, ohne sich abwerten zu müssen, weil ein anderer, der Therapeut, ihn auch nicht abwertet, sondern annimmt.

„Spiegeln“: Der Therapeut liefert keine Interpretationen, gibt keinen Rat, er hört nur zu, faßt aber die Gefühle in Worte, die der Klient im Gespräch äußert - vielleicht ohne sich ihrer bewußt zu sein: *Der Therapeut spiegelt die Gefühle des Klienten, um ihn zur Einsicht in sein eigenes Erleben zu ermuntern.*

Bezug zur Gegenwart: Der Therapeut erforscht nicht die Vergangenheit des Klienten - weil, gemäß Rogers, *nicht* die *Genese* einer Störung, sondern ihr gegenwärtiges Erleben das Verhalten bestimmt.

Erfolgskontrollen

Um den Verlauf der Psychotherapie zu prüfen, hat Rogers Erfolgskontrollen angeregt und selber durchgeführt. Eines der Beispiele, die er nennt, betrifft Klienten, die am Anfang einer Therapie Einstellungen zu sich selber bekunden, die im Verhältnis 4:1 negativ waren, die aber im letzten Fünftel der Therapie

Einstellungen gewonnen hatten, die im Verhältnis 2:1 positiv waren (Rogers, 1973, 78). Sehr ausführlich und sehr optimistisch berichtet Rogers über bleibende Effekte der Therapie (1973, Kapitel 10-12). Sehr detailliert, weniger zuversichtlich berichtet Bommert (1978) über den Stand der Therapieforschung.

Zu Rogers

Innerhalb der Persönlichkeitspsychologie hat Rogers vor allem die Ich-Psychologie gefördert. Angeregt von ihm, wurden immer wieder Versuche unternommen, das Ich oder das Selbst inhaltsanalytisch oder psychometrisch zu erfassen (Wylie, 1974).

Rogers ist um Erfassung der individuellen Eigenart bemüht - eher in ganzheitlicher ‚Schau‘ als aus einer differenzierenden Perspektive. Gemeint ist, daß er seine Klienten durch Empathie zu verstehen sucht, daß er jedoch keine methodischen Schritte angibt, wie sich Unterschiede des Selbstbildes, der Bewertungssysteme erfassen ließen. Weil Rogers vor allem innere Prozesse beschreibt, ist es schwer, seine Konstrukte, etwa des Selbst oder der Bewertungssysteme, in empirischen Arbeiten zu bestimmen.

Er hat in der Person das Moment des Prozesses hervorgehoben, weniger das der Struktur. Seine Konzepte dienen denn auch vorrangig diesem Anliegen, Person in ihren Prozessen zu beschreiben.

Was die Psychotherapie angeht, so hat er ein eigenes System der Therapie und der Therapieforschung angeregt.

Daß das Selbst, vielmehr das ihm zugeordnete „Gefühl“, immer den „richtigen Weg“ anzeige und in diesem Sinne immer einen zuverlässigen Kompaß abgebe für Bewertung und Korrektur des Verhaltens: Dieser Satz dürfte eher ein Axiom sein als eine Aussage, die sich empirisch verifizieren oder falsifizieren ließe. - Daß ich, folge ich immer meinem Gefühl, immer das Richtige anstrebe und darin auch das Gute treffe: Diese Aussage setzt voraus, daß ich im Grunde „gut“ bin und mir ‚an sich‘ keine Bereitschaft zu falschem Handeln innewohnt (erst recht nicht zu *bösen* Entscheidungen). - Trifft der Sachverhalt aber wirklich zu: ‚Das Falsche (und das Böse) kommt zu mir immer nur von außen, vom anderen?‘ Könnte das Falsche (und das Böse) mich überhaupt ‚affizieren‘, wenn es in mir keinen ‚Ansatz‘ träfe? - Um ein Beispiel zu geben: Wenn ich gereizt werde und legitimerweise aggressiv reagiere: wahre ich mich dann ‚von mir aus‘ immer das ‚richtige‘ Maß, überschreite ich ‚von mir aus‘ nie die Grenze zum Falschen, zum Bösen hin?

24 Fromm, E.: Menschsein als „Menschwerdung“ (1900-1980)

Wie wird der Mensch zum Menschen? Diese Frage hat Erich Fromm lebenslang beschäftigt. „In dem Augenblick, in dem das Tier die Natur transzendierte ... wurde der Mensch geboren ... Diese Geburt des Menschen kann Hunderttausende von Jahren gedauert haben, aber worauf es ankommt, ist, daß eine neue Spezies entstand, welche die Natur transzendierte, daß das Leben sich seiner selbst bewußt wurde“ (Fromm, Bd. 4, 1980, 21).

Die Geburt des Menschen garantiert noch keine Menschlichkeit. „Die Vernunft, der Segen des Menschen, ist zugleich sein Fluch. Sie zwingt ihn, sich immerzu mit der Aufgabe zu beschäftigen, für eine unlösbare Dichotomie eine Lösung zu finden“ (Fromm, Bd. 4, 1980, 21).

Auseinandersetzung mit Freud und Marx

Nach der Menschwerdung des Menschen fragt Fromm in lebhafter Auseinandersetzung mit Freud und mit Marx.

Freud, so sagt Fromm, nehme zu unbekümmert an, die Gesellschaft sei mit ihrer Struktur und ihren Anforderungen gleichsam vorgegeben. „Ich möchte an diesem Punkt noch einmal auf die wichtigsten Unterschiede zwischen der in diesem Buch angewandten psychologischen Methode und der von Freud hinweisen ... Es handelt sich darum, daß ich die menschliche Natur als im wesentlichen geschichtlich bedingt ansehe, wenn ich auch die Bedeutung von biologischen Faktoren keineswegs unterschätzen möchte und nicht der Meinung bin, daß die Frage so zu stellen ist, daß man die kulturellen Faktoren gegen die biologischen ausspielt. Zweitens betrachtet Freud den Menschen grundsätzlich als ein geschlossenes System, das von der Natur mit bestimmten physiologisch bedingten Trieben ausgestattet wurde, und er interpretiert die Entwicklung des Charakters als Reaktion auf die Befriedigung oder Frustrierung dieser Triebe. Demgegenüber vertrete ich den Standpunkt, daß die menschliche Persönlichkeit grundsätzlich nur in ihrer Beziehung zur Welt, zu den anderen Menschen, zur Natur und zu sich selbst zu verstehen ist. Ich halte den Menschen *primär* für ein gesellschaftliches Wesen und glaube nicht, wie Freud es tut, daß er primär selbstgenügsam ist und nur sekundär die anderen braucht, um seine triebhaften Bedürfnisse zu befriedigen. In diesem Sinne glaube ich, daß die Individualpsychologie im Grunde Sozialpsychologie ist, oder - um mit Sullivan zu reden - Psychologie zwischenmenschlicher Beziehung“ (Fromm, Bd. 1, 1980, 386-387).

Zu **Marx** sagt Fromm: „In seiner Stärke lag gleichzeitig auch seine Schwäche. Marx begann seine ökonomische Analyse mit der Absicht, die Bedingungen für die Entfremdung des Menschen herauszufinden, und obwohl er meinte, dies werde nur relativ kurze Zeit in Anspruch nehmen, widmete er doch den größten Teil seiner wissenschaftlichen Arbeit fast ausschließlich der ökonomischen Analyse. Obwohl er sein Ziel - die Emanzipation des Menschen - nie aus dem Auge verlor, so wurde doch seine Kritik am Kapitalismus genau wie seine sozialistischen Interessen an den *humanen* Fragen mehr und mehr von seinen ökonomischen Fragen überwuchert. Er erkannte nicht die irrationalen Kräfte im Menschen, die ihm Angst vor der Freiheit einjagen, und die seine Gier nach Macht und seinen Zerstörungstrieb verursachen. Ganz im Gegenteil gründete sich seine Auffassung auf die stillschweigende Voraussetzung der natürlichen Gutheit des Menschen, die sich geltend machen wurde, sobald er von den ökonomischen Ketten befreit sein wurde“ (Fromm, Bd. 4, 1980, 184).

Fromms eigene These

Die Beziehung des Individuums zur Gesellschaft umreißt Fromm in vier Thesen (Hall & Lindzey, 1978, 155):

- (1) Der Mensch hat eine essentielle, angeborene Natur.
- (2) Um diese Natur zu verwirklichen, entwickelt der Mensch die Gesellschaft.
- (3) Bis jetzt hat der Mensch noch keine Gesellschaft entworfen, welche die Grundbedürfnisse menschlicher Existenz ausreichend befriedigt.
- (4) Es ist jedoch möglich, eine Gesellschaft zu schaffen, die diese Zufriedenheit erzeugt.

Die Natur oder das Wesen des Menschen ist nicht festgelegt, sie wandelt sich im historischen Prozeß, sie repräsentiert die dem Menschen eigenen Anlagen und Möglichkeiten.

„Im Gegensatz zu Freud sehe ich den Menschen nicht als *homme machine*, getrieben vom chemisch bedingten Mechanismus Unlust - Lust, sondern als ein *primär* auf andere bezogenes und ihrer bedürftiges Wesen, und dies nicht in erster Linie zum Zweck der gegenseitigen Bedürfnisbefriedigung, sondern aus Gründen, die in der ‚*Natur*‘ der Menschen liegen. Die menschliche ‚*Natur*‘ betrachte ich nicht als eine bestimmte unveränderliche Substanz, die als solche beobachtbar wäre, sondern als einen Widerspruch, wie er ausschließlich dem menschlichen Wesen zu eigen ist: den Widerspruch nämlich, in der Natur zu stehen und allen ihren Gesetzen unterworfen zu sein und gleichzeitig die Natur zu transzendieren. Denn der Mensch - und nur er - ist sich seiner selbst und seines Daseins bewußt; er ist der einzige Fall in der Natur, wo Leben sich seiner selbst bewußt wird“ (Fromm, Bd. 8, 1981, 244).

Der Mensch trägt in sich einen Widerspruch: Er ist Teil der Natur und muß sie doch übersteigen. Das Bewußtsein läßt ihn einerseits seine Chancen erleben, führt ihn andererseits aber auch an seine Grenzen. Doch ist seine Natur

darauf ausgerichtet, den Widerspruch zu lösen. In diesem existentiellen Konflikt erheben sich psychische Bedürfnisse, die allen Menschen gemeinsam sind.

Existentielle Bedürfnisse

Fromm spricht davon, daß der Mensch „existentielle Bedürfnisse“ habe, die der menschlichen Natur entspringen; er zählt fünf Klassen auf (Fromm, Bd. 4, 1980, 24-50):

- das Bedürfnis nach Bezogenheit,
- das Bedürfnis nach Transzendenz,
- das Bedürfnis nach Verwurzelung,
- das Bedürfnis nach Identität,
- das Bedürfnis nach einem Rahmen der Orientierung und einem Objekt der Hingabe.

Bezogenheit: Das Tier lebt in Einheit mit der Natur, ausgestattet mit Mitteln, seine Umwelt zu bewältigen. Der Mensch hat die unkomplizierte Wechselbeziehung zur Welt verloren, Denken und Vorstellen haben ihn von der Natur abgekoppelt, aber nicht vollständig gelöst. „Der Mensch ist aus der Einheit der Natur, die die tierische Existenz kennzeichnet, herausgerissen . . . Er könnte diesen Zustand keinen Augenblick ertragen, wenn er nicht neue Bindungen an seine Mitmenschen anknüpfen könnte, die die alten, von den Instinkten regulierten ersetzen“ (Fromm, Bd. 4, 1980, 25-26).

Er muß mit dem Material der Natur arbeiten, aber neue Beziehungen herstellen - vor allem zu anderen Menschen. Die produktivste Kraft entspringt der Liebe, diese aber schließt immer Sorge, Verantwortung, Verständnis für andere Menschen ein. „Es gibt nur eine Leidenschaft, die das Bedürfnis des Menschen befriedigt, mit der Welt eins zu werden und gleichzeitig ein Gefühl der Individualität zu erlangen: die Liebe“ (Fromm, 1980, 26). - Die Liebe tritt auf zwischen Mann und Frau, zwischen Mutter und Kind, zwischen zwei oder mehreren Partnern; sie kann sich äußern als Liebe zu Objekten oder als Liebe zur eigenen Person. So „kommt es zu der paradoxen Situation, daß zwei Menschen eins werden und gleichzeitig zwei bleiben“ (Fromm, Bd.4, 1980, 27).

Transzendenz: Der Mensch strebt danach, seine animalische Natur zu übersteigen, den vorgegebenen Zwängen zu entkommen und neue Beziehungen zu stiften. Diese Möglichkeit erwächst aus seiner Liebesfähigkeit - Liebe ist kreativ.

„Die Menschen - Mann wie Frau - können etwas erzeugen, indem sie Samen säen, indem sie materielle Gegenstände produzieren, indem sie Kunstwerke schaffen, indem sie Ideen erzeugen und indem sie einander lieben. Im Schöpfungsakt transzendiert der Mensch sich selbst als Geschöpf, erhebt er sich

über die Passivität und Zufälligkeit seiner Existenz in den Bereich der Zielgerichtetheit und Freiheit“ (Fromm, Bd. 4, 1980, 30).

Werden die kreativen Strebungen gehemmt - von innen oder von außen - dann kehrt Liebe sich in Haß: der Mensch wird zum Zerstörer. „Auch indem ich das Leben zerstöre, kann ich es transzendieren . . . Wenn man sagt, der Mensch sei fähig, sein ursprüngliches Potential zur Liebe und Vernunft zu entwickeln, so impliziert das nicht den naiven Glauben, daß der Mensch von Natur aus gut ist“ (Fromm, Bd. 4, 1980, 30-31).

Verwurzelung: Der Mensch will ein unentbehrlicher Teil der Welt sein, vor allem der menschlichen Umwelt - er braucht das Gefühl der Zugehörigkeit, er will ‚gebraucht werden‘. Als Kind ist er seiner Mutter verbunden, als Erwachsener sucht er Wurzeln zu schlagen in der Partnerschaft mit Brüdern und Schwestern. - Ausarten kann die Verwurzelung, wenn sie umschlägt in einen extremen Patriarchalismus oder einen schrankenlosen Patriotismus.

Es findet „sich ein wichtiger Unterschied zwischen der mütterlichen und der väterlichen Liebe. In der Beziehung des Kindes zu seiner Mutter gibt es nur wenig, was es von sich aus regulieren und beeinflussen könnte. Die mütterliche Liebe ist ein Akt der Gnade; ist sie vorhanden, so ist sie wie Segen - ist sie nicht vorhanden, kann man sie nicht erzeugen. Dies ist auch der Grund, weshalb die Menschen, welche von der Mutterbindung nicht losgekommen sind, oft auf neurotische, magische Weise sich mütterliche Liebe zu verschaffen suchen, indem sie sich selbst hilflos und krank machen oder emotional auf die Stufe eines Kindes regredieren. Die magische Idee lautet: Wenn ich mich in ein hilfloses Kinde verwandle, muß meine Mutter wieder auftauchen und für mich sorgen. Die Beziehung zum Vater dagegen kann man beeinflussen. Er möchte, daß sein Sohn heranwächst, um die Verantwortung zu übernehmen, zu denken und etwas aufzubauen, und oder er soll dem Vater gehorchen, ihm dienen und so sein wie er. Ob die Erwartungen des Vaters sich mehr auf die Entwicklung seines Sohnes oder auf dessen Gehorsam richten, stets hat dieser eine Chance, sich die Liebe des Vaters zu erwerben und sich die Zuneigung des Vaters dadurch zu gewinnen, daß er tut, was dieser von ihm will. Um es noch einmal zusammenzufassen: *Die positiven Aspekte des patriarchalischen Komplexes sind Vernunft, Disziplin, Gewissen und Individualismus; die negativen sind Hierarchie, Unterdrückung Ungleichheit und Unterwerfung*“ (Fromm, Bd.4, 1980, 37).

Identität: „Man kann den Menschen als das Lebewesen definieren, das ‚Ich‘ sagen kann“ (Fromm, 1980, 46). Der Mensch möchte ein einzigartiges Ich sein, ein Individuum - bestätigt in diesem Streben durch eigenes Schöpferturn oder durch Identifizierung mit anderen Personen als einzelnen oder als Gruppen. Der Sklave identifiziert sich mit dem Herrn, der Bürger mit dem Staat, der Arbeiter mit seiner Firma. „Das Bedürfnis nach einem gefühlsmäßigen Erleben von Identität entstammt den Bedingungen der menschlichen Existenz

selbst und ist der Ursprung unseres intensivsten Strebens“ (Fromm, Bd.4, 1980, 48).

Orientierungsrahmen: Der Mensch sucht eine feste und beständige Art, die Welt und die Umwelt wahrzunehmen, sie zu verstehen und mit ihr in Austausch zu treten. Der Bezugsrahmen kann rational, kann irrational und kann beides zugleich sein, also sowohl rational wie auch irrational.

„Die Antworten auf das Bedürfnis des Menschen nach einem Rahmen der Orientierung und einem Objekt der Hingabe unterscheiden sich weitgehend nach Inhalt und Form. Es gibt primitive Systeme wie den Animismus oder den Totemismus, in denen Gegenstände der Natur oder die Ahnen die Antwort auf der Suche nach Sinn sind. Es gibt nicht-theistische Systeme wie den Buddhismus, die man gewöhnlich als Religion bezeichnet, obwohl sie in ihrer ursprünglichen Form keine Gottesvorstellung enthielten. Es gibt rein philosophische Systeme wie die Stoa, und es gibt monotheistische religiöse Systeme, die dem Menschen auf seiner Suche nach Sinn mit der Vorstellung eines Gottes antworten.

Aber wie verschieden diese Antworten in bezug auf ihren Inhalt auch sein mögen, sie alle entsprechen dem Bedürfnis des Menschen, nicht nur irgendein Denksystem zu besitzen, sondern auch ein Objekt für seine Hingabe zu finden, das seinem Leben und seiner Stellung in der Welt Sinn verleiht“ (Fromm, Bd.4, 1980, 50).

Rolle des Orientierungsrahmens

Der Widerspruch seiner Existenz (Teil der Natur zu sein und sie zugleich zu übersteigen) zwingt den Menschen dazu, Lösungen zu suchen. Dabei helfen ihm unterschiedliche Orientierungsrahmen - vorformuliert in Kunst, Philosophie, Weltanschauung, Religion.

Lösungen muß der Mensch selbst suchen und finden, er ist letzter Herr über sich selbst. Weder das Leben noch die Geschichte halten einen letzten Sinn bereit. Angesichts der Widersprüche und Schwächen seiner Existenz sucht der Mensch nach einem Absoluten, das ihm Gewißheit geben und Zweifel nehmen könnte. Aber kein absolutes Wesen - kein Gott errettet oder verdammt den Menschen.

„Sagt man, Gott sei weise, stark und gut, so setzt man voraus, daß er eine Person ist; man kann über Gott nur das aussagen, was er *nicht* ist; man kann lediglich seine negativen Attribute feststellen: daß er nicht endlich, nicht ohne Liebe und nicht ungerecht ist. Je mehr ich darüber weiß, was Gott *nicht* ist, um so mehr weiß ich von ihm.

Wenn man die sich entfaltende Idee des Monotheismus weiterverfolgt, so kann man nur zu dem Schluß kommen, Gottes Namen überhaupt nicht mehr zu

erwähnen und überhaupt nicht mehr *über Gott* zu sprechen. Dann wird Gott zu dem, was er potentiell in der monotheistischen Theologie ist, das namenlose Eine, ein nicht in Worte zu fassendes Gestammel, das sich auf die der Erscheinungswelt zugrundeliegende Einheit, auf den Grund allen Daseins bezieht. Gott wird Wahrheit, Liebe, Gerechtigkeit. Gott, das bin ich, insofern ich menschlich bin“ (Fromm, Bd. 9, 1981, 481).

Der Mensch allein kann seinem Leben ein Ziel setzen und Mittel finden, das Ziel auch zu erreichen. Doch braucht er keine letzte und absolute Antwort zu finden, er kann nach einer Intensität, Tiefe und Klarheit des Erlebens streben, die ihm Kraft gibt, ohne Illusionen zu leben und angstfrei zu wirken. „Der Mensch muß auf andere Menschen affektiv bezogen sein, um die aus der Isolierung entspringende Angst zu überwinden. Er muß sich ein Bild von der Welt machen, das es ihm erlaubt, sich in dieser Welt zu orientieren und seinen Platz als handelndes Subjekt zu finden; er muß bestimmte Normen akzeptieren, die es ihm möglich machen, relativ konsistente Entscheidungen rasch zu treffen. Die jeweilige Ausprägung seiner Beziehungen, seines Weltbildes und seiner Normen ist zwar wichtig, aber vergleichsweise von sekundärer Bedeutung“ (Fromm, Bd. 8, 1981, 244).

Indem der Mensch mit all seinen Kräften danach strebt, sich über die vorgegebene Welt zu erheben, erlöst er sich von seiner Isolierung und schafft neue Beziehungen. Darin erweist sich, daß er nicht nur vom Mangel getrieben ist, sondern dank seiner Kreativität zu zweckfreien Tätigkeiten strebt, etwa in der Kunst, in der Religion, im Spiel.

„All unser Wissen vom Menschen beruht auf den bisherigen Erfahrungen des Menschen und ist deshalb fragwürdig und unvollständig. Welche noch ungeahnten Möglichkeiten dem Menschen innewohnen, können wir nicht wissen. Das ‚Menschen-Mögliche‘ ist unbekannt und kann sich erst im geschichtlichen Prozeß manifestieren. Deshalb ist der Mensch letztlich undefinierbar und unbeschreibbar; ja, auch das empirische Individuum der Gegenwart ist nicht vollständig erkennbar und erfassbar, teils weil die verborgenen Möglichkeiten auch in ihm schon als Ansätze vorhanden sind, teils weil es als ein lebendiger Prozeß sich einer vollständigen Beschreibung entzieht. Im Laufe des geschichtlichen Prozesses wird die Theologie in Anthropologie verwandelt. Dabei bleibt eine entscheidende Bestimmung Gottes, wie sie besonders in der negativen Theologie betont worden ist, auch für die Anthropologie gültig: Daß der Mensch unerkennbar und Unbenennbar ist. Das gilt für den ‚lebendigen Menschen‘ ebenso, wie es für den ‚lebendigen Gott‘ in theologischer Sicht gilt“ (Fromm, Bd. 8, 1981, 247).

Solche *Fragen*, nicht aber die *Antworten* auf solche Fragen machen das Wesen des Menschen aus.

Religion als Orientierungsrahmen

Das Bedürfnis nach einem Rahmen der Orientierung ist die reichste und stärkste Energiequelle. Die Grundorientierung artikuliert sich in der Religion. Aus beiden Sätzen folgt, daß es keinen Menschen gibt, der ohne religiöses Bedürfnis lebt.

Religion meint hier allerdings kein Aussagensystem, das einen Gottesbegriff impliziert, sondern bezeichnet jedes System, das dem einzelnen Orientierung ermöglicht. Mangels eines besseren Ausdrucks „werde ich . . . das Wort Religion gebrauchen, doch möchte ich von Anfang an klarstellen, daß ich darunter jedes System des Denkens und Tuns verstehe, das von einer Gruppe geteilt wird und dem Individuum einen Rahmen der Orientierung und ein Objekt der Hingabe bietet“ (Fromm, Bd. 6, 1980, 241).

Darum lassen sich in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nur Gesellschaften vorstellen, die auch Religionen haben. „In der Tat gibt es keine Kultur in der Geschichte und es scheint, daß es auch in Zukunft keine geben wird, die nicht Religion, in diesem weiten Sinne, mit einschliesse“ (Fromm, Bd. 6, 1980, 241).

Welche Art von Religion fordert die menschliche Entwicklung? Fromm unterscheidet zwei Arten: autoritäre und humanistische Religion.

Autoritäre Religion: „Das wesentliche Element autoritärer Religion und autoritärer Erfahrung ist die Unterwerfung unter eine Macht jenseits des Menschen. Die Haupttugend bei diesem Typ von Religion ist Gehorsam, die Kardinalsünde Ungehorsam“ (Fromm, Bd. 6, 1980, 248).

Den Menschen beherrscht demnach eine ihm jenseitige² Macht, die Anspruch erhebt auf Gehorsam, Verehrung und Anbetung - aber nicht aufgrund ihrer Liebe und Gerechtigkeit, sondern einzig dank ihrer größeren Macht. Diese Macht zwingt den Menschen, sie anzubeten - Verweigerung bedeutet Sünde. In autoritären Religionen überwiegt als Grundstimmung darum Leid und Schuld.

Als **Vertreter** einer autoritären Religion nennt Fromm Luther und Calvin.²

Humanistische Religion: „Humanistische Religion hingegen bewegt sich um den Menschen und seine Stärke. Der Mensch muß seine Kraft der Vernunft entwickeln, um sich selbst, seine Beziehung zum Menschen und seine Stellung im Universum zu verstehen. Er muß die Wahrheit erkennen, sowohl hinsichtlich seiner Grenzen als auch seiner Möglichkeiten, Er muß seine Kräfte der Liebe für andere, aber auch für sich selbst, zum Wachsen bringen und muß

2 Ich bin weder Lutheraner noch Calvinist. Aber Fromm zeichnet sowohl Luther wie auch Calvin zu einfach und zu einseitig - um nicht zu sagen: zu naiv. Er übersieht das Moment der Freude und Freiheit, das beide Theologen in ihrem Glauben gefunden haben. - Wenn etwa Luther Gott als einen „Backofen voller Liebe“ beschreibt, läßt sich kaum annehmen, daß er sich dabei einen autoritären Gott vorstellt.

die Solidarität mit allen lebenden Wesen erfahren. Er braucht Prinzipien und Normen, die ihn zu diesem Ziele führen. Religiöse Erfahrung bei dieser Art von Religion heißt Erfahrung des Einsseins mit dem All, gegründet auf der Bezogenheit zur Welt, wie sie jemand in Denken und Liebe erfaßt. Das Ziel des Menschen in einer humanistischen Religion besteht darin, seine größte Stärke, nicht seine äußerste Ohnmacht zu erreichen; Selbstverwirklichung ist Tugend, nicht Gehorsam. Glaube bedeutet Sicherheit der Überzeugung, die auf jemandes Erfahrung im Denken und Fühlen aufbaut, nicht aber die Annahme von Lehrsätzen, aufgrund der Achtung vor dem, der sie vorgibt. Die vorwiegende Stimmung ist Freude, während sie in autoritären Religionen in Leid und Schuld besteht“ (Fromm, Bd. 6, 1980, 249).

Der Mensch muß die Kraft seiner Vernunft entwickeln, um sich selbst, seine Beziehung zum Mitmenschen und seine Stellung in der Welt zu verstehen und zu gestalten. Er muß die Wahrheit über seine Grenzen und Möglichkeiten erkennen. Er muß die Kraft der Liebe für sich und für andere entdecken und Solidarität mit allen Lebewesen ausbilden. Glauben heißt dann nicht, Lehrsätze anzunehmen, welche ein anderer vorgibt, sondern kennzeichnet die Sicherheit der Überzeugung, daß alles eigene Wirken dem eigenen Denken und Fühlen entstammt. Deswegen überwiegt in der humanistischen Religion als Grundstimmung die Freude.

Als **Vertreter** humanistischer Religion führt Fromm beispielsweise den Zen-Buddhismus, das prophetische Judentum und das frühe Christentum an.

Wer ist der Gott der humanistischen Religion?

„Gott ist nicht ein Symbol der Macht über den Menschen, sondern der eigenen Kräfte des Menschen“ (Fromm, Bd. 6, 1980, 255). - „Gott, das bin ich, insofern ich menschlich bin“ (Fromm, 1980, 481). - „Während Gott in einer humanistischen Religion das Bild des höheren Selbst des Menschen ist, ein Symbol dessen, was der Mensch potentiell ist oder werden kann, wird er in einer autoritären Religion zum einzigen Besitzer dessen, was ursprünglich dem Menschen gehörte: seiner Vernunft und seiner Liebe“ (Fromm, Bd. 6, 1980, 255).

Letztlich geht es humanistischer Religion darum, daß der Mensch sich selbst verwirklicht und so sein Wohl-Sein findet: „*Wohlsein* läßt sich als die *Fähigkeit* beschreiben, *kreativ zu sein, ganz bewußt zu leben und zu handeln*; es bedeutet, unabhängig zu sein und ganz tätig und gerade dadurch mit der Welt eins zu sein. Wohl-Sein besagt, zu *sein*, und sich nicht um das *Haben* zu kümmern; es ist die Erfahrung von Freude im Vollzug des Lebens selbst, bei dem das Schöpferisch-leben als der einzige Lebenssinn betrachtet wird. Wohl-Sein ist nicht nur eine Frage der verstandesmäßigen Einschätzung, sondern drückt sich im ganzen Körper, in der Art der Bewegung, der Sprache und im Tonus der Muskeln aus“ (Fromm, Bd. 9, 1981, 340).

Konsequenz

„Wenn religiöse Lehren zum seelischen Wachstum, zur Stärke und zur Freiheit und zum Glückhichsein ihrer Gläubigen beitragen, erkennen wir die Früchte der Liebe. Wenn sie die Einengung menschlicher Möglichkeiten, Unglückhichsein und Mangel an Produktivität zur Folge haben, können sie nicht aus der Liebe geboren sein, gleichgültig, was das Dogma zu vermitteln vorgibt“ (Fromm, Bd. 6, 1980, 263).

Ob der Mensch an einen Gott glaubt oder nicht, wird unerheblich. Erheblich ist allein, ob er aus der Liebe lebt und auf die Wahrheit zugeht: als ein mit sich selbst identischer Mensch, der in einem ständigen Prozeß der Selbster-schaffung lebt.

Demnach führt die konsequente Anthropologisierung dazu, daß Religion sich allein charakterisiert durch einen Hinweis auf die Eigenkräfte des Menschen. Transzendenz gibt es für Fromm daher nur als Überschreitung der Ichbezo-genheit hin zur Mitwelt - nicht aber als Öffnung der Welt über die Welt hinaus.

Eine solche Anthropologie trägt einen umfassenden Zwang in sich: In der gesamten Natur stellt sich nur dem Menschen das Leben als ein Problem, das er aus eigenem Können lösen muß. Er muß seine Menschlichkeit entwickeln, sonst verfällt er der Unmenschlichkeit seiner eigenen Natur - der Mensch muß sich gleichsam selber zum Menschen erschaffen und darin den Sinn seines Lebens mitentwerfen.

Dann aber ist Leben keine Gabe, über die ein Mensch sich freuen darf und für die er dankbar sein könnte. Leben ist eine Auflage, die der Mensch selber umwandeln muß in einen Segen - den er selber herstellt. Menschlich wird der Mensch nicht durch ‚Empfängnis‘, sondern durch Kreativität und Schöp-fertum.

25 Frankl, V. E.: Sinn-Orientierung (geb. 1905)

Persönlichkeits- und Therapiekonzepte von Frankl stehen der humanistischen Psychologie nahe, decken sich aber nicht mit ihr - Frankl hat sich von Aussagen der humanistischen Psychologie distanziert, so von Konstrukten Maslows (Frankl, 1984, 27) oder von einer speziellen Konzeption ‚humanistischer Begegnung‘ (Frankl, 1973, 217).

Im Zentrum steht die Frage nach dem Sinn menschlichen Daseins. Diese Frage stellt Frankl auf verschiedenen Gebieten: im Umfeld philosophisch-metaphysischer Reflexion ebenso wie im Rahmen ethischer und psychiatrischer Postulate, in einem psychologischen ebenso wie in einem medizinischen Kontext. Frankl diskutiert das Leib-Seele-Problem (1984, 74), das Werden und Wesen des Geistes (1984, 83), das Problem der Sterblichkeit (1984, 129), das der Willensfreiheit (1984, 129, 140). Er ordnet seine Anthropologie somit einem weitgespannten theoretischen Rahmen zu.

Die Sinnfrage

Seine vielfältigen Untersuchungen fuhren Frankl zu einer zentralen Aussage: *Der Mensch ist immer auf der Suche nach dem Sinn seines Daseins*. Diese Sinn-Orientierung besagt Hinwendung zu Werten, die unabhängig vom Menschen existieren, die also objektiv gültig sind und um ihrer selbst willen angestrebt werden.

„Der Mensch ist immer schon ausgerichtet und hingeordnet auf etwas, das nicht wieder er selbst ist, sei es eben ein Sinn, den er erfüllt, oder anderes menschliches Sein, dem er begegnet. So oder so: Menschsein weist immer schon über sich selbst hinaus, und die Transzendenz ihrer selbst ist die Essenz menschlicher Existenz“ (Frankl, 1984, 9). - Ich verstehe „unter Selbst-Transzendenz den grundlegenden Tatbestand, daß Menschsein heißt, immer schon über sich hinaus und auf etwas gerichtet sein, das nicht wieder es selbst ist - auf etwas oder jemanden, auf einen Sinn, den es erfüllt, oder auf anderes menschliches Sein, dem es liebend begegnet“ (Frankl, 1973, 219).

Dabei gilt: „Sinn muß gefunden, kann aber nicht erzeugt werden . . . Sinn *muß* aber nicht nur, sondern *kann* auch gefunden werden, und auf der Suche nach ihm leitet den Menschen das Gewissen. Mit einem Wort, das Gewissen ist ein Sinn-Organ. Es ließe sich definieren als die Fähigkeit, den einmaligen und einzigartigen Sinn, der in jeder Situation verborgen ist, aufzuspüren“ (Frankl, 1984, 15).

Voraussetzung dafür ist Selbstachtung - Selbstachtung drängt das Gefühl der Minderwertigkeit und der Angst ebenso wie die freudlose und zwanghafte Suche nach Hilfe zurück. Denn niemand kann in der Umwelt oder bei Mitmenschen Werte erkennen, wenn er *sich selber* ablehnt. Selbstgemachter Sinn, Selbsttröstung oder Selbststimulierung ohne Überzeugung wären Illusionen, die dem Zweifel nicht standhielten.

Gegensatz zu positivistischen Ansätzen

Dieser anthropologische Ansatz kontrastiert zu Konzeptionen, die den Menschen anders deuten, beispielsweise zu einer positivistischen Interpretation, die besagt: „Man is nothing but a biochemical mechanism, powered by a combustion system, which energizes Computers. Nun, als Neurologe stehe ich dafür ein, daß es durchaus legitim ist, den Computer als ein Modell zu betrachten, sagen wir, für das Zentralnervensystem. Der Fehler liegt ja erst im nothing but, in der Behauptung, der Mensch sei nichts als ein Computer. Der Mensch *ist* ein Computer; aber er ist zugleich unendlich mehr als ein Computer. Daß sich die Werke eines Kant und eines Goethe letzten Endes aus denselben 26 Buchstaben des Alphabetes zusammensetzen wie die Bücher der Courths-Mahler und der Marlitt, ist ja ebenfalls richtig. Aber darum . . . läßt sich nicht sagen, die ‚Kritik der reinen Vernunft‘ sei ebenso wie ‚Das Geheimnis der alten Mamsell‘ nichts als eine Anhäufung ein und derselben 26 Lettern“ (Frankl, 1984, 14).

Doppelte Ausrichtung (auf Sachen oder Menschen)

Die Sinnsuche führt in verschiedene Richtungen. Zur Ruhe kommt sie bei zwei Sinnträgern: (1) bei einer *Sache*, die in besonderem Maße den ‚Logos‘ repräsentiert, (2) bei einem *Menschen*, der als Du erfahren wird.

„Die Selbst-Transzendenz der menschlichen Existenz geht vor sich entweder im Dienst an einer Sache oder in der Liebe zu einer Person, also *entweder* auf den Logos an sich und als solchen *oder* auf einen ‚inkarnierten‘ Logos hin. Von der Begegnung unterscheidet sich nun die Liebe dadurch, daß die Liebe den Partner nicht nur in dessen Menschlichkeit gelten läßt, sondern auch der Einmaligkeit und Einzigartigkeit des Partners gewahr wird, dieser beiden Privilegien, die erst ein humanes Wesen in den Stand eines personalen Wesens erheben“ (Frankl, 1973, 219).

„Aufgrund seines Willens zum Sinn ist der Mensch darauf aus, Sinn zu finden und zu erfüllen, aber auch anderem menschlichen Sein in Form eines Du zu begegnen, es zu lieben. Beides, Erfüllung und Begegnung, gibt dem Menschen einen Grund zum Glück und zur Lust“ (Frankl, 1984, 10).

Selbst-Transzendenz und Selbstverwirklichung

Selbst-Transzendenz führt zur Selbstverwirklichung, aber - nur indirekt. Selbstverwirklichung stellt sich als Parallel-Effekt der Selbst-Transzendenz ein.

Wer die Selbst-Verwirklichung unvermittelt anstrebt, „übersieht und vergißt, daß der Mensch letzten Endes nur in dem Maße sich verwirklichen kann, in dem er einen Sinn erfüllt - draußen in der Welt, aber nicht in sich selbst. Mit anderen Worten, die Selbst-Verwirklichung entzieht sich insofern der Zielsetzung, als sie sich im Sinne einer Nebenwirkung dessen einstellt, was ich die ‚Selbst-Transzendenz‘ der menschlichen Existenz nenne“ (Frankl, 1973, 16).

Drei Wertkategorien

Indem der Mensch unmittelbar Selbst-Transzendenz und mittelbar Selbstverwirklichung anzielt, wendet er sich drei Wertkategorien zu (Frankl, 1968, 135; 1973, 31, 246; 1984, 17). Es sind

- (1) schöpferische Werte (Schaffen),
- (2) Erlebniswerte (Lieben),
- (3) Einstellungswerte (Leiden).

Eine zusammenfassende Charakteristik: „Nicht nur das (der Arbeitsfähigkeit entsprechende) *Schaffen* kann . . . dem Dasein Sinn geben - wir sprechen dann von der Verwirklichung schöpferischer Werte - und nicht nur das (der Genußfähigkeit entsprechende) Erleben, Begegnen und *Lieben* kann das Leben sinnvoll machen - wir sprechen dann von Erlebniswerten - sondern auch das *Leiden*; ja hiebei handelt es sich nicht bloß um irgendeine Möglichkeit, sondern um die Möglichkeit, den höchsten Wert zu verwirklichen, um die Gelegenheit, den tiefsten Sinn zu erfüllen“ (Frankl, 1968, 135-136). „Die Leidensfähigkeit aber ist letztlich nichts anderes als die Fähigkeit, das zu verwirklichen, was wir als Einstellungswert bezeichnen“ (Frankl, 1968, 135).

Die drei Wertkategorien repräsentieren Sinnangebote und Möglichkeiten der Sinnfindung auf unterschiedlichen Ebenen; die Suche nach Sinn bedeutet immer auch einen Schritt auf dem Wege der Selbst-Transzendenz: Wer ‚Sinn‘ sucht, tut einen Schritt über die Grenzen der Individualität hinaus - sofern Individualität ‚Vereinzelung‘, ‚Selbstisolierung‘, ‚Rückzug auf sich allein‘ einschließt.

Zu (1): Schöpferische Werte / homo faber (der Mensch als Gestalter):

Schöpferische Werte werden durch Aktivität verwirklicht. Es handelt sich um Möglichkeiten, in Beruf oder Freizeit jene Effektivität und Kompetenz zu beweisen, der menschliche Selbstbehauptung entspringt. Es geht um die Chance, daß der Mensch sein Leben von sich aus gestaltet.

„Man kann seinem Leben Sinn geben, indem man das verwirklicht, was ich schöpferische Werte genannt habe, also indem man eine Tat setzt oder ein Werk vollbringt“ (Frankl, 1968, 154).

Zu (2): Erlebniswerte / homo amans (der Mensch als Liebender): Erlebniswerte repräsentiert das Schöne in Natur oder Kunst, ebenso die Erfüllung, die in einer Freundschaft, in einer Liebesbeziehung, vor allem in einem harmonischen Familienleben liegt. Es geht um das Erleben persönlicher Sinnerfüllung.

„Man kann seinem Leben auch Sinn geben, indem man Erlebniswerte verwirklicht, das heißt, indem man das Schöne, das Gute, das Wahre in sich aufnimmt oder auch nur einen einzigen Menschen in seinem Wesen erlebt, in seiner Einmaligkeit und Einzigartigkeit, und einen Menschen als einmaligen und einzigartigen, also als Du erleben, heißt: ihn lieben“ (Frankl, 1968, 154).

Zu (3): Einstellungswerte / homo patiens (der Mensch als Leidender): Einstellungswerte ergeben sich, wenn ein Mensch eine unabänderliche Lage wie Krankheit, Behinderung oder den Verlust eines geliebten Menschen verarbeitet und bewältigt. Sie enthalten die Aufgabe und die Chance, in der Persönlichkeitssphäre zu reifen - bis hin zur Leidensfähigkeit.

„Es ist klar, daß ein Einstellungswert in diesem Sinne sich von vornherein nur dann verwirklichen läßt, wenn das, zu dem der Mensch sich einstellt, eben auch wirklich schicksalhaft ist - und das heißt soviel wie: daß es auch wirklich unabänderlich ist. Denn es wäre ein Widerspruch in sich selbst, wenn man sich dem Erleiden, dem Erdulden, der ‚Duldung‘, von etwas hingäbe, das kein notwendiges Leid darstellt, und wenn man trotzdem darin eine Leistung sähe“ (Frankl, 1973, 61-62).

Frage nach Gott

Die Selbst-Transzendenz führt den Menschen letztlich vor die Frage nach Gott. Ob der einzelne diese Frage theistisch oder atheistisch entscheidet - letztlich kann die Antwort nur im Sinne der Theologia negativa³ ausfallen: ‚Zwar wissen wir, daß es Gott gibt, aber wir wissen nicht, *wer* er ist‘ (Frankl, 1984, 232).

³ **Theologia negativa:** Negative Theologie. - Die Theologie unterscheidet drei Arten, in denen der Mensch von Gott reden kann. - (1) *Positive* Theologie besagt, daß Gott aus den Wirkungen der Schöpfung erschlossen wird. Mit menschlichen Begriffen werden ihm ‚Eigenschaften‘ attribuiert: Wissen, Schöpfertum, Anredbarkeit usw. - (2) *Negative* Theologie besagt, daß alle Begriffe, auf Gott angewandt, unzutreffend sind: Auf Gott, den „ganz anderen“, passen menschliche Begriffe nicht, sie passen höchstens, indem ihre „Endlichkeit“ negiert wird. (Die negative Theologie soll den Sinn für die Unfaßbarkeit Gottes schärfen. In diesem Sinne versteht Frankl seine Aussage, wenn er zitiert, der Mensch Mose könne nur den Rücken, nicht aber das Angesicht Gottes sehen.) - (3) *Eminente* Theologie besagt, daß menschliche Begriffe dennoch von Gott ausgesagt werden, aber nur in „eminenter“ Bedeutung - in einer analogen Anwendung, bei der die Unähnlichkeit größer ist als die Ähnlichkeit, das Ausmaß der Unähnlichkeit jedoch nicht mehr „bestimmt“ (definiert) werden kann.

Frankl zitiert Thomas von Aquin, der sagt (In Dionys. cap. 7,1): „Hoc ipsum est Deum cognoscere, quod nos scimus nos ignorare de Deo quis sit.“ (Genau dies heißt, Gott erkennen, daß wir wissen, daß wir von Gott nicht wissen, wer er ist.)

Was besagt das Nichtwissen? „Dieses Nichts ist ja nur das Negativ, nur die Rückseite des Seins.“ Mose hört von Jahwe: „Du siehst meinen Rücken; aber mein Angesicht kann nicht gesehen werden“ (Exodus 33,23).

„In letzter Zeit bin ich in zunehmendem Maße auf etwas zurückgekommen, das ich bereits als etwa 14-jähriger erlebt und erfahren hatte, dann aber erst im Rahmen der ‚Arztlichen Seelsorge‘, also 1946, erstmals zu publizieren Gelegenheit hatte: meine These nämlich, daß sich Gott vielleicht am treffendsten definieren ließe *als der Partner unserer intimsten Selbstgespräche*. Das heißt praktisch: Was einer in seiner äußersten Einsamkeit - damit aber auch in letzter Ehrlichkeit sich selbst gegenüber - bedenkt und in ‚innerer Sprache‘ bespricht - das alles spricht er eigentlich zu Gott (‘tibi cor meum loquitur’⁴); mag er nun Theist oder Atheist sein - irgendwie wird es unwesentlich, da sich Gott nunmehr - ‚operational‘ - definieren ließe als derjenige, mit dem er, so oder so, spricht. Der Theist unterscheidet sich dann vom Atheisten nur noch dadurch, daß er die Hypothese, der Partner sei er selbst, nicht mitmacht, sondern diesen Partner für jemanden hält, der mit ihm eben nicht identisch ist. Für eine operationale Definition spielt das aber keine Rolle mehr. Denn im Sinne einer solchen Definition haben wir auf jeden Fall das Recht, einfach übereinzukommen, daß wir diesen Jemand Gott nennen“ (Frankl, 1984, 219-220).

„So ist denn das *Selbstgespräch* nur ein Grenz- und Sonderfall - das Eigentliche und Ursprüngliche ist die *Zwiesprache*. Und gerade dann, wenn es niemanden gibt, mit dem der Mensch sie hält, just dann, wenn er das Du scheinbar ins Leere, ins Nichts hinein spricht - ebendann spricht er es zum ewigen Du: ewig darum, weil er es - wenn auch noch so unbewußt - immer schon angesprochen hat - und von ihm her auch immer schon angesprochen ist. Dem-i das erste Wort, das wir zu diesem Du sprechen, ist immer schon eine Antwort“ (1984, 232).

Psychotherapie und Logotherapie

Bleibt die Suche nach Sinn ohne Erfolg, dann entsteht ein ‚existentielles Vakuum‘: Menschen leben „mit dem Gefühl einer inneren Leere, wie ich sie als ‚existentielles Vakuum‘ beschrieben und bezeichnet habe, mit dem Gefühl einer abgründigen Sinnlosigkeit ihres Daseins“ (Frankl, 1984, 11).

Diese Frustration des Geistes - erlebt als Ekel, Gleichgültigkeit, Ziellolosigkeit - ist an sich zwar keine Krankheit, kann aber verantwortlich sein für Depres-

4 „Zu Dir spricht mein Herz.“

sion oder Selbstmordneigung, für Verfall an Alkohol, Drogen, Sexualität, Kriminalität.

Aus dem existentiellen Vakuum kann sich eine spezielle Form der Neurose ausbilden - die nicht wurzelt in Triebkonflikten oder Minderwertigkeitskomplexen, sondern im Erleben der Sinnlehre. Frankl spricht von *noogener Neurose*.

Dem Erklärungsmodell der Störungen und Neurosen liegt die Annahme einer Schichtung zugrunde. Frankl nimmt im Menschen drei Dimensionen an: somatische, psychische und geistige Schicht. Jede Schicht läßt sich charakterisieren durch zwei Pole, die auf der einen Seite ‚Gesundheit‘ anzeigen, auf der anderen Seite ‚Krankheit‘.

- Der *somatischen* Schicht gehören medizinische Gesundheit und medizinische Krankheit an.
- Der *psychischen* Schicht lassen sich zuordnen seelische Stabilität und generelle Neurose.
- In der *geistigen* Schicht sind anzutreffen Daseinssinn oder Sinndefizit (Frankl, 1968, 3, 115).

Um innerhalb dieses Schichtenmodells die noogene Neurose zu lokalisieren, sei zweierlei geboten:

- zunächst eine Umschreibung der noogenen Neurose (A),
- sodann eine Umschreibung von Phänomenen, die der noogenen Neurose ähnlich, mit ihr aber nicht gleichzusetzen sind (B),

(A) Noogene Neurose - eine Umschreibung

„Neben den psychogenen Neurosen, also den Neurosen im engeren Wortsinn, gibt es . . . auch noogene Neurosen, wie ich sie genannt habe, das heißt Neurosen, bei denen es sich eigentlich weniger um eine seelische Krankheit als vielmehr um geistige Not handelt, und zwar nicht selten infolge eines abgründigen Sinnlosigkeitsgefühls. In den Vereinigten Staaten sind an einem psychiatrischen Forschungszentrum eigene Tests entwickelt worden, mit deren Hilfe sich die noogenen Neurosen diagnostisch differenzieren lassen. James C. Crumbaugh hat diesen seinen PIL-Test (PIL = Purpose In Life) in 1200 Fällen angewandt. Nachdem er die gewonnenen Daten unter Zuhilfenahme eines Computers ausgewertet hatte, gelangte er zu dem Ergebnis, daß es sich bei der noogenen Neurose tatsächlich um ein neues Krankheitsbild handelt, das nicht nur diagnostisch, sondern auch therapeutisch den Rahmen der traditionellen Psychiatrie sprengt“ (Frankl, 1984, 13).

Noogene Neurosen sind ‚geistige‘ Erkrankungen aufgrund eines erlebten Sinndefizits. „Ich denke hiebei an Menschen, die sich nicht eigentlich in einem seelischen Krankenstand, sondern vielmehr in einem geistigen Not-

stand befinden; an Menschen, bei denen etwa eine existentielle Reifungskrise gleichsam ‚unter dem klinischen Bilde einer Neurose‘ verläuft“ (Frankl, 1973, 130).

(B)

Noogene Neurose - kontrastiert zu ähnlichen Phänomenen

Um die Besonderheit der noogenen Neurose herauszuarbeiten, sei sie kontrastiert zu Phänomenen, die eine ähnliche Erscheinungsform haben:

- (1) zur Neurose generell,
- (2) zur psychosomatischen Erkrankung,
- (3) zur reaktiven Neurose,
- (4) zur somatogenen Neurose.

Zu (1): Eine Neurose im generellen Sinn läßt sich definieren „als eine psychogene Erkrankung, aber mehr als dies, als eine *primär* psychogene Erkrankung“ (Frankl, 1968, 5). „Neurosen sind exquisit psychogene Erkrankungen“ (Frankl, 1973, 129). *Beispiel:* Agoraphobie, Platzangst, übergroße Ängstlichkeit beim Überschreiten großer freier Flächen, begleitet von Unruhe und Schwindelgefühlen.

Zu (2): In einer psychosomatischen Erkrankung drückt sich eine körperliche Beeinträchtigung aus, die vom Seelischen ausgelöst, jedoch nicht im strengen Sinne verursacht wird (Frankl, 1968, 36). Wer sich ‚kränkt‘, kann krank werden. Krank werden kann auch, wer sich ‚überfreut‘ (1968, 43). *Beispiel.* „In der Zeit zwischen Weihnachten 1944 und Neujahr 1945 kam es in allen Lagern (KZs) zu einem Massensterben“ - nicht zu erklären durch verschlechterte Lebensbedingungen, sondern durch enttäuschte Hoffnungen. Zuviele Häftlinge hatten sich an die Hoffnung geklammert: An Weihnachten sind wir zuhause. „Ebendies genügte, um eine vitale Baisse herbeizuführen, die für so manchen eben den Tod bedeutete“ (1968, 37).

Zu (3): Eine reaktive Neurose gilt nur in einem weiteren Sinne als Neurose. Sie entspringt der Erwartungsangst. „Das Symptom erzeugt eine entsprechende Phobie, die betreffende Phobie verstärkt das Symptom, und das solcherart verstärkte Symptom bestärkt den Patienten nur noch mehr in seiner Befürchtung einer Wiederkehr des Symptoms“ (Frankl, 1968, 59). *Beispiel:* Hydrophobie, Angst vor Schweißausbrüchen. Ein junger Kollege „reicht seinem Vorgesetzten die Hand und beobachtet hierbei, daß er in auffallendem Maße in Schweiß gerät. Das nächste Mal, bei analoger Gelegenheit, erwartet er bereits den Schweißausbruch, und die Erwartung treibt ihm auch schon den Angstschweiß in die Poren“ (1968, 60).

Zu (4): Eine somatogene Neurose ist eine Störung, die primär eine körperliche Ursache hat, die sich jedoch sekundär im Psychischen ausdrückt. Genotypisch handelt es sich also um eine somatische Erkrankung, die phänotypisch

ein neurotisches Erscheinungsbild annimmt. Insofern ist eher von ‚Pseudoneurose‘ zu sprechen. *Beispiel*: Jemand leidet an Überfunktion der Schilddrüse und - zeigt sich sehr ängstlich (Frankl, 1968, 48, 61).

Zur Heilung der verschiedenen Störungen sind sowohl medizinische wie auch psychotherapeutische Maßnahmen indiziert.

Eine Variante der Psychotherapie ist die Logotherapie. Als Psychotherapie behandelt sie die unterschiedlichen Formen seelischer Störungen. Ihr spezieller Gegenstand ist die noogene Neurose.

„Sofern die noogenen Neurosen als solche . . . ‚aus dem Geistigen‘ entstanden sind, liegt es auf der Hand, daß sie auch eine Psychotherapie ‚vom Geistigen her‘ erfordern. Als solche nun versteht sich selbst die Logotherapie“ (Frankl, 1968, 117).

Somit soll die Logotherapie andere Formen der Psychotherapie nicht ersetzen, sondern ergänzen. Ihr spezielles Ziel besteht darin, dem Menschen bei der Sinnfindung zu helfen - bei der Auseinandersetzung mit dem ‚Leiden am sinnlosen Leben‘. In der Therapie steht nicht so sehr die Bearbeitung psychodynamischer Konflikte im Vordergrund, sondern eine Neuorientierung auf sinnvolle Ziele und Werte. Ziel des therapeutischen Prozesses ist, die Entfremdung des Patienten tendentiell aufzuheben und ihn in seinem Bemühen um Selbst- und Sinnfindung zu unterstützen.

Die Logotherapie hat den Menschen zum Bewußtsein seiner Verantwortung zu führen. Darüber hinaus darf sie ihm keine konkreten Werte vorgeben, vielmehr muß sie sich darauf beschränken, ihn hinzuweisen auf die Verwirklichung von Werten, die gleichsam auf ihn „warten“. Selbsttätig muß er den ‚Sinn‘ finden in Werten, von denen er sich eine Erfüllung seiner Erwartungen verspricht (Frankl, 1968, 119).

Damit stellt sich die Frage nach den Methoden oder Techniken der Logotherapie.

Techniken/Methoden der Logotherapie

Innerhalb der Logotherapie werden vier Techniken bevorzugt:

- (1) Paradoxe Intention,
- (2) Dereflexion,
- (3) Einstellungsmodulation,
- (4) Suggestion.

Zu (1): „Paradoxe Intention“ oder „Technik des umgekehrten Wunsches“ (*Symptome fokussieren und ‚ironisieren‘*): Den Klienten, der an Angst- oder Zwangssymptomen leidet, soll die paradoxe Intention dahin führen, sich das Gefürchtete in einer Übertreibung geradezu herbeizuwünschen. *Beispiel*: Bei Prüfungsangst soll der Klient anstreben, nur Falsches zu äußern, womöglich

sogar einen ‚Durchfaller-Rekord‘ aufzustellen. Auf diese Weise soll er lernen, die Angst gleichsam auszulachen und sich so von ihr zu distanzieren. Die Angst vor der Angst soll verlorengehen, damit die Selbst-Transzendenz eingeleitet werden kann.

„Was geht vor, wenn die paradoxe Intention angewandt wird? Um dies zu verstehen, wollen wir vom Phänomen der sogenannten Erwartungsangst ausgehen, unter der wir die ängstliche Erwartung verstehen, ein Ereignis könne sich wiederholen. Es liegt nun im Wesen der Angst, daß sie heraufbeschwört, wovor sich jemand fürchtet. Analog löst die Erwartung das Symptom aus, auf das sie sich bezieht. Das Symptom erzeugt eine Phobie, die Phobie verstärkt das Symptom, und das solcherart verstärkte Symptom bestärkt den Patienten in der Phobie“ (Frankl, 1973, 186).

„Gelingt es uns umgekehrt, den Patienten so weit zu bringen, daß er im Zuge der paradoxen Intention dieses Ankämpfen aufgibt, dann lassen die Symptome nach und verfallen schließlich einer Art Inaktivitätsatrophie. Schließlich sollte die paradoxe Intention jeweils so humoristisch wie möglich formuliert werden. Tatsächlich ist der Humor ein wesentlich menschliches Phänomen und ermöglicht als solches dem Menschen, sich von allem und jedem und so auch von sich selbst zu distanzieren“ (Frankl, 1973, 187-188). *Beispiel*: „Wenn . . . das Schlafenwollen ein Einschlafen verunmöglicht, so wird schon das scheinbare und zeitweise Schlaf-Lossein-Wollen paradoxerweise den Schlaf herbeiführen“ (Frankl, 1968, 100-101).

Zu (2): Dereflexion (*Symptome ignorieren*): „Während die paradoxe Intention den Patienten instand setzt, die Neurose zu ironisieren, ist er mit Hilfe der Dereflexion imstande, die Symptome zu ignorieren“ (Frankl, 1968, 93). Mit Hilfe der Dereflexion soll der Klient Störungen beseitigen, die einer Hyperreflexion entstammen; er soll lernen, die übertriebene Selbstbeobachtung und Erwartungsangst aufzugeben, indem er seine Aufmerksamkeit auf einen Inhalt umlenkt, der in sich bedeutsam und attraktiv ist.

„Der Mensch ist nicht da, um sich selbst zu beobachten und sich selbst zu bespiegeln, sondern er ist da, um sich auszuliefern, sich preiszugeben, erkennend und liebend sich hinzugeben . . . Diese Tatsache, dieses Grundgesetz menschlichen Daseins müssen wir aber auch therapeutisch fruchtbar machen. Und hier ist es gerade der Angstneurotiker, der aus dem Teufelskreis seiner um seine Angst kreisenden Gedanken nur dann . . . herausgerissen werden kann, als er . . . es versteht, sich selbst einer Sache zuzuwenden“ (Frankl, 1968, 94-95). *Beispiel*: Eine Frau leidet an einer phobischen Neurose. Im Kriege muß sie arbeiten. „Da bin ich selig gewesen! Ich habe gewußt, ich habe jeden Tag irgendeine Aufgabe“ (Frankl, 1968, 95). Offensichtlich hat die Arbeit die Frau von ihren neurotischen Symptomen abgelenkt.

Zu (3): Einstellungsmodulation (*Sich von den Symptomen abwenden*): Bei der Einstellungsmodulation soll der Klient von seiner Resignation, von seinem

existentiellen Vakuum weggelockt werden hin zum Aufbau einer positiven Einstellung. Für diesen Schritt gibt es jedoch keine Methode, kein festgelegtes Schema.

Zuhören und Einfühlen sollen den Therapeuten lehren, welche Wertkategorie für den Klienten einen überzeugenden Sinninhalt repräsentiert und welche Schritte ihn auf diesen Sinninhalt hin lenken - er soll die ‚Sinnpyramide‘ des Klienten identifizieren und, wenn nötig, die Abfolge der ‚Sinnstufen‘ ändern. *Beispiele:* (1) Ein Mann lebt ganz für seinen Beruf und vernachlässigt dabei Familie, Freunde und Freizeit. Er verliert seinen Arbeitsplatz. Was nun? Einstellungsmodulation kann darin bestehen, dem Mann zu helfen bei der Suche nach Wegen zum Weiterleben, beispielsweise wie er wieder Geselligkeit aufnehmen oder ein altes Hobby aufleben lassen kann. - (2) Eine ‚Hausfrau‘ leidet darunter, daß ihre Kinder die Familie verlassen. Der Therapeut oder Berater kann ihr helfen, ‚ihre Einstellung‘ neu zu modulieren, indem er ihr Wege aufzeigt, auf denen sie sich neu orientiert, beispielsweise einen alten Beruf wieder aufgreift.

Zu (4): Suggestion (*Die Existenz der Symptome abstreiten*): Suggestion, wie sie hier verstanden wird, ist gleichzusetzen mit Autosuggestion, also mit selbstbewirkter Erzeugung von Ideen und Vorstellungen. Ähnlich wie bei anderen Therapierichtungen wird sie eingesetzt, um den Willen zur Verhaltensänderung durch eine autosuggestive Formel zu verstärken, beispielsweise bei Süchtigen - nach der Formel: ‚Mir geht es heute dreimal so gut wie gestern!‘

Resümee: Die Logotherapie ist eine kognitive Therapie. Sie bearbeitet Überzeugungen, die das persönliche Schicksal als unabänderlich auslegen und daher das Leben für sinnlos erklären. Die Methoden der Logotherapie lassen sich mit denen anderer Therapien kombinieren.

Zu Frankl

Unter den Persönlichkeitstheorien dürfte Frankls Konzeption eine Sonderstellung einnehmen. Radikal wird die Sinnfrage zugespitzt: In Sinnsuche und Sinnerfüllung verwirklicht der Mensch seine Bestimmung. Die Verwirklichung richtet sich auf Selbst-Transzendenz. Wer sich der Selbsttranszendenz verweigert, läuft Gefahr, existentielle Frustration zu erleben und aus dem Lebenskel eine noogene Neurose zu entwickeln.

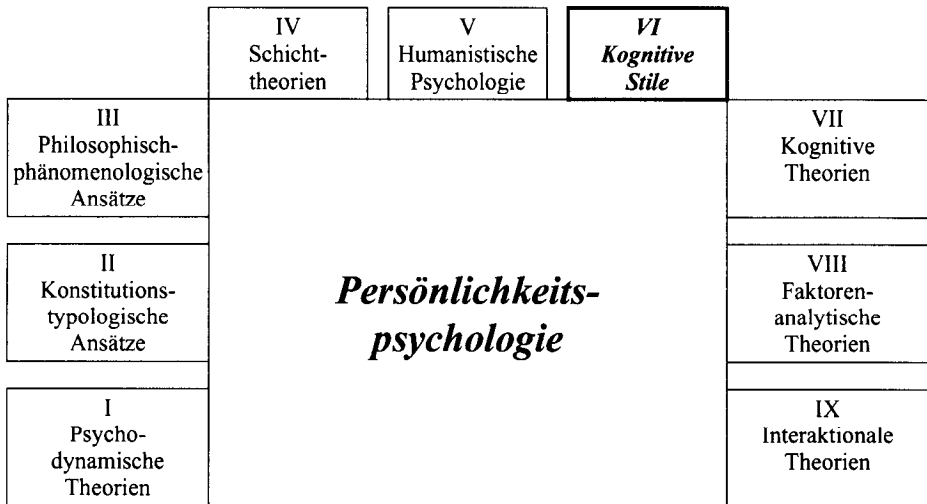
Das Problem der Sinnsuche verschärft Frankl noch einmal, indem er Leid und Leiden einbezieht: Von seinem Klienten (Hörer oder Leser) fordert er geradezu, auch das Leiden anzunehmen als einen Teil des ‚menschlichen‘ Geschicks.

Mit diesen Aussagen geht Frankl weit über eine empirische Basis hinaus. Er reiht sich in die Tradition der philosophisch-phänomenologischen Schulen ein. Was die ethische Implikation seiner ‚Lehre‘ angeht, so dürfte er sich mit Spran-

ger vergleichen lassen, der ja seinerseits gefordert hat, eine *gegebene* Lebensform als eine *Aufgabe* zu betrachten. Was die anthropologische Tragweite der Konzeption betrifft, so durfte Frankl am ehesten mit Stern zu vergleichen sein – aber auch Stern übertrifft er an Vielfalt der Fragestellungen, die zu beantworten er sich die Kompetenz zuspricht. Wenn Frankl dennoch betont, es sei nicht seine Sache, dem Klienten einen bestimmten Wertekanon vorzugeben, so beruht diese ‚Zurückhaltung‘ auf der Verpflichtung, als Therapeut weltanschauliche Neutralität zu wahren.

(VI) Kognitive Stile, kognitive Kontrollen

Das Individuum konstruiert seine Kognitionen mit - eine Kognition ist mehr als eine Reaktion. Darum läßt sich folgern: Der Stil der Kognition erlaubt einen Schluß auf die Art der Person. Dieser Ansatz wird unter dem Titel ‚kognitiver Stile, kognitiver Kontrollen‘ vorgestellt.



*Als Vertreter
kognitiver Stile
werden vorgestellt:*

Witkin

Gardner

Kagan

Byrne

„Kognitiv“ ist ein Sammelbegriff für Vorgänge, die mit Erkennen zusammenhängen, also für Prozesse wie Wahrnehmen, Erinnern, Wiedererkennen, Begreifen, Erwarten und so fort. Der Begriff ist nicht scharf umrissen. Worauf es aber ankommt, ist die Tatsache, daß „kognitive Prozesse“ aktive Konstruktionen einer Person einschließen: „Kognitionen“ sind keine passiven Reaktionen auf Reize, die aus der Umwelt eintreffen, sondern - auch - Schöpfungen der „erkennenden“ Person. An diesen Grundgedanken knüpfen die Theoretiker der kognitiven Stile an. Dieser Grundgedanke sei kurz veranschaulicht mit dem Hinweis, daß wir in einem „Mesokosmos“ leben, den wir selber einrichten und ausstatten.

Wir leben in einem Mesokosmos

„Bedingt durch die Grenzen des sensorischen Apparats, hat sich . . . unser kognitiver Apparat während der Evolution nur an einen Ausschnitt der realen Welt, an die Welt der mittleren Dimensionen, angepaßt. Dieser Mesokosmos ist unsere kognitive Nische. Beim Vorstoß der Physik in die kleinen und großen Dimensionen machte sich die mesokosmische Provinzialität unseres Erkenntnisvermögens zuerst bemerkbar. Unser Anschauungs- und Vorstellungsvermögen blieb mesokosmisch. Verlaß war nur noch auf die Strukturen der Mathematik. Mit ihnen allein konnte man über den Mesokosmos nach oben und nach unten hinausgreifen“ (Mohr, 1987, 931).

Unsere Wahrnehmungen spiegeln unsere Position im Mesokosmos. Zwei *Beispiele*:

- Wir sehen elektromagnetische Schwingungen im Wellenbereich von 380-780 Nanometer¹ als Licht: einen *Ausschnitt*, nicht die Gesamtheit der elektromagnetischen Schwingungen.
- Wir *hören* Schallwellen von 16 Hertz² (als tiefsten Ton) bis zu 20000 Hertz (als höchsten Ton): einen *Ausschnitt*, nicht die Gesamtheit der Schallwellen.

Innerhalb der vorgegebenen „Grenzen“ konstruieren wir unsere Wahrnehmungen, aus ihnen konstruieren wir dann unsere „Lebenswelt“, mithilfe vieler „Gesetze“, die unsere Kognitionen regulieren.

Wenn eine Person ihre Wahrnehmungen, ihre Kognitionen mitkonstituiert, wenn also ihre Kognitionen nie bloße Reaktionen sind, dann läßt sich im Umkehrschluß folgern: An der Art der Wahrnehmungen, der Kognitionen läßt sich die Art der Person erkennen. (Siehe den gleichen Ansatz bei Jaensch, S. 136!)

Wie weit eine Person ihre Kognitionen mitkonstituiert, läßt sich an Beispielen veranschaulichen, etwa an „optischen Täuschungen“ oder an „Kippbildern“:

¹ „Nanometer“: ein milliardstel Meter (10^{-9} m).

² „Hertz“: Maßeinheit der Schwingungszahl je Sekunde.

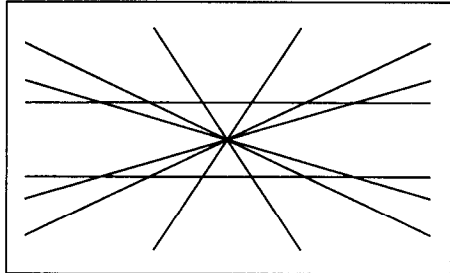
- Bei einer *optischen Täuschung* gibt die Wahrnehmung den physikalischen Reiz „verzerrt“ wieder.
- Bei einer *Kippfigur* „entsprechen“ demselben physikalischen Reiz unterschiedliche Wahrnehmungen.

Kasten VI-1 bringt zwei Beispiele: eine optische Täuschung und ein Kippbild. Dem Betrachter bieten sich physikalische Reize an, die er unterschiedlich ‚wahrnehmen‘ kann; der Wahrnehmende rezipiert nicht passiv die gegebenen Reize, sondern ‚gestaltet‘ sie aktiv zu der Wahrnehmung, die er ‚machen will‘.

Überzeugend tritt dieser Effekt bei der Kippfigur in Kasten ‘VI-1 auf: Derselbe Reiz kann als „Gesicht von vorn“ oder aber als „Gesicht von der Seite“ wahrgenommen werden. Für den Unterschied der beiden Wahrnehmungen ist nicht der physikalische Reiz ‚verantwortlich‘ - er bleibt unverändert; bestimmend ist die Interpretation des Betrachters. (Quelle: Erwin Blumenfeld, „Gebasteltes Ich: Selbstportrait, um 1945“. Frankfurter Allgemeine Magazin, 1997, Heft 881, 36.)

Kasten VI-1:
Das Individuum konstituiert seine Kognitionen mit
Zwei Beispiele

- (1) Hering - Sternfigur - eine optische Täuschung: In einem Strahlenbündel werden zwei Geraden „wahrgenommen“ als gekrümmte Linien.



- (2) Blumenfelds „Selbstportrait“ - eine Kippfigur: Derselbe physikalische Reiz kann wahrgenommen werden als „Gesicht von vorne“ oder aber als „Gesicht von der Seite“.



Der Grundgedanke läßt sich zusammenfassen in dem Titel, den Witkin und seine Mitarbeiter einer ihrer Veröffentlichungen gegeben haben: „*Personality through perception*“ (1954): Die Persönlichkeit läßt sich erkennen an ihrer Wahrnehmung. Wahrnehmungsmuster, aus denen auf die Art der Person geschlossen wird, werden als „*kognitive Stile*“ bezeichnet, zuweilen auch als „*kognitive Kontrollen*“.

Kognitiver Stil wird verstanden als typische Eigenart, Wahrnehmungen zu gruppieren, Erinnerungen zu strukturieren, Probleme aufzugreifen und sie zu lösen. Erschlossen wird ein solcher Stil aus der formalen Art, also aus der ‚Struktur‘ kognitiver Vorgänge; der Inhalt der Kognitionen kann unterschiedlich sein: Es kann sich handeln um Orientierung im Raum, um Lösung von Aufgaben eines Intelligenztests, um Aufgaben einer sozialen Interaktion (Messeck, 1968, 367).

Kognitive Kontrolle bezeichnet einen Teilbereich der kognitiven Stile, jenen Bereich, in dem sich Kognitionen beziehen auf Anforderungen und deren Bewältigung. Kognitive Kontrolle ist analog zu dem Konzept des Abwehrmechanismus zu verstehen: Abwehrmechanismen dienen (dem Ich) dazu, unerwünschte Triebimpulse zu verdrängen. *Kognitive Kontrolle* bezieht sich *nicht* nur auf Abwehr *unerwünschter* Triebansprüche, sondern betrifft allgemein den kognitiven Umgang mit Anforderungen.

Eindeutig sind kognitiver Stil und kognitive Kontrolle allerdings nicht zu trennen - wie sich zeigen wird.

Kognition, ein umfassender Begriff, schließt Prozesse ein wie Wahrnehmen, Denken, Problemlösen, Lernen, Gedächtnis. Darum gibt es für den Schluß von der Kognition auf die Person unterschiedliche Ansatzpunkte.

Wir gehen ein

- auf Witkin mit dem Konzept der Feldabhängigkeit und Feldunabhängigkeit (Kap. 26),
- auf weitere Beispiele für kognitive Stile, kognitive Kontrollen (Kap. 27).

26 Witkin, H.A.: Feldabhängigkeit - Feldunabhängigkeit (1916-1978)

Im Auftrage der amerikanischen Luftwaffe untersuchten Witkin und seine Mitarbeiter, wie gut sich Bewerber im Raum orientieren konnten. Sie entdeckten erhebliche Unterschiede: Sollten Bewerber eine (scheinbar) so einfache Aufgabe bewältigen wie: in einem verdunkelten Raum einen Stab senkrecht zu stellen, lösten die einen die Aufgabe sehr exakt, während die anderen scheiterten.

Diese Unterschiede erklärte Witkin, indem er eine Fähigkeit annahm, die das Individuum in die Lage versetzt, einen Gegenstand aus seinem Umfeld zu lösen. Bei dieser Fähigkeit unterschied er zwei Grade: Fiel es einer Person leicht, ein Objekt aus einem Umfeld zu lösen, sprach er von *Feldunabhängigkeit*. Mißlang einer Person diese „Ausgrenzung“, so sprach er von *Feldabhängigkeit*.

Feldabhängigkeit, Feldunabhängigkeit - Messung

Um Feldabhängigkeit und Feldunabhängigkeit zu messen, verwandte Witkin drei Tests (1962, 36-41):

- (1) den „Stab-Rahmen-Test“,
- (2) den „Raum-Kipp-Stuhl-Kipp-Test“,
- (3) den „Test mit eingebetteten Figuren“.

Wie sehen die Tests aus, was leisten sie?

Zu (1): Beim Stab-Rahmen-Test (Rod-and-Frame Test: RFT) sitzt der Proband in einem verdunkelten Raum. Vor sich, im Dunkel, sieht er zwei beleuchtete Gegenstände: einen beleuchteten Stab (rod) und einen beleuchteten quadratischen Rahmen (frame).

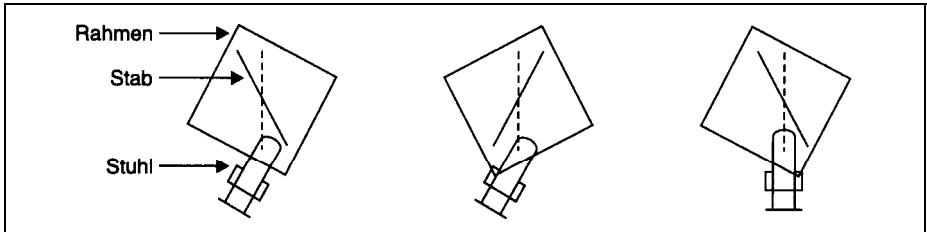
Stab und Rahmen lassen sich unabhängig voneinander verstellen. Der Stuhl, auf dem der Proband sitzt, läßt sich schräg stellen. Dabei sind drei Anordnungen vorgesehen:

- Stuhl und Rahmen sind in gleiche Richtung geneigt.
- Stuhl und Rahmen sind in entgegengesetzte Richtung geneigt.
- Der Stuhl steht senkrecht, der Rahmen ist geneigt.

Der Proband hat die Aufgabe, den *Stab* senkrecht zu stellen. Geprüft wird, um wieviel Grad die Position, die er dem Stab gibt, von der ‚wahren Senkrechten‘ abweicht. - Kasten 26-1 bildet die drei Anordnungen schematisch ab.

Kasten 26-1:**Anordnung im Stab-Rahmen-Test**

Der Proband sitzt auf einem Stuhl in einem verdunkelten Raum. Der Stuhl lässt sich neigen. Im Dunkeln sieht der Proband einen beleuchteten Stab und einen beleuchteten quadratischen Rahmen.



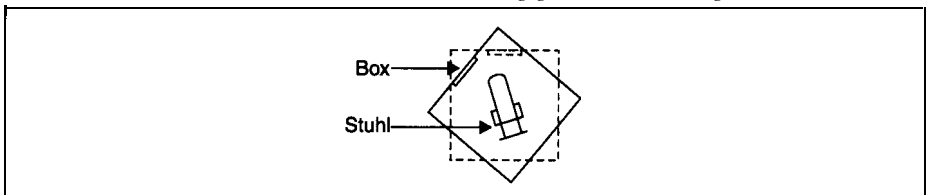
Zu (2): Beim **Raum-Kipp-Stuhl-Kipp-Test** (Tilting-Room-Tilting-Chair Test: TRTC) sitzt der Proband auf einem Stuhl, der in einem Raum steht, in einer „Box“. Stuhl und Box lassen sich unabhängig voneinander kippen. Dabei sind zwei Anordnungen vorgesehen:

- *Raum-Anpassungs-Test* (Room-Adjustment Test: RAT): Box und Stuhl sind geneigt. Der Proband soll die Box in senkrechte Position bringen, während der Stuhl in Schräglage bleibt.
- *Körper-Anpassungs-Test* (Body-Adjustment Test: BAT): Box und Stuhl sind geneigt. Der Proband soll den eigenen Körper in senkrechte Position bringen, während die Box geneigt bleibt.

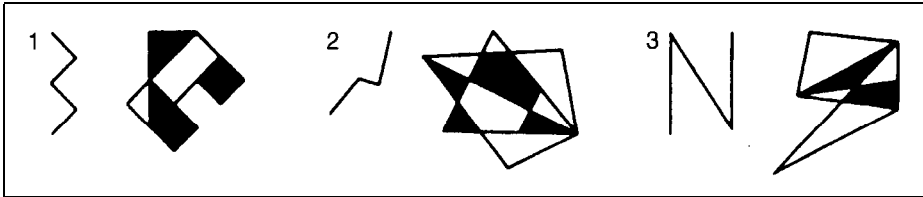
Geprüft wird, um wieviel Grad die Position, die der Proband der Box oder dem eigenen Körper gibt, von der ‚wahren Senkrechten‘ abweicht. - Kasten 26-2 bildet die zwei Anordnungen schematisch ab.

Kasten 26-2:**Anordnung im Raum-Kipp-Stuhl-Kipp-Test**

Der Proband sitzt auf einem Stuhl, der in einer Box steht. Box und Stuhl lassen sich unabhängig voneinander neigen.



Zu (3): Beim **Test mit eingebetteten Figuren** (Embedded-Figures Test: EFT) handelt es sich um ein Verfahren, das nach dem Vorbild der Gottschaldtschen Figuren (1926) konstruiert worden ist: In ein größeres Feld sind geometrische Figuren eingetragen; der Proband soll in dem größeren Feld eine Teilfigur identifizieren. - Kasten 26-3 zeigt eine Beispiel-Aufgabe.

Kasten 26-3:**Beispiel-Aufgabe aus dem Test mit eingebetteten Figuren***Die Figur links ist in die Figur rechts integriert.**Der Proband soll die linke Figur in der rechten identifizieren.**(Quelle: Aiken, 1995, 392)*

Kommentar zu Kasten 26-3: „Dem Probanden wird zuerst das vollständige farbige Bild gezeigt, dann die einfache Figur, die das Bild enthält, schließlich wieder das vollständige Bild mit der Aufforderung, die einfache Figur in dem Bild zu identifizieren. Einfache Figur und vollständiges Bild werden nie zugleich gezeigt“ (Witkin et al., 1954, 84).

Gemeinsamkeit der Leistungen

Worin besteht die Gemeinsamkeit der Leistungen, welche die drei Tests verlangen? In jedem Fall ist ein Wahrnehmungsgegenstand aus einem Kontext herauszulösen. Zu überwinden sind die Kräfte des umgebenden Feldes. Dies gilt für den Stabrahmentest, für den Test mit eingebetteten Figuren und auch für den Raum-Kipp-Stuhl-Kipp-Test (in seinen zwei Varianten: Schmitz, 1976, 15).

*Probanden, die bei der Wahrnehmung den Gegenstand leicht aus dem Umfeld lösen, heißen **feldunabhängig**, Probanden, denen diese Lösung schwerfällt, heißen **feldabhängig**.*

Definition: „Die Dimension der Feldabhängigkeit, Feldunabhängigkeit bezieht sich ... auf die Fähigkeit, ein umgebendes Feld zu überwinden (to overcome an embedding context)“ (Witkin et al., 1962, 58). - In Versuchen mit den drei Tests und in anderen Wahrnehmungssituationen finden „die feldabhängigen Personen es schwer, den Einfluß des Umfeldes zu überwinden oder einen Gegenstand aus seiner Umgebung zu lösen“ (1962, 2).

Wahrnehmungsindex: Zusammengefaßt wird der Grad der Feldabhängigkeit oder Feldunabhängigkeit in einem „Wahrnehmungsindex“ (perceptual index): dem arithmetischen Mittel der Einzelwerte, die der Proband erreicht im Stab-Rahmen- und im Körper-Anpassungs-Test sowie im Test mit eingebetteten Figuren. - Ausgeschlossen bleibt der Raum-Anpassungs-Test, weil seine Reliabilität zu niedrig liegt.

Was sich in den Wahrnehmungsversuchen zeigt, wird interpretiert als Ausfluß einer zentralen Verhaltensdisposition - eines kognitiven Stiles, umschreibbar als „die typische Eigenart eines Probanden, wahrzunehmen, sich zu erinnern, zu denken und Probleme zu lösen. Man erschließt sie aus der Gleichförmigkeit der Art oder Form der Kognition, die vom Inhalt der Kognition und von dem Leistungsniveau des kognitiven Verhaltens angehoben wird“ (Messeck, 1968, 367). - In dieser Umschreibung zeichnen sich Erweiterungen des Ansatzes ab.

Ausweitung der Konzepte

Nicht nur bei der Orientierung im Raum, auch in anderen Verhaltensausschnitten unterschieden sich Feldabhängige und Feldunabhängige sehr deutlich. *Kürzelartig* ließ sich eine Art Typus der Feldabhängigen und der Feldunabhängigen bestimmen: Klassen von Individuen, die je Klasse gekennzeichnet waren durch Besitz gleicher Merkmale.

Vier solcher Merkmalsgruppen seien erwähnt:

- (1) *Intellektuelle Funktionen*,
- (2) Vorstellungen vom eigenen *Körper*,
- (3) Bevorzugung bestimmter *Abwehrmechanismen*,
- (4) *Entwicklungsverlauf* in Richtung größerer oder geringerer Differenzierung.

Zu (1): Intellektuelle Funktionen (analytisch versus global): Witkin nahm an, die Fähigkeit, einen Gegenstand aus seinem Umfeld zu lösen (the ability to separate an item from his context: Witkin et al., 1962, 60), ‚beeinflusse‘ nicht nur „einfache Wahrnehmungen“, sondern auch die Lösung komplexer Probleme. Diese Hypothese überprüfte er an Gruppen von Zehn- bis Zwölfjährigen: Neben den drei Raumtests (RFT, BAT, EFT) legte er ihnen den Wechsler-Intelligenztest³ vor. Die Aufgaben des Intelligenztests repräsentierten die Problemaufgaben.

Der **Wechsler-Intelligenztest** gliedert sich in zwei Teile. In beiden Teilen seien nur Untertests erwähnt, die in den Untersuchungen von Witkin Bedeutsamkeit erlangten.

Vom ersten Teil seien die folgenden drei Untertests skizziert (Wechsler Intelligence Scale for Children, 1950):

- **General Information** (Allgemeines Wissen): Dem Probanden (Pb) werden Wissensfragen gestellt. (Bsp.: What is a hieroglyphic? - Antwortmöglichkeiten: A sacred Character or symbol; pertaining to picture writing, especially of the ancient Egyptians.)

³ Wechsler, D. (1950). Intelligence Scale for Children. - Deutsche Versionen: (1) Bondy, C. (1966). HAWIK. Hamburg-Wechsler-Intelligenztest für Kinder. (2) Tewes, U. (1983). HAWIK-R. Hamburg-Wechsler-Intelligenztest für Kinder. Revision 1983.

- **General Comprehension** (Allgemeines Verständnis): Der Pb muß Verständnisfragen beantworten. (Bsp.: Why should a promise be kept? - Antwortmöglichkeiten: Basis of faith and mutual trust; has status of implied contract; because of hurt and disappointment caused others.)
- **Vocabulary** (Wortschatz-Test): Der Pb soll Wörter ‚definieren‘. (Bsp.: Seclude: what does seclude mean? - Antwortmöglichkeiten: (a) To remove or separate (oneself or others) in order to avoid or prevent intercourse or outside influence; to withdraw into solitude; isolate. - (b) To exclude, as from a place, right or membership. - (c) To screen; to protect by shutting off or being shut of. - (d) To separate as or as by a barrier; to keep apart or distinct.)

Resümee: Die Beispiele sollen verdeutlichen: Das Problem, das gestellt wird, läßt verschiedene Lösungen zu; zwei Antworten können **verschieden** lauten, aber **beide richtig** sein.

Vom zweiten Teil seien die folgenden drei Untertests skizziert:

- **Picture Completion** (Bilderergänzen): Dem Pb werden Bilder vorgelegt, auf denen ein Teil fehlt; der Pb soll erkennen, welcher Teil fehlt.
- **Block Design** (Mosaik-Test): Der Pb soll mit farbigen Würfeln Muster nachlegen,
- **Object Assembly** (Figurenlegen): Der Pb soll aus Teilen drei Figuren zusammenlegen (einen Menschen, ein Pferd, ein Gesicht).

Resümee: Die Beispiele können verdeutlichen: Das Problem, das gestellt wird, läßt nur **eine** Lösung zu.

Es ergab sich: *Feldunabhängige* erzielten höhere Werte in den Untertests, die eine Trennung des Einzelobjektes aus seinem Umfeld erforderten. Diese Leistung verlangen die Untertests: ‚Bilderergänzen‘, ‚Mosaik-Test‘, ‚Figurenlegen‘. - *Feldabhängige* dagegen erreichten höhere Werte in den Untertests, die verbale Fähigkeiten prüften. Verbale Leistung verlangen in hohem Maße die Untertests: ‚Allgemeines Wissen‘, ‚Allgemeines Verständnis‘, ‚Wortschatz-Test‘.

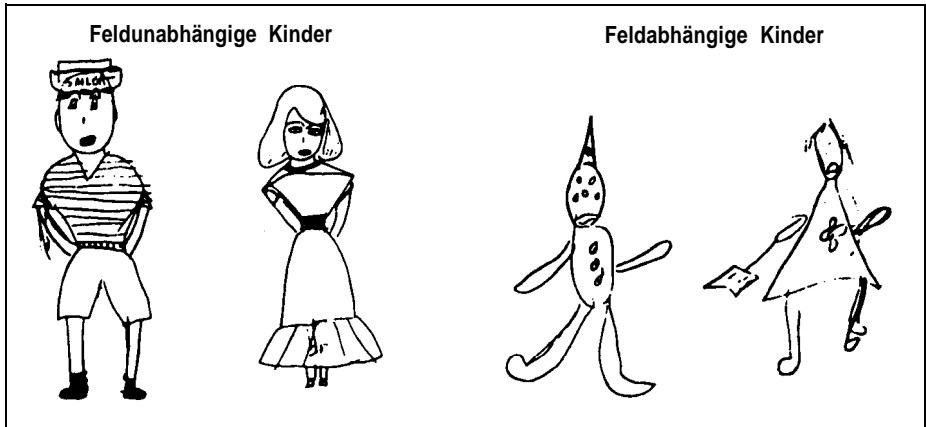
Demnach lösten Feldunabhängige solche Aufgaben erfolgreicher, die ein Zerlegen, ein Aufgliedern erforderten: eine *Analyse*. Feldabhängige dagegen kamen besser mit Problemen zurecht, die nicht so sehr Präzision, vielmehr ein gewisses Maß an Wissen voraussetzten: eine *globale* Kenntnis.

Darum ergänzte Witkin die Benennung der beiden kognitiven Stile: den feldabhängigen nannte er *global*, den feldunabhängigen dagegen *analytisch*.

Zu (2): Körperschema - Vorstellung vom eigenen Körper (body concept: Witkin et al., 1962, 115-133): Hat die Art der Raumorientierung etwas zu tun mit der Vorstellung vom eigenen Körper? Es scheint so! Witkin hat die Frage untersucht bei sechsjährigen Kindern: Die Bilder vom eigenen Körper fielen

differenzierter aus bei feldunabhängigen als bei feldabhängigen Kindern. - Kasten 26-4 bringt Beispiele.

Kasten 26-4:
Körperschema: Bilder vom eigenen Körper
(Quelle: Witkin et al., 1962, 123, 126)



Zu (3): Abwehrmechanismen (Rationalisierung versus Verdrängung: Witkin et al., 1962, 157-176): Witkin vermutete, daß Feldabhängige und Feldunabhängige unterschiedlich mit Problemen umgehen, die das Ich nicht zulassen will - gegen die es Abwehrmechanismen einsetzt. Erfasst werden bei Witkin die Abwehrmechanismen mit Thematischem Apperzeptionstest (TAT)⁴, mit dem Formdeutungsverfahren nach Rorschach⁵, mit dem Mann-Zeichen-Test⁶ und mit Traumanalysen⁷ (Witkin et al., 1962, 160, 173). Festgestellt wurden vor allem drei Formen von Abwehr: Verdrängung, Verleugnung und Rationalisieren. Die Konzepte seien kurz erläutert:

- **Verdrängung:** Triebansprüche aus dem Es erwecken Angst. Das Ich verlagert sie aus dem Bewußten ins Unbewußte, so daß sie unerlebbar werden. Aus dem Unbewußten wirken sie weiter. *Beispiel:* Jemand hat Angst vor der Stärke seiner sexuellen Impulse. Er „verdrängt“ sie, möglicherweise mit der Folge, daß er impotent wird.
- **Verleugnung:** Ein Teil der Realität, der Angst erregt, wird von der Wahrnehmung ausgeschlossen. Es handelt sich um eine Vorform von Abwehr. *Beispiel:* Angesichts der Penislosigkeit des Mädchens leugnen Kinder den

⁴ Der Thematische Apperzeptionstest (TAT) von Murray (1943) verlangt vom Probanden, zu mehrdeutigen Bildern Geschichten zu erzählen. In den Geschichten versucht der Anwender ‚Themata‘ zu erkennen, welche die Persönlichkeit des Probanden charakterisieren.- Siehe in diesem Buche Seite 100.

⁵ Das Formdeutungsverfahren nach Rorschach (1972) fordert vom Probanden, daß er unstrukturiertes Reizmaterial betrachtet - zufällige, aber symmetrische Klecksgebilde - und berichtet, was er ‚wahrnimmt‘. Aus den ‚Wahrnehmungen‘ wird auf Merkmale des Probanden geschlossen.

⁶ Der Mann-Zeichen-Test verlangt vom Probanden, meist einem Kind, einen Menschen zu zeichnen. Aus der Zeichnung wird auf Intelligenz, auf allgemeinen Entwicklungsstand oder auch auf unbewußte Vorgänge geschlossen -je nach Auswertetechnik.

⁷ Zu Traumanalysen siehe in diesem Buche bei Freud (S. 46) und bei Jung (S. 84)!

Mangel, sie meinen und behaupten, auch bei Mädchen ein Glied gesehen zu haben (Laplanche & Pontalis, 1977, 596).

- *Rationalisieren*: Bei Triebansprüchen, die Angst erzeugen, werden die wahren Motive verdrängt und Scheinmotive vorgeschoben. Handlungen werden auf Vorstellungsebene aus ihrem tatsächlichen Kontext gelöst, weil er Angst erregt, und in einen neuen Zusammenhang gesetzt, der angstfrei ist, es wird ein neuer rationaler Kontext entworfen. Ein *Beispiel* findet sich in der Fabel vom Fuchs, der an die Trauben springt, sie aber nicht erreicht. Um sich eine Kränkung zu ersparen, sucht er einen Scheingrund, der es rechtfertigt, daß er aufgibt: „Die Trauben sind mir zu sauer.“

Witkin stellte fest: *Feldabhängige* globale Probanden bevorzugten Verdrängung und Verleugnung als Abwehrmechanismen (sie ließen abgelehnte Impulse nicht gelten). - *Feldunabhängige* analytische Probanden dagegen zogen Rationalisierung vor (für unerwünschte Impulse suchten sie rationale Erklärungen).⁸

Kasten 26-5:

TAT-Tafel 18 GF - Allgemein werden ihr aggressive Inhalte attribuiert.

- (1) *Feldabhängige* erzählten Geschichten, in denen Aggressivität ausgeblendet wird.
- (2) *Feldunabhängige* erzählten Geschichten, in denen Aggressivität „legitimiert“ erscheint.



⁸ Allerdings erweisen sich „in einer Bonner Diplomarbeit (Hambrecht, 1986) ... die ‚Feld-Unabhängigen‘ als die stärksten ‚Verdränger‘“ (Thomae, 1988, 9).

Witkin gab den Probanden eine Anzahl von TAT-Tafeln vor, unter ihnen die Tafel 18 GF⁹. Das Bild zeigt eine Frau, die einer anderen Frau die Hände um den Hals legt. Eine Vielzahl von Menschen attribuiert dieser Tafel aggressive Inhalte. Kasten 26-5 bildet Tafel 18 GF ab.

Kommentar zu Kasten 26-5: Zu dieser Tafel 18 GF erzählten feldabhängige Kinder andere Geschichten als feldunabhängige.

- (1) Feldabhängige Kinder erfanden Geschichten, in denen es sehr friedlich zugeht, etwa: „Zwei Freundinnen begrüßen einander.“ Die Aggressivität, die das Tafelbild „nahelegt“, wurde „übersehen“ - sie wurde verleugnet oder verdrängt (Vogel-Strauß-Politik).
- (2) Feldunabhängige Kinder erfanden Geschichten, in denen Aggressivität vorkam, aber „gerechtfertigt“ war, etwa: „Eine Polizistin wehrt sich gegen eine Verbrecherin.“ Die Aggressivität, welche das Bild „nahelegt“, wurde wahrgenommen (und dargestellt in der Polizistin), aber das bedrohliche Verhalten wurde einem Kontext zugeordnet, in dem es auftreten durfte - es wurde „rationalisiert“.

Zu (4): Entwicklungsverlauf (differentiation: 1962, 270): Witkin betrachtet den feldabhängigen globalen und den feldunabhängigen analytischen Verhaltensstil als Ergebnis der Entwicklung eines Individuums; dabei sieht er Anlage und Sozialisation zusammenwirken: Der entscheidende Vorgang in der Entwicklung ist die *Differenzierung*.

Der Säugling lernt, den eigenen Körper zu unterscheiden von der Umwelt: ein Differenzierungsprozeß. - Das Kind lernt, sich aus der Mutter-Kind-Einheit zu lösen und eigenständig zu handeln: wieder ein Prozeß der Differenzierung. - Der Jugendliche lernt, die eigenen Energien, die eigenen Impulse zu steuern und dabei Leitbilder seiner Umwelt zu übernehmen: auch dies ein Vorgang, in dem Differenzierung stattfindet.

Ausbildung des Körperschemas, Gewinn von Eigenständigkeit, Übernahme der Impulskontrolle sind Beispiele für Differenzierungsprozesse - Beispiele auch für unterschiedliche Verläufe:

- Unterschiedliche ‚Anlagen‘ führen zu unterschiedlichen Verläufen. Witkin zitiert Vandenberg, der gefunden habe, daß bei eineiigen Zwillingen die Ergebnisse im Stab-Rahmen-Test ähnlicher waren als bei zweieiigen. Demnach geht Differenzierung nicht allein auf Umwelteinfluß, nicht allein auf Sozialisation zurück, sondern auch auf Erbkoordination (Witkin et al., 1962, 271).
- Unterschiedlicher Erziehungsstil führt zu unterschiedlicher Differenzierung - also zu unterschiedlichen Graden von Feldabhängigkeit, Feldunabhängigkeit (Witkin et al., 1962, 274-367).

⁹ Tafel 18 GF besagt: Im TAT von Murray trägt die Tafel die Nummer 18, sie ist vorgesehen für Mädchen (Girls) und für Frauen (Females).

- ⇒ Mütter, die einen höheren Grad an Selbstsicherheit (self-assurance) aufwiesen und einen höheren Grad an Selbstverwirklichung (self-realization) zeigten, hatten Kinder, die sich in der Raumorientierung feldunabhängig, beim Problemlösen analytisch verhielten und insgesamt über einen höheren Differenzierungsgrad verfügten (in Gestalt eines differenzierten Körperschemas, differenzierter Selbstidentität, differenzierter Kontroll- und Abwehrmechanismen).
- ⇒ In TAT-Geschichte zeigte sich: Jungen mit einem analytischen Wahrnehmungsstil beschrieben Vater und Mutter eher als unterstützend, Jungen mit einem globalen Wahrnehmungsstil dagegen schilderten ihre Eltern als weniger unterstützend (Witkin et al., 1962, 325-340).

Spätere Studien haben die Befunde von Witkin bestätigt: Der Erziehungsstil der Eltern „beeinflusst“ den Wahrnehmungsstil der Kinder (Schmitz, 1976, 25-46; Fröhlich, 1972, 1034-1036).

Resümee: In Anlehnung an Thomae gibt Kasten 26-6 eine Übersicht.

Kasten 26-6:
Übersicht zum kognitiven Stil der Feldabhängigen und Feldunabhängigen
(Quelle: Thomae, 1968, 41)

Merkmal	Kognitiver Stil	
	<i>Feldabhängig Global Undifferenziert</i>	<i>Feldunabhängig Analytisch Differenziert</i>
Raumorientierung: Stab-Rahmen-Test Körper-Anpassungs-Test Test mit eingebetteten Figuren	Niedrigere Leistungen	Höhere Leistungen
Intelligenz: Wechsler-Intelligenztest	Höhere Leistungen in den Untertests: Allgemeines Wissen Allgemeines Verständnis Wortschatz-Test	Höhere Leistungen in den Untertests: Bilder-Ergänzen Mosaik-Test Figuren-Legen
Körperschema: Vorstellung vom eigenen Körper	Ungenaues Bild vom eigenen Körper	Differenziertes Bild vom eigenen Körper
Abwehrmechanismen Projektive Verfahren: Rorschach und TAT	Bevorzugt ‚primitive‘ Formen der Abwehr: Verdrängung Verleugnung	Bevorzugt spezialisierte Form der Abwehr: Rationalisieren
<i>Entwicklungsverlauf</i> Anamnese	<i>Geringer Grad der Differenzierung.</i> „Unreife Persönlichkeit“	Hoher Grad der Differenzierung: „Reife Persönlichkeit“

Zu Witkin

Witkin legt einen Ansatz vor, der vielfältige Studien begünstigt. Von einem Einzelmerkmal her werden zahlreiche Persönlichkeitsdimensionen erfaßbar (Fröhlich, 1972, 1036).

Eine Fülle von Untersuchungen hat die Fruchtbarkeit des Ansatzes bestätigt. Allerdings sind die Zusammenhänge vorerst nur deskriptiver, nicht explikativer Art: Zwischen Erziehungsstil der Eltern und Differenzierungsgrad der Kinder lassen sich Zusammenhänge erkennen, ohne daß auch schon der Grund für den Zusammenhang erkannt wäre. „Der Erklärungsabstand zwischen den bedingenden Variablen und den bedingten Variablen (Indikatoren von Differenzierung) ist beim augenblicklichen Stand der Forschung noch sehr weit“ (Schmitz, 1976, 46).

„Darüber hinaus tendiert Witkin dazu, die Feldunabhängigkeit mit positivem Wertakzent zu belegen (vgl. Witkin, 1967). Kagan und Kogan (1970) können zahlreiche Untersuchungen aufführen, in denen nachgewiesen wird, daß gerade der feldabhängige Modus des Erkennens im sozialen Feld ‚vorteilhafte‘ Reaktionen und Verhaltensweisen favorisiert bzw. mit ihnen zumindest in Zusammenhang steht. Es scheint in der Natur sog. ‚kognitiver‘ Ansätze zu liegen, daß sie zu übergeneralisierenden Schlußfolgerungen anregen“ (Fröhlich, 1972, 1036). - Später hat Witkin seine Haltung korrigiert, er sprach sich dafür aus, Feldabhängige und Feldunabhängige als gleichwertig einzustufen.

Wenn zuweilen von Feldabhängigen und Feldunabhängigen wie von „Typen“ gesprochen wird (so als seien mit der Vorgabe eines Merkmals alle anderen Personenmerkmale „mitbestimmt“), so ist diese Redewendung nur im Sinne eines Kürzels zu verstehen. Witkin interpretiert seinen Ansatz nicht in einem typologischen Sinn. Vielmehr denkt er an ein Merkmalskontinuum mit den zwei Polen „Feldabhängigkeit“ und „Feldunabhängigkeit“: In dem einen Falle nähert sich die Merkmalsausprägung eines Probanden mehr dem Pol „Feldabhängigkeit“, in dem anderen Falle mehr dem Pol „Feldunabhängigkeit.“

27 Weitere Beispiele kognitiver Stile, kognitiver Kontrollen

Kognitive Stile, kognitive Kontrollen sind unter vielen Aspekten untersucht worden. In allen Ansätzen geht es um das Prinzip, aus der Art einer Kognition auf die Art der Person zu schließen. Wir gehen auf drei Beispiele ein:

- auf Gardner mit den Konstrukten des Einebners und Verschärfers,
- auf Kagan mit den Konzepten von Impulsivität und Reflexivität,
- auf Byrne mit den Konstrukten von Reizabwehr und Reizempfindlichkeit.

Gardner, R., und Mitarbeiter: Einebner - Verschärfer

Gardner und seine Mitarbeiter untersuchten, wie weit ein Proband imstande sei, verschiedene Reize zu vergleichen und dann Unterschiede zwischen ihnen zu erkennen. Diese Fähigkeit bezeichneten die Forscher als kognitive Kontrolle (nicht als kognitiven Stil) (Gardner et al., 1959, 1960).

Versuche: (1) Probanden mußten 150 Quadrate vergleichen, die sich in vierzehn Größenklassen aufteilten. In Serien zu fünf wurden sie dargeboten, in der jeweils folgenden Serie wurden kleinere Quadrate durch größere ersetzt: Zu schätzen war die Seitenlänge in Zentimetern; dabei wurde geprüft, wie genau die Probanden bei dem Austausch der Quadrate den Größenunterschied erkannt hatten. - (2) Probanden mußten Gewichte miteinander vergleichen.

Ergebnisse: (1) Es gab Personen, welche die Unterschiede zwischen den Quadraten (und Gewichten) nur ungenau erfaßten, deren Wahrnehmung demnach die unterschiedlichen Größen einander anglich, sie wurden **Einebner** (levelers) genannt.- (2) Es gab aber auch Personen, welche die Unterschiede zwischen den Quadraten (und Gewichten) genau erkannten; sie wurden **Verschärfer** (sharpeners) genannt.

Ausweitung auf andere Verhaltensbereiche: Wie Witkin untersuchte auch Gardner andere Verhaltensausschnitte. - Kasten 27-1 skizziert die Resultate.

Kasten 27-1:
„Einebner/Verschärfer“ und Verhaltenskorrelate
(Siehe den laufenden Text!)

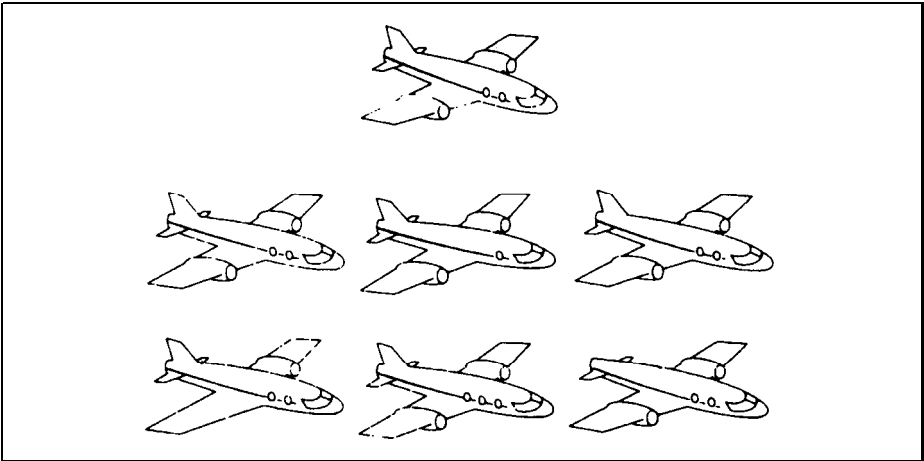
Einebner (levelers)	Verschärfer (sharpeners)
waren eher feldabhängig, dachten eher global, waren undifferenziert (in ihrer Entwicklung), bevorzugten als Abwehr eher Verdrängung (gemäß Rorschachprotokollen), verfügten eher über ein globales Gedächtnis (fanden schwerer Assoziationen zu Wörtern).	waren eher feldunabhängig, dachten eher analytisch, waren differenziert (in ihrer Entwicklung), bevorzugten als Abwehr eher Rationalisierung, verfügten eher über ein differenziertes Gedächtnis (fanden leichter Assoziationen zu Wörtern).

Kagan, J.: Impulsivität - Reflexivität

Ein weiterer Versuch, aus der Art einer Wahrnehmung auf die Art der Persönlichkeit zu schließen, sei nur erwähnt: Kagan legte Kindern Aufgaben vor, in denen sie eine Gruppe von Figuren mit einer Hauptfigur vergleichen und angeben sollten, welche Figur der Hauptfigur am ähnlichsten sei (Kagan, 1966; Kagan et al., 1964; Kagan & Kogan, 1970; Kagan & Lang, 1978).

Kasten 27-2:
Beispiel-Aufgabe zur Erfassung von Impulsivität/Reflexivität

„In the ‚Matching Figure Test‘ children are shown an original picture and other six pictures - one identical and five slightly different. In attempting to pick an identical copy, reflective children tend to study the pictures carefully for fifteen or twenty minutes. while impulsive children (who make more errors) tend to make snap decisions before they have scanned all the pictures.” (Quelle: Kagan & Lang, 1978, 168)



Probanden, die rasch antworteten und viele Fehler machten, wurden als **impulsiv**, solche dagegen, die langsam und fehlerfrei antworteten, als **reflexiv** klassifiziert. (Unbeachtet blieben schnelle Richtiglöser und langsame Falschlöser). - Kasten 27-2 zeigt eine Beispiel-Aufgabe aus Kagans ‚Matching Figure Test‘.

Ausweitung auf andere Verhaltensbereiche: Wie Witkin, wie Gardner untersuchte Kagan auch andere Verhaltensausschnitte. - Kasten 27-3 skizziert die Resultate.

Kasten 27-3:
„Reflexivität/Impulsivität“ und Verhaltenskorrelate
(Siehe den laufenden Text!)

Reflexives Verhalten zeigten eher	Impulsives Verhalten zeigten eher
Mädchen, Kinder oberer sozialer Schichten (Korrelation zu Intelligenz?), ältere Kinder, Probanden mit höheren Werten in sprachfreien Tests, feldunabhängige Kinder, Kinder, die längere Zeit Aufmerksamkeit aufrecht erhalten können.	Jungen, Kinder unterer sozialer Schichten. jüngere Kinder, Probanden mit niedrigen Werten in sprachfreien Tests, feldabhängige Kinder, Kinder, die nur kurze Zeit aufmerksam sein können.

Byrne, D.: Reizverdrängung - Reizzuwendung (geb. 1931)

Byrne hat eine Forschungsrichtung begründet, die sich dem Ansatz der kognitiven Kontrolle zuordnen läßt. Den Ausgangspunkt bildet Freuds Konzeption der Abwehrmechanismen. Nach Byrne lassen sich die Abwehrmechanismen so auf einem Kontinuum anordnen, daß an den einen Pol *Reizverdrängung* (repression), an den anderen Pol *Reizzuwendung* (sensitization) plaziert wird (Byrne, 1961; Byrne, 1964; Bell & Byrne, 1978). - Was besagen die beiden Konstrukte?

Reizverdrängung (*repression*) besagt: „Wenn konfrontiert mit einer Drohung, versucht das Individuum, ihre Existenz zu leugnen oder sie als unbedeutend zu erklären; es vermeidet, Angstgefühle in Worte zu fassen, es weigert sich, über die Folgen der Drohung nachzudenken“ (Bell & Byrne, 1978, S.449).

Reizzuwendung (*sensitization*) besagt: „Das Individuum vergegenwärtigt sich sehr entschieden die Gegenwart bedrohlicher Reize, spricht seine Gefühle von Angst und Furcht offen aus und versucht die Gefahr zu meistern, indem es bei den möglichen Folgen verweilt“ (Bell & Byrne, 1978, S.449).

Reizverdrängung und Reizzuwendung - Meßmittel

Gemessen wurden die beiden Merkmale

- (1) zunächst in Experimenten,
- (2) später auch mit Fragebögen.

Zu (1): Messung in Experimenten: Bei Wahrnehmungsversuchen hatten Bruner und Postman (1947) Probanden gebeten, zu sagen, was ihnen zu Tabuwörtern einfiel, etwa zu ‚Tod‘, ‚Penis‘, ‚Erröten‘. Dabei zeigte sich: Zu einigen Wörtern konnten die Probanden ihre Einfälle sehr rasch ausdrücken, zu anderen weniger rasch.

Auf diese Experimente griff Byrne zurück, er nahm an: Je länger eine Person braucht, um ihre Einfälle zu einem Wort zu äußern, desto mehr ist das Wort für sie mit Angst besetzt. -Nun wählte er je Proband drei Klassen von Wörtern aus: erstens sechs angstbesetzte, zweitens sechs angstfreie und drittens sechs neutrale Wörter. (Als ‚neutral‘ galten Wörter, die zwischen den beiden Polen ‚angstfrei‘ und ‚angstbesetzt‘ lagen).

Dem betroffenen Probanden wurden die achtzehn Wörter sodann tachistoskopisch¹⁰ dargeboten. Der Proband wurde einer von zwei Gruppen zugeordnet, je nach der Zeit, die er brauchte, um die achtzehn Wörter wiederzuerkennen:

- Bei der einen Gruppe dauerte das Wiedererkennen um so länger, je mehr die Wörter mit Angst besetzt waren (längere Reaktionszeit).
- Bei der anderen Gruppe war es umgekehrt: Je mehr ein Wort mit Angst besetzt war, um so rascher wurde es wiedererkannt (kürzere Reaktionszeit).

Die Verhaltensmuster, in denen sich die beiden Gruppen unterschieden, bezeichnete Byrne als *Wahrnehmungsabwehr* und als *Wahrnehmungswachheit* (perceptual defense, perceptual vigilance).

Um die beiden Muster verständlich zu machen, griff Byrne auf Freuds Konzept der Abwehrmechanismen zurück:

- Wahrnehmungsabwehr (*längere* Reaktionszeit) interpretierte er als **Reizverdrängung** (repression),
- Wahrnehmungswachheit (*kürzere* Reaktionszeit) als **Reizzuwendung** (sensitization).

Zu (2): Messung mit Fragebögen: Tachistoskopische Versuche erfordern viel Zeit. Um die beiden Merkmale rascher zu ermitteln, entwickelte Byrne einen Fragebogen; aus dem „Minnesota Multiphasic Personality Inventory“ (MMPI)¹¹ wählte er solche Items aus, von denen er annahm, daß sie Reizver-

10 **Tachistoskopisch:** Einem Probanden werden mit einem Projektor optische Reize kurzfristig dargeboten; die Darbietung kann bis zu Bruchteilen einer Sekunde verkürzt werden. Der Proband soll ‚erkennen‘, welches Objekt die Reize repräsentieren. Bei Byrne werden als Reize die achtzehn Wörter dargeboten. Der Proband soll erkennen, was die Wörter ‚bedeuten‘.

11 Minnesota Multiphasic Personality Inventory (MMPI) von Hathaway & McKinley, 1943. -Deutsche Bearbeitung

drängung (repression) oder Reizzuwendung (sensitization) erfassen; das neue Instrument nannte er „R-S-Skala“.

- Ein niedriger R-S-Wert sollte Reizverdrängung anzeigen. (Die Probanden gaben wenige Schwächen zu.)
- Ein hoher R-S-Wert sollte Reizzuwendung anzeigen. (Die Probanden gaben viele Schwächen zu.)

Validiert wurde die R-S-Skala durch Vergleich

- (a) mit psychiatrischen Urteilen und
- (b) mit dem Ergebnis tachistoskopischer Untersuchungen (Bell & Byrne, 1978, S. 452-453).

Zu (a): Validierung an psychiatrischen Urteilen: Psychiater wurden gebeten, Klienten als „Verdränger“ und „Zuwender“ einzustufen (repressors, sensitizers). Die Klienten hatten auch die R-S-Skala bearbeitet. Die Arzt-Urteile wurden mit den R-S-Werten korreliert. Der Zusammenhang erwies sich als sehr signifikant.

Zu (b): Validierung an tachistoskopischen Ergebnissen: Eine Gruppe von Probanden hatte die R-S-Skala beantwortet. Allen wurde auch eine Liste angstfreier, neutraler und angstbesetzter Wörter tachistoskopisch dargeboten. Die R-S-Werte und die tachistoskopischen Ergebnisse (lange oder kurze Reaktionszeiten) wurden korreliert. Wieder ergaben sich signifikante Zusammenhänge.

Bell und Byrne folgern (1978, 453): „Diese Studien liefern die Evidenz, daß die R-S-Skala ein Persönlichkeitsmerkmal mißt, das sich deckt mit dem, was Psychiater als Abwehrmechanismus definieren und was auch sichtbar wird in individuellen Unterschieden der Wahrnehmungsabwehr.“

Ausweitung auf andere Verhaltensbereiche: Wie Witkin, wie Gardner, wie Kagan, so ordnete Byrne seine Probanden zwei Personenklassen zu. Die Nähe zu einer typologischen Klassifikation ist unübersehbar - auch darin, daß Reizverdrängung und Reizzuwendung zu anderen Persönlichkeitsvariablen in bezug gesetzt wurden. Allerdings ist zu betonen: Wie bei Witkin und Gardner darf das Konzept der „Typen“ nur im Sinne eines Kürzels verwandt werden; Reizverdrängung und Reizzuwendung benennen die Pole eines Kontinuums.

Kasten 27-4 skizziert die Resultate einer Ausweitung der Konstrukte. - Die zum Teil unerwarteten Ergebnisse kommentieren Bell und Byrne mit den Worten: „Dringend benötigen wir Studien, in denen die Eltern-Kind-Beziehung beobachtet wird, um aufzuzeigen, welches elterliche Verhalten differenzierte Formen der Abwehr begünstigt“ (1978, 471).

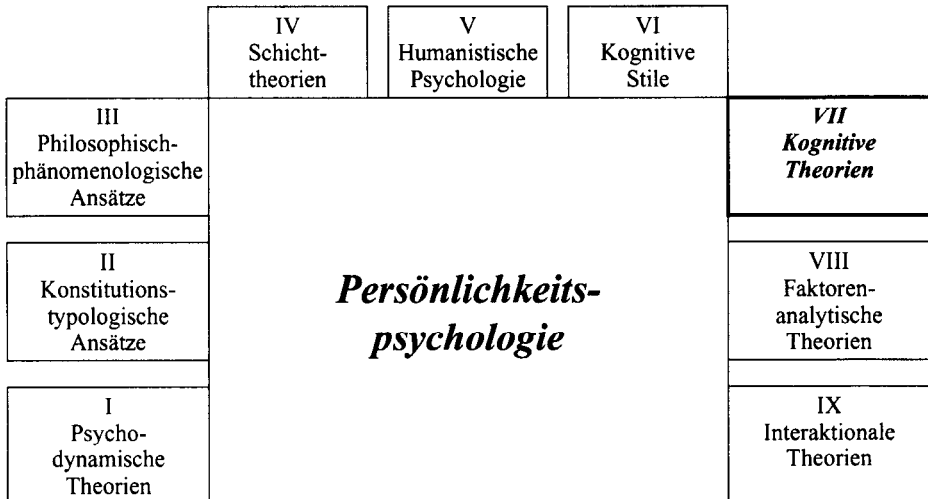
durch Spreen: „MMPI Saarbrücken“, Bern: Huber, 1963. - Es handelt sich um einen Fragebogen, der aus zehn Teilskalen besteht. Acht Skalen beziehen sich auf psychiatrische Merkmale: Hypochondrie, Depression, Hysterie, Psychopathie, Paranoia, Psychasthenie, Schizoidie, Hypomanie. - Zwei Skalen betreffen „normale“ Merkmale: Maskulinität/Femininität und Extra-/Introversion.

Kasten 27-4:
Reizverdrängung/Reizzuwendung und Verhaltenskorrelate
(Siehe den laufenden Text!) (Quelle: Bell & Byrne, 1978)

Reizverdrängung (repression)	Reizzuwendung (sensitization)
<p>korrelierte positiv mit hoher Selbstachtung;</p> <p>korrelierte nicht mit Werten von Intelligenztests;</p> <p>korrelierte positiv mit internaler Kontrollüberzeugung;*</p> <p>korrelierte positiv mit warmer, annehmender Atmosphäre in der eigenen Familie.</p> <p>* Externale versus internale Kontrollüberzeugung: Es geht um die Frage, ob ein Proband sein Verhalten mehr von Faktoren außerhalb der eigenen Person bestimmt sieht (external) oder mehr von Faktoren innerhalb der eigenen Person (internal). Siehe in diesem Buch, S. 427!</p>	<p>korrelierte negativ mit hoher Selbstachtung;</p> <p>korrelierte nicht mit Werten von Intelligenztests;</p> <p>korrelierte positiv mit externaler Kontrollüberzeugung;</p> <p>korrelierte positiv mit kalter, unterdrückender Atmosphäre in der eigenen Familie.</p>

(VII)
Kognitive Persönlichkeitstheorien

Eine Konzeption, die umfassender ist als die der kognitiven Stile, wird formuliert in den sogenannten „kognitiven Persönlichkeitstheorien“.



*Als Vertreter
der kognitiven Theorien
werden Vorge stellt:*

Lewin

Snygg und Combs

Kelly

Thomae

Um Persönlichkeit angemessen zu beschreiben, halten „kognitive Theoretiker“ Annahmen wie die folgenden für erforderlich: Verhalten wird nur zum Teil durch Reize aus der physikalischen Umwelt reguliert, stärker wird es bestimmt von der kognitiven Repräsentanz der physikalischen Umwelt. Die kognitive Repräsentanz bildet die physikalische Umwelt nicht eins-zu-eins ab, sondern resultiert aus einer komplexen Wechselwirkung zwischen Außenreizen und Prozessen in der Person; es verbinden und vermischen sich kognitive, emotionale und motivationale Anteile: Zum einen bestimmen Kognitionen die Emotionen und Motivationen mit. Zum anderen beeinflussen Emotionen und Motivationen den Inhalt, die Form und die Dynamik kognitiver Prozesse (Baldwin, 1969; Thomaе, 1996 b; Trautner, 1992).

Ein kurzer Abschnitt gibt Hinweise auf Ursprünge kognitiver Theorien.

Kognitive Theorie: Ursprünge

(Quelle: Thomaе, 1977a, 184-186)

Ansatz: Menschliches Verhalten resultiert (auch) aus Prozessen, in denen wahrgenommene Reize kognitiv-emotional ‚verarbeitet‘ werden.

Die ältere Psychologie, im Anschluß an Wundt, hatte sich immer mit „kognitiven Gegenständen“ befaßt. - Von einer „kognitiven Wende“ läßt sich sinnvollerweise nur dort sprechen, wo sich Psychologen Watsons Paradigma (dem Behaviorismus) angeschlossen hatten: Objekt ihrer Wissenschaft war nur solches Verhalten, das als Reaktion auf einen Reiz folgte; verschiedene Beobachter mußten unabhängig voneinander in der Lage sein, eine solche Reiz-Reaktions-Kette festzustellen. Bewußtseinsprozesse wurden von der Untersuchung ausgeklammert.

Anstöße zur einer „kognitiven Kehre“:

- **Lerntheoretiker** (Tolman, Hull) nahmen zwischen Reiz und Reaktion ‚intervenierende Variablen‘ an, welche die Transformation von Reizen erklären sollten (etwa die Konzepte „expectancy“, „cognitive map“, „drive“, „incentive“).
- Die **Schlaf-Forschung** beschäftigt sich mit der subjektiven Erfahrungswelt des Menschen.
- Die **Vigilanz- und Aufmerksamkeitsforschung** untersuchte die mögliche Dauer einer gleichbleibenden Wachsamkeit bei relativ monotoner Reizstruktur. (Politisch-militärisches Interesse: Wie lange kann ein Radarschirm zuverlässig beobachtet werden?)
- Die **nicht-rationale Erlebniswelt des Menschen** wurde erforscht in Zusammenhang mit der Manipulation des Bewußtseins: durch Drogeneinnahme, Erzeugung von Trance, Hingabe an (östliche) Meditationsformen.
- **Informationstheoretische Interpretationen** kognitiver Prozesse rechneten mit „innerer“ Verarbeitung von Reizen in „Zusammenarbeit“ mit dem Gedächtnis (und seinen unterschiedlichen „Speichern“).

- **Russische Psychologen** widersetzten sich dem Bestreben, menschliches Verhalten als eine Abfolge von Reflex-Ketten zu erklären, wie es Bechterew, Pawlow und ihre Schule versucht hatten. Angeregt wurde der Widerstand vom Marxismus, der immer darauf abzielte, in seinen Anhängern das „richtige Bewußtsein“ zu entwickeln als Widerspiegelung des gesellschaftlichen Seins und Kampfes.

Den Zusammenhang kognitiver und motivationaler Personensysteme hat **Thomae** in drei Postulaten beschrieben, die, kürzelartig gefaßt, besagen: (1) Menschliches Verhalten wird durch die erlebte, nicht durch die objektive Situation strukturiert. - (2) Dieses Erleben wird beeinflußt durch die Bedürfnis- oder Motivationslage und die Reaktionstendenzen des Individuums. - (3) Die Prozesse, welche dabei ausgelöst werden, zielen auf (Wieder-) Herstellung eines Gleichgewichts, nach Möglichkeit auf höherem Niveau als auf dem früher erlebten (Thomae, 1970, 1988).

Als Vertreter solcher kognitiver Ansätze seien besprochen

- Lewin mit der „Feldtheorie des Verhaltens“ (Kap. 28),
- Snygg und Combs
mit dem dreifach gegliederten Lebensraum der Person (Kap. 29),
- Kelly mit seiner Psychologie der „persönlichen Konstrukte“ (Kap. 30),
- Thomae mit dem Konstrukt des „subjektiven Lebensraumes“ (Kap. 31).

Diesem kognitiven Ansatz ließen sich auch Autoren zuordnen, die in diesem Buch unter anderen Titeln angeführt werden:

- *Murray* könnte hier genannt werden, sofern er den subjektiv repräsentierten Druck (beta press) für verhaltensrelevanter hält als den objektiven Sachverhalt, der Druck ausübt (alpha press) (vgl. S.98).
- Ebenso ließe sich *Rogers* hier einordnen, sofern er betont: Um das Verhalten einer Person zu verstehen, müsse der Therapeut die Art und Weise kennen, wie jemand Ereignisse erlebe; nicht die physikalische Umwelt bestimme das Verhalten, sondern ihre kognitive Repräsentanz in der Person (vgl. S.217).
- Vermutlich könnten auch andere „humanistische“ *Persönlichkeitstheoretiker* der Aussage zustimmen, daß ihr eigener Ansatz viele Elemente enthält, die in den kognitiven Theorien erscheinen (vgl. S. 191).
- Auch die Autoren, die als „*Interaktionisten*“ vorgestellt werden, haben in ihre Theorien „kognitive“ Bestimmungstücke aufgenommen (vgl. S. 411).

28 Lewin, K.: Feldtheorie des Verhaltens (1890-1947)

Zu dem Kreis der großen Anreger in der Psychologie, auch in der Persönlichkeitspsychologie zählt - neben Stern, Murray, Allport - auch Kurt Lewin, Schüler des Wundt-Schülers Ach, Mitarbeiter der Gestaltpsychologen Köhler und Wertheimer. Zentral in seinem Entwurf ist das Konzept des ‚Feldes‘.

Wissenschaftstheoretischer Rahmen: Kausalität als Gesamtheit einwirkender Kräfte

Lewin stellt sein Feldkonzept in umfassende theoretische Vorüberlegungen. In der Wissenschaftsgeschichte unterscheidet er zwei Epochen, charakterisierbar durch zwei Namen: *Aristoteles* (384-322 v. Chr.) und *Galilei* (1564-1642). Der Hauptunterschied liegt in der Konzeption von Kausalität (Lewin, 1931).

In der aristotelischen Epoche galt - nach der vereinfachenden Darstellung Lewins - die Interpretation, daß ein Gegenstand sich bewegt dank der ihm innewohnenden Eigenschaft: Das Feuer und die Luft streben ‚von sich aus‘ nach oben, die Erde und das Wasser ‚von sich aus‘ nach unten.

In der galileischen Epoche wurde Bewegung interpretiert als Ergebnis vieler Einflüsse: der Fall eines Steines wird beeinflußt von Luftdichte, Fallhöhe, äußeren Kräften (z.B. Stoß), auch von der eigenen Masse. In eine kausale Erklärung wird die gesamte Situation - das gesamte Umfeld - einbezogen. (Dazu gehört auch die ‚Eigenschaft‘ eines Gegenstandes.)

Für die Psychologie zieht Lewin zwei Folgerungen: *Erstens*, er interpretiert menschliches Verhalten als Resultante des gesamten Umfeldes, nicht als Ergebnis einzelner ‚Eigenschaften‘ der Person. *Zweitens*, er schlägt vor, für die Psychologie eine formalisierte Sprache zu entwickeln, die der Mathematik ähnlich sein solle, die sich als ein wirksames Instrument der galileischen Denkweise erwiesen habe. (Er warnt davor, die Mathematik unverändert in die Psychologie zu übernehmen.)

Grundelemente einer Verhaltensbeschreibung

Um die beiden Folgerungen zu verwirklichen, entwirft Lewin neue psychologische Grundbegriffe; davon seien vier erläutert:

- (1) Lebensraum,
- (2) Person und Psychologische Umwelt,
- (3) Richtung des Verhaltens,

(4) Verhalten als Bewegung im Lebensraum: als Lokomotion.

Zu (1): Lebensraum: Um hinzuweisen auf die Gesamtheit von Einflüssen, die gleichzeitig das Verhalten einer Person bestimmen, verwendet Lewin das Konzept des Lebensraumes: „a) Das Verhalten muß aus einer Gesamtheit der zugleich gegebenen Tatsachen abgeleitet werden; b) diese zugleich gegebenen Tatsachen sind insofern als ein ‚dynamisches Feld‘ aufzufassen, als der Zustand jedes Teils dieses Feldes von jedem anderen Teil abhängt . . . Im Prinzip wird allgemein angenommen, daß das Verhalten (V) eine Funktion der Person (P) und der Umwelt (U) darstellt: $V = f(P, U)$, und daß P und U in dieser Formel wechselseitig abhängige Größen sind“ (Lewin, 1969, 69).

Außerhalb des Lebensraumes liegt das physikalische Umfeld, es kann die Person beeinflussen und wird selber von ihr beeinflusst - die Grenze ist durchlässig in beide Richtungen.

Das feldtheoretische Konzept läßt sich von drei Ursprüngen her verstehen: *erstens*, von der galileischen Denkweise her (Verhalten als Resultante der Gesamtsituation); *zweitens*, von der Gestaltpsychologie her (Wahrnehmung als Handlung in einem Feld, nicht als Reaktion auf einen einzelnen Reiz); *drittens*, aus der Analogie zur Mathematik (Ableitung einer formalisierten Sprache).

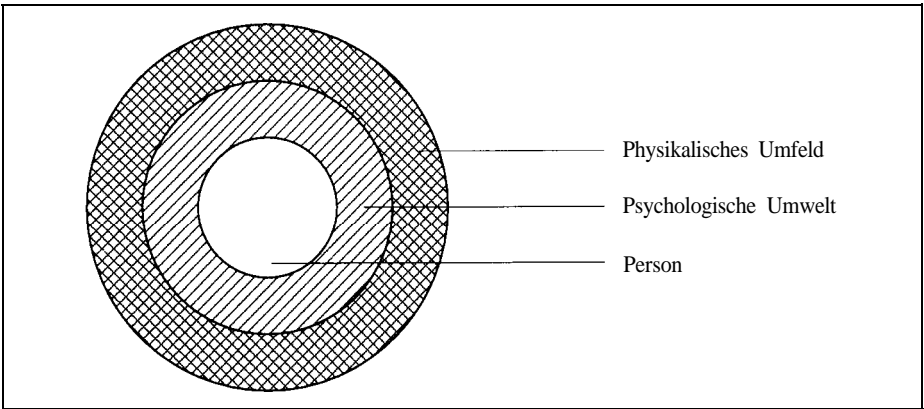
Zu (2): Person und Psychologische Umwelt: Die *Person* hebt sich aus der psychologischen Umwelt heraus, sie ist kein Teil von ihr, kommuniziert aber mit ihr - so wie der Lebensraum kein Teil des physikalischen Feldes ist, aber mit ihm kommunizieren kann.

In der Person lassen sich der äußere sensumotorische und der innere persönliche Bereich unterscheiden. - Der *sensumotorische* Bereich umschreibt die Wahrnehmungsvorgänge und (ihnen zugeordnet) die Bewegungsabläufe. - Der *innerpersönliche* Bereich zerlegt sich in periphere und zentrale Zellen (ihre Funktionen werden nicht im einzelnen gekennzeichnet).

Eine Skizze kann die Zuordnung veranschaulichen (Kasten 28-1).

Die *Psychologische Umwelt* ist von der Person kognitiv konstruiert. „Wir wissen, daß der Erwachsene eine gegebene physikalische Konstellation je nach dem Zustand seiner Bedürfnisse, Befürchtungen, Wünsche usw. als verschiedene psychologische Umwelten wahrnimmt“ (Lewin, 1963, 146). Zur psychologischen Umwelt zählt all das, was für die Person in ihren Kognitionen repräsentiert ist. „Jene Bereiche der physischen und sozialen Welt, die zu einer Zeit den Lebensraum einer Person nicht beeinflussen“, werden „nicht als Teil des psychologischen Feldes zu dieser Zeit“ betrachtet. Ein Beispiel aus Tierexperimenten: „Liegt das Futter hinter geschlossenen Türen am Ende des Labyrinths, so daß es weder gesehen noch gerochen werden kann, so gehört es nicht zum Lebensraum des Tieres. Wenn das Tier aber weiß, daß dort Futter ist, so muß natürlich dieses Wissen in seinem Lebensraum dargestellt werden, weil ja dieses Wissen das Verhalten beeinflusst“ (Lewin, 1963, 100).

Kasten 28-1:
Physikalisches Umfeld und Lebensraum
(Lebensraum \equiv Person + Psychologische Umwelt)



Die Psychologische Umwelt teilt sich in unterschiedliche *Regionen* auf. Zwischen den Regionen ist Kommunikation möglich, beeinflusst von Dimensionen wie

- *Nähe/Ferne*: Je näher zwei Regionen, desto größer der Einfluß aufeinander!
- *Stärke/Schwäche*: Je stärker eine Grenze, desto undurchlässiger für Einflüsse!
- *Festigkeit/Flüssigkeit*: Je flüssiger das Medium einer Region, desto sensibler für Einflüsse!

Die Beziehung zwischen physikalischem Umfeld und Psychologischer Umwelt veranschaulicht Kasten 28-2 an einem Beispiel.

Kasten 28-2:
Physikalisches Umfeld und Psychologische Umwelt
(Quelle: Atkinson, 1975, 130)

„Ritt über den See“

Psychologische Umwelt und physikalisches Umfeld können konvergieren, aber auch divergieren. Wenn sie divergieren, entscheidet über das Verhalten die Psychologische Umwelt - dafür ein *Beispiel*:

„Ein Mann reitet allein, spät in der Nacht und hoch in den Schweizer Alpen, durch einen Schneesturm, der immer schlimmer wird. Das Pferd ist müde. Dem Reiter ist bewußt, daß der Sturm die Nacht hindurch weiter wüten kann und die Wege dadurch unpassierbar werden. Obwohl fremd in der Gegend, hat der Reiter doch schon Geschichten von Leuten gehört, die sich verirrt und in einem solchen Schneesturm erfroren sind. Er hat schreckliche Angst. Plötzlich sieht er ganz in der Feme ein schwaches Licht - ein Gasthaus. Als er auf den Lichtfleck zureitet, bemerkt er, daß sich vor ihm eine weite schneebedeckte Ebene ausbreitet und auf der anderen Seite das rettende Gasthaus liegt. Er treibt sein Pferd voran durch den Schneesturm zum sicheren Ort. Müde, aber sehr erleichtert kommt er endlich am Gasthaus an.“

Als er auf die Gasthaustur zugeht, trifft er den Wirt, dessen Gesicht vor Angst weiß ist. Der Wirt setzt sich nieder und stößt einen Seufzer aus. Er weiß, daß der Reiter gerade über einen großen See geritten ist, der gewöhnlich nicht fest zufriert. Er sieht, der Reiter hat Glück gehabt und ist nicht durch die dünne Eisdecke gebrochen und ertrunken. An des Reiters Stelle hätte der Wirt einen Umweg um den gefährlichen See gemacht und wäre nicht direkt über das, was dem Reiter als weite Ebene zum sicheren Ort erschien, geritten.“

Zu (3): Richtung des Verhaltens: Zu einer Verhaltensbeschreibung gehört eine Richtungsangabe. Jede Verhaltensänderung läßt sich beschreiben, wenn vier Richtungen angenommen werden:

- *Von der gegenwärtigen Region zu einer **anderen** Region hin!* - *Beispiel:* Ein Junge geht von der Straße (Region A) in einen Laden (Region B), um etwas zu kaufen. - Formelhafte Darstellung: $d_{A,B}$.
- *Weg von einer **anderen** Region!* - *Beispiel:* Eine Person befindet sich in einem Raum A (Region A), sie läuft weg von einem Feuerbrand, der in einem Nebenraum ausgebrochen ist (Region B); die Person zielt darauf, von Region B wegzukommen, nicht so sehr, eine bestimmte Region X zu erreichen. - Formelhafte Darstellung: $d_{A,-B}$.
- *Weg von der **aktuellen** Region!* - *Beispiel:* Eine Person muß etwas Unangenehmes tun (Region A), möchte aber der unerfreulichen Tätigkeit entkommen; ihre Intention zielt darauf, von der Region A wegzukommen, in der sie sich befindet, nicht so sehr von dem Wunsch, eine bestimmte andere Region zu erreichen. - Formelhafte Darstellung: $d_{A,-A}$.
- *Zur **augenblicklichen** Region hin!* - *Beispiel:* Eine Person tut etwas, was ihr Freude macht (Region A); sie möchte in der augenblicklichen Region A verweilen. - Formelhafte Darstellung: $d_{A,A}$.

Zu (4): Lokomotion im Lebensraum: Die Richtungsangaben ermöglichen es, Verhalten als ‚Ortsbewegung‘ darzustellen, als Lokomotion im Lebensraum: als Bewegung von einer Region zu einer anderen. Determinanten der Lokomotion sind

- (a) die Kraft,
- (b) der Aufforderungscharakter, die Valenz,
- (c) die Distanz zwischen Person und Zielregion,
- (d) die Spannungen zwischen Teilsystemen/Teilregionen in der Person.

Zu (a): Kraft (oder Vektor): Damit eine Lokomotion stattfindet, muß eine Kraft auf eine Person einwirken. Eine solche Kraft wirkt nicht nur auf der Ebene des Tuns (der Realität), sondern auch auf der des Denkens und Vorstellens (der Irrealität). In seiner Formelsprache stellt Lewin die Kraft als einen Vektor dar: als Pfeil, dessen Verlauf die Kraftrichtung, dessen Länge ihre Stärke und dessen Spitze den Angriffspunkt bezeichnet, an dem sie auf die Person auftrifft. *Beispiel:* Ein Kind sieht ein Spielzeug auf dem Boden und möchte damit spielen. Dieser Sachverhalt läßt sich darstellen als psychologische Kraft, die das Kind zur Lokomotion antreibt.

Zu (b): Aufforderungscharakter, Valenz: Was am Objekt, am Ziel die Person anzieht oder abstößt, nennt Lewin die Valenz oder den Aufforderungscharakter; es gibt also eine positive und eine negative Valenz (Anziehung und Abweisung). Die Valenz ist eine der Determinanten, welche die Kraft festlegen. In dem *Beispiel* des Kindes ist Valenz die Anziehungskraft des Spielzeuges.

Zu (c): Distanz: Mit psychologischer Distanz bezeichnet Lewin die psychologische Entfernung - die Entfernung im Lebensraum: zwischen zwei Regionen - die zwischen der Person und der Valenzregion besteht. *Beispiel:* Ein Kind geht mit seinem Vater zum Zoo. Je näher es dem Zoo kommt, desto stärker kann die Kraft werden, die es antreibt - beispielsweise so stark, daß es sich losreißt und die letzten Schritte zum Tor rennt.

Die Kraft ist um so stärker, je größer die Valenz ist. Sie ist um so größer, je geringer die psychologische Distanz wird. Die Stärke der Kraft verhält sich also proportional zur Valenz und umgekehrt proportional zur Distanz.

Zu (d): Spannungen: In der Person gibt es Subsysteme, die sich als Regionen des Lebensraumes darstellen lassen. Zwischen den Regionen besteht die Tendenz zur Homöostase: zum Erhalt eines Gleichgewichts. Als Wirkung äußerer Reize oder innerer Vorstellungen kann es zu einem Ungleichgewicht zwischen Subsystemen kommen: zu Spannungen. In den Spannungen deuten sich Bedürfnisse an.

Lewin unterscheidet zwischen Bedürfnissen und Quasi-Bedürfnisse:

- *Bedürfnisse* gehen auf physiologische Zustände zurück, etwa Hunger, Sexualität, Durst.
- *Quasi-Bedürfnisse* sind abgeleitet von (ursprünglichen) Bedürfnissen und bleiben von ihnen abhängig; sie sind durch soziale Faktoren geprägt. *Beispiel:* Hunger für sich genommen ist ein Bedürfnis; die Intention, den Hunger auf eine bestimmte Weise zu stillen, z. B. durch Zubereitung eines Fischgerichtes, ist ein Quasi-Bedürfnis.

Resümee: Nach Lewin ist menschliches Verhalten die Funktion des Lebensraumes, der Person und psychologische Umwelt einschließt und umgeben ist vom physikalischen Umfeld. Person, psychologische Umwelt und physikalisches Umfeld interagieren miteinander. *Entscheidend für das Verhalten ist jedoch die psychologische Umwelt.*

Verhalten kommt in Gang, wenn eine *Kraft* auf die Person einwirkt. Die Kraft bestimmt sich von der *Valenz* eines Zielobjektes und der *Distanz* zwischen Person und Zielobjekt. Beeinflußt wird die Kraft auch von *Spannungen* zwischen Subsystemen des Lebensraumes: Sind diese Spannungen physiologisch begründet (erlebt etwa als *Hunger*), dann spricht Lewin von *Bedürfnissen*. Gehen die Spannungen auf Lernen zurück (erlebt etwa als Hunger nach *Fisch*), dann spricht er von *Quasi-Bedürfnissen*.

Experimente, die Lewins Entwurf stützen („unerledigte Handlungen“)

Ob ein Verhaltensablauf (in Lewins Sprache: eine ‚Lokomotion‘) sich erklären läßt mit Spannung und Entspannung in den Systemen der Person, sollten Experimente zu „unerledigten Handlungen“ entscheiden. Es ging um Spannung und Entspannung auf verschiedenen Ebenen:

- (a) auf der Vorstellungsebene,
- (b) auf der Handlungsebene,
- (c) in der ‚objektiven‘ oder in der ‚psychologischen‘ Umwelt.

Zu (a): Spannung, Entspannung auf der Denkebene: Eine Schülerin Lewins, Bluma Zeigarnik (1927), stellte Studenten vor eine Anzahl verschiedener Aufgaben (Puzzles, schwierige Fragen). Bei einigen Aufgaben ließ Zeigarnik bis zu Ende arbeiten. Bei anderen unterbrach sie die Beschäftigung, indem sie möglichst zwanglos sagte, man solle sich einer anderen Aufgabe zuwenden. Nach Abschluß des Experimentes ließ sie die Aufgaben außer Sichtweite bringen und fragte dann die Studenten, ob sie sich an einige Aufgaben erinnern könnten. Was sich zeigte, war: Die Anzahl der unerledigten Aufgaben, an die sich die Studenten erinnerten, überstieg bei weitem die der erledigten. Das Verhältnis betrug ungefähr 1 zu 1,9.

Erklärt wird dieser sogenannte ‚Zeigarnik-Effekt‘ mit folgender Annahme: Solange eine Person die Zielregion noch nicht erreicht hat (solange sie die Aufgabe noch nicht erledigt hat), besteht in ihr noch Spannung im Sinne eines Quasi-Bedürfnisses. *Die verbleibende Restspannung erzeugt auf der Vorstellungsebene die Erinnerungen.*

Zu (b): Spannung, Entspannung auf der Handlungsebene: Eine andere Schülerin Lewins, Maria Ovsiankina (1928), wiederholte Zeigarniks Experiment, fügte aber eine Bedingung hinzu, um die Spannung, Entspannung auf der Handlungsebene zu prüfen. Wieder wurden Studenten mit Aufgaben beschäftigt, aber nach Abschluß der Arbeit wurden die Aufgaben nicht weggebracht, jeder Student konnte in der ‚Pause‘ tun, was er wollte. Es zeigte sich: Die Probanden arbeiteten an jenen Aufgaben weiter, bei denen sie vor der Erledigung unterbrochen worden waren.

Wieder bietet Lewins System eine Erklärung: Weil die Person eine Zielregion noch nicht erreicht hat (weil sie die Aufgabe noch nicht erledigt hat), bleibt eine Spannung erhalten und regt zu spontanen Handlungen an: zur Wiederaufnahme unterbrochener Handlungen.

Zu (c): Objektive oder Psychologische Umwelt als Verhaltensdeterminante: Daß es die psychologische, nicht die rein objektive Umwelt sei, die eine Person zum Handeln veranlaßt, belegte ein Experiment von Marrow (1938). Wieder wurde Zeigarniks Experiment durchgeführt aber mit geänderter In-

struktion: Den Probanden wurde mitgeteilt, der Versuchsleiter werde sie unterbrechen, sobald er sehe, daß sie zur Lösung einer Aufgabe imstande seien.

Die Instruktion bewirkte, daß die Unterbrechung das Erreichen der Zielregion bedeuten werde: Bestätigung, daß eine Aufgabe beherrscht werde. Die Aufgabe fortsetzen bis zur vollen Lösung der Aufgaben wurde bedeuten, daß die Zielregion nicht erreicht wurde: keine Bestätigung, daß die Aufgabe gemeistert werde. Marrow stellte fest: Die Probanden erinnerten sich mehr an erledigte als an unerledigte Aufgaben.

Erklärung: Die Erledigung der Aufgaben ließ eine Restspannung zurück, sofern sie signalisierte, daß die Zielregion noch nicht erreicht war, nämlich die Bestätigung durch den Versuchsleiter. Diese Restspannung steuerte das Erinnern.

Zu Lewin

Lewin hat auf einer sehr abstrakten Ebene zusammenhängende Beschreibungsdimensionen zu gewinnen versucht: das Feldkonzept hat er übernommen von der Mathematik, aber mit neuer Bedeutung versehen für die Psychologie. In immer neuen Annäherungsversuchen hat er komplexe Verhaltensabläufe darzustellen versucht. Zu diesem Zweck hat er ein ganzes Kürzelsystem entworfen, eine formalisierte Sprache in Analogie zu Mathematik und Physik (Lewin, 1963, 43-73).

Er hat die psychologische Forschung auf vielen Feldern angeregt: Auf seine Verhaltensgleichung griff Atkinson zurück, als er die Forschungsergebnisse zur Leistungsmotivation formalisieren wollte (1964). - Vom Konzept der gespannten Systeme in der Person hat Lewin selber Konfliktmodelle entworfen; fortgeführt haben diese Untersuchungen Festinger (1957) und Miller (1951). - In seinen letzten Jahren hat Lewin sich mehr mit Sozialpsychologie als mit der Struktur der Person beschäftigt: seine Forschungen zur Gruppendynamik haben der Psychologie ein neues Feld erschlossen.

Eingewandt wird gegen Lewin, daß er mathematische Konzepte übernommen, aber nicht eindeutig genug psychologisch definiert habe, so daß alte mathematische Bedeutungen in den psychologischen Beschreibungen mitschwingen und zu unangemessenen Folgerungen führen. Ausdrücke wie Kraft, Valenz, Spannungssystem, Region seien nicht sorgfältig genug umschrieben.

Eingewandt wird auch, Lewin habe einfache psychologische Sachverhalte in einer schwerfälligen formalisierten Sprache darzustellen versucht, ohne einen Erklärungsgewinn zu erhalten. Darüber hinaus erlaube sein Formalismus keine Ableitung von Hypothesen, die empirisch zu überprüfen seien.

Gegen das Feldkonzept insgesamt wird vorgebracht: Da in ihm jedes System mit jedem zusammenhänge, müsse die Veränderung in *einem* System das Ge-

Samtsystems verändern; dann aber gebe es so gut wie keine Konstanz des Verhaltens mehr, insofern sei das Feldkonzept wenig geeignet zur Verhaltensbeschreibung.

29 Snygg, D., und Combs, A. W.: Individuelle Welten

Im Jahre 1949 veröffentlichten Snygg und Combs ein Werk, das als Programmschrift einer kognitiven Persönlichkeitspsychologie aufgenommen wurde. In späteren Jahren wurde die Konzeption weiter entfaltet (Snygg & Combs, 1959; Combs, Cohen & Richards, 1976).

Ansatz:

Verhaltensbeschreibung aus der subjektiven Sicht des Individuums

Die Autoren bezeichnen als Ziel ihres Vorhabens die Absicht, für die Psychologie einen neuen Rahmen zu suchen, („a new frame of reference for psychology“). „Ein Bezugsrahmen oder eine Theorie ist nichts anderes als eine Organisation von Daten . . . um ihnen Bedeutung zu verleihen. Tatsachen, für sich selbst genommen, haben wenig Bedeutung oder Wert“ (Snygg & Combs, 1959, 7). Als Bezugsrahmen wählen die Autoren eine kognitive Feldtheorie, indem sie versuchen, „das individuelle Verhalten in solchen Begriffen zu verstehen, wie die Dinge dem Individuum ‚erscheinen‘, (1959, 16).

Menschliches Verhalten wird betrachtet als individuell, aber als gesetzhaft-

- *Verhalten ist individuell (individual)*: „Was aus der Sicht des Individuums sein Verhalten steuert, sind seine einzigartigen Wahrnehmungen seiner selbst, der Welt, in der es lebt, und der Bedeutsamkeit, die Dinge für es haben“ (Snygg & Combs, 1959, 17).
- *Verhalten ist gesetzhaft (lawful)*: „Für jede Wissenschaft ist die Annahme zwingend, daß ihr Gegenstand sich nach Regeln und Gesetzen richtet . . . Wie jede Wissenschaft beginnen auch wir unser Studium des Verhaltens unter der Annahme, daß es Gesetzen folgt und sinnvoll ist“ (Snygg & Combs, 1959, 18).

Darstellung des Verhaltens mithilfe eines Feldkonzeptes

Wenn das Verhalten des Individuums Gesetzen folgt, ist die Aussage eingeschlossen, daß es in Zusammenhänge eingefügt ist - zu anderen Individuen (Mann, Frau, Kindern), zu Beruf, zu Parteien usw. „Um mit solchen Zusammenhängen umzugehen, hat die moderne Wissenschaft das sehr hilfreiche Konzept eines ‚Feldes‘ entworfen. Wenn etwas geschieht an einem bestimmten Punkt im Feld, weil offensichtlich etwas an einem anderen Punkt geschehen ist, ohne daß handgreifliche Mittel vorhanden sind, die ‚Ursache‘ zu beziehen auf das ‚Ergebnis‘, dann sagen die Wissenschaftler oft, die beiden Ereignisse seien verbunden durch ein Feld. Dieses Feld dient als eine Art Brücke zwischen Ursache und Ergebnis, die es dem Wissenschaftler erlaubt, sich mit

einem Problem zu beschäftigen, obwohl er sich über die Zusammenhänge noch nicht klar ist“ (Snygg & Combs, 1959, 19).

„Ein Feld, das sollte betont werden, ist etwas Erschlossenes“ (1959, 19). Psychologen wie Lewin halten das Feldkonzept für nützlich, wenn es darum geht, menschliches Verhalten zu verstehen und zu erklären.

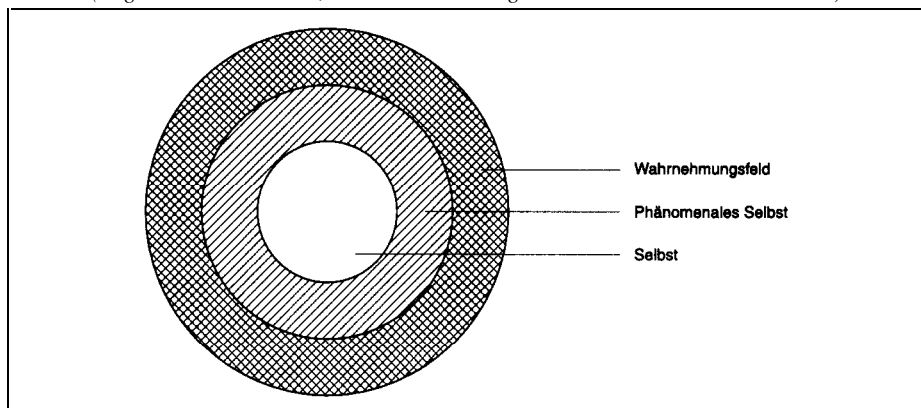
Dreifache Gliederung des Feldes: Wahrnehmungsfeld, Phänomenales Selbst, Selbstbild

Für das Individuum läßt sich das Feld, in dem es sich bewegt, in drei Bereiche gliedern:

- (1) Wahrnehmungsfeld,
- (2) Phänomenales Selbst,
- (3) Selbstbild.

Die drei Bereiche lassen sich darstellen als drei Kreise, die ineinander liegen.
 - Das Wahrnehmungsfeld, der größte Kreis, schließt alle Wahrnehmungen eines Individuums ein. - Das Phänomenale Selbst, der mittlere Kreis, umfaßt die Wahrnehmungen, die das Individuum auf sich selber bezieht. - Das Selbstbild, der innerste Kreis, umschreibt die zentralen, die invarianten Anteile des Phänomenalen Selbst. - Kasten 29-1 stellt die dreifache Gliederung des Lebensraumes schematisch dar, um die Ähnlichkeit zur Konzeption von Kurt Lewin zu veranschaulichen.

Kasten 29-1:
Dreifache Gliederung des Lebensraumes
(Vegleiche Kasten 28-1, S. 270: Gliederung des Lebensraumes nach Lewin!)



Zu (1): Wahrnehmungsfeld (perceptual field): „Mit Wahrnehmungsfeld umschreiben wir das gesamte Universum, wie es das Individuum zum Zeitpunkt einer Handlung erlebt, eingeschlossen die eigene Person“ (Snygg & Combs, 1959, 20). „Das Wahrnehmungsfeld ist auch persönliches Feld, private

Welt, Verhaltensfeld, psychologisches Feld, individueller Lebensraum und Phänomenales Feld genannt worden“ (1959, 20). Vom Wahrnehmungsfeld her läßt sich erklären: „Verhalten ist keine Funktion des äußeren Ereignisses, sondern seiner Wahrnehmung im Individuum“ (1959, 21).

Vier Charakteristika kennzeichnen das Wahrnehmungsfeld: Stabilität, Flüssigkeit, Intensität, Gerichtetheit (stability, fluidity, intensity, direction: 1959, 23).

- **Stabilität:** Das Feld erweist sich als organisiert, insofern es überschaubar und vorhersagbar ist.
- **Flüssigkeit:** Das Feld kann sich ständig ändern, dies ermöglicht Erinnern, Vergessen, kreative Umgestaltung.
- **Intensität:** Im Wahrnehmungsfeld heben sich unterschiedliche Gegenstände unterschiedlich scharf hervor. *Beispiel:* Wir gehen durch ein Wohnzimmer, ohne Tisch und Stühle eigens zu beachten, aber wir wissen, wo sie stehen - wir gehen um sie herum. Wenn wir uns dagegen zu Tisch setzen, nehmen wir den Stuhl genau wahr, auf den wir uns setzen wollen.
- **Gerichtetheit:** Die Gegenstände im Wahrnehmungsfeld bedeuten etwas, sie bilden Gestalten. Das Individuum kann keineswegs alle Gestalten wahrnehmen, die sich aus gleichen Reizen bilden lassen: es nimmt selektiv wahr - entsprechend seiner Gesamtlage. *Beispiel:* „Das Feld eines Professors, wenn er Golf spielt . . . unterscheidet sich sehr deutlich von dem Feld desselben Professors, wenn er vor einer Klasse steht oder sich mit seiner Frau unterhält. Das Feld ist in jedem Falle um *die* Handlung organisiert, der er im Augenblick nachgeht, und es findet *die* Wahrnehmung statt, die für das augenblickliche Problem von Bedeutung ist“ (Snygg & Combs, 1959, 24).

Zu (2): Phänomenales Selbst (phenomenal self): Mit Phänomenalem Selbst bezeichnen wir im Wahrnehmungsfeld jene Anteile, auf die wir uns beziehen, wenn wir sagen ‚ich‘ oder ‚mich‘ (1959, 43).

Das Phänomenale Selbst endet nicht an der Haut, es schließt alles ein, womit das Individuum sich identifiziert: Kinder, Eltern, Wohnung, Wohnort, Wagen - alles, was es ‚betrifft‘. „Kurz, das Phänomenale Selbst schließt nicht nur das körperliche Selbst einer Person ein, sondern alles, was das Individuum in einem gegebenen Augenblick als ‚sich‘ erfährt“ (1959, 44).

Ein Phänomenales Selbst gibt es schon im pränatalen Stadium (1959, 132). Seine eigentliche Ausbildung beginnt aber mit der Geburt: „Wenn das Kind plötzlich eintaucht in eine Welt des Lichtes, des Tones, des Geschmacks, des Geruchs, des Fühlens muß Wahrnehmung ein verwirrendes Geschehen sein“ (1959, 132). Das Kind muß differenzieren lernen zwischen dem eigenen Körper und der Welt um es her. Die Sprache erschließt ihm neue Differenzierungsmöglichkeiten: „Das Selbst ist vor allem ein soziales Produkt, entstanden in der Kommunikation mit anderen Menschen“ (1959, 134).

Erhalt des Phänomenalen Selbst ist das zentrale Bedürfnis des Individuums: eines Selbst, das sich nicht damit begnügt, gerade noch mit dem Leben zurechtzukommen, sondern danach strebt, das Leben angemessen zu bewältigen. „We can define man's basic need as a need for adequacy“ (1959, 46).

Zu (3): Selbstbild, Selbstkonzept (self-concept): Aus dem Phänomenalen Selbst läßt sich ein Teilbereich ausgliedern als ‚Selbstbild‘: Das Individuum kann „aus dem Phänomenalen Feld jene besonderen Konzepte des Selbst herauslösen, die solche fundamentalen Aspekte seines Phänomenalen Selbst repräsentieren, die für das Individuum das ‚Ich‘ zu allen Zeiten und an allen Orten darstellen. Dies ist die Mitte des ‚Ichs‘, dessen Verlust als persönliche Zerstörung betrachtet wird“ (Snygg & Combs, 1959, 127).

„Das Selbst ist der fundamentale Bezugsrahmen für das Individuum, das Kernstück, um das es den Rest des Wahrnehmungsfeldes anordnet. In diesem Sinne ist das Selbst zugleich ein Ergebnis individueller Erfahrung und Urheber jeder neuen Erfahrung, deren ein Individuum fähig ist“ (1959, 146).

Snygg und Combs repräsentieren eine Forschungsrichtung, der viele Persönlichkeitstheoretiker zugehören, z.B. auch die Autoren, die wir als nächste besprechen: Kelly und Thomae.

30 Kelly, G.A.: Theorie der Persönlichen Konstrukte (1905-1966)

Ansatz: Kelly führt seine Persönlichkeitstheorie („Theory of personality“) mit den Sätzen ein: Ein Mensch sei besser zu verstehen, wenn man ihn aus einer Perspektive von Jahrhunderten betrachte und ihm zugestehe, daß jeder Mensch den Strom des Geschehens in einer sehr persönlichen Weise beobachte (Kelly, 1955, 3). - Den ersten Gedanken (Jahrhundert-Perspektive) entfaltet Kelly, indem er aus der Literatur vieler Jahrhunderte zitiert; den zweiten Gedanken (persönliche Sicht) rückt er ins Zentrum seiner Theorie.

Dieses zentrale Thema druckt er in der Metapher aus, jeder Mensch sei ein Wissenschaftler: „Let us then . . . have a look at man - the scientist“ (Kelly, 1955, 4). In dem Bildwort spricht sich die Besonderheit des Ansatzes aus: Ein „Wissenschaftler“ arbeitet, indem er über vorgefundene Gegebenheiten Konstrukte erstellt, die Konstrukte verändert, sie auf neue Gegebenheiten überträgt, sie vervielfältigt oder reduziert - ein unendlicher Prozeß . . .

Kellys Besonderheit liegt in der konsequenten Anwendung dieser Interpretation: Ein Mensch ist nur zu verstehen, wenn man das Konstruktsystem erfaßt und übernimmt, das er als ‚Wissenschaftler‘ entworfen hat. Die Elemente dieses Systems nennt Kelly „*Persönliche Konstrukte*“.

Im Vergleich zu einer objektiven Psychologie kehrt Kelly den Zugang zur anderen Person um. Er gibt keine Merkmale vor, um mit ihrer Hilfe die andere Person zu „erfassen“, etwa indem er das Verhalten des anderen als „intra- oder extravertiert, als aggressiv oder dominant“ beschreibt, sondern er erfragt vom anderen, wie er sich selber und seine Welt in seinen subjektiven Konstrukten abbilde. Der Psychologe ist der Lernende, nicht der Lehrende.

„Der Mensch erschafft seine eigenen Weisen, die Welt zu sehen, in der er lebt; die Welt erschafft sie nicht für ihn. Er bildet Konstrukte aus und probiert, ob sie passen“ (Kelly, 1955, 12). Zweck dieser Konstruktionen ist Vorhersage und Kontrolle künftiger Ereignisse. Um also ein Individuum zu verstehen, muß man seine Konstrukte, seine Konstruktionen kennenlernen.

Kelly stellt seine Theorie dar in einem ‚Grundsatz‘ und in elf ‚Zusätzen‘ (1955, 46-104):

- er spricht von „Basispostulat“ (A),
- und von „Korollarien“ (B).

(A)
Grundsatz: Basispostulat

„Die Prozesse einer Person werden psychologisch kanalisiert durch die Art, in der sie Ereignisse vorwegnimmt.“ (A person's processes are psychologically channelized by the way in which he anticipates events. Kelly, 1955, 45).

Um die Bedeutung dieses Postulates zu verdeutlichen, kommentiert Kelly jedes Wort - wir gehen nur auf die zentralen Wörter ein.

Person: Kelly hat die ungeteilte Einzelperson im Blick, keinen Teilprozeß in ihr, die Person auch nicht als Glied einer Gruppe. Es geht um einen ganzheitlichen Ansatz. Ob auch um ein humanistisches Anliegen (Person, personal), bleibt offen.

Prozesse: Die Person wird nicht als ein System betrachtet, das in sich statische Ruhe bewahrt, das erst ‚von außen her‘ in Bewegung gesetzt wird (wie der Behaviorismus nahelegt). Von Anfang an ist die Person in Bewegung: „The person is not an object that is temporarily in a moving state, but is himself a form of motion“ (Kelly, 1955, 48).

Kanalisiert: Die Person hat ein „Netz von Wegen“ zur Verfügung (network of pathways), sie steht nicht inmitten einer Leere. Dieses Wege-Netz erleichtert das Handeln, es repräsentiert eine „vorgebahnte Welt und Umwelt“. - Kelly betrachtet die Person nicht als isoliertes Wesen, sondern als plziert in eine strukturierte Umgebung. Diese Um- oder Mitwelt ist nicht fremdes Werk, sie ist Entwurf der Person selber.

Die Person nimmt Ereignisse vorweg, sie antizipiert Ereignisse: „Als der Prototyp des Wissenschaftlers, der er ist, strebt der Mensch nach Vorhersage. Sein strukturiertes Wege-Netz fuhr in die Zukunft, so daß er sie vorwegnehmen (antizipieren) kann . . . Vorwegnahme (Antizipation) ist das dynamische Kernstück (push and pull) einer Psychologie der persönlichen Konstrukte“ (Kelly, 1955, 49).

Die Antizipation gewährt dem Menschen Freiheit und begrenzt zugleich seine Freiheit:

- Sie *gewährt* der Person Freiheit, weil die Konstrukte ihr künftige Ereignisse im vorhinein deuten.
- Die Antizipation *begrenzt* die Freiheit, weil das Wege-Netz die Welt absteckt, innerhalb deren die Person sich bewegen kann, sie kam-t den Bezirk der Konstrukte nicht verlassen.

Was das Postulat herausstellt, ist die radikal subjektive Sichtweise: dynamischer prozeßhafter Vorgriff auf die Zukunft, vorentworfen in den Konstrukten - von diesem (anthropologischen) Konzept her versucht Kelly, die Persönlichkeit zu beschreiben. Er konkretisiert sein Modell in den Zusätzen, den Korollarien.

Persönliche Konstrukte sind nicht gleichzusetzen mit logischen Begriffen, sie sind psychologisch konstruierte Einheiten, die es dem Individuum ermöglichen, seine vergangenen Erfahrungen zu deuten, zu ordnen und kommende Ereignisse vorwegzunehmen (1958, 57-58). *Sie machen die Benutzung der Konzepte von Motiven, Emotionen oder Affekten überflüssig.*

Nicht die Phänomene, welche die drei Konzepte abdecken, werden geleugnet; behauptet wird nur, daß im Konzept der persönlichen Konstrukte all das enthalten ist, was sonst Begriffe wie Affekt oder Emotion oder Motiv bezeichnen. - Somit sind persönliche Konstrukte keine rein kognitiven Gebilde, sondern psychologisch umfassender zu verstehen. Aber die Beschreibung, die Kelly von ihnen gibt, berücksichtigt vor allem kognitive Anteile.

(B) Zusätze: Korollarien

Von den elf Zusätzen seien sieben kommentiert, die Korollarien 1, 2, 4, 6, 9, 10 und 11.

Erstens, Konstruktionskorollarium: „Eine Person antizipiert Ereignisse, indem sie die Wiederholung konstruiert“ (Kelly, 1955, 50). Daß Ereignisse ähnlich gesehen werden, ist Ergebnis menschlicher Vergleiche. „Heute ist nicht gestern, noch auch morgen. Zeit verdoppelt sich nicht von selbst“ (1955, 52). Aber der Mensch ist in der Lage, sie zu verdoppeln. Zwei Sonnenaufgänge, zwei Sonnenuntergänge jeweils als gleiche Ereignisse zu deuten, also von konkreten, wechselnden Umständen zu abstrahieren und in dem ungegliederten Zeitenstrom das Konstrukt des ‚Tages‘ zu entwerfen: Das ist Leistung des Menschen (1955, 53). Noch einmal: Ereignisse wiederholen sich nicht, aber in unseren „persönlichen Konstrukten“ tun wir so, als wiederholten sie sich. *Beispiel:* Wenn ich sage, morgen kehre mein Geburtstag ‚wieder‘, so deutet Kelly diesen Satz in dem Sinne, daß die Annahme einer ‚Wiederkehr‘ meine ‚Konstruktion‘ sei.

Konstruieren heißt interpretieren: „By construing we mean ‚placing an interpretation‘,“ (Kelly, 1955, 51). Um besser zurechtzukommen, interpretieren wir Ereignisse als wiederkehrende Vorgänge. Was in Wirklichkeit allein wiederkehrt, vielmehr gleichbleibt, ist der Mensch als Interpret.

Zweitens, Individualitätskorollarium: „Personen unterscheiden sich voneinander in ihrer Konstruktion von Ereignissen“ (Kelly, 1955, 54). Dieser Zusatz formuliert Kellys Zugang zur differentiellen Psychologie:

- Unterscheidung von Individuen heißt für Kelly nicht, unabhängig von einem Individuum Merkmale zu definieren und das Individuum dann auf dem definierten Merkmal zu plazieren, etwa in der Aussage: ‚Intelligenz ist die kognitive Fähigkeit, Probleme zu lösen. Diese Fähigkeit wird erfaßt

durch den Wechsler-Intelligenztest für Erwachsene. Frau Barrett hat den Test bearbeitet und hat eine Leistung erbracht, die einem Intelligenzquotienten von 117 entspricht.'

- Kelly setzt genau umgekehrt an. Er läßt das Individuum sich selbst erklären. So fragt er Frau Barrett, wie sie ihre „kognitive Fähigkeit“ einschätze, Probleme zu lösen - *wie also ihr persönliches Konstrukt ‚Intelligenz‘ beschaffen sei*. Kelly fragt Frau Barrett, wie sie ihre Rolle gegenüber ihren Eltern, ihrem Mann, ihren Kindern beschreibt.

Kelly versucht, die andere Person zu beschreiben, indem er ‚von ihr her denkt‘, und nicht, indem er ein eigenes System von Eigenschaften entwirft und dann bestimmt, in welchem Grade die andere Person an diesen, von Kelly konzipierten Eigenschaften teilhat. - Noch einmal, dies ist ein radikal subjektiver Ansatz der Differentiellen Psychologie.

Viertens, Dichotomie-Korollarium: „Das Konstruktsystem einer Person besteht aus einer endlichen Zahl dichotomer Konstrukte“ (Kelly, 1955, 59). Auf der Annahme, daß jedes Konstrukt bipolar aufgebaut ist (nach Ähnlichkeit und Unähnlichkeit), beruht die Erfassung der persönlichen Konstrukte.

Beispiel: „Was wir meinen, ist, daß es an A, B, C einen Aspekt gibt, den wir z nennen können. Bezüglich dieses Aspektes z sind A und B ähnlich, bezüglich dieses Aspektes steht C im Kontrast zu A und B.

Angenommen beispielsweise, A und B seien Männer, C eine Frau und O sei die Tageszeit, dann können wir an A, B und C ein Merkmal identifizieren, das wir Geschlecht nennen. Geschlecht ist dann unser z. Geschlecht läßt sich in einer Aussage über O, die Tageszeit, nicht verwenden; zumindest wurde die Mehrzahl von uns eine solche Verwendung nicht in Betracht ziehen. Die Tageszeit fällt nicht in den Aussagebereich des Konstruktes Geschlecht.

Dagegen sind A und B, die beiden Männer, was das Geschlecht angeht, einander gleich, ungleich sind sie jedoch gegenüber C, der Frau. Das Konstrukt Geschlecht läßt sich ebenso sinnvoll auf die Frau, C, anwenden wie auf die beiden Männer, A und B“ (Kelly, 1955, 60).

Analogie zur elektronischen Datenverarbeitung

Kelly sieht eine Ähnlichkeit zur elektronischen Datenverarbeitung, welche Informationen in binäre Einheiten zerlegt, um sie eindeutig zu verarbeiten (Kelly, 1955, 62).

Ein Beispiel für binäre Verarbeitung ist das Morsealphabet, das mit zwei Signalen auskommt: kurz, lang. In Zweierkombination ergeben sich vier unterschiedliche Signale: kurz-kurz, kurz-lang, lang-kurz, lang-lang. - Dreierkombinationen erlauben acht, Viererkombinationen 16, Fünferkombinationen 32 Unterscheidungen.

Die binäre Form der Konstrukte vereinfacht den Informationsfluß - allerdings in eine doppelte Richtung: auf leichte *Verständlichkeit* hin (Tisch oder Nicht-Tisch), aber auch auf *Simplifizierung* hin (Hier meine Partei, dort nicht meine Partei! Also hier gut, dort schlecht!).

Die Zahl der dichotomen Konstrukte ist endlich. Ein Mensch, wenn er denkt, „muß dem Netz von Kanälen folgen, das er sich angelegt hat, und nur, indem er alte Kanäle kombiniert, kann er neue schaffen. Diese Kanäle . . . begrenzen seinen Zutritt zu den Vorstellungen anderer Personen“ (Kelly, 1955, 61).

Sechstens, Bereichs-Korollarium: „Ein Konstrukt eignet sich nur für die Antizipation eines begrenzten Bereichs von Ereignissen“ (Kelly, 1955, 68).

Wie eine Theorie, so ist ein Konstrukt (als Element einer Theorie) in seinem Anwendungshof begrenzt. ‚Groß‘ und ‚klein‘ als Adjektive lassen sich in Aussagen über Häuser oder über Menschen verwenden (großes Haus, kleines Haus; großer Mensch, kleiner Mensch), dagegen *nicht* in Sätzen über das Wetter (großes Wetter, kleines Wetter: 1955, 69).

Das Korollarium über den Konstrukturnfang erschließt sich weiter, wenn es zusammen mit dem Dichotomie-Korollarium betrachtet wird (1955, 70): Herr Puntel benutze das Konstrukt „Respekt“. Um herauszufinden, was Respekt für ihn besagt, genügt es nicht, zu erfahren, *wo* er das Wort *anwendet*. Man muß auch herausfinden, *wo* er das Wort Respekt *vermeidet*.

Er wendet es an, wenn er von seiner Mutter, von seiner Freundin, von seinen Arbeitskollegen spricht. - Er vermeidet es, wenn er von seinem Stiefbruder, von seinem Rivalen, von seinem Vorgesetzten spricht. - Um zu begreifen, was Respekt für Herrn Puntel bedeutet, muß der Untersucher ermitteln, wie Herr Puntel zu seiner Mutter, zu seiner Freundin, zu seinen Arbeitskollegen steht, aber auch, wie er seinen Stiefbruder, seinen Rivalen, seinen Vorgesetzten bewertet. - Um diese Ermittlung zu erleichtern, hat Kelly ein besonderes diagnostisches Instrument entwickelt, den sogenannten „Rep-Test“ (siehe S. 285).

Nur indem man beide Konstruktpole ermittelt, kann man den Konstrukturnfang erkennen.

Neuntens, Bruchstück-Korollarium: „Eine Person kann nacheinander eine Vielfalt von Subsystemen der Konstruktbildung benutzen, die logisch miteinander unvereinbar sind“ (1955, 83).

Dieses Korollarium hält Kelly für sehr bedeutsam; es verdeutlicht, wie eingeschränkt die menschliche Fähigkeit ist, in der (Repräsentanz der) Welt Konsistenz herzustellen. Um so wichtiger ist es, das dominante Konstruktsystem zu identifizieren (the regnant construct system: 1955, 83). Die Identifizierung gestattet es, in den Konstrukten einer Person Ordnung oder ihr Gegenteil, Inkonsistenz, zu erkennen. Eine solche Kenntnis erleichtert es dem Berater - *ermöglicht es ihm sogar erst* - der betroffenen Person Ratschläge zu erteilen. *Beispiel:* Ein junger Mann meistert das Fach Mathematik nicht, hegt aber den

lebhaften Wunsch, das Fach Elektronik zu studieren. Erst die Kenntnis dieser widersprüchlichen Konstrukte erlaubt es einem Berater, dem jungen Mann von der Absicht abzuraten, Elektronik zu studieren, und ihm zu helfen, den „richtigen“ Beruf zu suchen.

Die beiden letzten Korollarien (10 und 11) betreffen die Kommunikation von Personen, sie seien miteinander zitiert.

Zehntens, Kommunalitäts-Korollarium: „Soweit eine Person ihre Erfahrungen ähnlich konstruiert wie eine andere Person, ähneln ihre psychologischen Prozesse denen der anderen Person“ (Kelly, 1955, 80).

Elftens, Sozialitäts-Korollarium: „Soweit eine Person die Konstruktionsprozesse einer anderen Person nachvollzieht, nur soweit kann sie eine Rolle spielen in einem sozialen Prozeß“ (Kelly, 1955, 95).

Der Ähnlichkeits-Zusatz (Kommunalitäts-Korollarium) stellt heraus: Nicht die Ähnlichkeit von Ereignissen an sich begründet soziales Handeln, sondern die Ähnlichkeit in den konstruierten Wege-Netzen von Personen. - Der Sozialitäts-Zusatz geht darüber hinaus, er sagt: Parallele Konstrukte genügen nicht. Person A tritt erst dann zu Person B in soziale Kommunikation, wenn Person A in sich selber die Konstrukte der Person B nachbildet.

„Die Person, die eine konstruktive Rolle in einem sozialen Prozeß mit einer anderen Person spielen will, darf die Dinge nicht nur so konstruieren wie die andere Person, sie muß tatsächlich die Sichtweise der anderen Person in sich nachbilden“ (Kelly, 1955, 95).

In diesen beiden Korollarien bekundet sich der subjektive Ansatz noch einmal sehr eindringlich - eindringlich insofern, als sie Handlungsanweisungen für den zwischenmenschlichen Umgang vorgeben: Jeder Mensch ist Wissenschaftler, darum soll umgekehrt der Wissenschaftler sich wie ein Mensch verhalten - nicht wie ein Versuchsleiter oder wie ein Test-Anwender.

Erfassung der Konstrukte mittels des „Rollen-Konstruktions-Tests (Rep-Tests)“

Um persönliche Konstrukte zu erfassen, hat Kelly ein Verfahren entworfen, das er als Test bezeichnet: als „role construct repertory test“ - als Rollen-Konstruktions-Test; dafür steht das Kürzel „Rep-Test“. Einem der üblichen „Tests“ ähnelt der Rep-Test kaum; wegen seines subjektiven Ansatzes passen auf ihn keine objektiven Charakteristika wie Objektivität, Reliabilität oder Validität (Kelly, 1955, 219-299).

Der Rep-Test soll dem Psychologen diagnostische Hilfe leisten, wenn er eine Therapie plant, der Test soll es ihm ermöglichen, das Wege-Netz eines Klienten abzustecken, und Hypothesen zu der Frage zu bilden, wie sich der Klient ändern - auf welche neuen Wege er verwiesen werden könnte.

Wie „arbeitet“ der Rep-Test, was leistet er?

Dem Klienten wird gesagt: „Ich lege Ihnen auf Karten eine Liste von Personen vor, die eine bestimmte Rolle in Ihrem Leben spielen, etwa:

- Sie selbst,
- Ihre Mutter,
- Ihr Vater,
- Ihr Bruder, der Ihnen im Alter am nächsten steht;
- Ihre Schwester, die jünger ist als Sie;
- Ihre Frau oder die Frau, die Ihnen am nächsten steht;
- der gleichgeschlechtliche Freund, der Ihnen am nächsten steht;
- eine gleichgeschlechtliche Person, die Sie einmal als engen Freund betrachtet haben, von dem Sie aber enttäuscht worden sind;
- ein Geistlicher, mit dem Sie über persönliche Dinge sprechen könnten;
- ein Lehrer, den Sie mögen;
- ein Lehrer, den Sie nicht leiden können
- usw.“

Von den zwanzig bis dreißig Rollen-Karten wählt der Untersucher jeweils drei aus, gibt sie dem Klienten und fragt, unter welchem Aspekt zwei der Personen sich ähneln und unter welchem Aspekt diese zwei Personen sich von der dritten unterscheiden. (Dieses Vorgehen fußt auf dem Dichotomie-Korollarium, nach dem angenommen wird, jedes Konstrukt sei bipolar.)

Beispiel: Dem Probanden werden die Namen (die Rollen) von Mutter, Bruder und Schwester vorgegeben. Nun könnte er entscheiden: Bruder und Schwester sind einander darin ähnlich, daß sie in ihrem Verhalten eine gewisse Ruhe ausstrahlen. Gerade darin unterscheiden sie sich von der Mutter, die immer erregt und überaktiv auftritt.

Der Untersucher legt dem Klienten jeweils neue Triaden von Rollenträgern vor und erfragt Ähnlichkeit und Unähnlichkeit. Damit fährt er so lange fort, bis er sicher ist, das Konstruktsystem seines Klienten ausreichend zu kennen.

Kasten 30-1 demonstriert den Ablauf einer Befragung, Kasten 30-2 skizziert das Ergebnis: die Konstrukte, die sich ergeben könnten.

Die Antworten, die der Klient gibt, lassen sich zusammenstellen und ergeben einen Einblick in das Konstruktsystem, das er bei sozialer Kommunikation verwendet. - Fällt die „Befragung“ ausführlich genug aus, ergibt sich ein vollständiger Überblick über das soziale Wege-Netz. Kasten 30-2 sammelt die Konstrukte, die in Kasten 30-1 auftauchen.

Kasten 30-1:
Rollen-Konstruktions-Test (Rep-Test)

*Dem Proband werden je drei Rollenträger genannt: Er soll zwei Personen nennen,
 die einander ähnlich, dagegen der dritten Person unähnlich sind.
 (Vergleiche den laufenden Text!)*

Triade von Personen	Ähnliche Personen	Konstrukt „Ähnlichkeit“	Unähnliche Person	Konstrukt „Unähnlichkeit“
Mutter, Bruder, Schwester	Bruder, Schwester	Ruhe und Ausgeglichenheit	Mutter	Erregtes, überaktives Auftreten
Bruder, „Echter“ Freund, Enttäuschender Freund	Bruder, Echter Freund	Solidarisches Verhalten in Konflikten	Enttäuschender Freund	Rückzug bei Konflikten
Freundin, Geistlicher, sympathischer Lehrer	Freundin, Geistlicher	Möglichkeit persönlicher, auch intimer Gespräche	Lehrer	Distanziertes Verhalten
Mutter, Geistlicher, Schwester	Schwester, Geistlicher	zeigen Geduld, strahlen Vertrauen aus	Mutter	Ungeduld, wenn sie zuhören muß
usw.				

Kasten 30-2:
Ergebnis eines Rep-Tests - Erstellung einer Konstruktliste
(Vergleiche den laufenden Text!)

Rollenträger	Konstrukt, das zur Beschreibung des Rollenträgers verwandt wurde
Mutter	Erregtes, überaktives Auftreten/Ungeduld, wenn sie zuhören muß
Bruder	Ruhe und Ausgeglichenheit/Solidarisches Verhalten in Konflikten
Schwester	Ruhe und Ausgeglichenheit/zeigt Geduld, strahlt Vertrauen aus
Geistlicher	Möglichkeit persönlicher, auch intimer Gespräche/zeigt Geduld, strahlt Vertrauen aus
Sympathischer Lehrer	Distanziertes Verhalten
Freundin	Möglichkeit persönlicher, auch intimer Gespräche
„Echter“ Freund	Solidarisches Verhalten in Konflikten
Enttäuschender Freund	Rückzug bei Konflikten
usw.	

Der Rep-Test ist in verschiedener Form weiterentwickelt worden. Eine spezielle Form ist die sogenannte Grid-Technik. Rollenträger und ihre Charakteristiken werden zusammen in einem Raster (Grid) dargestellt (Kelly, 1955, 270).

Im Buchhandel ist erhältlich eine Neukonstruktion der Grid-Technik: als „Repertory Grid Technik“ von Riemann (1991).

Was einzelne Konstrukte bedeuten und welche Konstrukte einander ähnlich seien, muß - letztlich - der Proband selber erläutern: Der Untersucher führt mit ihm ein *Interview*. Darüber hinaus wird er um eine Selbstbeschreibung gebeten.

Die ermittelten Konstrukte und die Erläuterungen des Probanden werden in der Regel inhaltlich interpretiert und in einem klinischen Urteil zusammengefaßt. - Sie lassen sich aber auch quantifizieren und dann statistisch analysieren. (Kelly entwarf eine nonparametrische Faktorenanalyse, um die Konstrukte metrisch darzustellen und zu reduzieren: 1955, 267.)

Die Ermittlung der persönlichen Konstrukte eines Probanden hatte ein konkretes Ziel: Hilfe bei der Entwicklung eines effektiveren Konstruktsystems durch Therapie.

Therapie - Korrektur unangemessener Konstrukte

Wenn ein Klient einen Therapeuten aufsucht und um Hilfe bittet, dann leidet er unter Verhaltensstörungen. Nach Kellys Interpretation entspringen diese Störungen solchen Konstrukten, die unangemessen konzipiert sind. Daß ein Konstruktsystem unangemessen ist, zeigt sich in den Schwierigkeiten, die den Klienten zum Therapeuten führen.

Was Kelly offenläßt, ist die Frage, ob ein Konstruktsystem auch ‚wahr‘ sei; um diese Frage kümmert sich der Therapeut Kelly nicht.

Die Feststellung, daß ein Konstruktsystem unangemessen ist, definiert implizit das Ziel der Therapie: Konstrukte, die den Klienten „stören“, sind umzuwandeln in eine „angemessene“ Form. „From the Standpoint of the psychology of personal constructs we may define a disorder as any construction which is used repeatedly in spite of consistent invalidation . . . We may say, simply, that the goal of psychotherapy is to alleviate complaints - complaints of a person of himself and others and complaints of others about him“ (Kelly, 1955, 831).

Um eine angemessene Therapie zu planen, schlägt Kelly Schritte wie die folgenden vor:

- Zunächst wird der Klient befragt, worin er seine Störungen sieht.
- Danach wertet der Therapeut diese Befragung aus.
- Sodann konzipiert der Therapeut ‚Rollen‘, in denen der Klient die Störungen ‚verlernen‘ soll.
- Schließlich beauftragt der Therapeut den Klienten, die konzipierten Rollen im Leben zu erproben.

„Outline of the clinical issues

1. Exactly what is peculiar about this client, when does he show it, and where does it get him?
 2. What does the client think about all this and what does he think he is trying to do?
 3. What is the psychological view of the client's personal constructs?
 4. In addition to the client himself, what is there to work with in the case?
 5. Where does the client go next?
 6. How is the client going to get well?“ (Kelly, 1955, 779)
-
-

Aus Kellys Regeln folgt: Aufgabe des Therapeuten ist es, unangemessene Konstrukte zu identifizieren und dem Klienten zu helfen, ein ‚wirksameres‘ System zu entwickeln. Dem Therapeut fällt also eine aktive Funktion zu: „There are two levels of understanding a client. The first is seeing the world through the client's eyes, the second is seeing the client's construction system from the vantage point of a psychologist“ (Kelly, 1955, 799).

Therapie mit vorgegebenen Rollen

Eine Möglichkeit, mit dem Klienten angemessene Konstrukte einzuüben, ist die sogenannte „Therapie mit vorgegebenen Rollen“ (fixed-role therapy: Kelly, 1955, 360).

Der *Grundgedanke* sieht einfach aus: Der Klient wird ermutigt, seine störenden Konstrukte zu erkennen und sich in „vorgegebenen“ (fixierten) Rollen effektivere Konstrukte anzueignen.

Die einzelnen Schritte fallen differenziert aus:

- Der Klient wird gebeten, sich selbst zu beschreiben, etwa mithilfe des Rep-Tests, aber auch in unterschiedlichen Gesprächen oder in schriftlichen Selbstschilderungen. Diese Selbstbeschreibung soll dem Therapeuten helfen, die Welt mit den Augen des Klienten zu betrachten (seeing the world through the client's eyes).
- Die Angaben des Klienten dienen dem Therapeut dazu, die zentralen Störungen zu identifizieren und ein Persönlichkeitsbild des Klienten zu entwerfen. Diese **Interpretation** dient dem Ziel, das Konstruktsystem des Klienten vom Standpunkt eines Psychologen zu betrachten (seeing the client's construction system from the vantage point of a psychologist).
- Der Therapeut trägt dem Klienten seine Interpretation vor und **bespricht** sie mit ihm.
- Nach der Rückmeldung entwirft der Therapeut, sozusagen, eine „neue Persönlichkeit“, abgebildet (fixiert) in **Rollen**, die der Klient übernehmen soll.

- Der Klient entscheidet, ob er dem Plan des Therapeuten zustimmt. Einüben soll er die neuen **Rollen ‚draußen im Leben‘**, nicht im Therapieraum. Aber er verpflichtet sich, dem Therapeuten über Erfolg oder Mißerfolg zu berichten.
- Das Rollenspiel wird zwischen Klient und Therapeut **immer wieder diskutiert**. Es wird modifiziert, wenn der Klient Vorschriften als unerfüllbar erlebt. ‚Entwurf des Rollenspiels, Erprobung, Rückmeldung über die Erprobung, Änderung der Rollen, neue Erprobung‘: Dieses Wechselspiel soll einen Prozeß einleiten, in dem *der Klient seine Konstrukte modifiziert*, um sie seinem subjektiven Erleben und seiner objektiven Umwelt anzupassen.

Kasten 30-3 bringt ein Beispiel.

Kasten 30-3:

Ein Beispiel für die Therapie mit fixierten Rollen (Fixed-role therapy)

(Quelle: Kelly, 1955, 360-451)

Selbstbeschreibung des Klienten

Der Klient sagt von sich,

- er sei ein ruhiger und gelassener Mensch, der sich nicht in den Vordergrund spiele;
- aber er sei darauf aus, andere Menschen zu beeindrucken, vor allem ihnen seine Rücksicht und seine Aufrichtigkeit zu zeigen;
- in Einzelfällen neige er jedoch dazu, heftig aufzubrausen, vor allem dann, wenn er bei sich oder bei anderen unehrliches, unredliches Verhalten entdecke;
- denn er sei bestrebt, sein Handeln an ethischen Prinzipien auszurichten;
- darum fühle er sich auch schuldig, wenn er selber oder andere Personen gegen Logik und Rationalität verstoßen;
- in dieser Haltung, sich selbst und andere zu kontrollieren, komme er sich manchmal geradezu spitzfindig vor.

Interpretation des Therapeuten

Der Therapeut zeichnet ein Bild, das sich in Einzelzügen von der Selbstschilderung des Klienten abhebt:

- Der Klient schwanke zwischen Ruhe und Unrast, er habe selber das Gefühl, auf einem ‚Vulkan‘ zu sitzen;
- gegenüber seiner Mitwelt sei er sensibel, ihm liege viel daran, vor den ‚anderen‘ sein Gesicht zu wahren;
- darum sei er um Aufrichtigkeit bemüht, sich selbst und seiner Mitwelt gegenüber;
- nehme er jedoch bei anderen Personen Verhaltensweisen wahr, die er bei sich ablehne, so bringe ihn dies außer Fassung;
- der Widersprüchlichkeit und Unangemessenheit seines Konstruktsystems sei er sich bewußt, ohne dies offen zuzugeben;
- seine Störungen versuche er intellektuell zu erfassen, zu kritisieren und zu kontrollieren;
- doch denke er insgesamt in Konzepten, die sich als zu einfach erwiesen („Dies ist richtig, jenes ist falsch!“).

Neue Rolle

Der Therapeut schlägt dem Klienten vor, Verhaltensweisen einzuüben wie die folgenden:

- er sei ein verständnisvoller Zuhörer, bemüht, die Welt mit den Augen anderer Menschen zu betrachten;

- im Gespräch erfasse er nicht nur den Wortsinn, sondern spüre auch, welche Gefühle die Worte begleiteten;
- so sehr sei er von dem Wunsch fasziniert, die Welt der anderen kennenzulernen, daß er gar nicht die Zeit finde, sich gehemmt zu fühlen oder sich selbst überkritisch zu bewerten;
- als Mann sei er darauf bedacht, von Frauen in die weibliche Sicht der Dinge eingeführt zu werden;
- seinen Angehörigen teile er seine Ideen und Gefühle gerne mit und böte ihnen so die Chance, seine Erfahrungen zu teilen und seine Absichten zu fördern und zu unterstützen.

Zu Kelly

Kelly dürfte der Psychologe sein, der am entschiedensten versucht hat, das Individuum von seiner Subjektivität her zu verstehen. Er hat den üblichen psychologischen Ansatz umgekehrt - vereinfacht gilt: Der Psychologe ist der Lernende, der Klient der Lehrer. Damit hebt Kellys Theorie die Bedeutung des subjektiven Zugangs zur Person hervor (Pervin, 1987, 279).

Kelly versucht, in seiner Theorie die Persönlichkeit in ihrer Ganzheit zu erfassen und die Gesetze zu erkennen, nach denen die persönlichen Konstrukte gebaut, angewandt und verändert werden. Dabei legt er seine Theorie so an, daß sie übergeht zu einer Anwendung in der Therapie: Theorie und Therapie korrespondieren einander (Pervin, 1987, 279). Den praktisch tätigen Psychologen hat er somit eine *Fachsprache* angeboten, „die sie bei der Formulierung von praktischen Problemen unterstützt“ (Bonarius, Angleitner & John, 1984, 132).

Häufig werden die Konstrukte in dem Sinne mißverstanden, emotionale und motivationale Merkmale blieben außer Betracht. Doch hielt Kelly „persönliche Konstrukte nicht für ausschließlich kognitiv. Richtig ist sicherlich, daß menschlichen Emotionen nur eine geringe Rolle in KELLYs Theorie zukam“ (Bonarius et al., 1984, 133).

Den Vorzügen, die genannt wurden, lassen sich Schwierigkeiten gegenüberstellen.

Ein grundsätzlicher Einwand betrifft den theoretischen Rahmen. Es „muß festgestellt werden, daß wichtige Aspekte des theoretischen Grundgerüsts der PCP“ (Personal Construct Psychology) „einer Operationalisierung kaum zugänglich sind“ (Bonarius et al., 1984, 131). Speziell bleibt unbewiesen, daß alle persönlichen Konstrukte bipolar konzipiert seien.

Vermutlich hat sich der Theoretiker Kelly auch zu wenig gekümmert

- um eine Psychologie der Motive und der Motivation,
- um Einordnung von Konzepten, die Wachstum und Entwicklung der Persönlichkeit beschreiben,
- um Integration in andere kognitive Ansätze (Pervin, 1987, 279).

Schließlich bleibt zu fragen, ob es richtig ist, Kelly den „kognitiven“ Theoretikern zuzuordnen. Gegen eine solche Zuordnung spricht die Tatsache, daß die persönlichen Konstrukte nicht rein kognitiv zu interpretieren sind. Für die Zuordnung spricht indessen, daß Kelly an den persönlichen Konstrukten mit Vorrang die kognitiven Anteile beschrieben hat.

31 Thomae, H.:

Eine themenzentrierte Persönlichkeitstheorie (geb. 1915)

Kognitiver Ansatz: Wenn ein Psychologe sich „an die eigentliche Quelle psychologischer Erfahrung, nämlich die Aussagen von Menschen über bestimmte, von ihnen als bedeutsam erlebte Situationen“ hält (Thomae, 1988, 23), dann trifft er eine Grundentscheidung: Persönlichkeitsforschung orientiert sich für ihn zuerst an Inhalten, an ‚Themen‘, die das Leben eines Individuums bestimmen. *Erinnert sei an Thomaes Postulate, welche in diesem Buch die Darstellung kognitiver Persönlichkeitstheorien einleiten* (S. 265).

Für die *Rolle*, die dabei den *Erhebungsmethoden* zugesprochen wird, ergibt sich als Folgerung: „Wichtig ist allein die Frage, ob die eingesetzten Methoden zur Erfahrungsgewinnung dem Gegenstand, dem Menschen in seiner historischen Realität, angemessen sind, ob sie in der Lage sind, der ‚unverstümmelten und mächtigen Wirklichkeit der Seele von ihren niedrigsten zu ihren höchsten Möglichkeiten‘ (Dilthey 1894, S. 149) einigermaßen gerecht zu werden“ (Thomae, 1988, 7).

In der *Grundentscheidung* und der *Rolle*, die den *Methoden* zufällt, drückt sich Thomaes kognitiver Ansatz aus - vermutlich aber *mehr* noch: das Wissen nämlich, daß die Person nur von ihrer Ganzheit her zu erfassen und zu begreifen ist.

Zugang zur (themen-orientierten) Welt des Individuums: In lebhafter Diskussion mit älteren Arbeitsansätzen und mit zeitgenössischen Theorien der Persönlichkeitsforschung, in Zustimmung sowohl wie in Abhebung, begründet Thomae seinen Ausgangspunkt und illustriert die Erkenntnisschritte, die er gewählt hat (z.B. 1968; 1988; 1996b). Seine Grundforderung lautet: Zurück zu den Quellen! Was besagt diese Forderung?

„Die einzig authentische Quelle des Persönlichkeitsforschers, der es unternimmt, ein System ‚zur adäquaten begrifflichen Darstellung des Verhaltens in all seinen Details‘ zu entwerfen, kann . . . nur dieses Verhalten selbst in seiner ‚unverbildeten‘, theoretisch nicht reduzierten oder vorgeformten Form sein. Verhalten in diesem Sinn . . . bietet sich dar als ‚Aspekt‘, ‚Glied‘ und Konstituens eines ‚individuellen Bios‘, eines Lebenslaufes in all seinen Bezügen zur Welt“ (Thomae, 1968, 103).

Wenn die Rede ist von ‚Aspekt, Glied, Konstituens‘, dann klingt ausdrücklich der Gedanke der Ganzheit an: einzelne Verhaltensabläufe als ‚Teil‘ einer größeren umfassenden Einheit: der Person.

Thomae erinnert an Stern, den großen Anreger in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts: „Die Forderung, die Person als Grundeinheit der Analyse zu wählen und die Organisation des Verhaltens des Individuums zu studieren, wurde... von Stern erhoben. Ihm zufolge umschreibt Persönlichkeitspsychologie einen bestimmten Aspekt menschlichen Verhaltens. Das Individuum und seine Beziehung zu seiner Welt stehen dabei im Mittelpunkt“ (Thomae, 1996 b, 4).

Individuelle Welten sollen unverfälscht abgebildet werden - mit dem Ziel, „das Individuum und seine Welt“ zu erfassen. Doch ist „die Analyse des Individuums nur Etappe auf dem Wege zu einer wie immer gearteten Generalisierung“ (Thomae, 1968, 105).

Psychologische Biographik: Synthese idiographischer und nomothetischer Orientierung

Wissenschaftstheoretisch läßt sich dieses Vorgehen als eine Synthese idiographischer und nomothetischer Forschung auffassen. Dieser Synthese gibt Thomae den Titel einer „psychologischen Biographik“ (Thomae, 1968, 105; 1987, 108-116; 1988, 613; 1996b, 1547).

Das *Meßideal*, dem eine psychologische Biographik verpflichtet ist, umschreiben vier Bedingungen (Thomae & Petermann, 1983, 376-377). Erfasst werden sollen Verhaltenseinheiten

- in einem *überschaubaren Kontext* (also kontrollierbar),
- in *neutraler* und unvoreingenommener Weise (so daß die erhobenen Informationen vergleichbar sind),
- in *konkreten Einheiten* (nicht vorzeitig abstrahiert oder generalisiert), schließlich
- in relativer *Vollständigkeit* (repräsentativ für einen individuellen Bios).

Verfahren: Dem Ziel, Verhalten gemäß dem Meßideal zu erfassen, läßt sich die ganze Methoden-Vielfalt zuordnen, welche die Wissenschaft Psychologie zur Verfügung stellt. Thomae greift denn auch ein breites Verfahrens-Spektrum auf; zum Instrumentar seiner Untersuchungen gehören

- Leistungstests ebenso wie Persönlichkeitsinventare,
- Verhaltensbeobachtung ebenso wie projektive Verfahren,
- die Analyse soziologischer und ökonomischer Angaben,
- die Erfassung somatischer Daten ebenso wie die Erhebung medizinischer Befunde.

Vorrang gibt er jedoch einem bestimmten Verfahren: *der Exploration*. Sie allein bewahrt den Untersucher vor allzu vereinfachten Versuchsanordnungen, sie allein gewährt Zutritt zu jener „eigentlichen Quelle psychologischer Er-

fahrung“, zu den „Aussagen von Menschen über bestimmte, von ihnen als bedeutsam oder auch als alltäglich erlebte Situationen“ (Thomae, 1988, 23).

Rolle der Exploration

Warum fällt der Exploration ein Vorrang zu? Weil „nur das Individuum selbst Zeuge seines Verhaltens im natürlichen Ablauf seines Lebens ist“ (Thomae, 1968, 111). Dieser Zeuge muß sich selbst ‚erklären‘. Die Chance, eine solche ‚Selbsterklärung‘ abzugeben, bietet die Exploration - nur sie, kein anderes Verfahren. Darum kann auch nur „die intensive Auswertung von Explorationen“ vor der Gefahr „bewahren, allzu vereinfachende Versuchsanordnungen zu entwerfen; allein ihre Berücksichtigung kann auch vor Fehldeutungen noch so gut statistisch gesicherter, aber mit mangelhaftem Ausgangsmaterial arbeitender Erhebungen schützen“ (Thomae, 1968, 250).

Allerdings gilt: Einblick in die Breite des Verhaltens gewährt die Exploration nur dann, wenn der Psychologe einem Gesprächspartner Vertrauen entgegenbringt. Wer im Gespräch nur die Gelegenheit sucht, den anderen beim Lügen oder beim Aufschneiden zu ertappen, wird keine Einsicht gewinnen (Thomae, 1987, 113).

Ausführlich diskutiert Thomae Chancen und Fehlerquellen der Exploration. Als Summe zieht er den Schluß: Wird eine Exploration kunstgerecht angelegt, durchgeführt in einer für den Explorierten akzeptablen Motivationslage, dann liefert sie keineswegs nur willkürlich zurechtgemachtes Material, sondern bietet einen Überblick über das Verhalten des Individuums, gibt Situationen wieder, so wie das Individuum sie erlebt hat, und läßt Ziele erkennen, die sein Verhalten ‚erklären‘ (Thomae, 1968, 119; 1988, 10-15). Eine Definition und eine Klassifikation bietet Kasten 31-1 an.

Kasten 31-1: Exploration - Definition, Klassifikation

Undeutsch bezieht sich ausdrücklich auf Thomae, wenn er *definiert*: „Exploration ist . . . die mit psychologischer Sachkunde vorgenommene nicht-standardisierte mündliche Befragung eines einzelnen Menschen durch einen einzelnen Gesprächsführer mit dem Ziel, Aufschluß zu erhalten über ‚Das Individuum und seine Welt‘ (Thomae, 1968). Sucht man nach einem etwa bedeutungsgleichen deutschen Wort, so kommt man schon vom genauen lateinischen Wortsinn her (ex-plorare = auskundschaften, erforschen) auf den Begriff ‚Erkundungsgespräch‘“ (Undeutsch 1983, 323).

Aus dem Zusammenhang dürfte erhellen: Was Undeutsch als ‚nicht-standardisierte Exploration‘ bezeichnet, heißt bei anderen Autoren ‚halbstandardisierte Form‘, gemäß einer **Klassifikation**, nach der gilt:

- In der **standardisierten Exploration** sind Formulierung und Reihenfolge der Fragen, ebenso die Antwortklassen und Auswertekategorien vollständig festgelegt. Weder Befrager noch Befragter dürfen die vorformulierten Fragen oder die vorgegeben Auswertekategorien ändern.

- In der **unstandardisierten Exploration** bleiben Inhalte und Reihenfolge der Fragen offen, ebenso die Antwortmöglichkeiten und die Art der Auswertung. (Festgelegt sind die Themen, die eingeführt werden sollen.) Der individuellen Variation im Informationsaustausch wird Freiheit gewährt, beim Befrager ebenso wie beim Befragten.
- Standardisierte und unstandardisierte Exploration lassen eine vielgestaltige Mischform zu: die **halbstandardisierte Exploration**.
 - ⇒ Wie eine standardisierte Exploration gibt sie *Strukturen* vor.
 - ⇒ Wie eine unstandardisierte Exploration gewährt sie *Freiheit für individuelle Variationen*.
 - ⇒ Denn sie erlaubt es, einen *Teil* der Fragen und der Auswertekategorien wörtlich vorzuformulieren.
 - ⇒ Aber ebenso ermöglicht sie es, *einen Teil der Fragen in der Exploration frei zu formulieren* (und sie später in neu konzipierten Auswertekategorien einzuordnen).

Die Form, die Thomae in seinen Studien vorwiegend wählt, ist die halbstandardisierte Exploration.

Rolle anderer Verfahren

Warum erhalten andere Methoden nicht den gleichen Rang? Beispiele können die Nachteile anderer Methoden veranschaulichen. Wohlgemerkt, es geht nicht um den Wert von Methoden an sich, sondern um ihre Rolle in der Persönlichkeitsforschung!

Es gibt viele Verfahren, die menschliches Verhalten *zuverlässig, aber nur in Ausschnitten* erfassen und darum *Persönlichkeit als Ganzheit* aus dem Gesichtsfeld ausklammern (ausklammern dürfen). Dafür einige *Beispiele* (1988, 7):

- *Experimentelle Untersuchungen*
 - ⇒ des *Gedächtnisses* verwenden sinnloses Lernmaterial (um die Versuchsbedingungen für alle Personen gleich zu halten);
 - ⇒ der *Wahrnehmung* schalten störende Reize aus (lösen somit die Stimuli aus ihrem natürlichen Zusammenhang);
 - ⇒ des *Denkens* erfordern Aufgaben, für welche Probanden keine Vorerfahrungen mitbringen (damit die Bedingungen für alle Versuchsteilnehmer vergleichbar sind);
 - ⇒ zur *Attribuierung von Erfolg und Mißerfolg* fordern die Probanden auf, sich in fiktive Situationen zu versetzen.
- *Fragebogen* setzen ein Persönlichkeitsmodell voraus, nach dem der Mensch - laut Instruktion - nicht lange nachdenken, sondern unvermittelt auf die Items reagieren soll. (Wenn *Denken* interferiert, treten Antworttendenzen auf, welche die Reaktionen verfälschen.)

Schlußfolgerung: Wohl können Fragebogen und experimentelle Untersuchungen im Verbund mit ganzheitlicher Datenerhebung zur Erfassung der Persönlichkeit beitragen. Genau aus diesem Grunde nimmt Thomae auch *solche Methoden* in sein Untersuchungs-Instrumentar auf. Darum gilt auch: „Alle diese Feststellungen bedeuten nicht, daß irgendein Zweifel an der Notwendigkeit

experimenteller Forschung in der Psychologie bestunde. In vielen Bereichen der Grundlagenforschung ist sie unerlässlich.“ Aber es „bedarf auch einer Methodik, die sich an dem Leitsatz einer möglichst unverkürzten Annäherung an psychische Phänomene orientiert“ (1988, 7).

Verbindung idiographischer und nomothetischer Methoden

Datenerhebung beginnt bei einer Erfassung individueller Welten. Von Anfang jedoch zielt sie auf Beschreibungsdimensionen, die sich in unterschiedlichem Grade generalisieren lassen. Insofern werden idiographische und nomothetische „Annäherungen“ an das Individuum (approaches) sowohl einander gegenübergestellt, aber auch miteinander verbunden, ja ineinander überführt (Thomae, 1968, 1987, 1988, 1996b). Einen ähnlichen Ansatz hat jüngst Magnusson nachdrücklich empfohlen (1992).

Was genau ist gemeint, wenn von einer Verbindung idiographischer und nomothetischer Methoden die Rede ist?

Darauf gibt Thomae eine klare Antwort: „Ein . . . mittlerer Abstand zwischen nomothetischer Abstraktion und idiographischer Konkretheit läßt die interindividuelle Variation als durchgängiges Prinzip erkennen und ermöglicht zugleich Einsichten in Zusammenhänge zwischen situativen, kognitiven und motivationalen Prozessen und Strukturen . . . Die Persönlichkeitspsychologie sollte jedoch den Schritt zur unmittelbaren Anschauung von individuellen Prozessen und Strukturen nicht ganz vernachlässigen, damit der Behelfscharakter unserer Klassifikationen und der Typenkonstruktionen gegenwärtig bleibt“ (1996 a, 314-315).

Was als „mittlerer Abstand zwischen nomothetischer Abstraktion und idiographischer Konkretheit“ gemeint ist, soll eine Studie von Vollmershaus, eines Thomae-Schülers, veranschaulichen (1985): Patienten waren auf einer Intensivstation behandelt, dann aber auf eine normale Station verlegt worden. Befragt nach den Erlebnissen innerhalb der vorhergegangenen Situation und nach Versuchen, diese Situation zu bewältigen, antwortete die Mehrheit (63,3 %), sie habe den „Aufenthalt auf der Intensivstation ambivalent, von Augenblick zu Augenblick wechselnd erlebt. Diese ambivalente Qualität schloß sehr viele individuelle Varianten ein. Eine kleine Gruppe von Patienten empfand die Situation eher als ‚stützend‘ und sichernd, während sie von etwa einem Fünftel der Befragten als eher verunsichernd erlebt wurde. Ein Verlust eigener Kontrolle über die Situation wurde von Zweidrittel der Befragten erlebt, die Schilderungen von einem Drittel der Patienten konnten dagegen unter Kategorien zusammengefaßt werden, in denen kognitive Repräsentationen teilweise völliger Kontrolle vorherrschten.“ - „Selbst unter Bedingungen extremer Einschränkung und Bedrohung wird bei näherer Analyse ein erhebliches Ausmaß an interindividueller Variabilität im Erleben und Verhalten ersichtlich“ (Thomae, 1996a, 314).

Drei Zugänge zum Verhalten

Für die Methode der „Psychologischen Biograph“ ergibt sich: Es wird ein Zugang zu Informationen gesucht, der zwei Zielen entspricht:

- Erstens sollen die Daten dem Meßideal der ‚Überschaubarkeit, der Neutralität, der Konkretheit und der Vollständigkeit‘ genügen.
- Zweitens sollen die Daten sich quantitativ klassifizieren lassen und auf diese Weise zweierlei vorbereiten: Zum einen sollen sie eine psychometrische Überprüfung ermöglichen, zum anderen eine Generalisierung erleichtern.

Um beiden Zielen zu entsprechen, wählt Thomaе als Zugang zu konkreten, aber generalisierbaren Aussagen drei biographisch orientierte Zeit- und Verhaltenseinheiten: eine kurze, eine mittlere und eine längere Zeiteinheit:

- Als *kurze Zeiteinheit* wurden Handlungen (Episoden) gewählt, es geht um einen vergleichsweise kleinen Verhaltensausschnitt, der zumeist unter einem bestimmten Thema steht. Zur Veranschaulichung können experimentelle Leistungssituationen oder so alltägliche Ereignisse wie das Verhalten eines Jungen in seiner Schulklasse dienen (1968, 131-147).
- Als Verhaltens- und Erlebniseinheit, der eine *mittlere zeitliche Erstreckung* zukommt, wurde ursprünglich der Tageslauf gewählt. Eine kritische Wertung in Thomaes Arbeitskreis führte zu dem Vorschlag, die Dauer der mittelfristigen Verhaltens- und Erlebniseinheit auf die kognitiv repräsentierte Gegenwart zu erweitern (Lehr & Thomaе, 1991, 65).
- Als *längere Zeiteinheit* bot sich der Lebenslauf an. Unterschiedliche Berichtsmodelle belegen die vielfältigen Möglichkeiten, einen Lebenslauf zu darzustellen (Thomaе, 1968, 149-165).

Individuelle Welten - kognitiv repräsentiert

Die drei Verhaltens- und Erlebnisausschnitte sollen den Zugang vermitteln zu den kognitiv-motivational geprägten Konstrukten, in denen eine Person ihre individuelle Welt ‚abbildet‘. Die Vielfalt dieser Konstrukte veranschaulicht Thomaе an Formen kognitiver Repräsentation von Welt und Selbst. Das, was dabei „repräsentiert“ wird, stellt jeweils eine spezifische Legierung aus aktueller Erfahrung und Erinnerung an frühere relevante Ereignisse und Situationen dar (Thomaе, 1996 b, 29ff.).

Als Formen kognitiver Repräsentationen lassen sich nennen: Prototypen, Scripts und Pläne, Wahrnehmungen, Überzeugungen.

- Prototypen beziehen sich auf andere Personen; als relativ stabile abstrakte Repräsentationen von Attributen, Eigenschaften, Charakteristika erleichtern sie soziale Interaktionen (Cantor & Kihlstrom, 1981; Singer & Koligian, 1987).

In *Scripts und Plänen* antizipieren Personen den Verlauf von Ereignissen oder Verhaltensweisen und kanalisieren auf diese Weise viele ihrer Handlungssequenzen, etwa den Besuch eines Restaurants oder den Ablauf von Annäherungen im heterosexuellen Kontakt (Carlson, 1981; Tomkins, 1979).

- In der *Art*, eine *Wahrnehmung zu strukturieren*, unterscheiden sich Personen erheblich, nachweisbar etwa in Untersuchungen zum kognitiven Stil (Witkin et al, 1954, 1962).
- Der Begriff *Überzeugung* ist eine Übersetzung für das englische ‚belief‘, dessen wörtliche Bedeutung („the feeling that something is true or really existing“, Longman, 1987, 83) ausdrücklich für die Kennzeichnung von Überzeugungen beansprucht wird (Thomae, 1996 b, 41).

Um die Rolle kognitiver Formen zu verdeutlichen, seien drei Ergänzungen hinzugefügt: *Erstens*, Thomae legt Wert darauf, diese kognitiven Formen so zu fassen, daß sie ihren Prozeßcharakter bewahren und nicht die Qualität von ‚Personeneigenschaften‘ (traits) annehmen (1988, 23). - *Zweitens*, kognitive Formen sind nicht gleichzusetzen mit bewußten Vorstellungen. Sie stehen in unterschiedlicher Nähe zum Bewußtsein, sie können vorbewußt, halb-bewußt, ‚vergessen‘ und dennoch handlungsleitend sein. - *Drittens*, kognitive Formen erweisen sich keineswegs als logisch-stringent durchgestaltet. Zwar können sich zusammenhängende Anteile zu Dominanten vereinigen, die menschliches Verhalten gleichsam zentral strukturieren. Doch ebenso können sich Ausschnitte widersprechen und sich in diesem Sinne inkompatibel zueinander verhalten (1988, 17; vgl. 1967, 749).

Kategorien einer Verhaltensbeschreibung

Unter verschiedenen Aspekten stellt Thomae Klassifikationssysteme bereit, in denen sich Daten über kurze, mittlere und längere Zeiträume zur Beschreibung des Individuums und seiner Welt bearbeiten lassen. - Stets wird das Ausgangsmaterial durch ein System von Skalen in quantitative Daten übersetzt. Dieses Vorgehen findet Verwendung in vielen Studien, die von Thomae initiiert und/oder begleitet wurden. Die Klassifikationssysteme illustriert Thomae an einem reichen Fallmaterial. (In einer Skizze wie dieser Zusammenfassung geht die Fülle dieser Veranschaulichung verloren.)

Für die Klassifikation von Verhaltensbeschreibungen seien *zwei Beispiele* gebracht.

Aus klinischer Kasuistik und aus Handlungsanalysen isolierte Thomae neun Aspekte, die den Verlauf einer *Handlung* charakterisieren. Kasten 31-2 gibt einen Überblick (1968, 124, 127).

Kasten 31-2:
Charakterisierung der Handlung - neun Verhaltenskategorien
(Die Zahlen markieren Pole eines Ratings.)

1. Größe der Aktivität	1 = äußerst gering	9 = äußerst groß
2. Variabilität der Aktivität	1 = äußerst gering	9 = äußerst groß
3. Äußerung der Aktivität	1 = äußerst zurückhaltend	9 = sehr unmittelbar
4. Stimmung	1 = äußerst depressiv	9 = sehr gehoben
5. Variabilität der Stimmung	1 = äußerst gering	9 = äußerst groß
6. Anregbarkeit	1 = äußerst gering	9 = äußerst hoch
7. Angepaßtheit	1 = äußerst gering	9 = äußerst groß
8. Steuerung	1 = äußerst gering	9 = äußerst groß
9. Sicherheit	1 = äußerst gering	9 = äußerst groß

Bei der „Interdisziplinären Langzeitstudie im Erwachsenenalter (ILSE)“ wurde die kognitive Repräsentation verschiedener „Schlüsselsituationen“ erkundet. Kasten 31-3 gibt einige Beispiele dafür, wie in der „ILSE“ qualitative Angaben zur Situation „Familiengründung“ in quantitative Daten transformiert werden (Schmitt et al. 1997).

Kasten 31-3:
Kognitive Repräsentanz der Situation „Familiengründung“
(Die Zahlen markieren Pole eines Ratings.)

Grad der Zufriedenheit	1 = sehr gering ausgeprägt	5 = sehr stark ausgeprägt
Grad der Belastung	1 = sehr gering ausgeprägt	5 = sehr stark ausgeprägt
Grad der aktiven Auseinandersetzung	1 = kein Bemühen	5 = intensives Bemühen
Erlebte Autonomie	1 = sehr gering	5 = sehr hoch
Erlebte Veränderbarkeit der Situation	1 = sehr gering	5 = sehr hoch
Erleben der Offenheit der Situation	1 = sehr gering	5 = sehr hoch
Erleben der Einstellung der Umwelt als	1 = sehr wenig positiv	5 = sehr stark positiv
Gefühl, gebraucht zu werden	1 = sehr gering ausgeprägt	5 = sehr stark ausgeprägt

Einheit in der Verhaltensvielfalt:
Der subjektive Lebensraum und das Selbst

Welche Beschreibungsdimension wäre geeignet, in der Vielfalt und Variation des Verhaltens Einheit zu stiften? Diese Funktion wird zwei Konstrukten zugewiesen, die miteinander verwandt sind: dem subjektiven Lebensraum und dem Selbst.

Der subjektive Lebensraum - konzipiert in Analogie zu Lewin, zu Kelly, zu Snygg und Combs - umschreibt das Gesamtfeld, in dem ein Individuum handelt, seine Ziele verfolgt, die Ergebnisse seines Handelns erlebt und be-

wertet. Das Konstrukt bezeichnet die „Gesamtheit der in einem bestimmten Augenblick aktualisierten kognitiven Repräsentationen eines Individuums“ (1996b, 29). In Abstimmung mit Brunswick (1952) ‚lokalisiert‘ Thomae den Lebensraum nach der Wahrnehmung (post-perceptual), aber *vor* dem Handeln (pre-behavioral). „Allerdings sollte man die letzten Phasen der perzeptiven Prozesse noch dem ‚Lebensraum‘ zuordnen“ (1996 b, 29).

Unter drei Perspektiven läßt sich der subjektive Lebensraum kennzeichnen: nach Extension, Binnenstruktur und Qualität. Ausführlich sei nur die Extension umschrieben.

Zuerst darum zur **Binnenstruktur**: Wie ist der subjektive Lebensraum in sich strukturiert? Gibt es Lebensphasen, in denen ein Thema *differenziert* erlebt wird (etwa Kriegsgefangenschaft), während andere Themen nur *global* mitbeachtet werden (etwa Zukunftspläne)? - Wie verhalten sich Regionen des Lebensraumes zueinander: in konkordanter, in diskordanter Relation? Steht, zum Beispiel, Rücksichtnahme auf die Eltern in Einklang zur Rücksichtnahme auf Ehegatte, auf Kinder (oder steht sie in Spannung dazu)?

Sodann zur **Qualität**: Wie ist der subjektive Lebensraum nach seinen Grundqualitäten, nach seinen *Anmutungsqualitäten* ausgestattet? Dominiert das Erleben von Freundlichkeit oder von Feindlichkeit? Wird der Lebensraum als einschränkend oder als fordernd empfunden?

Ausführlicher nun zur **Extension**: Wieweit dehnt sich der subjektive Lebensraum in räumlicher, zeitlicher oder sozialer Erstreckung aus?

- Die **räumliche Extension** bezeichnet den ‚äußeren‘ Bewegungsrahmen, den eine Person sich zuordnet. Gehört dazu nur die Entfernung zwischen Wohnung und Arbeitsplatz? Oder zählt dazu auch die Straße, an der die Wohnung liegt, die Stadt, durch welche die Straße läuft? Wo endet dieser ‚Rahmen‘ bei jüngeren Personen, wo bei älteren: an der Grenze des Wohnzimmers, der eigenen Stadt, an der Grenze des Landes, an der des Erdteiles?
- Die **zeitliche Extension** gibt an, wie weit in die Vergangenheit die subjektive Zeitdimension sich erstreckt, wie weit in die Zukunft. Dominiert bei jüngeren Personen die Zukunft, bei älteren die Vergangenheit? Gibt es Lebensphasen, in denen ein bestimmtes Thema besonders eindringlich erlebt wird (etwa Hunger in der Kriegsgefangenschaft), andere Themen dagegen nur peripher mitbeachtet werden (etwa Berufspläne für die Zeit nach der Heimkehr)?
- Die **soziale Extension** umschreibt, welche Personen ein Individuum als zu sich gehörig betrachtet. Bedeutet ihm die Rolle etwas, die in der zurückliegenden Vergangenheit der Großvater unter Politikern der Heimatgemeinde gespielt hat? Sieht ein Mann die Fehlschläge des eigenen Lebens ‚gutgemacht‘ in den Erfolgen des Sohnes? Bedeutet einer Mutter der akademische Bildungsgang ihrer Tochter einen ‚Ausgleich‘ für ein Ziel, das sie selber angestrebt, aber nicht erreicht hat?

Das Selbst: In der Binnenstruktur des subjektiven Lebensraumes hebt sich als ein wichtiges Moment das Selbst ab: verstanden als „das Individuum, wie es sich selbst innerhalb eines sozial bedingten Bezugssystems wahrnimmt“ (1968, 257). „Der Begriff des ‚Selbst-Schemas‘ ist weniger mißverständlich als jener des Selbstbegriffes, der ja eine klare, fest umrissene Gestalt des Wissens um das Selbst suggeriert. Dies mag zum Teil beim Körperschema der Fall sein, während die Inhalte des psychologischen Selbstbildes doch stark fluktuieren“ (1988, 18).

Zentrale Themen und Techniken: Daseinsthema und Daseinstechnik/Reaktionsform

Das Individuum orientiert sein Handeln und Verhalten an eingrenzbaren Themen. Solche Daseinsthemen lassen sich verstehen als motivational-kognitive Orientierungssysteme, aus denen heraus Individuen ihre Sinnsuche steuern. „Wir verwenden . . . den Begriff ‚Thema‘ oder ‚Thematik‘ und jenen der Motivation weitgehend synonym“ (Thomae, 1996 b, 79). - Demgegenüber kommt den Daseinstechniken oder Reaktionsformen eine instrumentelle Funktion zu; sie ermöglichen oder erleichtern es, Daseinsthemen zu realisieren.

Daseinsthemen: „Themen‘ als wiederholt geäußerte Gedanken, Wünsche, Befürchtungen und oder Hoffnungen sind nicht aus dem Verhalten erschlossene intrapsychische Konstrukte wie Motive. Sie sind nach eindeutigen Kriterien aus biographischen Dokumenten wie einem Bericht über einen Tageslauf oder eine biographische Episode ableitbare Inhalte personaler Prozesse, in denen es nicht nur um die kognitive Repräsentation von Situationen, sondern um Art und Ausmaß des Betroffenseins von ihnen, der inneren und äußeren Auseinandersetzung mit ihnen geht“ (Thomae, 1996b, 79-80; vgl. 1968, 282; 1988, 53).

Als Vertreter themenzentrierter Persönlichkeitstheorien zitiert Thomae verschiedene Autoren, beispielsweise Bühler, Ch. (1933, 1959), Ciaccio (1976), Erikson (1959), Levinson (1978), Mogel (1985, 1990), Vaillant (1977).

Die Zahl der Daseinsthemen läßt sich nicht festlegen, ihre Vielfalt jedoch an Beispielen erläutern. In verschiedenen Lebensphasen und in verschiedenen Lebensbereichen verdichten sich unterschiedliche Anliegen zu Themen. Historische und soziale Bedingungen bestimmen dabei die Gedanken, Hoffnungen und Befürchtungen oft entscheidender mit als individuelle Maßnahmen oder Anstrengungen (Thomae, 1988, 55). - Zur Illustration seien *drei Beispiele* referiert.

- Als Daseinsthemen dominieren *bei jungen Arbeitslosen* „berufsbezogene und auf die wirtschaftliche Situation gerichtete Gedanken und Besorgnisse“. Darin ähneln sie zwar formal gleichaltrigen Jugendlichen, die berufstätig sind. „Aber die Inhalte der berufsbezogenen Gedanken weichen na-

turgemäß im Falle von Arbeitslosigkeit von solchen der in Arbeit befindlichen ab.“ So nimmt das Thema ‚Erhalt sozialer Kontakte‘ bei arbeitslosen Jugendlichen eine zentralere Stelle ein als bei Jugendlichen, die Arbeit haben (Thomae, 1996b, 98).

- Bei allen *Müttern behinderter Kinder* kreisen erwartungsgemäß die Gedanken um das Thema der Behinderung. Doch finden sich auch erhebliche Unterschiede, zum Beispiel in der Intensität, mit der sich die Frauen dem „Thema der Behinderung“ zuwenden, oder in der Wahl des Einzelthemas, das sie aus dem Gesamtgefüge ‚herausgreifen‘. So thematisierte eine Anzahl von Müttern die „Frage nach der genauen Ursache z.B. einer Hirnschädigung“. Andere „quälten sich . . . mit dem Gedanken, ob sie nicht selbst Schuld trugen“. Für eine Reihe von Frauen „war die fehlende Möglichkeit einer Kommunikation mit dem Kind Anlaß für Sorge und Kummer“ (Thomae, 1996 b, 98).
- Der „interindividuelle Gesichtspunkt fand bei der thematischen Analyse der Informationen Berücksichtigung, die Kruse (1986) in Gesprächen mit Patienten gewann, die sich *nach einem Schlaganfall in Langzeitpflege* befanden“. - Bei einer *ersten Gruppe* überwogen Themen, „die eigene Existenz gegen Gefahren zu schützen und eingetretene Schäden wieder rückgängig zu machen“. - Bei einer *zweiten Gruppe* stand „die Enttäuschung und die Betroffenheit von den Einschränkungen der eigenen Situation“ im Mittelpunkt. - „In einer *dritten Gruppe* dominierten Themen wie ‚Bestimmtsein von körperlichen Problemen‘ oder jene des ‚Bestimmtseins von Einschränkungen der Situation‘ und der Überzeugung von der Unveränderlichkeit dieser Situation.“ - In einer *vierten Gruppe* traten Themen in den Vordergrund wie ‚sich freuen können an den kleinen Dingen‘ oder ‚Genüge finden an den verbliebenen Möglichkeiten‘, (Thomae, 1996 b, 99).

Daseinsthemen spielen eine so zentrale Rolle, daß sich Thomaes Konzeption als eine ‚themenzentrierte Persönlichkeitstheorie‘ charakterisieren läßt.

Daseinstechniken oder Reaktionsformen: Während sich Daseinsthemen als Ziele kennzeichnen lassen, kommt Daseinstechniken die Funktion von Mitteln zu.

Ihre Problematik diskutiert Thomae im Umfeld der Begriffe ‚Coping‘ und ‚Bewältigung‘. Dabei geht es um Reaktionen auf belastende Situationen, speziell um das Bemühen, eine Belastung zu meistern. Nun zeigt sich: Biographische Berichte erwähnen viele Formen einer aktiven Bewältigung, lassen aber auch passivere Reaktionen erkennen, etwa ‚Akzeptieren von Situationen‘ oder ‚Identifikation mit dem Schicksal anderer Personen‘. Um auch solche passiven Antworten zu berücksichtigen, wählt Thomae als Oberbegriff die Bezeichnung ‚Reaktionsform‘.

Den Terminus ‚Daseinstechnik‘ reserviert er alternativ mit dem der ‚Bewältigungsform‘, für Reaktionsweisen, die in hohem Grade bewußt und willentlich gesteuert werden (Thomae, 1988, 85).

Reaktionshierarchien: Ausführliche Berichte enthüllen eine Besonderheit. Auf eine Belastung wird in der Regel nicht mit einer einzigen Reaktion geantwortet, sondern mit einem mehr oder minder komplexen System von Reaktionen. Um diese ‚Ordnung‘ der Reaktionsformen zu charakterisieren, übernimmt Thomae von Hull den Begriff der ‚Reaktionshierarchie‘, interpretiert ihn aber von seinem kognitiven Denkansatz her: „Die Wahrscheinlichkeit des Auftretens bestimmter Reaktionen richtet sich nach der kognitiven Repräsentanz der sei es als herausfordernd, sei es als belastend oder bedrohend bewerteten Situation ... Es ist also die *relative* ‚Stärke‘ einer Reaktionstendenz, die beim Vergleich von Personen und Situationen interessiert, damit also die Stellung einer Reaktionsform innerhalb einer Reaktionshierarchie“ (1988, 101).

Anhand vieler Beispiele schildert Thomae Konzeption und Anwendung von zwanzig Reaktionsformen (1988, 86-100; 1996 b, 114-130). Auch hier seien drei Beispiele skizziert:

- **Leistungsbezogene Techniken** sind (nicht gleichzusetzen mit Leistungsmotivation, sondern) aufzugliedern in eine Vielfalt von Funktionen. Leistung faßt Reaktionsformen zusammen, die mit Anstrengung, mit Energieeinsatz verbunden sind. Leistung kennzeichnet demnach Handlungssequenzen, die einen Erfolg durch Einsatz von Energie sichern sollen. Dabei können auch Ressourcen einbezogen werden, die bestimmte Leistungen ermöglichen oder selber aus Leistungen resultieren, wie etwa finanzielle Mittel (1988, 86; 1996b, 114).
- **Anpassung** kann in vielfaltigen Varianten auftreten. Zwei seien aufgeführt: (1) *Anpassung an institutionelle Aspekte einer Situation* schließt Versuche ein, Probleme zu lösen, indem eine Person Informationen und Fertigkeiten beschafft und verwertet, die in sozialen Systemen (etwa in Familie oder Ausbildungslehrgang) erforderlich sind, soziale Bedingungen zu verbessern (1988, 87; 1996b, 115). - (2) „*Anpassung an die Eigenheiten und/oder Bedürfnisse anderer* umschließt eine große Gruppe von Reaktionsformen, denen gemeinsam ist, daß echte oder vermutete Qualitäten einzelner oder auch von Gruppen zum Maßstab werden, dem sich das eigene Verhalten fugt. Diese Anpassung kann instrumentell zur Erreichung z.B. materieller Ziele sein oder aber im Sinne prosozialen Verhaltens die ‚Wohlfahrt‘ anderer zum Ziele haben“ (1988, 88; 1996b, 116).
- **(Selbst-)Behauptung** schließt Reaktionen auf Belastung und Alltagsprobleme ein, die geeignet sind, das eigene individuelle Dasein gegen Widerstände, Anfeindungen und Gefährdungen durch die Umwelt zu sichern. „In unserem Klassifikationssystem sollen dieser Kategorie aber nicht nur der Sicherung der physischen Existenz dienende Reaktionsformen zugeordnet werden, sondern auch solche, welche der Wahrung des Selbstwertgefühls und der Festigung und Bewahrung des inneren Gleichgewichts

gegenüber aktueller oder symbolischer Bedrohung förderlich sind bzw. als förderlich erlebt werden. In diesem Sinn haben Reaktionen der (Selbst-) Behauptung große Bedeutung bei der Auseinandersetzung mit Angst“ (Thomae, 1996 b, 122).

Was als Daseinstechnik gedacht ist, kann selber zur Daseinsthematik werden: Leistungsverhalten, zunächst gedacht als Ziel einer Daseinssteigerung, kann zum Selbstzweck werden und aus einer Technik zu einer Thematik aufsteigen.

Die Welt des Individuums: Resultante thematischer Strukturierungen

Nachdem Thomae Kategorien bereitgestellt hat, die das ‚Individuum und seine Welt‘ beschreiben können - formale Qualitäten des Verhaltens, subjektiver Lebensraum, Orientierungssysteme der Daseinsthemen - wendet er sich einer neuen Frage zu: Wie läßt sich, mit Hilfe der vorgeschlagenen Kategorien, in der Welt des Individuums oder einer Gruppe von Individuen Identität des Verhaltens erkennen? Es ist die Frage nach Konstanz und Variabilität des Verhaltens in Handlung, in Tages- und Lebenslauf. Verhalten wird verstanden als personales Geschehen: als Ereignis, Vorgang, Ablauf, Handlung, Veränderung - als Prozeß, nicht als stabiles, invariantes Merkmal. Merkmale, Eigenschaften sind „nichts anderes als symbolische Umschreibungen für mehr oder minder komplexe, formale oder inhaltliche, motivationale und/oder kognitive Vorgangsqualitäten“ (1968, 404).

Thomae erläutert sehr ausführlich Beispiele für die Variation des Verhaltens in einzelnen Episoden oder Handlungen: z.B. bei Experimenten, in Befragungs- und Gesprächssituationen. Er bespricht Konstanz und Variabilität der Persönlichkeit in größeren biographischen Einheiten: etwa Jugend und Erwachsenenalter.

Er interpretiert Konstanz und Variation als Vorgang einer thematischen Strukturierung: Eine Persönlichkeit orientiert sich an bestimmten Daseinsthemen (z. B. an Daseinssteigerung, sozialer Integration, sozialer Abhebung); sie verwendet dabei bestimmte Daseinstechniken (z. B. Anpassung, Evasion, Aggression); je nach Dominanz der Verhaltens- und Erlebensqualitäten (z.B. Ruhe oder Aktivität, Abhängigkeit oder Unabhängigkeit, Verslossenheit oder Offenheit) gliedern sich Selbstbild und subjektiver Lebensraum um (Thomae, 1968, 489).

Dieser Vorgang der thematischen Strukturierung spielt sich kurzfristig ab oder in länger anhaltenden Phasen. In Entsprechung zu den drei biographischen Einheiten (kurze, mittlere, längere Handlungseinheit) ergibt sich eine aktuelle, eine temporäre oder eine chronische Strukturierung. Es folgen *Beispiele*.

Ein Individuum orientiert sein Verhalten an bestimmten Daseinsthemen. Dabei kann ein Thema eine Lebensphase kurz- oder längerfristig bestimmen.

- *Aktuelle Strukturierung*: Ein Thema kann kurzfristig für eine Person bedeutsam werden. So kann, im Dienste des ‚sozialen Aufstiegs‘, ein kurzdauernder Leistungsimpuls zu einem günstigen Prüfungsergebnis beitragen.
- *Temporäre Strukturierung*: Ein Thema kann einer mittleren Zeit- und Verhaltenseinheit Bedeutsamkeit verleihen. So können, im Dienst eines sozialen Aufstiegs, für die Dauer einer akademischen Ausbildung ‚neue‘ Reaktionsformen übernommen werden, etwa ‚Anpassung‘ an Institutionen und Personen, ‚Bitte um Hilfe‘ bei Vorbildern, ‚Stiftung und Pflege sozialer Kontakte‘ mit Gleichgesinnten.
- *Chronische Strukturierung*: Ein Thema kann sich auch langfristig auswirken. So kann das Ziel, sich mit technischen Erfindungen hervorzutun, einen Mann dazu führen, im Beruf wie im Privatleben ein Wunsch- und Erwartungssystem aufzubauen, das einzig dazu dient, den ‚Erfinder‘ bei relevanten Leitfiguren auffallen zu lassen (Thomae, 1968, 168-183). In diesem Sinne kann ein einzelnes Thema einen gesamten Lebensentwurf mitprägen.

„Eine ‚dynamische‘ Interpretation der Persönlichkeit könnte von hier aus als eine Lehre von der Interaktion aktueller, temporärer und chronischer thematischer Strukturierungen angesehen werden“ (1968, 498).

Beispiele für Studien

Die Breite des methodischen Zugangs ‚nötigte‘ zu querschnittlicher ebenso wie zu längsschnittlicher Forschung, zur Verwendung standardisierter ebenso wie offener Verfahren, - Der thematische Ansatz legt nahe, die Daten beim ‚durchschnittlichen Individuum‘ zu erheben, beim Mann auf der Straße (und nicht bei leicht erreichbaren Gruppen von Probanden, etwa Erstsemestern der Psychologie). *Einige Beispiele*:

Angewandt hat Thomae seine Kriterien und Beschreibungsdimensionen

- in Längsschnittstudien, etwa
 - ⇒ den „deutschen Nachkriegskindern“ (Coerper, Hagen & Thomae, 1954) oder
 - ⇒ der „Bonner Längsschnittstudie über das Altern (BOLSA)“ (Thomae, 1968, 1976, 1983; Lehr & Thomae, 1987)
 - ⇒ der „Interdisziplinären Langzeitstudie im Erwachsenenalter (ILSE)“ (Schmitt et al. 1997), ebenso
- in einer Vielzahl von Studien, die auf biographischem Fallmaterial beruhen, gewonnen beispielsweise
 - ⇒ bei Jugendlichen, die über auffällige kriminelle Verhaltensweisen Auskunft gaben (Thomae, 1953)

- ⇒ bei Menschen, die über echte Entscheidungs- oder Konfliktsituationen berichteten (Thomae, 1960, 1974), oder
- ⇒ bei Senioren, die ihre Reaktionen auf gesundheitliche und ökonomische Belastungen im Alter beschrieben (Thomae, 1979).

Formen und Inhalte kognitiver Repräsentationen beschreibt Thomae in Studien, die unterschiedliche Lebensbereiche erfaßten, beispielsweise

- mütterliche Berufstätigkeit aus der Sicht der Kinder,
- erste Studienjahre in subjektiver Sicht,
- Umgang mit unerwünschten Schwangerschaften,
- Verarbeitung lebensbedrohender Erkrankungen,
- Erleben von Patienten auf der Intensivstation,
- Verlust von Angehörigen und Freunden (Thomae, 1988).

Studien aus dem Schülerkreis

Viele Schüler haben die Arbeitsweise Thomaes übernommen, fortgesetzt, ergänzt, erweitert. Eine vollständige Auflistung erweist sich als unmöglich. Genannt werden einige *Beispiele* - eine offene Liste, es handelt sich um Hinweise:

- *Angleitner* hat, um nur dies eine zu nennen, die biographischen Methoden Thomaes und die Fragebogenmethoden in immer neuen Ansätzen analysiert (z.B. 1976, 1991, 1995).
- *Fooker* hat Thomaes Ansatz, unter sehr verschiedenen Aspekten, speziell auf Frauen-Fragen appliziert (z.B. 1987, 1995).
- *Kruse* hat Thomaes ‚psychologische Biographik‘ zum einen als Methode vorzüglich kommentiert, sie zum anderen bei gerontologischen Fragestellungen selber angewandt (z.B. 1986, 1987).
- *Lehr* hat ungezählte Studien selber durchgeführt, die dem Methodenkanon Thomaes verpflichtet waren, und hat viele ihrer Mitarbeiter zu solchen Studien angeregt (z. B. Lehr, 1969, 1991).
- *Mathey* hat in den Untersuchungsdurchgängen der ‚Bonner Längsschnittstudie über das Altern‘ die motorische Kompetenz der Probanden untersucht, er hat spezielle Untersuchungen zur Verkehrskompetenz älterer Personen mitbetreut, die Daten nach Thomaes Kategorien analysiert und die Ergebnisse formuliert (z. B. 1976).
- *Olbrich* war immer wieder um zweierlei bemüht: Immer wieder hat er Thomaes Konzeptionen kommentiert, reformuliert, illustriert. Ebenso hat er in vielen Einzelstudien Thomaes Konzeptionen erprobt und ‚verifiziert‘ (‚bewahrheitet‘) (z.B. 1984, 1990).
- *Rudinger* hat in immer neuen Designs Daten aus Thomaes Längsschnittstudien mit ‚psychometrischer Strenge‘ analysiert (z. B. 1976; Rudinger & Rietz, 1995).

- *Schmitz-Scherzer* hat auf vielen Feldern nach Thomaes Vorbild geforscht, erwähnt seien nur zwei Bereiche: Freizeitverhalten und Sterbebegleitung (z.B. 1974, 1990).
- *Tismer-Puschner* und *Tismer* haben für das Feld der Pädagogischen und der Entwicklungspsychologie unterschiedliche Fragestellungen nach Thomaes Paradigma zum einen selber bearbeitet, zum anderen vielen Kollegen Untersuchungsthemen vorgeschlagen, ihre Expertise angeboten und ihre Mitarbeit eingebracht (z. B. Puschner, 1970; Tismer-Puschner, 1972, 1990; Tismer, K.-G., 1969, 1990).

In zahlreichen Diplomarbeiten und Dissertationen wurde ein spezielles Thema bearbeitet: Formen von physischen, psychischen und/oder sozialen Belastungen wurden erhoben, ihre Korrelate erfaßt und die „Stile“ bestimmt, mit denen betroffene Personen der Herausforderung zu begegnen suchten. Erwähnt seien folgende Arbeiten:

- *Boeger* untersuchte die Bewältigung verschiedener Arten von Krebs und Nieren-Insuffizienz (1988).
- *Von Hagen* befaßte sich mit der Frage, wie Klienten auf dermatologische Erkrankungen reagierten (1990).
- *Kipnowski* legte eine Studie über den Umgang hämophiler Patienten mit ihrer Krankheit vor (1980).
- *Schaub* ging der Frage nach, auf welche Weise Menschen, die schizophrenen Schüben ausgesetzt sind, sich mit ihrem Leiden auseinandersetzen (1993).
- *Thomas* verfolgte in einer Längsschnittstudie, welche Anforderungen an Frauen gestellt werden, die sich einer Umschulung unterziehen (1992).

Anwendung

Für den praktisch tätigen Psychologen stellt Thomaes Persönlichkeitstheorie Konzepte bereit, die ihm helfen, Probleme zu identifizieren. *Einige Beispiele:*

- In einer diagnostischen Analyse sollte, gemäß Thomaes Ansatz, die *Fragestellung* so konkret wie möglich erfaßt werden. ‚Konkrete Erfassung‘ besagt in diesem Kontext: Die Fragestellung wird
 - ⇒ in überschaubare Einzelfragen aufgegliedert,
 - ⇒ aber nicht vorschnell abstrahiert oder generalisiert,
 - ⇒ in einer ‚objektiven‘ Sprache abgebildet (damit Kollegen alle Einzelschritte nachvollziehen können).
- In diagnostischen *Einzelschritten* sollte die subjektive Bedeutsamkeit von Problemen aufgeheilt werden. Diese Suche nötigt zu zwei Maßnahmen:
 - ⇒ Das Individuum als Subjekt und Produkt thematischer Strukturierungen läßt sich nur als eine Zeit- und Prozeßgestalt verstehen - seine Biographie ‚muß‘ erhoben werden.

- ⇒ Nur der einzelne ist Zeuge seines Verhaltens im gesamten Bios, nur er kann darum kompetent, wenn auch nicht fehlerfrei, Bericht erstatten über sich selber - Selbstreport ist unersetzbar.
- Die Subjektivität und Individualität des. Problems läßt sich an charakteristischen Orientierungssystemen identifizieren, die ihrerseits Zielvorgaben, also Daseinsthemen, repräsentieren.
 - Zwar können sich Orientierungssysteme als Dominanten erweisen, die das gesamte Verhalten (oder große Verhaltenssegmente) strukturieren. Dieser Fall ist aber nicht bei jedem Individuum gegeben. In der Regel ist mit mehreren, auch divergierenden Orientierungssystemen zu rechnen. Anders gesagt: In einem individuellen Bios muß sich nicht ‚alles erklären‘ lassen; der Diagnostiker darf damit rechnen, Erlebnisanteile anzutreffen, die er nicht ‚einordnen‘ kann.
 - Zur Klärung einer diagnostischen Fragestellung ist eine Methode dann als legitim zu betrachten, wenn sie Informationen zur Fragestellung verspricht. (HINWEIS: In der ‚neueren‘ Diagnostik wird diese Frage behandelt unter dem Titel der „Entscheidungstheorie“ oder der „Nutzenschätzung“: vgl. etwa Noack & Petermann, 1995, 295-310; Wottawa & Hossiep 1987, 42-51).

Zu Thomae

In Thomaes Entwurf liegt die letzte deutsche Persönlichkeitstheorie vor. Einer von Thomaes Lehrern, Philipp Lersch, hatte den „Aufbau der Person“ noch unberührt von angelsächsischen, von behavioristischen Denkmodellen beschreiben können. Thomae selber bezieht neben der kontinental-europäischen die angelsächsische Literatur in vollem Umfang ein. Dem eigenen Entwurf schickt er eine ausführliche Diskussion der vorliegenden persönlichkeits-theoretischen Ansätze voraus.

Thomae legt ein offenes System vor. Es bietet Anweisungen, wie ein Individuum zu erfassen, zu beschreiben, zu verstehen sei. Eine Ergänzung der Anweisungen, z. B. der Daseinsthematiken, ist im System eigens vorgesehen. Die Konzepte des subjektiven Lebensraumes, das Selbst, die neun formalen Verhaltenskategorien lassen sich erweitern, präzisieren, konkretisieren.

Die Beschreibungsdimensionen sind als psychologische Konstrukte gefaßt, aber sie sind transparent zu den anthropologischen Gründen, denen persönlichkeits-theoretische Konzepte entstammen. So bleibt die „Daseinsthematik“ ein psychologisches Konzept, doch ist der Term „Thematik“ zu lesen auf der Folie von Murrays Interaktionsschema („Thema“ als Verknüpfung von Person [need] und Umwelt/Situation [press]), der Term „Dasein“ auf der Folie von Heideggers anthropologischer Interpretation des Menschen als ‚Daseins in Sorge‘. Diesen Balanceakt, sich innerhalb der Psychologie zu bewegen, aber den

Blick über die Trennlinie zuzulassen, ermöglichen nur wenige der anderen neueren Persönlichkeitstheorien.

Thomae ist bestrebt, immer den individuellen Bios zu erreichen, generelle Aussagen aus speziellen abzuleiten und die Ableitung an Fallbeispielen zu veranschaulichen. Dabei soll das Individuum nicht von einer formalen Struktur her begriffen werden, sondern vorrangig von Inhalten: von Daseinsthemen her, an denen es sich orientiert.

32 Reflexionen 5:

Was ist Persönlichkeitspsychologie?

Wieder stellen wir die Frage: Was ist Persönlichkeitspsychologie? Wenn wir die Minimalformel auf die kognitiven Ansätze (Teil VI und VII) anwenden, lassen sich ihre Bestimmungsstücke identifizieren: Erfasst werden sollen individuelle Einzigartigkeit, relativ gleichartiges Verhalten über Zeiträume, relativ stabiles Verhalten über verschiedene Situationen (Teil A, S. 19).

Individuelle Einzigartigkeit wird über zwei Zugänge erfasst.

(1) *Nach den kognitiven Stilen* spiegelt sich in einem Teil der Person das Ganze der Persönlichkeit: Der ‚Teil‘ ist eine als repräsentativ erklärte Wahrnehmungsfunktion - beispielsweise Raumorientierung bei Witkin, Reizabwehr bei Byrne. Von dem Teil läßt sich auf das Ganze schließen.

Kognitive Stile bieten Beschreibungen, die Typologien oder Quasitypologien ähneln; denn ein Individuum wird beschrieben auf nomothetische Weise: Individualität wird soweit abbildbar, als sich auf einem Kontinuum eines generellen Merkmals unterscheidbare Positionen angeben lassen, z.B. Ausmaße der Feldabhängigkeit (bei Witkin), des ‚Einebnens‘ (bei Gardner), der Impulsivität (bei Kagan), der Reizabwehr (bei Byrne). Die individuelle ‚Färbung‘ des generellen Merkmals bleibt außerhalb des Blickfeldes.

(2) *Nach den kognitiven Theorien* gewährt allein die subjektive Welt des Individuums eine Sicht auf seine Eigenart. Die subjektive Welt läßt sich aber nur erfassen in der kognitiven Repräsentanz des Individuums. - Eine Vielzahl von Merkmalen wird bereitgestellt, um Varianten der kognitiven Repräsentanz zu erfassen: etwa Daseinsthemen (bei Thomae), persönliche Konstrukte (bei Kelly), Selbstkonzepte (bei Snygg & Combs), psychologischer Lebensraum (bei Lewin). - Alle diese Merkmale ermöglichen eine Annäherung an die idio-graphische Charakterisierung einer Person. Weil aber alle diese Merkmale auf viele Individuen anwendbar *sind* und anwendbar sein *sollen*, bleiben die Annäherungen nomothetisch ‚mitbestimmt‘.

Das allgemeinste Schema dürfte Lewin entworfen, das individuellste Kelly angestrebt haben:

- Mit dem Schema des psychologischen Lebensraumes gibt *Lewin* einen allgemeinen Umriß, in den sich individuelle Eigenart als Aufteilung der Regionen eintragen läßt.
- Mit Erfassung der persönlichen Konstrukte zielt *Kelly* auf Abbildung der subjektiven Welt. Um jedoch anderen Individuen verständlich zu sein, muß die Abbildung aus Kategorien bestehen, die (nicht nur auf einen einzelnen,

sondern) auf mehrere Individuen anwendbar sind, muß also generalisierbar, muß nomothetischer Natur sein.

Individualität zu beschreiben, erweist sich als Aufgabe, die weder einseitig idiographisch noch einseitig nomothetisch lösbar ist, wenn sie im Rahmen von Wissenschaft gestellt wird.

Verhaltensstabilität über Zeiträume wird unter verschiedenen Aspekten behandelt:

- Bei Witkin, Byrne, Kagan erscheint die Stabilität mit der Ableitung eines kognitiven Stiles. Es wird angenommen, daß ein Stil sich entwickelt und über längere Zeit gleich bleibt.
- Bei Snygg und Combs, bei Kelly, bei Rogers wird dieser Aspekt weniger beachtet: Stabilität über die Zeit wird eher vorausgesetzt als thematisiert. Eine Genese des Verhaltens interessiert weniger als das aktuelle Erleben.
- Thomae thematisiert die Frage sehr klar und diskutiert sie sehr ausführlich. Er sieht Stabilität nur im Rahmen von Variation realisierbar und beschreibbar.

Verhaltensstabilität über Situationen hinweg wird von allen Theoretikern besprochen.

- Bei Witkin, Byrne, Gardner, Kagan ist Stabilität über Situationen ein Bestandteil des Systems, das als Typologie oder Quasitypologie einen großen Anteil gleichen Verhaltens in ähnlichen Situationen als ‚vorgegeben‘ betrachtet.
- Bei Snygg und Combs, Kelly, Rogers ist die Stabilität über Situationen erforderlich, soweit die Identität des Individuums vorausgesetzt wird:
 - ⇒ Bei Snygg und Combs repräsentiert der invariante Anteil des „Selbstbildes“ diese Identität.
 - ⇒ Bei Kelly sorgt die Gleichheit des „Wegenetzes der persönlichen Konstrukte“ dafür, daß in ähnlichen Situationen ähnliches Verhalten antizipiert wird.
 - ⇒ Bei Rogers ist die „Identität des Selbstbildes“, in Abhängigkeit von aktuellen Situationen, die Leitidee der Theorie.
- Thomae thematisiert auch diese Frage, indem er Stabilität und Variabilität zusammen sieht. Er zieht es darum vor, von ‚Vorgangsqualitäten‘ zu sprechen statt von Eigenschaften, die flüssiges Verhalten gleichsam versteinern könnten.

Erstes Resümee: Die Minimalformel, mit der wir Persönlichkeitspsychologie zu umreißen suchen, wird den einzelnen kognitiven Ansätzen so wenig gerecht wie den vorher besprochenen Theorien der Psychodynamik, der Konstitutions-typologie, der humanistischen Psychologie, des phänomenologisch-philosophischen Denkmodells.

Eigenart der kognitiven Ansätze: Lösen wir uns von der Minimalformel und betrachten neu die Systeme, die unter dem Titel der Kognition zur Sprache kamen: treten dann Gemeinsamkeiten und Besonderheiten schärfer hervor?

Beginnen wir mit etwas, was unauffällig erscheint: mit der Rolle der Empirie. Alle Theoretiker, die wir zur kognitiven Gruppe zählen, akzeptieren das Postulat, daß Persönlichkeitspsychologie eine *empirische* Wissenschaft sei. Als selbstverständlich gilt auch der methodische Schritt, Datengruppen mit *statistischen* Verfahren zu analysieren und zu vereinfachen.

Philosophische Setzungen oder Voraussetzungen erscheinen nicht so explizit, sind jedoch erkennbar. In drei Fällen seien sie genannt:

- Bei Snygg und Combs gilt als Hauptbedürfnis, das phänomenale Selbst zu erhalten.
- Kelly formuliert als Grundannahme, daß jedes Individuum seine persönlichen Konstrukte entwerfe.
- Rogers trifft die Grundannahme, das Selbstbild sei Regulator und Korrektor des Individuums, und postuliert eine angeborene Selbstaktualisierungstendenz.

Diese Vorannahmen beruhen auf anthropologischen Interpretationen, auf Menschenbildern, die der psychologischen Reflexion vorausgehen, diese beeinflussen und mitbestimmen. In ihrem vollen Umfang sind sie empirisch weder verifizier- noch falsifizierbar, da sie letztlich auf unterschiedlichen Weltbildern beruhen, die in jedem theoretischen Entwurf mitenthalten sind, aber selten zum Gegenstand der Diskussion gemacht werden.

Der entscheidende Beitrag, den die kognitiven Ansätze für die Persönlichkeitsforschung leisten, besteht darin, daß sie die ‚*Binnenseite*‘ des Verhaltens zur wichtigsten Informationsquelle erklären. Damit rücken sie die Spontaneität, die Aktivität, die Beteiligung des Individuums an der Konstruktion von ‚Welt‘ klarer in den Blick. Persönlichkeitsforschung muß demnach diese ‚Konstruktionen‘ zu erfassen suchen. - Darin deutet sich die Schwierigkeit dieser Ansätze an: Konstrukte wie ‚phänomenales Selbst‘, ‚Selbstbild‘, ‚psychologische Umwelt‘ lassen sich nur schwer einer Verifikation/Falsifikation unterwerfen.

Somit gilt: Die kognitiven Konzepte bereichern die Persönlichkeitstheorie, sie erschweren die Persönlichkeitsforschung. Da sie aber auf zentrale Bereiche individuellen Verhaltens zielen, ist in der Erschwernis selber eine Bereicherung zu sehen.

Hervorgehoben sei auch ein *ganzheitlicher Aspekt*, in den Einzeltheorien unterschiedlich realisiert, aber in jeder deutlich identifizierbar:

- Bei den kognitiven Stilen tritt das ganzheitliche Moment hervor, sofern in einem Teil der Persönlichkeit das Ganze erfaßbar gedacht wird: in der Wahrnehmung bei Witkin; in der Art, auf angsterregende Reize zu reagieren, bei Byrne.

- Snygg und Combs lassen das ganzheitliche Moment in dem Streben nach Erhalt des phänomenalen Feldes erkennen: Die Veränderung des Feldes an einer Stelle, bedrohlich oder erfreulich, wirkt sich auf das Gesamtsystem aus.
- Bei Rogers repräsentiert das Selbst als Regulator geradezu einen Einheitspunkt der Gesamtperson.
- Bei Lewin, in der Tradition der Ganzheitspsychologie, resultiert das aktuelle Verhalten immer aus dem Zustand des ganzen Feldes, im aktuellen Verhalten bildet sich gleichsam das Gesamtfeld ab.
- Bei Thomae entwickelt sich das Individuum, indem es - partiell oder total, zeitweilig oder längerfristig - sein Verhalten nach einem Thema strukturiert.

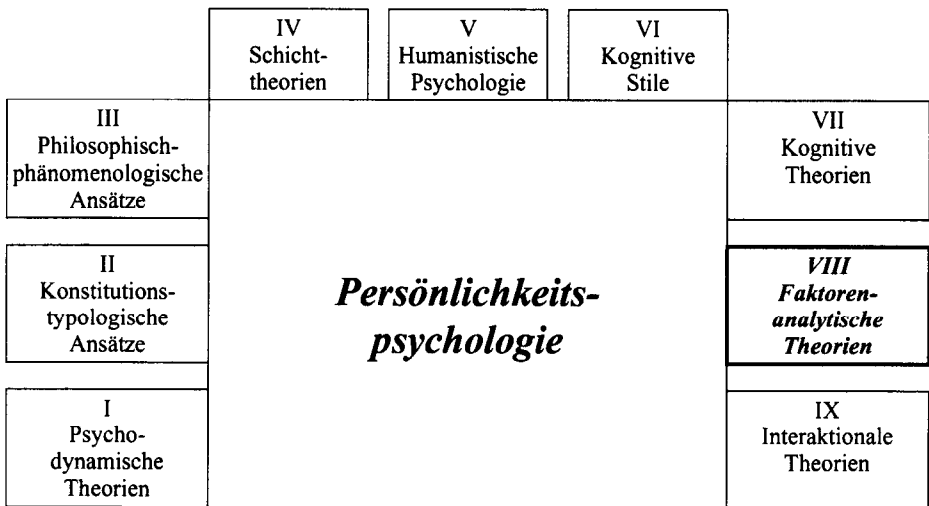
Ebenso deutlich wie in früheren Kapiteln zeigt sich hier die Tatsache: *Persönlichkeitsforschung entspringt verschiedenartigen Theorieansätzen*: bei Witkin der pragmatischen Frage nach Unterschieden in der Raumorientierung (Auftrag der amerikanischen Luftwaffe), bei Lewin einem Anliegen theoretischer Vereinfachung der psychologischen Sprache, bei Kelly und Rogers der klinischen Praxis, bei Thomae ebenso sehr der Neugier, dem Systemwillen des Theoretikers wie der Sorge des Praktikers (etwa in der Beschreibung von Individuen mit dem Ziel der Begutachtung konkreter Fragen).

Zweites Resümee: Da die Ansatzpunkte (gleichsam die Entstehungsorte der Fragen) verschieden sind, die *Fragen* auch in verschiedene Richtung zielen (bei Witkin etwa auf Selektion geeigneter Piloten für die Luftwaffe, bei Kelly auf die Identifizierung und Korrektur ineffektiver Konstrukte), wird begreiflich, daß sich die *Antworten* nicht zu einer gemeinsamen Theorie vereinigen.

Diese Deutung bestätigt sich, wenn wir eine weitere Forschungsrichtung besprechen: die faktorenanalytischen Ansätze der Persönlichkeitsforschung.

(VIII) Faktorenanalytische Persönlichkeitstheorien

Unter dem Titel faktorenanalytischer Ansätze werden Theoretiker vorgestellt, die - vereinfacht formuliert - Persönlichkeitsdimensionen mit dem Instrument der Faktorenanalyse ermitteln.



*Als Vertreter
faktorenanalytischer Theorien
werden vorgestellt:*

Guilford

Cattell

Eysenck

Vorgestellt werden drei „Klassiker“: Guilford, Cattell, Eysenck. Gemeinsam ist ihnen ein methodisches Anliegen: Die Dimensionen, mit denen sie die Persönlichkeit beschreiben, ermitteln sie mit dem Instrument der Faktorenanalyse. Verschieden ist jedoch die Datenbasis, die sie zugrundelegen, verschieden sind die Berechnungsschritte, verschieden auch die Ergebnisse.

Hinweise zur Faktorenanalyse

über die Faktorenanalyse sei nur soviel gesagt, wie zu einem ersten Verständnis nötig ist.

Was das Verfahren anzielt, veranschaulicht Cattell in einem Bild: „Was Psychologen viele Jahre lang Kopfzerbrechen gemacht hatte, war die Suche nach einer Methode, die funktional einheitliche Einflüsse aus dem chaotischen Urwald des menschlichen Verhaltens herauszutrennen vermag. Wir wollen uns einmal fragen, wie der Jäger im tropischen Urwald herausfindet, ob die von ihm bemerkten dunklen Erhebungen modernde Baumklötze sind oder ein Alligator. Er wartet auf Bewegungen. Wenn sich verschiedene Erhebungen - die er sieht - gleichzeitig bewegen, dann schließt er, daß sie irgendwie zusammengehören. Gleichermaßen sollte sich der Wissenschaftler . . . nach ‚gleichzeitiger Abweichung‘ umsehen, wenn es ihm um fundamentale Begriffe geht“ (1973, 56).

Die Faktorenanalyse ist ein statistisches Verfahren, das eine Vielzahl von Variablen reduziert auf eine Minderzahl, die den gleichen Sachverhalt kurzer beschreibt als die Vielzahl. Einen größeren „Erklärungswert“ hat die Minderzahl, sofern sie die Redundanz minimiert, die in der Vielzahl enthalten ist; sie trägt dazu bei, im „Urwald menschlichen Verhaltens“ Übersicht zu gewinnen. Für sich genommen, dient sie nur der vereinfachenden Beschreibung psychologischer Sachverhalte, sie ist ein deskriptives, nicht ein explikatives Verfahren.

Zu diesem Zweck werden ermittelt

- Datenmatrix,
- Korrelationsmatrix,
- Kommunalitätenmatrix,
- Faktorenmatrix,
- Rotierte Matrix,
- Matrix der Faktorenwerte.

Datenmatrix: Bei einer Anzahl von Probanden werden Merkmale quantitativ erfaßt, z.B. durch die 40 Items des „Gießen-Tests“, eines Fragebogens, der die Ermittlung eines Selbstbildes vorsieht, gegliedert nach sechs Skalen - fünf davon abgeleitet aus einer Faktorenanalyse¹. Die *Items* lassen eine Antwort in

¹ Beckmann, Brähler und Richter (1991). *Gießen-Test* (4. Auflage).

sieben Abstufungen zu. - Die Datenmatrix des Beispiels in Kasten VIII-1 enthält demnach von jedem Probanden 40 Itemwerte zwischen 1 und 7.

Kasten VIII-1:

Datenmatrix zum „Gießen-Test“ (fiktiv)

In der ersten *Spalte* Probanden von 1 bis N.

In der ersten *Zeile* Items von 1 bis 40.

In den weiteren Zeilen die Itemwerte je Proband (variierend von 1 bis 7).

Pbn	Items							
	1	2	3	4	5	6	7...	...40
1	7	3	4	2	7	7	6	4
2	4	4	3	5	3	4	4	3
3	1	2	7	6	2	1	7	6
...								
N	1	3	2	1	4	5	4	7

Korrelationsmatrix: Die Meßwerte (in unserem Beispiel Itemscores) werden je Proband interkorreliert²: Item 1 mit Item 2, mit Item 3 usw. bis zu Item 40; dann Item 2 mit Item 3, mit Item 4 usw. bis zu Item 40. Die Anzahl der Koeffizienten ergibt sich aus dem Produkt ‚Zahl der Meßwerte mal Zahl der Meßwerte‘, in unserem Beispiel ‚Zahl der Items mal Zahl der Items‘, also $40 \times 40 = 1600$ (Kasten VIII-2).

Kasten VIII-2:

Korrelationsmatrix zum „Gießen-Test“ (fiktiv)

Interkorrelation der Items

Items	Items							
	1	2	3	4	5	6	7...	...40
1	1.0	.33	.22	.33	.01	.45	.56	.34
2	.33	1.0	.32	.11	.27	.55	.55	.71
3	.22	.32	1.0	.27	.17	.48	.48	.27
...
40	.34	.71	.27	.23	.35	.67	.67	1.0

Kommentar zu Kasten VIII-2: Die Matrix ist quadratisch. In der Diagonalen steht der Koeffizient 1: Korrelation der Meßwerte mit sich selbst. Das Dreieck oberhalb der Diagonalen spiegelt das Dreieck unterhalb der Diagonalen.

Wenn Variablen hoch miteinander korrelieren, wenn sie also „gleichzeitige Abweichungen“ anzeigen (Cattell, 1973, 56), fragt sich, ob sie sich auf gleiche Grundvariablen zurückführen lassen. Dieser Reduktion dienen die weiteren Schritte.

Kommunalitätenmatrix - reduzierte Korrelationsmatrix: In der Diagonalen stehen die Koeffizienten der Selbstkorrelation der Variablen. *Sie werden ersetzt*

² (Einfache) **Korrelation:** Statistische Methode zur Bestimmung des Zusammenhanges *einer* Variablen mit *einer* anderen Variablen.

durch die sogenannten *Kommunalitäten* (h^2), welche die gemeinsame Varianz der (noch zu ermittelnden) Faktoren je Variable angeben („Kommunalität“ von lateinisch ‚communis‘ = gemeinsam). - Darin liegt ein Dilemma: Um die Faktoren zu ermitteln, muß man *im vorhinein* die gemeinsame Varianz angeben (die Kommunalitäten). Zugleich aber soll die gemeinsame Varianz erst *im nachhinein* das Ergebnis einer Ermittlung der Faktoren sein.

Man kann die Kommunalitäten (h^2) nicht berechnen, man schätzt sie nach verschiedenen Heuristiken und setzt sie in die Diagonale der Korrelationsmatrix - man spricht von reduzierter Korrelationsmatrix (Kasten VIII-3).

Kasten VIII-3:
Kommunalitätenmatrix zum „Gießen-Test“ (fiktiv)
In der Diagonalen die Kommunalitäten (h^2) eingeklammert

Items								
Items	1	2	3	4	5	6	1	...40
1	(.78)	.33	.22	.33	.01	.45	.56	.34
2	.33	(.67)	.32	.11	.27	.55	.22	.71
3	.22	.32	(.55)	.27	.17	.48	.29	.27
...								
40	.34	.71	.27	.23	.35	.67	.23	(.69)

Faktorenmatrix: Aus der Kommunalitätenmatrix werden, nach unterschiedlichen mathematischen Methoden, die sogenannten Faktoren extrahiert - welche die Minderzahl an Variablen repräsentieren, die den gleichen Sachverhalt kurzer beschreiben als die Vielzahl der Ausgangsvariablen. In unserem Beispiel werden aus den 40 Variablen (den Items) fünf Faktoren extrahiert (Kasten VIII-4).

Kasten VIII-4:
Faktorenmatrix zum „Gießen-Test“ (fiktiv)
Fünf-Faktoren (I bis V) mit ‚ihren‘ Kommunalitäten (h^2)

Faktoren						
Items	I	II	III	IV	V	h^2
1	-.06	.36	.19	-.21	.24	.27
2	-.13	.15	.21	-.04	.34	.20
3	-.27	.39	-.17	.09	.21	.31
...						
40	-.24	.05	.11	.19	.38	.25

Im Schnittpunkt von Variable und Faktor steht die Ladung (a): interpretierbar als Korrelation zwischen Variable und Faktor (hier als Korrelation zwischen Item und Faktor).

Die Faktoren repräsentieren die Minderzahl der ‚neuen‘ Beschreibungsdimensionen, in unserem Beispiel fünf Dimensionen, zu denen die 40 Items zusammengezogen wurden.

Quadriert man die Faktorenladungen (a) je Variable (also hier je Item) und summiert sie, so bilden sie die Kommunalität (h^2): die gemeinsame Varianz der Faktoren je Variable (hier je Item):

$$a_1^2 + a_2^2 + a_3^2 + a_4^2 + a_5^2 = h^2$$

Bei Variable 3 (hier Item 3) ergibt sich:

$$(-.27)^2 + (.39)^2 + (-.17)^2 + (.09)^2 + (.21)^2 = .31$$

Rotierte Faktorenmatrix: Mathematisch lassen sich viele Matrizen angeben, in denen die Kommunalitäten gleich bleiben (die Diagonale), aber die Ladungen variieren (Korrelationen zwischen Variablen und Faktoren). Man sucht eine solche Matrix, in der die Variablen jeweils auf wenigen Faktoren hoch laden (im Idealfalle auf nur *einem* Faktor), auf den anderen möglichst niedrig: *Ziel ist es, Faktoren zu gewinnen, die sehr niedrig miteinander korrelieren.* Auf diese Weise wird die Interpretation der Faktoren erleichtert: Variablen mit hoher Ladung auf einem Faktor ‚markieren‘ gleichsam den ‚Inhalt‘ dieses Faktors - man spricht von „Markiervariablen“.

Diesen Berechnungsschritt nennt man Rotation, eine Benennung, die von der geometrischen Darstellung der Faktorenanalyse stammt: Die Ladungen (a) lassen sich in einem Koordinatensystem abbilden. Rotation bedeutet, daß man die Koordinaten verschiebt, sie in die Zentren der Ladungspunkte legt.

Die rotierte Matrix läßt sich darstellen wie die Faktorenmatrix: die Ladungen (a) unterscheiden sich, die Kommunalitäten (h^2) sind gleich (Kasten VIII-5).

Kasten VIII-5:
Rotierte Faktorenmatrix zum „Gießen-Test (GT)“
GT-Handbuch 1991, 117

Items	Faktoren					h^2
	I	II	III	IV	V	
1	-.03	.40	.24	-.15	.17	.27
2	-.13	.17	.25	-.02	.30	.20
3	-.31	.42	-.12	.14	-.01	.31
...						...
40	-.30	.08	.09	.18	.34	.25

Quadriert man die Ladungen (a) je Variable (hier: je Item) und summiert sie, so ergeben sie die gleiche Kommunalität (h^2) wie in der unrotierten Faktorenmatrix, z.B. bei Item 3:

$$(-.31)^2 + (.42)^2 + (-.12)^2 + (.14)^2 + (-.01)^2 = .31$$

Die Items mit hohen Ladungen, die Markier-Items, tragen zur Bestimmung des ‚Inhaltes‘ der Skalen bei. So haben Item 1 und Item 3 hohe Ladungen auf Faktor II (.40 bzw. .42). Vom *Item*-Inhalt wird auf den Skalen-Inhalt geschlossen.

Item 1 lautet: „Ich habe den Eindruck, ich bin eher geduldig.“

Item 3 lautet: „Ich schätze, ich lege es eher darauf an, andere zu lenken.“

Faktor II/Skala II wird als Dimension bestimmt, die ein Kontinuum zwischen Dominanz und Gefügigkeit bildet.

Matrix der Faktorenwerte: Aus Faktorenmatrix und Korrelationsmatrix lassen sich Werte berechnen, die eine Ausprägung der ‚neuen‘ Dimensionen - also der Faktoren - angeben je Individuum, sie heißen Faktorenwerte. Erstellt man eine solche Matrix, so ähnelt sie der Datenmatrix zu Beginn (Kasten VIII-1), sofern sie den Probanden Merkmalscores zuordnet. Der Unterschied besteht darin, daß die neue Matrix die Merkmalsausstattung in den ‚neuen‘ Dimensionen ausdrückt: in Faktorenwerten.

Weil die Berechnung aufwendig ist, unterbleibt oft die Ermittlung der Faktorenwerte, z.B. auch in dem Falle des Gießen-Tests.

Resümee: Varianzanteil je Einzelvariable

Um noch einmal zu vergegenwärtigen, was die Faktorenanalyse leistet, sei die Zerlegung der Varianz bei einer einzelnen Variablen verfolgt:

Durch Standardisierung wird für jede einzelne Variable die Varianz gleich Eins gesetzt: „Einheitsvarianz“ (s^2) - mit dem Mittelwert von Null und der Standardabweichung von Eins.

Die Einheitsvarianz (s^2) läßt sich in zwei Anteile zerlegen: in die Kommunalität (h^2) und die Einzelrestvarianz (u^2):

- Die *Kommunalität* (h^2) ist jener Varianzanteil, der den extrahierten Faktoren gemeinsam ist (‚Kommunalität‘ von ‚communis‘ = gemeinsam).
- Die *Einzelrestvarianz* (u^2) ist jener Varianzanteil, den eine Variable *nicht* mit den Faktoren gemeinsam hat, sie ist ihr *einzigartiger* Anteil (‚uniqueness‘, davon u^2), eingeschlossen die Meßfehler.

Im Schema dargestellt:

$s^2 = 1.00 = 100\%$	
h^2	u^2

Die Kommunalität (h^2) zerlegt sich in so viele Anteile, als Faktoren extrahiert wurden: Die Summe der quadrierten Faktorenladungen (a^2) ergibt die Kommunalität.

Im Schema dargestellt:

a_1^2	a_2^2	a_3^2	u^2
$h^2 = a_1^2 + a_2^2 + a_3^2$			u^2

Die Einzelrestvarianz (u^2) zerlegt sich in zwei Komponenten: in den Fehleranteil (e^2) und den spezifischen Anteil (b^2). Die beiden Komponenten lassen sich nur auf einem Umweg bestimmen: über die Reliabilität³ einer Variablen (r_{tt}).

- Subtrahiert man von der Einheitsvarianz (s^2) den Betrag der Reliabilität (r_{tt}), dann erhält man die Fehlervarianz (e^2): $s^2 - r_{tt} = e$

s^2		
h^2	u^2	
h^2	b^2	e^2
$r_{tt} = h^2 + b^2$		e^2

- Subtrahiert man von der Einheitsvarianz (s^2) die Kommunalität (h^2) und die Fehlervarianz (e^2), so erhält man den spezifischen Varianzanteil einer Variablen (b^2): jene Spezifität, die eine Variable in ihrer Charakteristischen Eigenart kennzeichnet: $s^2 - (h^2 + e^2) = b^2$.

s^2		
h^2	e^2	b^2
$h^2 + e^2$		b^2

Algebraisch läßt sich die Zerlegung der Varianz darstellen in folgendem Schema

$s^2 = 1$	Einheitsvarianz (s^2)
$s^2 = h^2 + u^2$	s^2 aufgeteilt in Kommunalität (h^2) und Einzelrestvarianz (u^2)
$s^2 = (a_1^2 + a_2^2 \dots) + u^2$	h^2 zerlegt in Ladungen (a^2) auf zwei Faktoren
$s^2 = (a_1^2 + a_2^2 \dots) + (b^2 + e^2)$	u^2 aufgeteilt in spezifische Varianz (b^2) und Fehlervarianz (e^2)
$e^2 = s^2 - r_{tt}$	Schätzung der <i>Fehlervarianz</i> (e^2) auf dem Umweg über die Reliabilität (r_{tt})
$b^2 = s^2 - (r_{tt} + e^2)$	Schätzung der <i>spezifischen Varianz</i> (b^2) auf dem Umweg über Reliabilität (r_{tt}) und Fehlervarianz (e^2)

³ **Reliabilität** bezeichnet die ‚Zuverlässigkeit‘ psychologischer Verfahren. Die Reliabilität gibt an, wie genau ein Verfahren ein bestimmtes Merkmal mißt. Sie impliziert Angaben zum ‚Fehler‘ und zum ‚wahren Wert‘ einer Messung. Unbeachtet bleibt die ‚Gültigkeit‘ - also vereinfacht gesagt: Unbeachtet bleiben bei Ermittlung der Reliabilität die ‚Inhalte‘ des gemessenen Merkmals.

Zu den Grenzen der Faktorenanalyse

Mit der Faktorenanalyse ist eine Vielzahl von Problemen verbunden; einige seien genannt, nicht begründet.

Kommunalitätenschätzung: Da die Kommunalitäten nicht berechnet, sondern nur geschätzt werden können, stellt sich die Frage, welches die beste Schätzung sei. Zur Antwort liegen Faustregeln vor.

Faktorenzahl: Wieviele Faktoren in einer Analyse extrahiert werden, legt das Verfahren nicht fest. Es bedarf äußerer Kriterien. Eine Reihe von Vorschlägen liegt vor (z. B. „Kaiser-Kriterium“, „Scree-Test“, „Burt-Kriterium“ usw.).

Rotation: Wie soll rotiert werden? Grundsätzlich sind zwei Entscheidungen möglich. (1) Es wird rechtwinklig, orthogonal rotiert: Dann besteht im Idealfall zwischen den Faktoren eine Korrelation von Null. - (2) Es kann schiefwinklig, oblique, rotiert werden: Dann korrelieren die Faktoren miteinander, sind aber möglicherweise psychologisch leichter zu interpretieren.

Interpretation: Die Faktorenanalyse liefert nur Zahlenmuster. Die Konstrukte, die ihnen zuzuordnen sind, muß der Untersucher ableiten aus dem Bedeutungshof der Variablen und aus der Höhe ihrer Ladungen: Variablen, die hoch auf einem Faktor laden, gelten als „Markiervariablen“ - sie ‚markieren‘ prägnant den Inhalt eines Faktors.

Exemplarische Vertreter

Vorgestellt werden drei „Klassiker“:

- Guilford mit seinem Traitmodell der Persönlichkeit (Kap. 33),
- Cattell mit seinem Eigenschaftskonzept der Persönlichkeit (Kap. 34),
- Eysenck mit seiner
biopsychologisch begründeten Persönlichkeitstheorie (Kap. 35).

33 Guilford, J. P.: Ein Traitmodell der Persönlichkeit (1897-1987)

Guilford hat eine Persönlichkeitsdefinition vorgegeben, die zu einer klassischen Formel geworden ist. Ihr zentrales Bestimmungsstück ist der stabile Wesenszug (trait).

Die Darstellung seiner Konzeption gliedern wir in drei Abschnitte:

- Persönlichkeit und Wesenszug,
- Zusammenhang von Wesenszügen:
Drei Modelle der Persönlichkeitsbeschreibung,
- Dimensionen der Persönlichkeit.

Persönlichkeit und Wesenszug

„Die Persönlichkeit eines Individuums ist seine einzigartige Struktur von Wesenszügen“ (An individual's personality is his unique pattern of traits: Guilford, 1959, 4). - Das Individuum durch die *Einzigkeit* seiner Merkmalsstruktur zu charakterisieren setzt Vergleiche voraus: die Angabe von Aspekten, unter denen sich Individuen ähnlich oder unähnlich sind. Die Einheiten, die zum Vergleich gebildet werden, bezeichnet Guilford als Wesenszüge (traits).

„Ein Wesenszug ist jede Art von unterscheidbarem, vergleichsweise überdauerndem Merkmal, in dem sich ein Individuum von anderen abhebt“. (A trait is any distinguishable, relatively enduring way in which one individual differs from others: Guilford, 1959, 6). - Das Konzept des Wesenszuges ist sehr allgemein gefaßt, es kann eine Einstellung bezeichnen (z. B. zur Geburtenkontrolle), einen ‚Tic‘ (z.B. Blinzeln, wenn ein Witz erzählt wird), ebenso jedes körperliche oder seelische Merkmal (z.B. Hakennase oder Ausdauer).

Zur Abgrenzung von Wesenszügen

Wesenszüge sind Ergebnisse von Abstraktionen. Eine Einzelhandlung, die man *beobachten* kann, bildet noch keinen Wesenszug. Nur wer viele Beobachtungen gleicher Art zusammenfaßt, darf den Schluß auf einen Wesenszug ziehen. „Wir beobachten etwa, daß ein Fechter im Kampf aushält, bis er erschöpft zusammenbricht, und schließen daraus, daß er in hohem Grade über den Wesenszug der Ausdauer verfügt“ (Guilford, 1964, 49).

Wesenszüge können

- *skalierbar* sein (in Abstufungen darstellbar) oder nicht,

- *allgemein* sein (bei ‚allen‘ Individuen vorkommen) oder nicht,
- voneinander *abhängen* oder nicht.

Sechs Forderungen an die Definition eines Wesenszuges

Zur Persönlichkeitsbeschreibung erweisen Wesenszüge sich dann als nützlich, wenn sie sechs Forderungen genügen:

- Drei Forderungen beziehen sich auf die *Formulierung* einzelner Konzepte,
- drei auf ihre *Auflistung* (ihre Zusammenstellung in Listen).

Zur Formulierung von Begriffen

(1) „Jeder Begriff sollte sich beziehen auf eine angebbare Einheit der Persönlichkeit“ (Each term should refer to some demonstrable unity in person: Guilford, 1959, 86).

Worum geht es? Um zweierlei! Das Verhalten, das in einem Wesenszug beschrieben wird, sollte erstens in sich eine Einheit bilden, zweitens empirisch nachweisbar sein. - *Beispiele* sind „Gedächtnis“ oder „Denken“. Es handelt sich um einheitliche Wesenszüge, selbst wenn sich sowohl Gedächtnis wie auch Denken in verschiedene Facetten auffächern. - Zwei *Gegenbeispiele*! (1) „Charme“ kann von verschiedenen Verhaltensweisen herrühren, es bezeichnet kein einheitliches Verhaltensmuster. - (2) „Analytische Verhaltensweise“ läßt sich von der Benennung her als einheitliche Dimension interpretieren; doch belegen faktorenanalytische Studien, daß hier höchst unterschiedliche Vorgehensweisen in dasselbe Wort gepreßt werden, die keinen einheitlichen Wesenszug ergeben. - Aus den Beispielen erhellt: Wesenszüge sollten Verhalten unter einheitlicher Perspektive zusammenfassen, diese Einheit sollte empirisch aufweisbar sein.

(2) „Jeder Begriff eines Wesenszuges sollte so genau wie möglich gefaßt sein. Er sollte einem Gegenstand, und nur einem, zugeordnet sein, und er sollte eine klare Definition ermöglichen“ (Each trait concept should be as exact as possible. It should pertain to one thing and one only, and it should be capable of clear definition: Guilford, 1959, 87).

Dieser Forderung entspricht ein Begriff, wenn er nur einen einzigen Gegenstand bezeichnet, diesen dann auch klar und eindeutig. Der Begriff „Gedächtnis“ durfte ein solcher Begriff sein.

(3) „Der Begriff eines Wesenszuges sollte sich in eine allgemeine Persönlichkeitstheorie einordnen lassen“ (A trait concept should be capable of integration into a general theory of personality: Guilford, 1959, 87).

Diese Forderung beruht auf der Annahme, daß der menschlichen Persönlichkeit Ordnung und System zugrundeliegen; sie nötigt zu dem Schluß,

daß sich Wesenszüge zueinander in logische Beziehung bringen lassen, die am Ende eine allgemeine Theorie der Persönlichkeit abbilden.

Zur Auflistung von Begriffen

(4) „Die Liste der Begriffe von Wesenszügen sollte ökonomisch sein“ (The list of trait concepts should be an economical one: Guilford, 1959, 87).

Es geht um das Prinzip der Sparsamkeit in der Theorienbildung. Eine minimale Zahl von Wesenszügen sollte die Persönlichkeit umfassend beschreiben, Redundanz also vermieden, zumindest vermindert werden.

(5) „Die Liste soll die Phänomene umfassend abdecken“ (The list shall provide comprehensive coverage of the phenomena: Guilford, 1959, 88).

Dieses Prinzip steht zu dem vorhergehenden scheinbar in Spannung. Dort wird die Kürze der Liste gefordert, hier scheint Länge empfohlen zu werden. Gemeint ist aber nur, die Liste sollte nichts Wesentliches auslassen, aber nichts Überflüssiges aufnehmen. Diese fünfte Forderung kommentiert also, in welchem Sinne Kürze und Ökonomie zu verstehen sind.

(6) „Die Liste der Begriffe sollte eine möglichst breite Zustimmung finden“ (There should be as much general agreement as possible to the list of concepts: Guilford, 1959, 88).

Diese Forderung beruht auf der Vorstellung, daß als Wissenschaft nur gilt, was die Gemeinschaft von Wissenschaftlern als solche anerkennt. Guilford selbst erklärt diese Forderung für schwer erfüllbar: Es gebe so gut wie kein Persönlichkeitsmerkmal, über das sich Einvernehmen herstellen ließe unter allen Psychologen.

Persönlichkeit wird definiert von Wesenszügen her, diese ihrerseits sollten eindeutig definiert sein und sich gemeinsam einer Struktur einfügen: Wie läßt diese Struktur sich beschreiben?

Zur Struktur von Wesenszügen: Drei Modelle der Persönlichkeitsbeschreibung

Guilford nennt drei Möglichkeiten, Wesenszüge in einer Persönlichkeitsstruktur zu vereinigen:

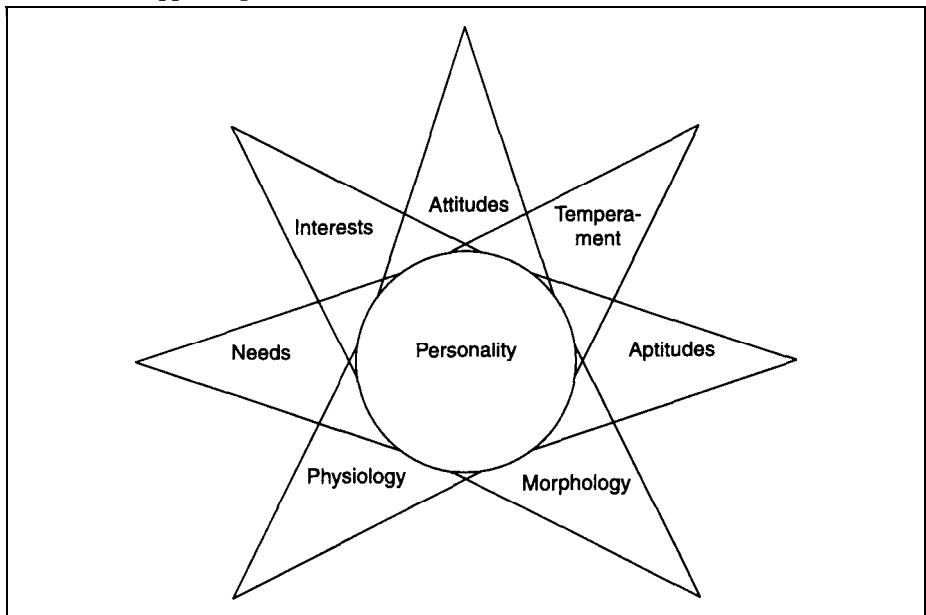
- Erstens zählt er sieben Bereiche von Wesenszügen *rein deskriptiv* auf.
- Zweitens bestimmt er Persönlichkeit als „n-dimensionalen Raum“ *in einem faktorenanalytischen Modell*.

- Drittens ordnet er die Wesenszüge *in einem hierarchischen Modell* einander zu.

Deskriptives Modell

Persönlichkeit ist eine Ganzheit, die sich unter verschiedenen Perspektiven betrachten läßt. Was dabei in den Blick kommt, veranschaulicht Guilford in einer Sternfigur, die sieben Bereiche darstellt, auf die sich Persönlichkeitsmerkmale verteilen (Guilford, 1959, 7) - siehe Kasten 33-1.

Kasten 33-1:
Gruppierung von Persönlichkeitsmerkmalen nach sieben Bereichen



Kommentar zu Kasten 33-1: Die sieben Gruppen von Wesenszügen lassen sich zu vier größeren Klassen zusammenfügen: (1) somatische Merkmale, (2) motivationale Dimensionen, (3) Temperament, (4) Eignung.

Zunächst heben sich zwei **somatische** Dimensionen ab:

- *Morphologische* Merkmale beziehen sich auf Variablen wie Körpergröße, Gewicht, Hautfarbe.
- *Physiologische* Merkmale bezeichnen organische Funktionen wie Herzschlag, Stoffwechsel, Körpertemperatur.

Sodann lassen sich drei **motivationale** Dimensionen unterscheiden:

- *Bedürfnisse* (needs) bezeichnen grundlegende Wünsche, wie etwa die nach Anerkennung oder nach einer behaglichen Gesamtlage.

- Interessen (interests) betreffen langanhaltende Wünsche, sich bestimmten Tätigkeiten zu widmen, etwa handwerklicher Arbeit, Unterhaltungen, gedanklichen Überlegungen.
- *Einstellungen* (attitudes) beziehen sich auf soziale Sachverhalte, etwa Einkommen, Geburtenkontrolle, Herkunft nach Rasse.

Danach läßt sich das **Temperament** abgrenzen - eine Merkmal, das schwer zu definieren ist; es geht um die Art, wie jemand etwas tut, z.B. mit Zuversicht, mit Frohsinn, mit Impulsivität.

Schließlich bilden die **Eignungen** (aptitudes) einen eigenen Bereich, sie beschreiben die Voraussetzung für Tätigkeiten. Demnach gibt es im Grunde so viele ‚Eignungen‘ wie es Tätigkeiten gibt. Man muß aber versuchen, die Vielfalt in einer übersichtlichen Weise zusammenzufassen und zu reduzieren.

Guilford betrachtet seine *deskriptive* Beschreibung der Persönlichkeit als eine Einteilung, die sich ‚*wie von selbst*‘ ergibt („Traits can be grouped *naturally* in classes known as modalities“: 1959, 9).

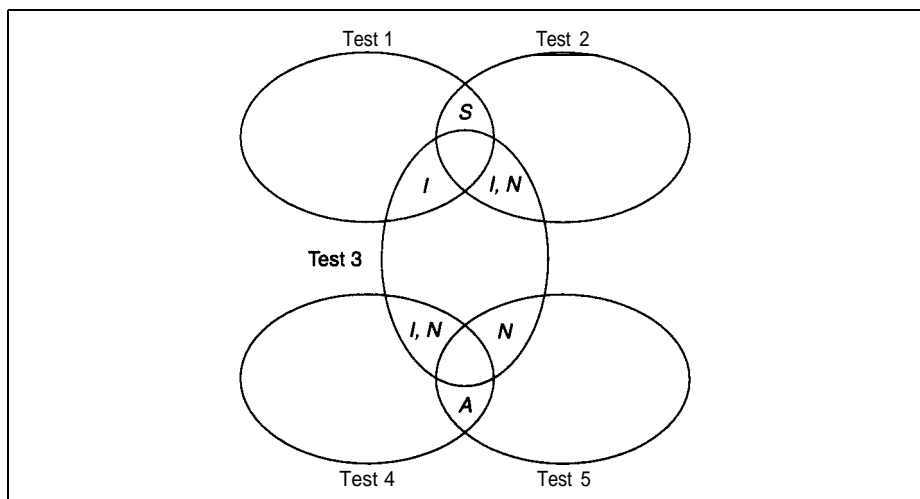
Dagegen ist das faktorenanalytische Beschreibungsmodell ein statistisch entwickeltes, ein sehr ausgeklügeltes System.

Faktorenanalytisches Modell

Um die Beschreibungsdimensionen auf eine übersichtliche Zahl zu begrenzen, hat sich die Faktorenanalyse als Mittel bewährt. „Die Faktorenanalyse . . . betrachtet die Persönlichkeit als einen Raum, der aus *n* Dimensionen besteht. Theorie und Methode der Faktorenanalyse eignen sich in einem idealen Maße dazu, in dem Persönlichkeitsraum psychologisch bedeutsame Dimensionen zu entdecken“ (Guilford, 1959, 93-94). Beispiele für solche Dimensionen liefern Tests (zur Erfassung von Fähigkeiten), Fragebögen (zur Erfassung des Temperaments oder motivationaler Dimensionen).

Das faktorenanalytische Persönlichkeitsmodell ordnet die einzelnen Dimensionen einander *unanschaulich* zu: in einem mathematischen Raum, der mehr als die drei Dimensionen der Vorstellung enthält. Es liefert eine nomothetische Beschreibung: Verschiedene Individuen werden auf derselben Dimension unterschiedlich angeordnet - miteinander verglichen und voneinander abgehoben. Kasten 33-2 veranschaulicht an einem Beispiel, wie sich aus Einzeltests Persönlichkeitsdimensionen ableiten (Guilford, 1959, 95).

Kasten 33-2:
Einzeltests als Indikatoren von Persönlichkeitsdimensionen



Kommentar zu Kasten 33-2: Fünf Tests werden interkorreliert und faktorisiert; ihr Zusammenhang wird geometrisch dargestellt. „Jede Variable ist abgebildet als Elipse (die Form ist jedoch unerheblich). Die Höhe der Korrelation zweier Variablen zeigen sich in den überlappenden Flächen; darin drückt sich aus, welchen Inhalt sie gemeinsam abdecken. Korrelationen, die nahe bei Null liegen, bleiben in der Abbildung unberücksichtigt; auf diese Weise wird die Übersicht erleichtert“ (Guilford, 1959, 95).

Die fünf Tests (fünf Variablen) ergeben gemeinsam vier „Faktoren“, das heißt vier Merkmale, die dazu dienen können, eine Persönlichkeit zu beschreiben. Die Merkmale tragen die Kürzel S, A, I und N.

S steht für „Sociability“, also für Kontaktfähigkeit.

A bezeichnet „Ascendence“, also Durchsetzungsvermögen.

I steht für „Inferiority vs Confidence“, also für Minderwertigkeitsgefühle vs Selbstvertrauen.

N bezeichnet „Nervousness vs Composure“, also Aufgeregtheit vs Gefäßtheit, Gemütsruhe.

In der geometrischen Figur sind die Zuordnungen komplizierter, als es dem ersten Blick erscheint.

Einfach liegen die Dinge in zwei Fällen:

- Ein gemeinsamer Anteil von Test 1, Test 2 und Test 3 wird als S bezeichnet (Sociability: Kontaktfähigkeit).
- Ein gemeinsamer Anteil von Test 3, 4 und 5 wird A genannt (Ascendence: Durchsetzungsvermögen).

Leicht durchschaubar sind die Strukturen in zwei weiteren Fällen:

- Mit Test 3 teilen Test 1 und Test 2 die Merkmale 1 und N (Inferiority, Nervousness).
- Test 4 und 5 teilen mit Test 3 die gleichen Merkmale 1 und N.

Erst dem zweiten Blick zeigt sich, daß an den beiden Merkmalen 1 und N auch die Merkmale S (Sociability) und A (Ascendence) beteiligt sind: Jeweils ein kleiner Ausschnitt der Ellipsen von S und A (oben und unten) gehören mit zu der „Merkmalsfläche“ von 1 und N. Das aber besagt, daß alle vier Merkmale miteinander „verbunden“ sind.

Den gleichen Sachverhalt, den Kasten 33-2 als geometrische Figur veranschaulicht, kann auch eine Zahlenmatrix verdeutlichen: Kasten 33-3 stellt die Matrix vor (Guilford, 1959, 96).

Kasten 33-3:
Ladungen von vier Merkmalen auf fünf Tests

S: Sociability - **A:** Ascendence - **I:** Inferiority - **N:** Nervousness

Test/Variable	Faktorladungen			
	S	A	I	N
1	0.77	0.04	0.15	-0.07
2	.45	0.29	0.19	-0.20
3	.29	0.40	0.46	0.24
4	-0.06	0.74	0.22	0.37
5	0.02	0.46	0.09	0.25

Kommentar zu Kasten 33-3: Die Höhe der Ladungen zeigt an, wie groß der Anteil eines Merkmals an den fünf Tests (oder Variablen) ist.

Betrachten wir Zeile 1:

- Die Ladung 0.77 zeigt an, daß Merkmal S (Sociability) einen großen Anteil an Test 1 „besitzt“.
- An Test 1 haben auch die Merkmale 1 und N Anteil (Inferiority, Nervousness).
- Sogar das Merkmal A (Ascendence) ist an Test 1 beteiligt (ein Befund, der in der geometrischen Figur verborgen bleibt).

Betrachten wir jetzt Zeile 5:

- An Test 5 hat den größten Anteil das Merkmal A, den zweitgrößten das Merkmal N.
- Beteiligt sind an Test 5 aber auch die zwei anderen Merkmale, S und I.

Betrachten wir alle fünf Zeilen:

- Merkmal S hat seine höchste Ladung auf Test 1,
- Merkmal A dagegen auf Test 4.
- Merkmal I lädt am höchsten auf Test 3,
- Merkmal N am höchsten auf Test 4.

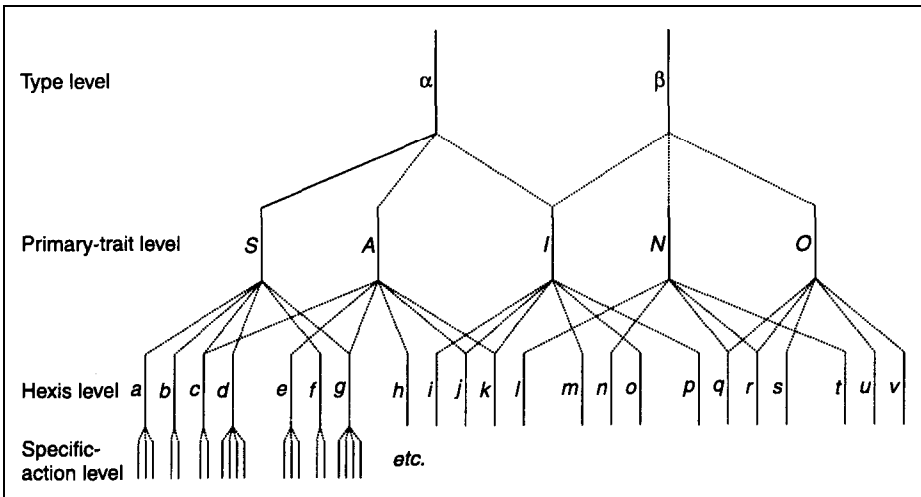
Resümee: Das faktorenanalytische Modell zeigt die „Vernetzung“ eines Persönlichkeitsmerkmals mit allen anderen, gibt jedoch zugleich auch zu erkennen, auf welchen Indikatoren (Tests, Variablen) ein Merkmal vorrangig beruht.

Ein anderes Modell nähert sich mehr dem ideographischen Beschreibungsideal, es bietet mehr Anschaulichkeit: Guilford nennt es das hierarchische Modell der Persönlichkeit.

Hierarchisches Modell

In einer hierarchischen Anordnung wird das Verhalten auf vier Abstraktions-ebenen betrachtet. Kasten 33-4 bildet die Hierarchie ab (Guilford, 1959, 100).

Kasten 33-4:
Hierarchisches Modell der Persönlichkeit



Kommentar zu Kasten 33-3: Die *unterste* Ebene bezieht sich auf *einzelne Verhaltensweisen* von der Art, wie jemand auf einer Party einen Freund begrüßt, sich auf einem Teller Fleisch, Brot und Salate zurechtlegt usw.

Die *zweite* Ebene repräsentiert eine erste Abstraktionsstufe: Zusammenfassung von Verhaltensweisen, die „Gewohnheiten“ bilden; Guilford bezeichnet sie mit dem griechischen Wort für Gewohnheit „Hexis“. – „Eine Hexis ist dafür verantwortlich, daß jemand in einer begrenzten Zahl von Situationen gleichartiges Verhalten zeigt.“ (A hexis is a disposition to behave in some consistent manner to a limited range of situations: 1959, 99). Beispiele sind:

- (a) Gern zu sozialen Veranstaltungen gehen.
- (b) Gern mit anderen Leuten zusammenarbeiten.
- (c) Gern mit Unbekannten ein Gespräch beginnen.
- (d) Gern dort sein, wo viele Menschen sind.

Die *dritte* Ebene stellt eine höhere Abstraktionsstufe dar, Guilford spricht von „*primären Wesenszügen*“ (primary-trait level: 1959, 100). Mehrere Hexes werden zu einem Primärmerkmal zusammengefaßt; die Verhaltensweisen, die am Ende des vorhergehenden Abschnittes als Beispiele erscheinen (a bis d), ergeben zusammen das Primärmerkmal „Kontaktfähigkeit“ (sociability).

Die höchste, die *vierte* Ebene bezeichnet Guilford als „*Typus*“: Mehrere Primärmerkmale gruppieren sich zu einem „Typus“. So gehören die Primärmerkmale S (Sociability), A (Ascendence) einem gemeinsamen Typus an - genannt hier „Typus α “; diesem Typus ordnet sich auch das Merkmal I (Inferiority) zu. Zugleich verbindet sich Merkmal I auch mit einem zweiten Typus - genannt hier „Typus β “; zwei weitere Merkmale kommen hinzu: N (Nervousness) und O (Objectivity).

Veranschaulichung der Ebenen an Testergebnissen

Die Beantwortung eines Persönlichkeitsfragebogens und seine Auswertung können die vier Ebenen erneut veranschaulichen:

- Die Antworten zu einzelnen Fragebogen-Items lassen sich deuten als spezifische Handlungen auf der untersten Ebene.
- Die Einzelantworten, aufsummiert zu einem Fragebogen-Score, können einen Indikator der Hexis-Ebene repräsentieren.
- Mehrere Fragebogen-Scores, zusammengenommen, stellen einen Primären Wesenszug dar, also die dritte Ebene.
- Mehrere Primäre Wesenszüge können, wenn sie miteinander korrelieren, Angaben zur Typus-Ebene machen (Guilford, 1959, 105).

Beziehung zwischen den Ebenen

Wird menschliches Verhalten den vier Ebenen richtig zugeordnet, dann kann man von der höheren auf die niedrigere Ebene schließen, nicht dagegen von der niedrigeren auf die höhere (Guilford, 1959, 103-104):

- Wer beispielsweise weiß, daß Person A Wahrhaftigkeit als hohen ethischen Wert vertritt, kann folgern, daß sie *generell* ehrlich ist, daß sie also weder in Prüfungen noch im Spiel noch auch bei Geschäften jemanden betrugt (Schluß von der höheren auf die niedrigere Ebene).
- Wer dagegen nur den speziellen Sachverhalt kennt, daß sich Person B in Prüfungen ehrlich verhält, darf nicht folgern, daß sie auch im Spiel, in Geschäften jede Betrügerei meidet oder daß sie hohe ethische Werte vertritt (Schluß von der niedrigen auf die höhere Ebene).

Zur Funktion eines Persönlichkeitsmodells

„Before more is said about what can be done with the model, the reader should be reminded that, like all models, this one can serve only as an approximation of the things for which it pretends to account. It is likely that the levels of generality are not as distinct as the diagram implies. Like other models, the function of this one is to facilitate clear thinking by representing a schematic picture that is simpler than the things it represents“ (Guilford, 1959, 103).

Beziehung zwischen den drei Modellen

(deskriptiv, faktorenanalytisch, hierarchisch)

Das hierarchische Modell erlaubt es, ein Individuum anschaulicher zu beschreiben, als es das faktorenanalytische Modell ermöglicht. Warum? Die Informationen, die in das hierarchische Modell eingehen, sind konkreter, darum anschaulicher als die Zusammenfassungen, die das faktorenanalytische Modell liefert (Guilford, 1959, 105-107).

Faktorenanalytische Dimensionen können der Ebene von Primärmerkmalen zugehören, aber ebenso der Ebene der Hexes oder des Typus, dagegen nicht der untersten, der Ebene spezifischer Handlungen (Guilford, 1959, 107).

Offen bleibt, wie sich die „natürlichen deskriptiven Modalitäten“ (der Sternfigur) den vier Hierarchie-Ebenen zuweisen lassen. Man könnte prüfen, ob sich Parallelen finden zwischen den deskriptiven Merkmalsklassen und den Wesenszügen der verschiedenen Ebenen, etwa zwischen den Interessen und bestimmten Fähigkeiten (Guilford, 1959, 105).

Dimensionen der Persönlichkeit

Zuerst hat Guilford Persönlichkeit definiert, dann die *Wesenszüge* vorgestellt, aus denen sich die Persönlichkeit aufbaut (unser Kapitel 33.1). - Danach hat er *Modelle* besprochen, in denen Wesenszüge einander zugeordnet werden (unser Kapitel 33.2). - Im Anschluß daran geht er ausführlich auf die *Methoden* ein, mit deren Hilfe er Merkmale erfaßt; diese Darstellung bleibt hier ausgespart. - Schließlich referiert er *die einzelnen Dimensionen der Persönlichkeit*, deren Existenz er durch Faktorenanalyse für nachgewiesen hält. Er gliedert sie nach den Bereichen, die er in dem deskriptiven Modell als „natürliche Modalitäten“ beschrieben hat:

- somatische Dimensionen,
- Fähigkeiten und Eignungen,

- Temperament,
- Motivationale Dimensionen.

Somatische Dimensionen

Die somatischen Dimensionen gliedert Guilford nach morphologischen und physiologischen Bereichen:

- Zu den *morphologischen* Merkmalen, für die faktorenanalytische Untersuchungen vorliegen, zählen Kopfgröße; Länge, Tiefe, Breite des Rumpfes; allgemeine Körperlänge; Dicke der Muskeln usw.
- Zu den *physiologischen Merkmalen*, die faktorenanalytisch untersucht wurden, gehören Muskelspannung, Funktion der Schilddrüse, Blutzucker-gehalt, Dominanz von Sympathicus oder Parasympathicus⁴ (bei Dominanz des sympathischen Systems besteht eine Neigung zu neurotischem Verhalten) usw.

Wenn Guilford somatische Dimensionen in die Persönlichkeitsbeschreibung einbezieht, beruft er sich zwar ausdrücklich auf die Konzeptionen von Kretschmer und Sheldon⁵, die den Nachweis versucht haben, daß Verhalten und Körperbau einander ‚entsprechen‘. Von den Entwürfen beider Theoretiker hebt er sich aber auch entschieden ab, indem er betont: biologische ‚Anlagen‘ seien zwar ‚Vorgaben‘, seien ‚Prägeformen‘ des Verhaltens, sie legten das Verhalten aber nicht vollständig fest. Anders gesagt, im Unterschied zu den beiden Konstitutionstypologen bestimmen für Guilford biologische Strukturen nicht schon Verhaltensstrukturen (1959, 117-122).

Eignung und Fähigkeit

Guilford unterscheidet zwischen Eignung (aptitude) und Fähigkeit (ability): *Fähigkeit* bezeichnet einen beobachtbaren Verhaltensausschnitt, klassifizierbar z. B. in einem Testwert. *Eignung* bezeichnet die Persönlichkeitsdimension, die einer Fähigkeit zugrunde liegt (nicht beobachtbar, sondern nur erschließbar).

Unter den Eignungen lassen sich drei große Klassen bilden:

- Wahrnehmung (A),
- Psychomotorik (B),
- Intelligenz (C).

Nur über die Intelligenz werden wir ausführlich referieren - Guilfords Intelligenzmodell ist sehr bekannt und sehr einflußreich geworden.

⁴ Sympathicus und Parasympathicus sind „Teile“ des Nervensystems. - Der Sympathicus erhöht die Erregung und Aktivität von Organen. - Der Parasympathicus dient dem Aufbau und der Regeneration von Geweben und Organen.

⁵ Zu Kretschmer siehe Seite 115, zu Sheldon Seite 122!

(A) Wahrnehmung

Die Wahrnehmungsdimensionen gliedert Guilford in drei Bereiche. (1) *Sinnesmodalitäten* betreffen die visuelle Farbtüchtigkeit, die Schallsensibilität, das Hörvermögen, die Kinästhesie, den Gleichgewichtssinn. - (2) Ein *Aufmerksamkeitsfaktor* umschreibt Wachheit und Gewandtheit bei Lösung bestimmter Aufgaben. - (3) Andere *Wahrnehmungsfaktoren* finden sich in Untersuchungen zur Längenschätzung und zum Bewegungssehen (Kinästhesien).

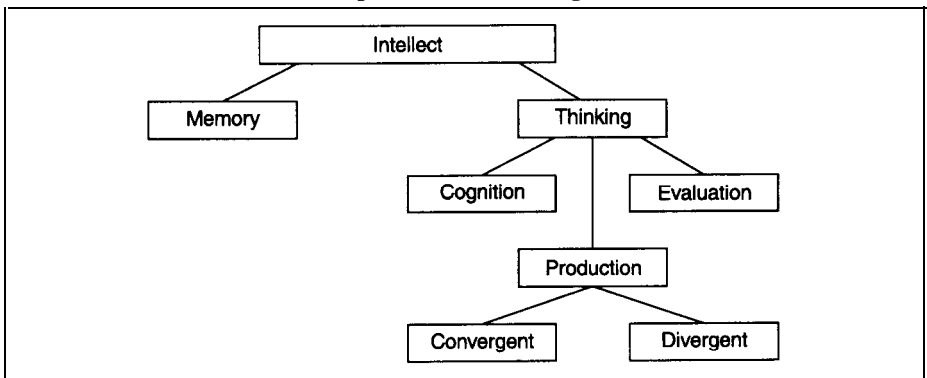
(B) Psychomotorik

Unter psychomotorischen Dimensionen führt Guilford an: Stärke und Schnelligkeit (von Arm, Hand, Bein usw.), Genauigkeit, Bewegungskoordination usw.

(C) Intelligenz

Von Guilfords Persönlichkeitssystem dürfte das Intelligenzstrukturmodell jener „Teil“ sein, der am bekanntesten geworden ist. Ein Schema - in Kasten 33-5 - soll die Intelligenzstruktur veranschaulichen (1959, 360).

Kasten 33-5:
Hauptfacetten der Intelligenz



Kommentar zu Kasten 33-5: Intelligenz (Intellect) gliedert sich in zwei große Bereiche: Gedächtnis und Denken.

Was das Gedächtnis (Memory) angeht, so hält Guilford vier Faktoren faktorenanalytisch für bestätigt: (1) visuelles und auditives Gedächtnis, (2) Gedächtnisspanne, (3) Gedächtnis für sinnfreies oder Sinnhaftes Material, (4) Gedächtnis für räumliche und für zeitliche Relationen.

Was das *Denken (Thinking)* betrifft, so nennt Guilford drei Funktionskreise, für die sich faktorenanalytische Belege finden: Kognition, Produktion, Evaluation.

- Kognition (cognition) repräsentiert die Fähigkeit, Informationen erstmals zu erfassen, sie wiederzuerkennen und weiter zu verwenden.
- **Produktion** (production) bezeichnet die Fähigkeit, bekannte Informationen anzuwenden oder neue Information zu gewinnen. Produktives Denken entfaltet sich in konvergenten und in divergenten Operationen.
 - ⇒ **Konvergentes** Denken (convergent production thinking) ist erforderlich, wenn sich die Aufgabe stellt, für ein Problem *eine* (richtige) Antwort zu finden oder *eine neue* Lösung zu suchen. (The convergent-thinking class of abilities . . . call for one right answer . . . which can be determined closely, if not exactly, from the information given: Guilford, 1959, 376.)
 - ⇒ **Divergentes** Denken (divergent production thinking) ist erforderlich, wenn sich die Aufgabe stellt, für ein Problem *mehrere* Lösungen zu suchen. (Divergent thinking is defined as the kind that goes off in different directions. It makes possible changes of direction in problem solving and also leads to a diversity of answers, where more than one answer may be acceptable: 1959, 381.)
- **Evaluation** (evaluation) umschreibt die Fähigkeit, zu entscheiden, ob Sachverhalte zueinander passen, ob sie richtig, annehmbar, brauchbar sind. (Evaluative abilities have to do with testing information and conclusions as to their suitability, acceptability, goodness, or correctness: 1959, 391.)

Intelligenzstrukturmodell

Den Zusammenhang zwischen den Faktoren der Intelligenz hat Guilford am „Bild“ eines Quaders veranschaulicht. Den drei Raumachsen eines Quaders ordnet er drei Klassen von Intelligenzfaktoren zu. Kasten 33-6 zeigt das Modell (1959, 397).

Kommentar zu Kasten 33-6: Den drei Achsen eines Quaders werden drei Intelligenzfaktoren zugeordnet: (1) *Inhalte* (contents), (2) *Prozesse* (operations) und (3) *Ergebnisse* (products).

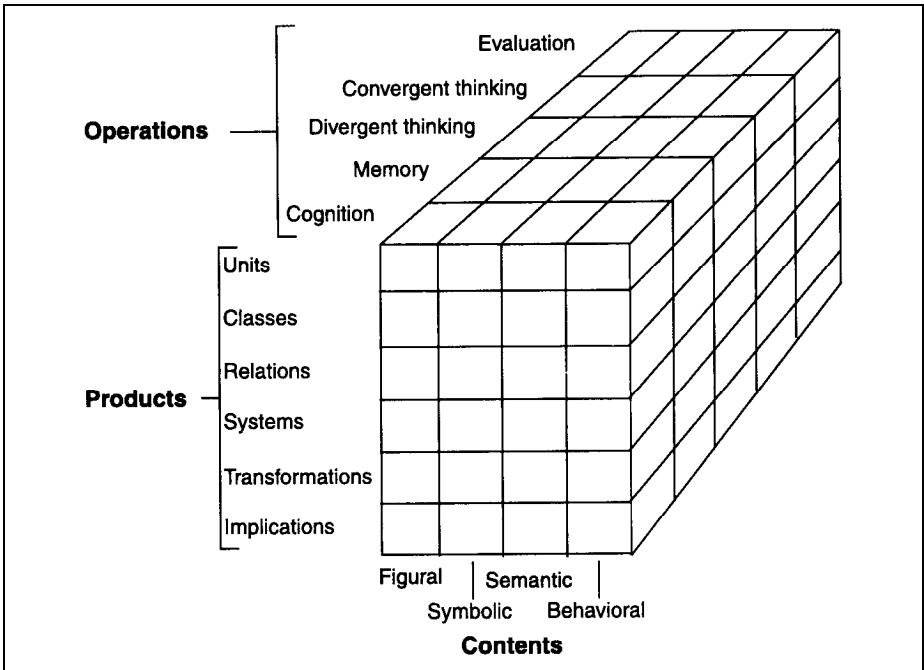
Die Zuordnung der drei Intelligenzfaktoren entspricht dem *S-O-R-Schema* des Behaviorismus, also einem Modell, das drei Größen einschließt: (1) den Reiz, den Stimulus, (2) den Organismus, (3) die Reaktion:

⁶ Behaviorismus: Alles Verhalten wird als erlernt angesehen. Allen behavioristischen Theoretikern ist gemeinsam, daß sie das erlernte Verhalten an physikalisch beobachtbaren Reizen und Reaktionen erfassen wollen - sie wollen Reiz-Reaktions-Ketten ermitteln, darum läßt sich der Behaviorismus *vereinfacht* als Reiz-Reaktions-Psychologie bezeichnen (englisch: Stimulus-Response-Theory). - *Vertreter:* Watson, Hull, Pawlow, Skinner, Miller, Dollard. Was nach Auftreten des Reizes und vor Eintritt der Reaktion *im Organismus* geschieht, entzieht sich der Beobachtung - ist Gegenstand der Theoriebildung. Sofern die Prozesse im Organismus in eine Theorie aufgenommen werden, läßt sich von einer SO-R-Psychologie sprechen. Bei diesem dreigliedrigen Modell setzt Guilford an.

Zu (1): Den **Reiz**, von dem das S-O-R-Schema ausgeht, repräsentieren die Inhalte des kognitiven Verhaltens (contents).

Zu (2): Die Abläufe, die „im Organismus“ stattfinden, repräsentieren sich in den *Prozessen* der Intelligenz (operations).

Kasten 33-6:
Intelligenzstrukturmodell:
Zusammenhang zwischen Operationen, Inhalten, Ergebnissen der Intelligenz



Zu (3): Die **Reaktion**, um die es im S-O-R-Schema geht, stellt sich dar in den *Ergebnissen* kognitiver Prozesse (products).

Die Zuordnung sei an *Beispielen* verdeutlicht (Guilford, 1959, 365-395):

- **Inhalte** der Intelligenz (entsprechen den „Reizen“ im S-O-R-Schema, sie) bieten sich auf vierfache Weise dar: (1) als Bilder, (2) als Symbole, (3) als semantische Gehalte, schließlich (4) als Verhaltensweisen. - *Beispiele:*
 - ⇒ *Bild:* Ein Flugzeug wird erkannt in unscharf abgebildeten Umrissen.
 - ⇒ *Symbol:* Eine Zufallsreihe von Buchstaben wird zu einem sinnvollen Wort umgruppiert (fertens → Fenster).
 - ⇒ *Semantik:* Eines von vier Wörtern paßt nicht in die Aufzählung (Pferd, Mensch, Blume, Kanarienvogel → Blume).
 - ⇒ *Verhalten:* Ein Film stellt einen Konflikt zwischen Ehepartnern dar.
- **Prozesse** der Intelligenz (entsprechen im S-O-R-Schema den ‚Abläufen‘ im Organismus, sie) lassen sich in fünf unterschiedliche Facetten aufglie-

dem: (1) Gedächtnis, (2) Kognition, (3) konvergentes Denken, (4) divergentes Denken und (5) Evaluation (bewertendes Denken). *Kasten 33-5 stellt die vier Prozesse der Intelligenz dar (S.334). - Beispiele:*

- ⇒ *Gedächtnis*: Bildliche, symbolische, semantische oder behaviorale Inhalte werden gespeichert und können reproduziert werden.
- ⇒ *Kognition*: Informationen werden erfaßt, die neu oder die bekannt sind, Erkennen manifestiert sich demnach in vielen Phänomenen; ein sehr einfaches Beispiel: Erfassung der Formkonstanz (etwa wenn jemand sein Auto bei Nacht ebenso sicher ‚wiedererkennt‘ wie bei Tag).
- ⇒ *Konvergentes Denken*: Für ein Problem ist *eine* richtige Antwort zu geben oder eine neue Lösung zu suchen. Beispiele: (a) Welcher Oberbegriff trifft auf fünf verschiedene Objekte zu? Etwa auf: Film, Spiel, Karneval, Bowling, Zirkus ⇒ Unterhaltung. - (b) Wie ist die folgende Buchstabenreihe fortzusetzen? A-R-B-R-C-R-D ⇒ R-E-R-F.
- ⇒ *Divergentes Denken*: Für ein Problem sind *mehrere* Lösungen möglich. Beispiele: (a) Welche Wörter beginnen mit derselben Vorsilbe? Etwa: Vorsilbe, Vorstellung, Vorbild, Vorschlag, Vorkommen. - (b) Welche Wörter bezeichnen etwas ähnliches wie ‚Essen‘? Etwa: Verzehren, Schmausen, Schwelgen, Dinieren, Frühstück.
- ⇒ *Evaluation* (bewertendes Denken): Zu prüfen ist, ob Sachverhalte zueinander passen; Beispiele: (a) Ein vorgegebenes Muster (etwa ein spezielles Schiff) ist unter fünf ähnlichen Mustern (fünf ähnlichen Schiffen) zu identifizieren. - (b) Eine Schlußfolgerung ist zu ziehen: ‚Keine Vögel gehören zu den Insekten. Schwalben sind Vogel. Also sind Schwalben keine Insekten.‘

Divergentes Denken und Kreativität

(Quelle: Asendorpf; 1996, 152)

Mit seinem Konzept des divergenten Denkens hat Guilford die Kreativitätsforschung beeinflusst. Untersucht werden meist vier Facetten des divergenten Denkens:

- **SENSITIVITÄT** für Probleme: Geschildert werden naheliegende Erklärungen von Sachverhalten, dann Alternativerklärungen verlangt.
- **FLÜSSIGKEIT** des Denkens: Innerhalb kurzer Zeit sollen verschiedene Verwendungsmöglichkeiten eines Gegenstandes aufgezählt werden.
- **ORIGINALITÄT** des Denkens: Gefragt wird nach entfernt liegenden Analogien zu vorgelegten Aufgaben.
- **FLEXIBILITÄT** des Denkens: Angeboten werden Aufgaben, die unlösbar scheinen, aber lösbar sind.

- **Ergebnisse** der Intelligenz (sind im S-O-R-Schema den Reaktionen zugeordnet, sie) fächern sich auf in sechs Gruppen: (1) Einheiten, (2) Klas-

sen, (3) Beziehungen, (4) Systemen, (5) Transformationen und (6) Implikationen. - *Beispiele:*

- ⇒ Wir stellen *Denkeinheiten* her, wenn wir z.B. Wörter sammeln, die sich reimen.
- ⇒ Wir weisen Elemente einer *Klasse* zu, wenn wir z.B. den Mond zuerst in die Klasse der Planeten, dann in die der Sterne einordnen.
- ⇒ Bei der Stiftung von *Beziehungen* geht es darum, zwischen Elementen eine Verbindung zu erkennen, z.B. zwischen Mars und Merkur den Sachverhalt, daß beide Planeten sind.
- ⇒ Unter Elementen eine Struktur herzustellen heißt, ein *System* zu bilden, z. B. zwischen allen Planeten und ihrem Zentralgestirn das *Sonnen-System*.
- ⇒ *Transformation* bezeichnet den Vorgang, eine erkannte Struktur in eine andere zu überführen: Bei einer Kippfigur gruppiert der Wahrnehmende dieselben physikalischen Reize zu unterschiedlichen Wahrnehmungen.
- ⇒ *Implikationen* erfassen heißt in einer Aufgabe *unausgesprochene* Voraussetzungen oder Folgerungen erkennen: Wer ein Auto kauft, muß „Folgelasten“ bedenken: Stellplatz, Benzinverbrauch, Unterhaltskosten.

Betrachten wir noch einmal die Abbildung in Kasten 33-6: Den drei Raumachsen sind drei Gruppen von Intelligenzfunktionen zugeordnet: vier *inhaltliche* Gruppen, fünf *Prozeßarten*, sechs *Ergebnisklassen*. Zusammengenommen ergeben sie ($5 \times 4 \times 6 =$) 120 Faktoren der Intelligenz. Von ihnen hält Guilford 1959 fünfzig Faktoren für verifiziert, 1971 bereits achtundneunzig (Guilford, 1959, 397; Guilford & Hoepfner, 1971, 353).

Zu der Zahl von 120 Intelligenzfaktoren merken Amelang und Bartussek an (1981, 195):

- Die Korrelationen, die Guilford und Hoepfner mitteilen, liegen so hoch, daß sie die Unabhängigkeit der „Intelligenz-Faktoren“ in Frage stellen - entgegen Guilfords Annahme, daß die Faktoren unabhängig seien.
 - Die Probanden (häufig Luftwaffen-Offiziere) bildeten sehr homogene Stichproben. Bei den Tests, die eingesetzt wurden, fiel darum die Reliabilität sehr niedrig aus ($r_{tt} \leq 0.50$).
 - Aufzuzeigen, daß 120 Faktoren unabhängig voneinander seien, erweist sich *praktisch* als unmöglich: Die hohe Zahl an Probanden, die erforderlich, die Zeit, die für die Testurigen benötigt wäre, sind unerschwinglich.
-

Temperamentsfaktoren

Das Temperament beschreibt die Art, wie jemand etwas tut, die Antriebs- und Stimmungsstruktur von Personen. Guilford ordnet die Temperamentsfaktoren

drei Klassen zu: einem generellen Verhaltensbereich, einem emotionalen und einem sozialen Bereich.

Genereller Verhaltensbereich: Es gibt Temperamentsfaktoren, die fast alle Verhaltensweisen durchdringen, von ihnen ist hier die Rede. Guilford nennt folgende fünf: Selbstvertrauen versus Minderwertigkeitsgefühl; Wachheit, Offenheit für die Umwelt versus Verslossenheit, Unaufmerksamkeit; Lebhaftigkeit, Impulsivität versus Bedächtigkeit; Zurückhaltung, Vorsicht versus Sorglosigkeit; Sachlichkeit versus Empfindlichkeit.

Emotionaler Verhaltensbereich: Das emotionale Verhalten ist von Faktoren geprägt wie den folgenden: Heiterkeit versus Depression; Reife versus Unreife; Gefäßtheit versus Aufregung; emotionale Stabilität versus zykliden Stimmungswandel; Selbstsicherheit versus Befangenheit.

Sozialer Verhaltensbereich: Das Verhalten im sozialen Bereich bestimmen fünf Faktoren: Durchsetzung versus Schüchternheit; Kontaktwunsch versus Rückzug auf sich selbst; sozial anregend versus sozial abwartend; Freundlichkeit versus Feindseligkeit; Akzeptanz versus kritische Distanz.

Ermittlung von Temperamentsfaktoren mittels Fragebogen

Temperamentsfaktoren hat Guilford vor allem mit Fragebögen ermittelt. Drei seien genannt (Guilford, 1964, 177; Anastasi, 1976, 369-370):

Der **Fragebogen STDCR** (erschienen 1939) erfaßt die Merkmale:

S: Social introversion (Soziale Introversion, Zurückgezogenheit),
T: Thinking introversion (Gedankliche Introversion, Neigung zu Reflexion),
D: Depression (Unglücklichsein, Pessimismus),
C: Cycloid disposition (zykloide Disposition, emotionale Instabilität),
R: Rathymia (Ausgelassenheit, Sorglosigkeit).

Der **Fragebogen GAMIN** (veröffentlicht 1943) erfaßt die Merkmale:

G: General activity (Energie, genereller Betätigungstrieb),
A: Ascendancy (Durchsetzungsvermögen, Zivilcourage),
M: Masculinity (Männlichkeit der Gefühle und Interessen),
I: Inferior feelings (Minderwertigkeitsgefühle),
N: Nervousness (Aufgeregtheit, Nervosität).

GZTS ist ein Kürzel für „**Guilford-Zimmerman-Temperament-Survey**“, der Fragebogen (publiziert 1949) erfaßt die Merkmale:

G: General activity (allgemeine Aktivität, Lebendigkeit, Vitalität),
R: Restraint (Zurückhaltung, Besonnenheit, Ausdauer),
A: Ascendancy (Überlegenheit, Führungsmatur),
S: Sociability (Suche nach sozialen Kontakten),
E: Emotional stability (emotionale Stabilität, Gleichmut, Gelassenheit),
O: Objectivity (Objektivität, Dickhäutigkeit),

- F:** Friendliness (Freundlichkeit, Respekt vor anderen, Akzeptieren von Herrschaft),
T: Thoughtfulness (Nachdenklichkeit, Reflexion, geistige Ausgeglichenheit),
P: Personal relations (persönliche Beziehungen, Toleranz, Vertrauen in soziale Institutionen),
M: Masculinity (Maskulinität, Interesse an männlichen Aktivitäten, typisch männliche Gefühlsreaktionen).

Hierarchische Struktur?

(Quelle: Bartussek 1996, 57-58)

In einer Übersicht berichtet Guilford, daß seine Faktoren nicht unkorreliert seien (Guilford, Zimmerman & Guilford, 1976; Guilford, 1975). Er schlägt ein hierarchisches Modell vor, das dreizehn Primärfaktoren zu vier Sekundärfaktoren gruppiert:

- SA:** Social Activity mit A, S, manchmal mit G
 (Ascendence, Social introversion, General activity);
IE: Introversion-Extraversion mit R und T
 (Restraint, Thoughtfulness);
E: Emotional Stability aus C, D, N, I und O
 (Cycloid disposition, Depression, Nervousness, Inferiority, Objectivity);
Pa: Paranoid Disposition mit O, F und P
 (Objectivity, Friendliness, Personal relations).

Amelang und Borkenau versuchten, das Modell der vier Sekundärfaktoren zu replizieren; es gelang ihnen nicht (1982, 140).

Dimensionen der Motivation

Die Motivationsdimensionen gliedern sich in drei große Bereiche: (1) Bedürfnisse, (2) Interessen, (3) Einstellungen (needs, interests, attitudes).

Übrigens spricht Guilford nicht von motivationalen, sondern von „hormetischen“ Dimensionen. ‚Hermetisch‘ leitet sich ab von dem griechischen Verb „, hormáo“, das bedeutet: ‚Ich bewege‘. (Dem griechischem Verb entspricht im Lateinischen „moveo“: ‚Ich bewege‘. Dessen Wurzel ist enthalten in „Motivation“ und „motivational“.)

- (1) **Bedürfnisse:** Bedürfnisse umschreiben erstens organisch begründete Triebe, zweitens Motivarten, die sich aus Erfahrung entwickeln.
- Unter den *organischen* Bedürfnissen führt Guilford vor allem Hunger, Durst und Sexualität an.
 - Unter den *erlernten* Bedürfnissen nennt Guilford: den Wunsch nach einer angenehmen Umgebung, Leistungsbedürfnis, Selbstbestimmung, soziale Bedürfnisse.

Jedes der aufgeführten Bedürfnisse betrachtet Guilford als eine Klasse, die sich in viele Teil motive auffächert.

(2) **Interessen:** Die Interessen ordnet Guilford zwei Bereichen zu: den beruflichen und außerberuflichen Interessen.

- Die **beruflichen** Interessen lassen sich aufgliedern nach sozioökonomischen Kategorien:
 - ⇒ In gehobenen Berufen vor allem finden sich wissenschaftliche, ästhetische, soziale Interessen.
 - ⇒ Bei kommerziellen Berufen sind anzutreffen Geschäftsinteresse und Freude am Schriftverkehr.
 - ⇒ In Berufen, die mehr handwerkliche Tätigkeiten erfordern, bilden sich Interessen aus wie Freude an mechanischen Vorgängen, Vorliebe für Arbeit im Freien (etwa an Säen und Ernten, überhaupt an manueller Beschäftigung).
- Die **außerberuflichen** Interessen bilden eine größere Klasse (als die beruflichen). Sie umfassen Bereiche wie Abenteuerlust, Suche nach Zerstreuung und Abwechslung, Vorliebe für Tätigkeiten, die Sorgfalt und Genauigkeit erfordern, Hochschätzung für kulturelle, ästhetische Werte oder für Spielarten des Humors, Freude an gedanklicher Beschäftigung (an strenger Logik, an meditativer oder philosophischer Reflexion, an Wunschträumen).

(3) **Einstellungen:** Als eine eigene Klasse motivationaler Faktoren stellt Guilford die Einstellungen vor; er betrachtet fünf Arten als hinreichend belegt: Liberalismus versus Konservatismus; Religiosität; Nationalismus; humanitäre Haltung; Bevorzugung einer allmählichen Entwicklung versus Vorliebe für einen revolutionären Umbruch.

In diesen drei großen Bereichen - Bedürfnissen, Interessen, Einstellungen - sieht Guilford die wesentlichen Klassen motivationaler Faktoren erfaßt.

Zu Guilford

Schon eine Skizze wie diese läßt die Vielfalt empirischer Informationen erkennen, die Guilford gesammelt und geordnet hat.

Es sei zweierlei gefragt:

- *Erstens*, kann eine so umfangreiche Auflistung nur wohldefinierte Merkmale enthalten? Wenn nein, verstößt dann Guilford nicht gegen seine eigenen Prinzipien, die er zur Abgrenzung von Einzelkonzepten formuliert hat?
- *Zweitens*, ist es realistisch, anzunehmen, eine solche Vielzahl von Dimensionen sei in neuen Untersuchungen immer wieder replizierbar? Wenn nein, worum handelt es sich dann bei der Zusammenstellung der Merkmale?

Guilford hat seine Forschung auf zwei Bereiche konzentriert: den der Fähigkeit (Intelligenzstrukturmodell) und den der Temperamentsfaktoren (Konstruktion von Fragebögen).

Auffällig ist, daß er Konzepte wie Ich oder Selbst in einer Persönlichkeitstheorie für überflüssig hält. „Nach des Autors Meinung hat in einer gut ausgebauten Verhaltenstheorie, Theorie des Verhaltens oder der Persönlichkeit der Begriff von Selbst oder Ich wenig Platz“ (Guilford, 1959, 27).

Weitere Aspekte kommen im Kapitel 36 zur Sprache (vgl. S.405).

34 Cattell, R. B.: Ein Eigenschaftskonzept der Persönlichkeit (geb. 1905)

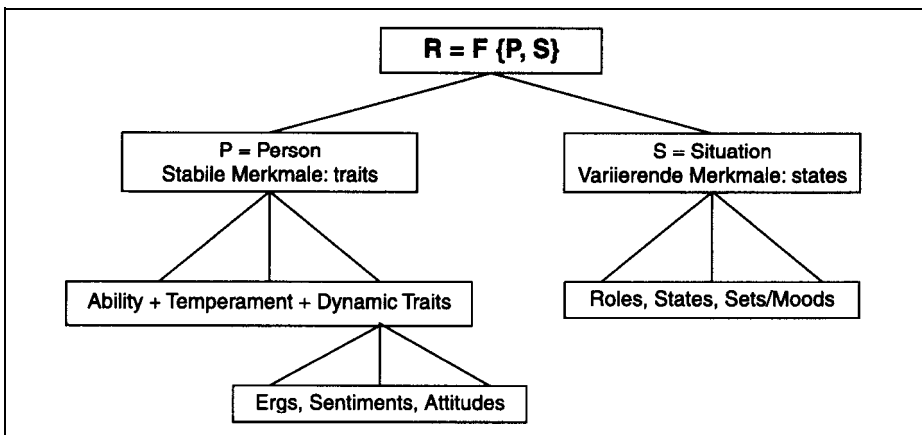
Cattell entwirft von der Persönlichkeit eine Konzeption, deren zentrale Dimensionen induktiv gewonnen wurden - klar erkennbar an der Konstruktion seines wichtigsten Instrumentes, des „Sixteen Personality Factor Questionnaire (16 PF)“ (S.361).

Person und Situation: Persönlichkeit ist nach Cattell die Summe der Determinanten, die es erlauben, das Verhalten in einer bestimmten Situation vorherzusagen. („Personality may be defined as that which tells what a man will do when placed in a given situation“ - 1967, 25). Dieser Ansatz läßt sich kürzelartig darstellen in der Formel:

$$R = f(P, S)$$

Die Verhaltensreaktion (R) ist eine Funktion (f) der Persönlichkeit (P) und der Reizsituation (S) (Cattell, 1967, 25). Aus *dieser Ausgangsgleichung läßt sich Cattells gesamte Persönlichkeitskonzeption ‚ableiten‘*. (Vielleicht ist es richtiger zu sagen: An dieser Gleichung läßt sich sein System ‚veranschaulichen‘.) - Kasten 34-1 schlüsselt die Grundgleichung in ihre ‚Ableitungen‘ auf, das weitere Kapitel bespricht die einzelnen Aspekte dieser Aufgliederung.

Kasten 34-1:
Cattells Grundgleichung - aufgeschlüsselt
R = Reaktion



Kommentar zu Kasten 34-1: Verhalten (R) hängt ab von Person (P) und Situation (S).

(1) Die **Person (P)** definiert sich durch stabile Merkmale (traits); diese ihrerseits fächern sich auf in drei Bereiche: Fähigkeiten (abilities), Temperament und Motivation (dynamic traits). Die Motivation läßt wiederum eine Dreiteilung zu: Primärtriebe (ergs), ‚Gefühle/Gesinnungen‘ (Sentiments) und Einstellungen (attitudes).

(2) Die **Situation (S)** ergibt sich aus variierenden Merkmalen (states), die sich aufteilen in vielfältige Einzelfaktoren, z. B. Rollen, Zustände, Einstellungen.

Das Kapitel gliedert sich in vier Abschnitte:

- Umschreibung von Persönlichkeit und Situation,
- Datenquellen dieser Umschreibung,
- Erfassung der Persönlichkeitsmerkmale (traits),
- Erfassung der Situationsmerkmale (states).

Umschreibung von Persönlichkeit und Situation

Nach Cattells Ausgangsgleichung gilt: Menschliches Verhalten resultiert aus zwei Determinanten:

- aus Merkmalen, die übersituativ stabil bleiben, sie heißen „Wesenszüge“ (traits),
- aus Merkmalen, die situativ variieren, sie heißen „Zustände“ (states).
- Beide Merkmalsklassen (traits, states) gehen in eine „Spezifikationsgleichung“ ein, die es ermöglichen soll, Verhalten vorherzusagen.

Stabile Merkmale: Wesenszüge (traits)

Persönlichkeit definiert sich durch stabile Merkmale: durch Wesenszüge (traits). Ein Wesenszug beschreibt ein einheitliches Verhaltensmuster, das aus Beobachtungen erschlossen wird. Bei derselben Person treten in der Regel verschiedene Wesenszüge gleichzeitig auf. Cattell gibt vielfältige Einteilungen. Zwei seien referiert:

- eine Einteilung nach komplementären Klassen (A),
- eine Einteilung nach Manifestationsform (B).

(A)

Komplementäre Klassen von Wesenszügen

Als komplementär erweisen sich drei Klassen stabiler Merkmale (traits):

(a) Allgemeine oder einzigartige Wesenszüge: *Allgemeine Wesenszüge* (common traits) treffen auf viele Personen zu. Dagegen ‚passen‘ *einzigartige Wesenszüge* (unique traits) nur auf wenige Personen, im Einzelfall nur auf einen einzigen Menschen. - *Beispiele* für allgemeine Wesenszüge sind „Intelligenz, Geselligkeit ... oder Introversion, die in ziemlich gleicher Form bei jedermann zu finden sind, wenn auch in unterschiedlicher Stärke“ (1973, 32). - *Beispiele* für einmalige Wesenszüge sind „Begabungen oder dynamische Persönlichkeitszüge wie beispielsweise die Fähigkeit, den Weg auf den Gipfel des Berges X zu finden ... oder die Art der freundschaftlichen Beziehung von Robinson Crusoe zu seinem Helfer Freitag“ (1973, 32).

(b) Oberflächen- oder Grundwesenszug: Merkmale können Verhaltensweisen betreffen, die leicht beobachtbar sind, auch miteinander korrelieren, aber keinen gemeinsamen Faktor bilden; sie gehen auf mehrere Einflüsse zurück. Es sind *Oberflächenwesenszüge* (surface-traits). Persönlichkeitsmerkmale, die mehreren Oberflächenwesenszügen zugrundeliegen, also ihre Wurzel sind, heißen *Grundwesenszüge* (source-traits); sie werden als Faktoren identifiziert. - *Beispiele:* „Das, was in der Faktorenanalyse als Dimension erscheint, wird psychologisch am besten als ein Grundwesenszug bezeichnet. Er wirkt nämlich wie die Ursache des beobachteten Verhaltens“ (1973, 66). - Es können sich aber auch verschiedene Komponenten zu einem Verhaltensschema verbinden, ohne eine gemeinsame ‚Wurzel‘ zu haben, etwa die Größe des Vokabulars, die Kenntnis von Rechenregeln oder von Geschäftsabläufen. Es handelt sich um einen Oberflächenwesenszug (1973, 66-67).

(c) Konstitutionelle oder umweltbestimmte Wesenszüge: Merkmale können zurückgehen auf Erbfaktoren, auf Umwelteinflüsse oder auf eine Mischung aus beidem. - (1) *Grundwesenszüge*, in ihrer reinen Gestalt, sind konstitutionell (constitutional), sind aber meist von der Umwelt überformt. - (2) *Oberflächenwesenszüge* ergeben sich vor allem aus Umwelteinflüssen (environmental-mold), beruhen aber auf konstitutionellen Faktoren. - Um Anlage- und Umwelteinflüsse zu trennen, hat Cattell die „Multiple-Abstract-Variante-Analyse (MAVA)“ entwickelt (1973, 38). - *Beispiele:* Vererbung hält Cattell für erwiesen bei Faktoren wie Intelligenz oder Dominanz, Schüchternheit oder Ich-Schwäche (1973, 49-51).

Wie weit die komplementären Klassen von Merkmalen Schnittmengen ergeben, kann eine Übersicht veranschaulichen (Kasten 34-2).

Kasten 34-2:
Einteilung von Wesenszügen in komplementäre Klassen

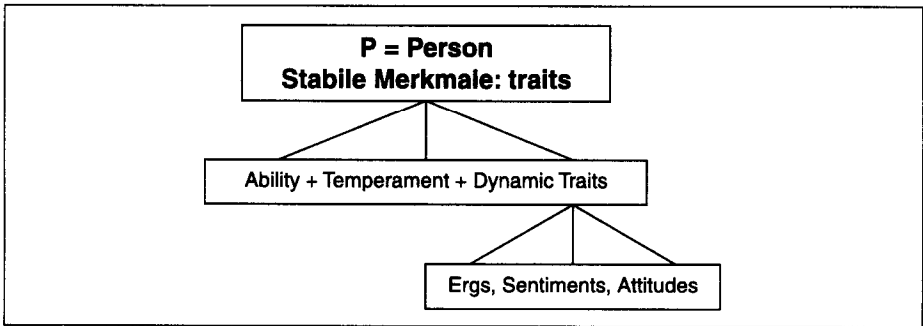
	Allgemeine Wesenszüge	Einzigartige Wesenszüge
Oberflächenwesenszug (surface-trait)	<i>umweltbestimmt</i> (auf konstitutioneller Basis)	<i>umweltbestimmt</i> (auf konstitutioneller Basis)
Grundwesenszug (source-trait)	<i>konstitutionell</i> (von Umwelt überformt)	konstitutionell (von Umwelt überformt)

Kommentar zu Kasten 34-2: Allgemeine und einzigartige Merkmale kommen als Oberflächen- und Grundwesenszüge vor. - Oberflächenwesenszüge sind vor allem umweltbestimmt (auf konstitutioneller Basis). - Grundwesenszüge sind vor allem konstitutionell festgelegt (aber von der Umwelt überformt).

(B)
Wesenszüge nach ihren Manifestationsformen

Nach außen hin manifestieren sich stabile Merkmale (traits) unter drei Aspekten (1973, 150). - Kasten 34-3 veranschaulicht die Dreiteilung.

Kasten 34-3:
Person - definiert durch stabile Merkmale (traits)



Kommentar zu Kasten 34-3: (a) **Begabung oder Fähigkeit** (ability) zeigt, wie eine Person eine Situation bewältigt, wenn sie sich über die Ziele klar ist. *Beispiele* sind Intelligenz oder Konzentration.

(b): **Temperament** (temperament) betrifft die konstitutionelle Art und Weise, wie eine Person Handlungen ablaufen läßt. *Beispiele* für Temperamentswesenszüge sind Geschwindigkeit, Energie, emotionale Ansprechbarkeit, Beharrlichkeit. Cattell spricht auch vom Verhaltensstil.

(c) **Dynamische Wesenszüge** (dynamic traits) bezeichnen die Motivation und das Interesse, etwas zu tun. Sie lassen sich aufteilen in drei Komponenten: Primärtriebe, ‚Gefühle/Gesinnungen‘ und Einstellungen:

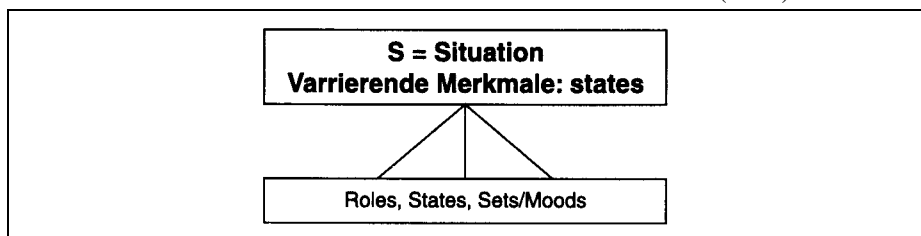
- Ein *Primärtrieb* (erg) ist „eine erbmäßig erworbene Quelle psychischer Energie, auch Trieb genannt“ (1973, 323). *Beispiele*: Neugier, Sexualität, Geselligkeit.
- ‚Gefühle/Gesinnungen‘ (Sentiments) vertreten eine Gruppe von Verhaltensweisen, die in einer sozialen Institution erlernt werden. *Beispiele* sind die ‚Gefühle/Gesinnungen‘ gegenüber der Schule, dem Zuhause, dem eigenen Land (1973, 327).
- Eine *Einstellung* (attitude) definiert sich als ein Interesse an einer bestimmten Handlung in einer bestimmten Situation (1973, 158). *Beispiel*:

Früher als üblich kann ich meinen Arbeitsplatz verlassen, ich entschieße mich, einen Freund zu besuchen, den ich lange nicht gesehen habe.

Situativ variierende Merkmale (states)

Verhalten resultiert nicht nur aus stabilen Merkmalen (die zusammen die Persönlichkeit ausmachen), Verhalten wird auch bestimmt von dem Einfluß, den wechselnde Situationen ausüben. „Manche Fehlschlüsse wurden in der Persönlichkeitsforschung deshalb gemacht, weil versäumt wurde, auch die Situation zu berücksichtigen“ (1973, 31). - Kasten 34-4 veranschaulicht die Einteilung.

Kasten 34-4:
Verhalten - mitbestimmt durch variierende Merkmale (states)



Kommentar zu Kasten 34-4: Merkmale, welche die Situation beeinflussen, heißen bei Cattell „Zustände“ (states). *Beispiele* sind Rollen (roles: wie Vater- oder Mutterrolle) oder Stimmungen (sets/moods: wie Euphorie oder Depression), daneben noch viele andere Modalitäten fluktuierenden Verhaltens.

Resümee: Besprochen wurden zwei Klassen von Merkmalen. Wesenszüge (traits) definieren die Persönlichkeit, „Zustände“ bestimmen das Verhalten in einzelnen Situationen mit. - Die Wesenszüge gliedern sich unterschiedlich auf; wichtig ist die Dreiteilung: Fähigkeiten, Temperament, dynamische Wesenszüge. - „Zustände“ wirken sich zum Beispiel in Stimmungen oder in Rollenverhalten aus.

Verhaltensvorhersage durch eine Spezifikationsgleichung

Die beiden Klassen von Persönlichkeitsmerkmalen (traits, states) führte Cattell in einer sogenannten Spezifikationsgleichung zusammen, um das Verhalten einer Person in einer bestimmten Situation vorherzusagen.

Jedem Wesenszug, der in die Gleichung eingeht, ordnet sich ein Wert zu für eine bestimmte Person und eine bestimmte Situation.

- Der *Personenindex* ist individuell: Die Ausprägung eines Merkmals variiert (nach Cattell) von Person zu Person.

- Aber der *Situationsindex* ist generell: Eine Situation ist (nach Cattell) für alle Beteiligten gleich.

Bei Aufstellung der Spezifikationsgleichung ging Cattell von seiner Ausgangsgleichung aus: $R = f(P, S)$. Die rechte Seite der Gleichung zerlegte er nach den beiden Merkmalsklassen: nach Wesenszügen (traits) und nach Zuständen (states).

$$R = [ability + temperament + dynamic traits] + [states]$$

Die Klasse der ‚dynamischen Wesenszüge‘ und die Klasse der ‚Zustände‘ zerlegt er weiter in ihre ‚Elemente‘.

$$R = [ability + temperament + (erg, sentiment, attitude)] + [(roles, states, sets)]$$

Den einzelnen Summanden fügt er Gewichte (b) bei, so daß sich die **allgemeine Spezifikationsgleichung** ergibt:

$$R = [b_1 abil + b_2 temp + (b_3 erg + b_4 sent + b_5 attit)] \\ + [(b_6 rol + b_7 state + b_8 set)]$$

Es bedeuten:

- R: Verhaltensreaktion in einer Situation,
 abil bis attit: Wesenszüge (traits),
 rol bis set: Zustände (states),
 b₁ bis b₈: Gewichte, die einem Merkmal in der gegebenen Situation zukommen. Das Gewicht ‚b‘ enthält eine doppelte Aussage:
 (a) b bezeichnet die *Bedeutsamkeit* des Merkmals: Je höher b ausfällt, desto einflußreicher ist dieses Merkmal!
 (b) b bezeichnet die *Richtung*, in die ein Merkmal ‚wirkt‘: Bei positivem Vorzeichen ‚bestärkt‘, bei negativem Vorzeichen ‚hemmt‘ es das Verhalten.
-
-

Veranschaulichung

Das Interesse eines Mannes an einer Heirat läßt sich darstellen wie folgt (Hall & Lindzey, II, 1979, 79):

$$I = 0.2 \text{ Neugier} + 0.6 \text{ Geschlecht} + 0.4 \text{ Geselligkeit} - 0.3 \text{ Furcht} \\ + 0.3 \text{ Eltern} - 0.4 \text{ Karriere} + 0.5 \text{ Selbst}$$

Es bedeuten:

- I: Interesse eines Mannes an einer Heirat,
 Neugier: Befriedigung der Neugier,
 Geschlecht: Stärke des Geschlechtstriebes,
 Geselligkeit: Stärke des Wunsches nach Geselligkeit,

Furcht:	Ängste infolge der Unsicherheit, nicht zu wissen, wie es in der Ehe ‚laufen‘ wird,
Eltern:	Grad, in dem seiner Eltern der Ehe zustimmen:
Karriere:	Ängste zufolge der Unsicherheit, nicht zu wissen, wie weit die Ehe seine Karriere behindern wird,
Selbst:	Ausmaß, in dem seine Selbstachtung aufgrund der Ehe ansteigen wird, Koeffizienten
(+0.2, -0.3 ...). Gewichtungszahlen, welche die Bedeutsamkeit des Merkmals anzeigen, dem sie vorangehen.	

Interpretation: Die Heirat mit einem Mädchen verspricht dem Mann Befriedigung seiner *Neugier*, seines *Sexualtriebs* und seines *Geselligkeitswunsches*. Er glaubt, daß seine *Eltern* die Ehe billigen, daß die Ehe seine *Selbstachtung* erhöht. - Aber er empfindet *Furcht*, weil er nicht weiß, wie seine Ehe ‚laufen‘ und ob die Ehe seine *Karriere* fordern wird.

Darstellung von Konflikten: An der „Ehe-Formel“ läßt sich ablesen, wie Cattell ‚innere Konflikte‘ darstellt. Er bildet zwei Summen:

- (a) Er summiert *die negativen Gewichte* der aufgeführten Merkmale (hier: -0.3 bei Furcht und bei -0.4 Karriere: $\Sigma = -0.7$).
- (b) Ebenfalls summiert er *die positiven Gewichte* (hier: 0.2 bei Neugier, 0.6 bei Geschlecht, 0.4 bei Geselligkeit, 0.3 bei Eltern, 0.5 bei Selbst: $\Sigma = 2.0$).

Aus beiden Summen bildet er einen *Quotienten*. Das Verhältnis von Zähler und Nenner spiegelt die Stärke des Konfliktes. In unserem Beispiel zeigt sich *ein mäßig starker Konflikt*.

$$\text{Konfliktstärke} = \frac{-0.7}{2.0} = (-0.35)$$

Datenquellen von Merkmalen

Um einen möglichst vollständigen Katalog des menschlichen Verhaltens zu erstellen, bezieht sich Cattell auf drei Datenquellen: „There are three and only three ways of observing human behavior“ (Cattell, 1979, 50).

L-Daten repräsentieren Verhalten in echten Lebenssituationen des Alltags, sie sind „Lebensprotokolle“ (1973, 61). Cattell unterscheidet zwei Gruppen:

- Verhalten wird erfaßt ohne Versuchsleiter. *Beispiele:* Geburtstag, Schulzensuren, Zahl der Vereine, denen jemand angehört. Als Kürzel dient L-(T): (L-data by mechanical counts; sie dienen als Kriterien für Tests: 1979, 50).
- Verhalten wird erfaßt durch einen ‚Versuchsleiter‘: durch jemanden, der die beurteilte Person kennt und ihr Verhalten auf Ratings einstuft, zum

Beispiel bezüglich „emotionaler Stabilität auf dem Sportplatz, Gewissenhaftigkeit in der Ausführung von Pflichten“ (1973, 61). Cattell gibt als Kürzel vor: L (R) (L-data by ratings: 1979, 50).

Q-Daten entstammen psychometrisch konstruierten Fragebogen, (Questionnaires). Sie beruhen auf Selbstbeobachtung, weil sie Selbsteinstufungen erfordern. Q-Daten sind anfällig für Verfälschungen, beispielsweise zufolge des Wunsches, sich in gutem Licht zu zeigen. Q-data give „information about behavior likewise ‚in situ‘, but recorded in a questionnaire, the ‚subject‘ being his own observer“ (1979, 50).

T-Daten beruhen auf objektiven Tests. Untersuchungssituation, Beobachtung und Quantifizierung sind vollständig standardisiert (1973, 62). T-data are „recorded in a laboratory test or other controlled objective („performance“) test Situation“ (1979, 50).

Diese Skizze sei ergänzt durch eine Übersicht, in der Cattell die L-, Q- und T-Daten weiter aufschlüsselt (1979, 51).

Erfassung von Merkmalen mit L-, Q- und T-Daten

Verfahren	Verhaltensbereiche	
	Alltägliche Situation	Testsituation
Erlaubt ist objektive Quantifizierung durch Messung oder durch gespeicherte Informationen. Die Datenerhebung ist unpersönlich. Reliabilität geht gegen $r_{tt} = 1$.	<i>Symbol: L-(T)-Daten</i> Gesammelt werden <i>Lebensprotokolle</i> : Angaben aus dem konkreten Leben. Dient für Tests als Kriteriumsvariable.	<i>Symbol: T-Daten</i> Objektiv gemessene Reaktionen werden mit Tests evoziert: genau definierten Reizsequenzen, in genau definierten Situationen.
Erfordert Einstufung durch Personen.	<i>Symbol: L-(R)-Daten</i> Verhalten wird eingestuft durch andere mittels Ratings. (Wird oft als Kriterium betrachtet - eine fragwürdige Betrachtungsweise!)	<i>Symbol: L-(RT)-Daten</i> Verhaltens-Ratings im Interview, etwa in Beratungsräumen oder einer anderen, wohldefinierten sozialen Situation/Testsituation.
b) Selbst-einstufung in Beratungssituationen	<i>Symbol: Q-(C)-Daten</i> Es geht um Selbstbeschreibung mittels Fragebogen (Questionnaire) in einer Beratung (Consulting situation).	

c) Selbsteinstufung in Test- situationen	<i>Symbol: Q-Daten</i> Verwandt werden Fragebo- gen (Q: Questionnaire).	
---	---	--

Einführung von Universalindizes (UI)

Die drei Datenquellen hatten es Cattell ermöglicht, eine Reihe ‚neuer‘ Weisenszüge zu identifizieren, ohne sie in jedem Falle eindeutig interpretieren zu können - also ohne genau sagen zu können, was die Merkmale bedeuteten; darum konnte er ihnen keinen speziellen „Namen“ geben. Um die ‚neuen‘ Merkmale dennoch zu benennen, führte Catell einen allgemeinen Titel ein, den Universalindex - sein Kürzel lautet „UI“ (1973, 101).

Zwei Beispiele:

- (1) **U I (T) 23** stand - zunächst - als Kürzel für ein Verhaltensmuster, das in objektiven Tests (T) ‚verifiziert‘ worden war:
- ⇒ hohe Genauigkeit bei Schnelligkeitsaufgaben,
 - ⇒ sichere Orientierung bei räumlichen Aufgaben,
 - ⇒ geringe Rigidität,
 - ⇒ rasches Erkennen verborgener Muster bei Gottschaldt-Figuren,
 - ⇒ hohes persönliches Tempo,
 - ⇒ rasche Identifizierung der Lösung bei Such-Aufgaben,
 - ⇒ geringe Akzeptanz unqualifizierter Feststellungen,
 - ⇒ geringe Schwankungen in Testleistungen,
 - ⇒ zuverlässiges kurzfristiges Gedächtnis,
 - ⇒ geringere Orientierung am Realitätsprinzip,
 - ⇒ geringes Tempo im Tapping-Test (ein Proband tippt mit einem Stift in dem ihm gemäßen Tempo auf eine Platte).

Spätere Interpretation: Das Verhaltensmuster ließ sich - später - umschreiben als „Widerstandskraft vs Regressionsneigung“ (Capacity to mobilize vs regression: Cattell, 1979, 108).

- (2) **U I (T) 24** stand - zunächst - als Kürzel für ein Verhaltensmuster, das in objektiven Tests (T) ‚verifiziert‘ worden war:
- ⇒ Schuldneigung,
 - ⇒ starke innere Spannungen,
 - ⇒ Neigung, Schwächen zuzugeben,
 - ⇒ Scheu,
 - ⇒ geringe Selbstintegration,
 - ⇒ über-Ich-Schwäche; berechnend,
 - ⇒ anfällig für Gefühle der Langeweile,

- ⇒ unbekümmert,
- ⇒ hohe Rigidität,
- ⇒ festgelegt in der Lektüre,
- ⇒ Ich-Schwäche.

Spätere Interpretation: Das Verhaltensmuster ließ sich - später - umschreiben als „Angst vs Anpassung“ (Anxiety vs Adjustment: Cattell, 1979, 109).

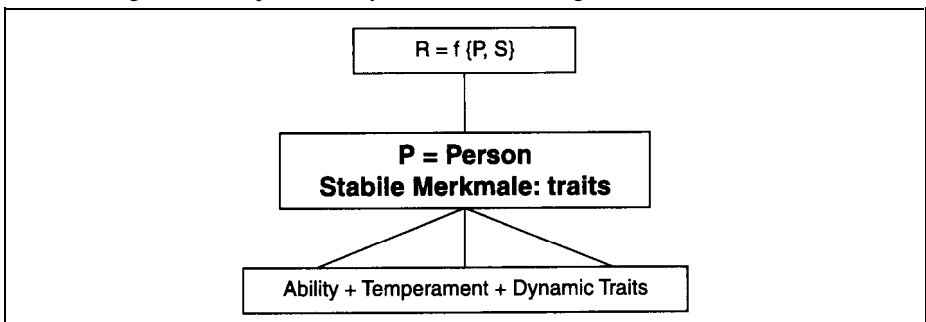
Resümee: Besprochen wurden drei Datenklassen, auf die Cattell alle seine Aussagen zurückführt. L-Daten beziehen sich auf Auskünfte, die das Leben gleichsam selber liefert. Q-Daten beruhen auf Antworten zu Fragebogen (Questionnaires). T-Daten ergeben sich aus der Lösung objektiver Leistungstests. - Wenn Cattell Merkmale identifiziert hatte, ohne sie schon eindeutig interpretieren zu können, benannte er sie nach einem allgemeinen Schlüssel: den sogenannten Universalindizes.

Erfassung der Persönlichkeitsmerkmale (traits)

Kehren wir zur Ausgangsgleichung zurück: $R = f(P, S)$, die besagt, daß Verhalten (R: Reaktion) abhängt von Person und Situation (P, S). Besprochen sei nun die Frage, wie Cattell die Merkmale erfaßt, die er in dieser Gleichung eingesetzt hat: Kapitel 34.3 schildert die Erfassung der Wesenszüge, das nächste Kapitel 34.4 die Erfassung der Zustände.

Kasten 34-5 veranschaulicht den ‚Anteil‘ der Ausgangsgleichung, den wir in diesem Kapitel 34.3 besprechen.

Kasten 34-5:
Wesenszüge: Drei Klassen:
 Fähigkeiten, Temperament, dynamische Wesenszüge (P: Person, S: Situation)



Von den Wesenszügen behandeln wir die drei großen Klassen:

- Fähigkeiten,
- Temperament,
- dynamische Wesenszüge (oder Motivation).

Erfassung von Fähigkeiten (ability traits)

Von den Fähigkeiten hat Cattell vor allem die Intelligenz untersucht. Er verbindet die Modelle von Spearman und von Thurstone in einem eigenen hierarchischen Modell. Kasten 34-6 berichtet über die beiden Ansätze, notgedrungen sehr summarisch.

Kasten 34-6: Intelligenzmodelle von Spearman und Thurstone

Spearman: Zweifaktorenmodell

Aus faktorenanalytischen Untersuchungen zog Spearman den Schluß, Intelligenz gliedere sich in zwei Komponenten (1927):

- erstens in *einen allgemeinen Faktor*, der in jeder Intelligenzleistung wirksam wird (der sogenannte „general factor“, Kürzel „g“),
- zweitens in *mehrere spezielle Faktoren*, die bei einzelnen kognitiven Anforderungen zusammen mit „g“ wirksam werden (sogenannte „special factors“, Kürzel „s“); spezielle Anforderungen könnten Aufgaben betreffen, die verbale oder numerische Probleme aufwerfen.

Beispiel: „Standard Progressive Matrices (SPM)“. Der Test verwendet drei Serien A, B, C sprachfreier Aufgaben; er dient zur Erfassung der Fähigkeit zu logischem Denken, zentriert um den Generalfaktor „g“. Ergänzt werden die SPM oft durch einen Sprachtest (Raven. 1971: Deutsche Bearbeitung von Kratzmeier 1978).

Thurstone: Gruppenfaktorenmodell

Aus faktorenanalytischen Untersuchungen zog Thurstone den Schluß, Intelligenz gliedere sich in mehrere Faktoren, die voneinander unabhängig seien (1938). Solche sogenannten *Primärfaktoren* sind:

- v: verbal comprehension (passiver Wortschatz),
- w: word fluency (aktiver Wortschatz),
- n: number (rechnerisches Denken),
- s: space (räumliches Vorstellen),
- p: perceptual speed (Wahrnehmungstempo),
- r/i: reasoning or induction (deduktives oder induktives Denken),
- m: memory (Merkfähigkeit).

Wird das Gruppenfaktorenmodell strikt interpretiert, dann macht es keine Aussage zur Gesamtintelligenz.

Beispiel: Ein Test, der sich an diesem Modell orientiert, ist das „Leistungsprüfsystem“ (LPS: Horn, 1983). Das Verfahren besteht aus vierzehn Untertest, von denen wenigstens je zwei jeweils einen Primärfaktor erfassen sollen.

Cattell entwirft aus Zweifaktoren- und Gruppenfaktorenmodell ein neues Modell, das hierarchisch aufgebaut ist. In diesen Entwurf gehen zwei allgemeine Intelligenzfaktoren ein, die er - so nimmt er an - eindeutig identifiziert hat:

erstens die sogenannte flüssige Intelligenz (fluid intelligence), zweitens die sogenannte feste oder kristalline Intelligenz (crystallized intelligence).

Die **flüssige Intelligenz** ist angeboren, wirksam besonders in Situationen, die Umstellungen erfordern. Sie ist eine Art geistiger Kapazität, die selber von ‚Bildung‘ unabhängig ist, aber den Erwerb von Bildung erheblich beeinflusst. Es handelt sich um die Fähigkeit, „sich neuen Problemen oder Situationen anzupassen, ohne daß es dazu im wesentlichen Ausmaß früherer Lernerfahrungen oder ‚aids‘ bedürfte“ (Amelang & Bartussek, 1981, 187).

Fluide Intelligenz wird auch als g-Faktor gedeutet (darum das Kürzel: gf). „Nach Cattell handelt es sich bei dem g-Faktor ‚fließende‘ Intelligenz um die vom individuellen Lernschicksal unabhängige, auf der vererbten Funktionstüchtigkeit der hirnpysiologischen Prozesse beruhende Komponente des geistigen Leistungsvermögens“ (Conrad, 1983, 119).

Die **feste oder kristalline Intelligenz** ist größtenteils bildungs- und erziehungsabhängig. Sie ist „gewissermaßen das Endprodukt dessen, was flüssige Intelligenz und Schulbesuch gemeinsam hervorgebracht haben“ (Cattell, 1973, 268). Sie umschreibt „kognitive Fertigkeiten in denen sich die kumulierten Effekte vorangegangenen Lernens kristallisiert und verfestigt“ haben (Amelang & Bartussek, 1981, 187).

Kristalline Intelligenz wird ebenfalls auf einen g-Faktor zurückgeführt (Kürzel: gc). „Der g-Faktor ‚kristallisierte‘ Intelligenz wird als die umweltbedingte, durch Lernvorgänge ausgelöste Komponente der Intelligenz beschrieben“ (Conrad, 1983, 11).

Der Zusammenhang zwischen fluider und kristalliner Intelligenz sei auf zweierlei Art veranschaulicht: zuerst anhand eines Schemas in Kasten 34-7, sodann am Beispiel einiger Testaufgaben in Kasten 34-8 bis Kasten 34-10.

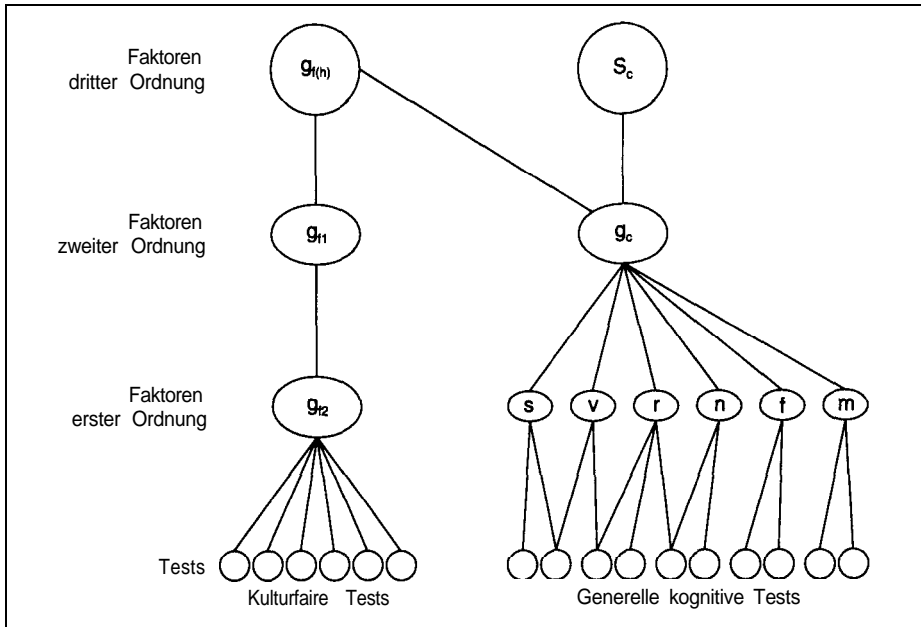
Hierarchischer Aufbau der Intelligenz

Das Zweifaktorenmodell von Spearman und das Gruppenfaktorenmodell von Thurstone verbindet Cattell in einem neuen Modell, das hierarchisch aufgebaut ist. Den Grundriß zeigt Kasten 34-7.

Noch einmal ausführlicher! Das hierarchische Modell beruht auf der Analyse zweier Arten von Testdaten (unterste Reihe)

- Die erste Art stammt aus speziellen Tests, die von Cattell als „kulturfrei“ oder „kulturfair“ konzipiert wurden. Diese Tests erfassen nach Cattell die ‚flüssige‘ Intelligenz (linke ‚Spalte‘ in Kasten 34-7).
- Die zweite Art der Testdaten stammt aus „generellen kognitiven Einzeltests. Diese Tests erfassen nach Cattell die ‚feste‘ Intelligenz (rechte ‚Spalte‘ in Kasten 34-7).

Kasten 34-7:
Cattell - Hierarchisches Intelligenzmodell
Quelle: Cattell (1971, 129)



Kommentar zu Kasten 34-7: Das Schema veranschaulicht Cattells induktives Vorgehen: Aus einer Vielheit empirischer Beobachtungen (unterste Reihe) werden in einer ersten Faktorenanalyse ‚Zusammenfassungen‘ gewonnen: Faktoren 1. Ordnung, aus ihnen erneut Zusammenfassungen auf der zweiten, dann auf der dritten Stufe: Faktoren 2. und 3. Ordnung (Conrad, 1983, 118-119).

Eine Faktorenanalyse erster Ordnung erbringt zweierlei:

- erstens den Faktor ‚flüssige Intelligenz‘ (g_{12} : fluid general intelligence),
- zweitens sechs Faktoren, die verwandt sind mit den Primärfaktoren von Thurstone. Die Kürzel besagen:
 s: space (räumliches Vorstellen),
 v: verbal comprehension (passiver Wortschatz),
 r: reasoning (schlußfolgerndes Denken, deduktiv oder induktiv),
 n: number (rechnerisches Denken),
 f: reasoning fluency (Flüssigkeit des Denkens),
 m: memory (Merkfähigkeit).

Eine Faktorenanalyse zweiter Ordnung „bewahrt“ den *Faktor*, flüssige Intelligenz, jetzt bezeichnet als g_{11} ; seine Varianz erklärt sich wesentlich aus g_{12} , dem ersten Faktor flüssiger Intelligenz. - Die sechs Primärfaktoren der festen Intelligenz fügen sich ebenfalls zu einem generellen Faktor zusammen, bezeichnet als g_c .

- In dem *generellen Faktor* der flüssigen Intelligenz (g_{fl}) spiegeln sich solche Anteile geistiger Leistungen, die zurückgehen auf ererbte hirnpysiologische Funktionen (somit unabhängig sind vom individuellen Lernschicksal).
- In dem *generellen Faktor* der kristallinen Intelligenz (g_c) manifestieren sich solche Anteile geistiger Leistungen, die zurückgehen auf Lernvorgänge, somit umweltbestimmt sind.

Eine Faktorenanalyse dritter Ordnung erschließt wiederum zweierlei:

- erstens den Faktor ‚allgemeine geistige Fähigkeit‘, soweit sie ontogenetisch festgelegt ist: (g_{fh}): fluid intelligence-historical),
- zweitens den Faktor ‚allgemeine geistige Fähigkeit‘, soweit sie durch Sozialisation geprägt wird (s.: schulische und familiäre Erfahrungen).

Zwischen linker und rechter Spalte wird von der dritten zur zweiten Ebene eine Verbindung hergestellt - angezeigt durch die Linie von „ g_{fh} “ zu „ g_c “: Die Verbindung besagt, daß in alle Leistungen der festen Intelligenz ein Anteil flüssiger Intelligenz eingeht - dieser Zusammenhang wird noch einmal verdeutlicht am Ende des Kapitels (S.357).

„Kulturfreie, kulturfaire“ und „generelle“ Tests

Das Schema in Kasten 34-7 bietet den hierarchischen ‚Bauplan‘ der Intelligenz. Wie aber sehen die Instrumente aus, deren Meßwerte das hierarchische Modell begründen? Es handelt sich um zwei Testklassen:

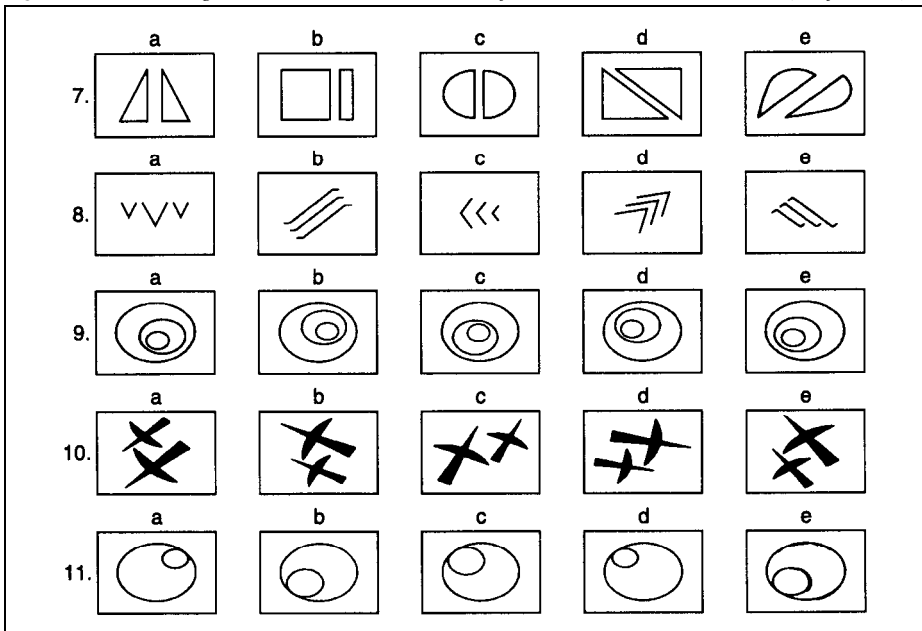
- Die sogenannten „kulturfreien“ oder „kulturfairen“ Tests hat Cattell mit seinen Mitarbeitern konstruiert; ihr Kürzel lautet: „CFT“, interpretierbar als ‚Culture Free Tests‘ oder aber als ‚Culture Fair Tests‘ - es handelt sich also um kulturfreie oder kulturfaire Tests: Die Freiheit von einer jeden einzelnen Kultur, somit die Fairness gegenüber ‚allen‘ Kulturen spiegelt sich darin, daß die Tests *sprachfrei* konzipiert sind. - *CF-Tests erfassen die flüssige Intelligenz.*
- Die sogenannten „generellen kognitiven Tests“ entsprechen den Verfahren, die auch außerhalb der Cattellschen Schule konstruiert und angewandt werden. - *Diese üblichen generellen Tests erfassen die kristalline Intelligenz.*

Für beide Testklassen seien Beispiele zitiert, zuerst ein Auszug aus einem „CFT“: in Kasten 34-8, dann zwei Auszüge aus „üblichen Tests“: in Kasten 34-9 und 34-10.

Kasten 37-8 bringt einen Auszug aus der deutschen Version des CFT 2, eines kulturfreien/kulturfairen Tests, den Cattell für 11-15jährige entworfen hat. Der Test hat acht Subtests, hier erscheint ein Ausschnitt aus dem zweiten Untertest, der den Probanden ‚Klassifikationen‘ abverlangt.

Kasten 34-8:**Aufgaben aus der deutschen Version eines Tests von Cattell**

Quelle: Grundintelligenztest CFT 2: Subtest „Classification“, Form B, Item 7-11 (Weiß, 1977)



Kommentar zu Kasten 34-8: Die Instruktion lautet: „Blättert um zu Test 2: Seht auf die oberste Zeile und zeigt mit dem Finger darauf. (Pause) Ihr seht, daß vier Figuren in irgendeiner Weise gleich sind, eine unterscheidet sich dagegen von den anderen. In diesem Test geht es also darum, herauszufinden, welches Kästchen sich in irgendeiner Weise von den anderen unterscheidet . . . Wenn ich Euch gleich das Startzeichen gebe, so sollt Ihr in jeder Zeile das Kästchen heraussuchen, das nicht zu den anderen paßt“ (Weiß, 1977, 14). - (Lösung: 7 b, 8 a, 9 e, 10 c, 11 c.)

Erfassen soll der CFT 2 die „flüssige Intelligenz“-nach Cattell den „General-Fluid-Ability-Faktor“ (Weiß, 1977, 18).

„Übliche generelle Tests“: zwei Auszüge

Jetzt zwei Beispiele für „übliche generelle Einzeltests“ (aus dem deutschen Sprachraum): Kasten 34-9 bietet einen kleinen Ausschnitt aus dem „Leistungsprüfssystem“ von Horn (1983), Kasten 34-10 einen Ausschnitt aus einem ‚numerischen‘ Untertest des „Wilde-Intelligenztests (WIT)“.

Kasten 34-9:
Leistungsprüfsystem (L-P-S) von Horn (1983):
Untertest 1 und 2: Beispiel-Items

1	2
<i>K r a i d e</i>	<i>F f e i f e</i>
<i>T e l l b r</i>	<i>S c h b l e</i>
<i>R a i t e r</i>	<i>F l u c h d</i>
<i>A f r i g a</i>	<i>E u r o b a</i>
<i>E x p o r d</i>	<i>A l a s k e</i>
<i>G e w e e r</i>	<i>B e z i r g</i>
<i>A r d i s t</i>	<i>A b w e e r</i>
<i>M u n a c o</i>	<i>A r r e s d</i>
<i>S e h a r a</i>	<i>I n s e g t</i>
<i>B a n b u s</i>	<i>E d a p p e</i>
<i>D a g k e l</i>	<i>A s t t m a</i>
<i>G r u b p e</i>	<i>N e l s o m</i>
<i>J u n e o r</i>	<i>H ä n g s t</i>
<i>G n a p p e</i>	<i>S l a l u m</i>
<i>W e r o n a</i>	<i>P r a h m s</i>
<i>K u m m i ß</i>	<i>M ö r s a r</i>
<i>T e i f u n</i>	<i>M a r d a r</i>

Kommentar zu Kasten 34-9: Die Instruktion lautet: „1. Wir kommen jetzt zu Aufgabengruppe 1 in der linken Spalte unter der 1. Warum ist bei dem a von „Kraide“ ein Durchstreichen angedeutet worden? - Das a ist ein Druckfehler! Eigentlich sollte dort ein e stehen, denn Kreide wird mit e-i und nicht mit a-i geschrieben . . . Darunter stehen 40 Hauptwörter in der Einzahl. In jedem Wort ist immer nur ein Druckfehler. Dieser eine falsche Buchstabe in jedem Wort ist kräftig durchzustreichen . . . 2. Wir gehen jetzt alle weiter zur Aufgabengruppe 2 in der zweiten Spalte. - Diese besteht auch aus 42 Wörtern mit je einem falschen Buchstaben, der durchzustreichen ist“ (Horn, 1983, 8).

Erfaßt werden soll der ‚passive Wortschatz‘, der Faktor v nach Thurstone (verbal comprehension).

Kasten 34-10:
Wilde-Intelligenz-Test (WIT: Jäger, A. O. & Althoff, 1984)
Untertest „Zahlenreihen“: Fünf Items

134.	84	21	63	65	64	16	48	?
135.	6	11	18	27	38	51	66	?
136.	5	25	35	35	55	65	6.5	?
137.	12	4	7	21	24	8	11	?
138.	200	100	105	35	40	10	15	?

Kommentar zu Kasten 34-10: Die Instruktion fordert, daß der Proband die Regel erkenne, nach der die Zahlenreihen aufgebaut sind. Erfast wird „rechnerisches“ und „formallogisches Denken“, nach Thurstone die Primärfaktoren ‚n‘ und ‚r/i‘ (number, reasoning or induction).

Reihe	Lösungen zu Kasten 34-10							?
134	84 : 4	21 · 3	63 + 2	65 – 1	64 : 4	16 · 3	48 + 2	50
135	6 + 5	11 + 7	18 + 9	27 + 11	38 + 13	51 + 15	66 + 17	83
136	5 + 20	25 + 10	35 + 0	35 + 20	55 + 10	65 + 0	65 + 20	85
137	12 : 3	4 + 3	7 · 3	21 + 3	24 : 3	8 + 3	11 · 3	33
138	200 : 2	100 + 5	105 : 3	35 + 5	40 : 4	10 + 5	15 : 5	3

Zusammenhang zwischen flüssiger und fester Intelligenz

Die Analyse von Daten aus kulturfreien/kulturfairen und aus anderen, „üblichen“ Tests hat einen Unterschied zwischen flüssiger und kristalliner Intelligenz aufgezeigt - so argumentiert Cattell. Von Spearman hat er dabei die Idee des g-Faktors übernommen, einer ‚generellen‘ kognitiven Funktion, hat diese Idee jedoch erweitert, indem er *mehr als einen* g-Faktor annimmt. Von Thurstone hat er das Konzept mehrerer Grundfähigkeiten (primary mental abilities) übernommen, hat aber auch diese Idee erweitert, indem er die Grundfähigkeiten auf einen g-Faktor zurückführt. - Die ‚Vorgaben‘ hat er ergänzt und integriert: zum einen, indem er aufzeigte, daß sich Intelligenz in zwei Formen aufgliedern läßt; zum anderen, indem er alle einzelnen Intelligenzfunktionen in einer gestuften, einer hierarchischen Anordnung zusammenfügte.

Sollten aber wirklich die Leistungen, die einerseits die kulturfreien/kulturfairen, andererseits die anderen, „üblichen“ Tests erfordern, so erheblich divergieren, daß ihr Unterschied, ihre Divergenz die Ableitung zweier Intelligenzformen begründet?

Wer die Frage bejaht, weckt Zweifel und Bedenken von Gewicht. Denn wer selber, als Proband, die beiden Testarten erprobt hat, wird von sich aus kaum auf den Gedanken kommen, daß er von den kulturfreien/kulturfairen Tests in ganz anderem Maße beansprucht worden sei als von den „üblichen“ Tests - daß seine Intelligenz in dem einen Falle erheblich anders funktioniere als in dem anderen Falle . . .

Gefragt wird somit nach Diskordanz und Konvergenz von flüssiger und kristalliner Intelligenz.

Cattell selbst gibt eine Antwort, die den Unterschied zwischen den zwei Intelligenzformen *relativiert* (Weiß, 1977, 19):

- *Flüssige* Intelligenz ist eine allgemeine Funktion, die dazu befähigt, Beziehungen zwischen Objekten wahrzunehmen; demgemäß deckt sie einen

breiten Fächer von Leistungen ab: Sie ist wirksam in nahezu allen Wahrnehmungen und in jedem Denkablauf, immer auch abhängig von dem Entwicklungsstand des kortikalen Nervensystems.

- *Kristalline* Intelligenz ist ‚durchsetzt‘ von ‚flüssiger Intelligenz‘. Alle Leistungen kristalliner Intelligenz enthalten auch Anteile flüssiger Intelligenz - handle es sich nun um eine verbale, um eine numerische oder um eine formallogische Leistung. *Die beiden Intelligenzformen repräsentieren keine disjunkt trennbaren Funktionen.*
- In unserer Kultur ist es vor allem die Institution „Schule“, welche die kristallinen Fähigkeiten prägt. Um ein Beispiel zu geben, das Ausmaß, in dem jemand schulisches Wissen aufnimmt und verarbeitet, hängt auch ab von seiner flüssigen Intelligenz, ebenso natürlich von der Dauer des schulischen Einflusses und von der Stärke seiner Leistungsmotivation. Demnach gehen in die kristalline Intelligenz sowohl das Potential der flüssigen Intelligenz als auch die Vielfalt kultureller Erfahrungen ein.

Kristalline Intelligenz deckt sich allerdings nicht mit „Schulbildung“. (Viele schulische Leistungen beruhen auf ‚mechanischen‘ Lernleistungen.) Was mit kristalliner Intelligenz gemeint ist, schließt komplexe logische Prozesse ein, an denen die flüssige Intelligenz in erheblichem Maße beteiligt ist.

Erfassung des Temperaments (temperament traits)

Die zweite Klasse wichtiger Wesenszüge bezieht sich auf das Temperament. „Ein Temperamentwesenszug . . . weist gewöhnlich stilistische Merkmale auf, die in Tempo, Form, Beharrlichkeit usw. zum Ausdruck kommen und dabei eine Vielzahl von spezifischen Reaktionen umfassen. Zum Beispiel kann eine Person temperamentsmäßig langsam oder nachlässig oder irritierbar oder mutig sein“ (Cattell, 1973, 32; vgl. Cattell, 1946, 179; 1964, 21-49).

Dem Temperament widmet Cattell den „Sixteen Personality Factor Questionnaire (16 PF)“:

„Der 16 PF ist nicht einfach ein Test, es spiegelt sich in ihm eine ganze Persönlichkeitstheorie in Gestalt eines Instrumentes der Persönlichkeitsforschung. Die Theorie entspringt einer Grundlagenforschung über die Persönlichkeitsstruktur unter Verwendung multivariabler experimenteller Methoden - vor allem Faktorenanalysen - über die in sechs Büchern . . . und etwa vierzig Artikeln . . . berichtet wird, verteilt über 25 Jahre. Kernstück der Theorie ist ein Modell, das die Persönlichkeitsstruktur beschreibt in 15-30 Grundwesenszügen (source-traits), d.h. mit Faktoren, die auf Einfachstruktur hin rotiert worden sind, aber voneinander abhängen, d.h. schiefwinklig (oblique) sind und 10 Faktoren einer höheren Ordnung ergeben“ (Cattell, Schröder & Wagner, 1969, 370).

Um die Bedeutung des 16 PF darzustellen, bilden wir zwei Teilkapitel:

- Entwicklung und Verwendung,
- weitere „Verarbeitungen“.

Entwicklung des „Sixteen Personality Factor Questionnaire“

Aus Faktorenanalysen, in die L- und Q-Daten eingingen, hat Cattell 16 Grundwesenszüge identifiziert, die, so nimmt er an, eine vollständige Beschreibung der Person ermöglichen. Der 16 PF wurde 1949 publiziert, nach zehn Jahren empirischer Arbeit (Cattell: Manual, 1972, 7). Die Einzelschritte der Konstruktion werden nicht recht klar, sie umfassen Arbeiten wie die folgenden (Angleitner, 1976, 235).

Die Rolle von L-(R)-Daten

Aus sprachlichem Material, das Allport und Odbert gesammelt hatten, leitete Cattell „Lebensdaten“ ab (1946, 216-219). Es handelt sich um die zweite Art von Lebensprotokollen: um Angaben, die *andere* Personen über Probanden machen, und zwar auf Ratingskalen, darum das Kürzel „L-(R)“.

Allport und Odbert (1936) hatten dem Standardwörterbuch von Webster rund 18 000 Ausdrücke zur Kennzeichnung menschlichen Verhaltens entnommen, die sich in vier Gruppen einteilen ließen:

- Persönlichkeitsmerkmale (personal traits),
- temporäre Zustände (temporary states),
- soziale Bewertungen (social evaluations),
- metaphorische oder mehrdeutige Termini (metaphorical oder doubtful terms).

Cattell griff die erste Gruppe heraus, etwa 4500 „Persönlichkeitsmerkmale“. Um ihre Zahl zu reduzieren, ließ er Synonyma aussortieren: durch einen Psychologie- und einen Literaturstudenten, die unabhängig voneinander arbeiteten. Es ergaben sich 160 bipolar angeordnete Dimensionen, welche „die mit der Umgangssprache beschreibbaren Persönlichkeitsunterschiede repräsentieren sollten“ (Bartussek, 1996, 68). Aus dem Bereich der Interessen und Fähigkeiten fugte Cattell 11 Wortpaare hinzu. Die 171 „Bündel“ wurden durch je zwei entgegengesetzte Pole charakterisiert (Cattell, 1946, 218).

Auf den 171 Dimensionen, die so gewonnen waren, ließ Cattell 100 Erwachsene einstufen, annähernd repräsentativ für die Bevölkerung der USA: *Jeder Proband wurde von zwei Beurteilern bewertet (darum L-(R)-Daten)*. Die 171 Scores, erhoben an hundert Probanden, wurden interkorreliert; zu berechnen waren $([171 \cdot 170]/2 = 29070/2 =) 14\,535$ Korrelationen.

Aus den 171 „Merkmalsbündeln“ wurden 36 entfernt (weil nicht reliabel genug). Die verbliebenen 135 Bündel wurden in 60 Merkmalsgruppen aufgeteilt. „Da auch diese 60 Cluster nicht unabhängig voneinander waren und nicht alle (gemessen an der zeitgenössischen Fachliteratur zur Persönlichkeit) gleich wichtig erschienen, wurden diese in einem letzten rational-spekulativen Reduktionsschritt durch Zusammenfassungen und weitere Ausscheidungen auf 35 Cluster reduziert, von denen jedes 6 bis 12 Elemente (Eigenschaften) enthielt“ (Bartussek, 1996, 69).

Die 171 Merkmalsbündel waren in 35 Merkmalsgruppen zusammengefaßt (Cattell, 1946, 295). Bei 208 Probanden wurde die Ausprägung der 35 Merkmalsbündel geschätzt, die Ratings wurden interkorreliert und einer Faktorenanalyse unterzogen. Es ergaben sich zwölf interpretierbare Faktoren: 12 Grunddimensionen oder Grundwesenszüge (Cattell, 1946, 340).

Die Rolle von Q-Daten

Die zwölf Dimensionen, abgeleitet aus L-Daten, wurden mit Q-Daten repliziert. Die Q-Daten ergaben sich aus der Anwendung von Fragebogen, welche Cattell selbst konstruiert hatte; die Konstruktion speiste sich aus zwei Quellen: (1) Cattell entwarf eigens eine Anzahl von Items. (2) Er übernahm aus schon vorhandenen Fragebogen (anderer Autoren) sogenannte „Markier-Items“. (Dabei handelt es sich um Items, die hoch auf *einem* Faktor laden und darum die Skalendimension *markant* anzeigen.)

Die Q-Daten hatten sechzehn Faktoren ergeben, vier Faktoren mehr als die L-Daten. (Im Handbuch zum 16 PF spricht Cattell von 23 Faktoren, die in L- und Q-Daten verifiziert worden seien; die 16 eindeutigsten seien in die Endfassung aufgenommen worden: Cattell, Eber & Tatsuoka, Handbook, 1970, 77.)

Kennzeichnung der Wesenszüge

Die *zwölf Faktoren*, die sowohl auf L-(R)- als auch auf Q-Daten beruhten, bezeichnete Cattell mit den Großbuchstaben A bis O. (Ausgelassen wurden Faktoren, die nicht eindeutig interpretierbar waren - zugeordnet den Buchstaben D, J und K.)

Die *vier Faktoren*, die allein in Q-Daten erschienen, bezeichnete Cattell mit dem Großbuchstaben Q und dem Index 1 bis 4: also Q₁ bis Q₄.

Die Reihenfolge der Buchstaben zeigt auch eine Rangfolge an: Die ersten Skalen klären mehr an Varianz auf als die letzten. „The Primary Factors are ... arranged in descending order of mean contribution to the variance of the whole population of personality variables“ (Cattell, 1964, 31).

Auffällig, im Vergleich zu anderen Fragebögen, ist *eine* Tatsache: „15 Skalen sind dem *Temperamentsbereich* zuzurechnen, ein Faktor (Skala B: Intelligenz) gehört zur Domäne der *Fähigkeiten*“ (Schneewind, 1982, 251).

In Kasten 34-11 seien die 16 Faktoren aufgezählt (Cattell, 1973, 319). Nach dem Muster von Bartussek (1996, 72-73) seien die Titel der deutschen Adaption von Schneewind, Schröder und Cattell hinzugefügt (1983, 9; 1986).

Kasten 34-11:
Sixteen Personality Factor Questionnaire (16 PF)

Pol mit niedrigen Testwerten	Faktor	Pol mit hohen Testwerten
Sizothymia <i>Sachorientierung</i> Zurückhaltend	A- vs. A+	Affectomia <i>Kontaktorientierung</i> Aus-Sich-Herausgehen
Low intelligence <i>Konkretes Denken</i> Weniger intelligent	B- vs. B+	High intelligence <i>Abstraktes Denken</i> Sehr intelligent
Lower ego-strength <i>Emotionale Störbarkeit</i> Gefühlvoll, labil	C- vs. C+	High ego-strength <i>Emotionale Widerstandsfähigkeit</i> Ausgeglichen, beständig
Submissiveness <i>Soziale Anpassung</i> Demütig, bescheiden	D- vs. D+	Dominance <i>Selbstbehauptung</i> Selbstbehauptend, bestimmt
Desurgency <i>Besonnenheit</i> Nüchtern	F- vs. F+	Surgency <i>Begeisterungsfähigkeit</i> Unbekümmert
Weaker superego strength <i>Flexibilität</i> Berechnend	G- vs. G+	Stronger superego strength <i>Pflichtbewußtsein</i> Gewissenhaft
Threctia <i>Zurückhaltung</i> Scheu	H- vs. H+	Parmia <i>Selbstsicherheit</i> Unternehmungslustig
Harria <i>Robustheit</i> Grobschlächtig	I- vs. I+	Premia <i>Sensibilität</i> Zart beseitet
Alaxia <i>Vertrauensbereitschaft</i> Vertrauensvoll	L- vs. L+	Protension <i>Skeptische Haltung</i> Mißtrauisch
Praxernia <i>Pragmatismus</i> Praktisch	M- vs. M+	Autia <i>Unkonventionalität</i> Ideenreich
Artlessness <i>Unbefangenheit</i> Geradeheraus, Ungeniertheit	N- vs. N+	Shrewdness <i>Überlegtheit</i> Schlau, scharfsinnig
Untroubled adequacy <i>Selbstvertrauen</i> Ruhig, gelassen, Zuversicht	O- vs. O+	Guilt proneness <i>Besorgtheit</i> Furchtsam, Schuldneigung

Conservatism of temperament <i>Sicherheitsinteresse</i> Konservativ	Q ₁ - vs. Q ₁ +	Radicalism <i>Veränderungsbereitschaft</i> Experimentierfreudig
Group adherence <i>Gruppenverbundenheit</i> Gruppenverbunden, Gruppenabhängig	Q ₂ - vs. Q ₂ +	Self-sufficiency <i>Eigenständigkeit</i> Eigenständig
Low self-sentiment integration <i>Spontaneität</i> Lässig, niedrige Integration	Q ₃ - vs. Q ₃ +	High strength of selfsentiment <i>Selbstkontrolle</i> Beherrscht, hohe Selbstvorstellung
Low ergic tension <i>Innere Ruhe</i> Entspannt, niedrige ergische Spannung	Q ₄ - vs. Q ₄ +	High ergic tension <i>Innere Gespanntheit</i> Gespannt, ergische Spannung

16 PF: Auswertung und Anwendung

Jede der sechzehn Skalen besteht aus 10-13 Items. *Drei Antwortalternativen* werden angeboten: „(1) Stimmt, (2) Dazwischen, (3) Stimmt nicht.“ Für die „Antwort in Schlüsselrichtung“ werden *zwei* Punkte gegeben, für die Antwort in Gegenrichtung *null* Punkte, für die Antwort „Dazwischen“ *ein* Punkt. Die Testwerte lassen sich auf einem *Profilblatt* veranschaulichen.

Für *Normgruppen* ist der Mittelwert festgelegt auf 5.5, die Standardabweichung beträgt 2. Diese standardisierten Normwerte nennt Cattell ‚sten scores‘. „Sten scores (the term comes from ‚standard ten‘) are distributed over *ten* equal-interval standard score points (*assuming normal distribution*) from 1 through 10, with the population average fixed at sten 5.5. Sten 5 and 6 extend, respectively, a half standard deviation below and above the mean“ (Cattell: Manual, 1972, 15).

Ziel und Anspruch des 16 PF

Cattell nimmt an, daß er Persönlichkeitsmerkmale identifiziert hat, die eine ausreichende, ja vollständige Beschreibung der Persönlichkeit ermöglichen - geeignet, bei vielfältigen Fragestellungen Schritte der Beratung, der Therapie, der Voraussage zu begründen. Das „Handbuch“ von 1970 führt vielfältige Profile an (Cattell, Eber & Tatsuoka, 1970); als *Beispiele* seien genannt:

- Berufsprofile von Angestellten, Künstlern, Ordensleuten usw. (1970, 174-181);
- klinische Profile von Alkoholikern, Kriminellen, Exhibitionisten, Homosexuellen usw. (1970, 257-295).

„Mit der Kenntnis alier wichtigen Faktoren dieser Merkmalsgruppe soll die Struktur der Person vollständig beschreibbar sein, man wurde also zu einem generell gültigen Schema der menschlichen Persönlichkeit gelangen. Darüber hinaus soll eine sichere Vorhersage des Verhaltens von Individuen in den ver-

schiedenen Situationen möglich sein, wenn man die für sie charakteristische Ausprägung der wichtigen Faktoren aller Merkmalsbereiche kennt“ (Brandstätter, Schuler & Stocker-Kriesgauer, 1978, 175-176). Insofern repräsentiert der 16 PF eine Konzeption, in der sich Persönlichkeitsforschung und Forschungsanwendung zentrieren.

16 PF: Interkulturelle Vergleiche

In interkulturellen Vergleichen prüfte Cattell, wie weit die 16 Faktoren in verschiedenen Kulturen replizierbar seien; er berichtet von Untersuchungen in Australien (1960), Brasilien (1969), China (1966), Italien (1962), Japan (1965) Deutschland (1965), auf den Philippinen (1966) (Cattell, Eber & Tatsuoka: Handbook, 1970, 254-255).

Insgesamt sei der Test in 24 Sprachen übertragen worden: „Translations of the 16 PF into 24 languages and adaptations for 5 other English-speaking cultures exist to facilitate the international comparisons“ (Cattell: Manual, 1972, 7). Immer wieder seien die gleichen Faktoren identifiziert worden.

34.3.2.2 Weitere „Verarbeitungen“ des 16 PF

Der Sixteen Personality Factor Questionnaire ist unter verschiedenen Aspekten ‚weiterverarbeitet‘ worden. Wir bringen einige *Beispiele*:

- Bildung von Parallelförmen,
- Reduktion der 16 Faktoren, Ableitung von Zweit- oder Drittfaktoren.

Parallelförmen und Varianten des 16 PF

Der 16 PF liegt in vier Parallelförmen und in zwei Zusatzförmen vor. Die vier Parallelförmen (A, B, C, D) eignen sich für Erwachsene mit ‚normaler‘ Bildung (High-School-Absolventen), die zwei Zusatzförmen (E, F) für Personen mit niedrigeren Bildungsstandards (Cattell: Manual, 1972, 5).

Der 16 PF wurde auch für jüngere Gruppen adaptiert (Cattell, 1973, 68, 95, 289):

- *PSPQ*: Preschool Personality Questionnaire:
 für Kinder von 4 bis 6 Jahren,
- *ES PQ*: Early School Personality Questionnaire:
 für Kinder von 6 bis 8 Jahren,
- *CPQ*: Childs Personality Questionnaire:
 für Kinder von 8 bis 12 Jahren,
- *HSPQ*: High School Personality Questionnaire:
 für Jugendliche von 12 bis 18 Jahren.

Bildung von Faktoren höherer Ordnung

„Da Cattell in allen seinen Faktorenanalysen die resultierenden Primärfaktoren über schiefwinkelige Rotationen zu optimaler Einfachstruktur zu rotieren versucht und so Korrelationen zwischen den Faktoren zuläßt, lassen sich Faktorenanalysen zweiter Ordnung durchführen“ (Bartussek, 1996, 73). Zur Unterscheidung erhalten die Zweitfaktoren als *Indizes römische Ziffern*. Die Faktoren höherer Ordnung seien angeführt mit ihrer Benennung

- nach Cattell und
- nach Schneewind.

Sodann sei resümiert, was Faktoren höherer Ordnung leisten.

Faktoren zweiter und dritter Ordnung nach Cattell

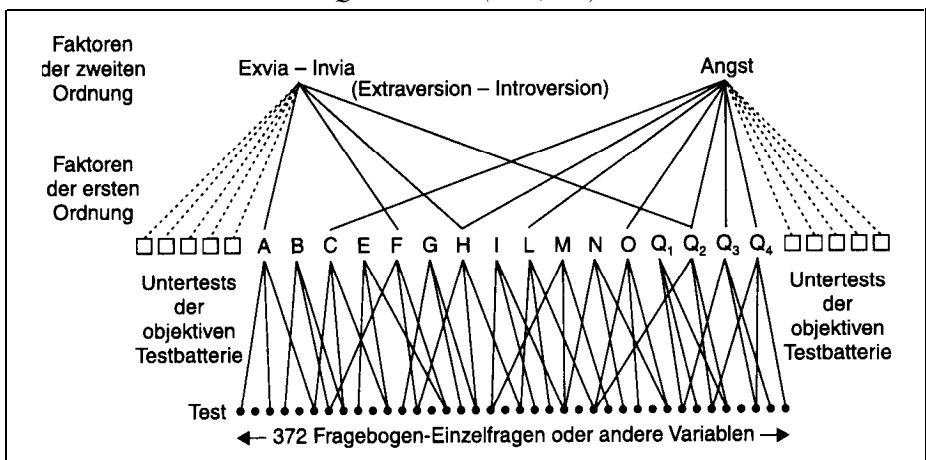
Das Manual zum 16 PF zählt **vier Zweitfaktoren** auf (Cattell, 1972 ,26-28):

Factor QI:	Introversion	vs. Extraversion
Factor QII:	Low Anxiety	vs. High Anxiety
Factor QIII:	Tenderminded Emotionality	vs. Tough Poise
Factor QIV:	Subduedness	vs. Independence

Kasten 34-12:

Faktoren erster und zweiter Ordnung im 16 PF, gestützt durch andere objektive Tests

Quelle: Cattell (1973, 113)



Eine Abbildung - in Kasten 34-12 - veranschaulicht den Zusammenhang zwischen Primär- und Sekundärfaktoren, bezogen auf Faktor QI und Faktor QII; hinzu kommen Belege aus anderen Tests, die ebenfalls Anteile von QI und QII enthalten (1973, 113).

Um aus Erstfaktoren im Einzelfall die Zweitfaktoren zu ermitteln, hat Cattell eine Rechen-Vorlage entwickelt. Kasten 34-13 bildet das Schema ab (für die Gruppe der Frauen).

Kasten 34-13:
16 PF - Umrechnungsschema:
Ableitung von Zweitfaktoren aus Erstfaktoren, hier für Frauen
Quelle: Manual (Cattell, 1972, 25)

Person's Sten Scores	16 PF Second-Order Scores for Females			
	Extraversion	Anxiety	Tough Poise	Independence
A	③	①	②	
B			①	
C		③		①
E	②		③	④
F	③		②	
G	①	①		①
H	③	①	④	
I		①	②	①
L	①	①	⑤	①
M	①	①	②	③
N	①			①
O	①	③	①	②
Q ₁			①	③
Q ₂	③			②
Q ₃		①	②	
Q ₄	①	④	①	
Constant	1,1	2,8	1,1	0,6
	<div style="border: 1px solid black; width: 50px; height: 20px; margin: 0 auto;"></div> <div style="border: 1px solid black; width: 50px; height: 20px; margin: 0 auto;"></div> <div style="border: 1px solid black; width: 50px; height: 20px; margin: 0 auto;"></div>	<div style="border: 1px solid black; width: 50px; height: 20px; margin: 0 auto;"></div> <div style="border: 1px solid black; width: 50px; height: 20px; margin: 0 auto;"></div> <div style="border: 1px solid black; width: 50px; height: 20px; margin: 0 auto;"></div>	<div style="border: 1px solid black; width: 50px; height: 20px; margin: 0 auto;"></div> <div style="border: 1px solid black; width: 50px; height: 20px; margin: 0 auto;"></div> <div style="border: 1px solid black; width: 50px; height: 20px; margin: 0 auto;"></div>	<div style="border: 1px solid black; width: 50px; height: 20px; margin: 0 auto;"></div> <div style="border: 1px solid black; width: 50px; height: 20px; margin: 0 auto;"></div> <div style="border: 1px solid black; width: 50px; height: 20px; margin: 0 auto;"></div>
	Extraversion	Anxiety	Tough Poise	Independence

Andere Faktorenlisten von Cattell

Das „Handbuch moderner Persönlichkeitstheorien“ listet *acht Zweitfaktoren* auf (Cattell & Dreger, 1977, 97). - Ein Forschungsbericht zählt *fünf Faktoren* dritter Ordnung auf, die sich aus elf Experimenten ableiten ließen (Cattell, 1975).

Faktoren zweiter Ordnung nach Schneewind

Schneewind, Schröder und Cattell geben für ihre deutsche Adaption des 16PF fünf Zweitfaktoren an (1983, 9, 16, 38-40):

QI Geringe Normgebundenheit	vs. Hohe Normgebundenheit
QII Geringe Belastbarkeit	vs. Hohe Belastbarkeit
QIII Geringe Unabhängigkeit	vs. Hohe Unabhängigkeit
QIV Geringe Entschlußbereitschaft	vs. Hohe Entschlußbereitschaft
QV Geringe Kontaktbereitschaft	vs. Hohe Kontaktbereitschaft

Was leisten Faktoren höherer Ordnung?

„Die Faktoren höherer Ordnung sind vergleichbar den hochgestellten Führungskräften, die keinen direkten, unmittelbaren Einfluß auf die unteren Angestellten haben, sondern auf diese nur auf indirektem Wege über das Aufsichtspersonal einwirken“ (1973, 113). Sie sollen eine Personbeschreibung in sehr konzentrierter Form ermöglichen. - *Beispiel:* In der angewandten Psychologie gibt es Fälle, in denen es geraten erscheint, breite Informationen zusammenzutragen. Soll etwa ermittelt werden, ob ein Angeklagter „zurechnungsfähig“ sei, empfiehlt es sich, seine Kapazität *zunächst* nur global einzuschätzen. Bei Fragestellungen wie diesen legt sich die Wahl von Verfahren nahe, die Faktoren zweiter oder dritter Ordnung zur Verhaltensbeschreibung anbieten.

Resümee: Cattell hat viele psychometrische Instrumente konstruiert - eine Sonderrolle fällt dem „Sixteen Personality Factor Questionnaire (16 PF)“ zu. Die Herleitung aus sprachlichem Material, die Begründung mit wenigstens zwei Datenquellen (L- und Q-Daten), die Replikation in interkulturellen Vergleichen, der Anspruch, wesentliche Dimensionen der Person zu repräsentieren, die Erstellung vieler Gruppen- und Parallelformen: alle diese Schritte oder Charakteristika verdeutlichen, welche hohe Bedeutung Cattell diesem Instrument beimißt, welche wichtige Rolle er somit den Dimensionen des Temperamentes zuerkennt.

Erfassung der Motivation (dynamic traits)

„Ein dynamischer Wesenszug hat . . . mit Motivation und Interessen zu tun. Von dynamischen Wesenszügen ist die Rede, wenn ein Mensch als verliebt oder ehrgeizig oder sportbegeistert beschrieben oder ihm eine autoritätsfeindliche Einstellung nachgesagt wird“ (Cattell, 1973, 32).

Dynamische Wesenszüge (dynamic traits) lassen sich aufgliedern in drei Komponenten:

- Primärtriebe (ergs),
- Gefühle/Gesinnungen (Sentiments) und
- Einstellungen (attitudes).

Ein **Primärtrieb** (erg) bezeichnet einen konstitutionellen Grundwesenszug als Ursprung psychischer Energie (constitutional source-trait). Ein ‚Primärtrieb‘ richtet sich auf ein bestimmtes Ziel, er besitzt eine bestimmte Energiemenge. „Der Begriff Erg . . . wird . . . für ein Verhaltensmuster verwendet, für das bisher die Bezeichnung Instinkt oder Trieb verwendet worden ist, und das die Bedeutung einer Energiequelle für das Verhalten hat“ (1973, 168). Nachweise für die Existenz von Primärtrieben liefern Faktorenanalysen von Motivationsvariablen. - *Beispiele* für „Ergs“ sind Sexualität, Furcht, Geselligkeit, Selbstbehauptung, elterliche Fürsorge, Kampflust (1973, 171).

Gefühle/Gesinnungen (Sentiments) repräsentieren einen dynamischen Grundwesenszug, der umweltbestimmt ist, sich demnach auf konkretere Ziele richtet als ein Primärtrieb; Gefühle/Gesinnungen werden im sozial-kulturellen Kontext erlernt. - *Beispiele*: Bindungen an Eltern, an Ehepartner, an Freunde, Interessen für Spiel und Sport, Orientierung an Beruf und Berufslaufbahn.

Einen zentralen ‚Ort‘ nimmt das **Selbst-Sentiment** ein, weil es eine Reihe von ‚Gefühlen/Gesinnungen‘ zusammenfaßt, die sich auf die eigene Person richten. Es entwickelt sich in der frühen Kindheit, stabilisiert sich später im Selbstbild, es „übernimmt die Aufgabe, die Impulse der Ergs zu kontrollieren und die weniger wichtigen Sentiments in ein umfassendes Arbeitssystem zu integrieren“ (1973, 174).

Eine **Einstellung** (attitude) bezieht sich auf das konkreteste Triebobjekt: auf ein beobachtbares Verhalten; es handelt sich um Interessen an Einzelhandlungen in bestimmten Situationen (1973, 158). - *Beispiel*: Jemand hält sich in einer fremden Stadt auf, fühlt sich allein, sieht eine Kinoreklame, hat Geld in der Tasche, hat Zeit; so könnte ihm der Einfall kommen: ‚Ich schaue mir einen Film an.‘ - Einstellungen ändern sich oft schnell, manche werden nie in Handlungen umgesetzt, färben aber andere Einstellungen mit.

Resümee: Von den Primärtrieben (ergs) über die Gefühle/Gesinnungen (sentiments) zu den Einstellungen (attitudes) wird der Motivationsprozeß immer konkreter. (Wenn ich Hunger habe [erg], esse ich gerne einen Apfelstrudel

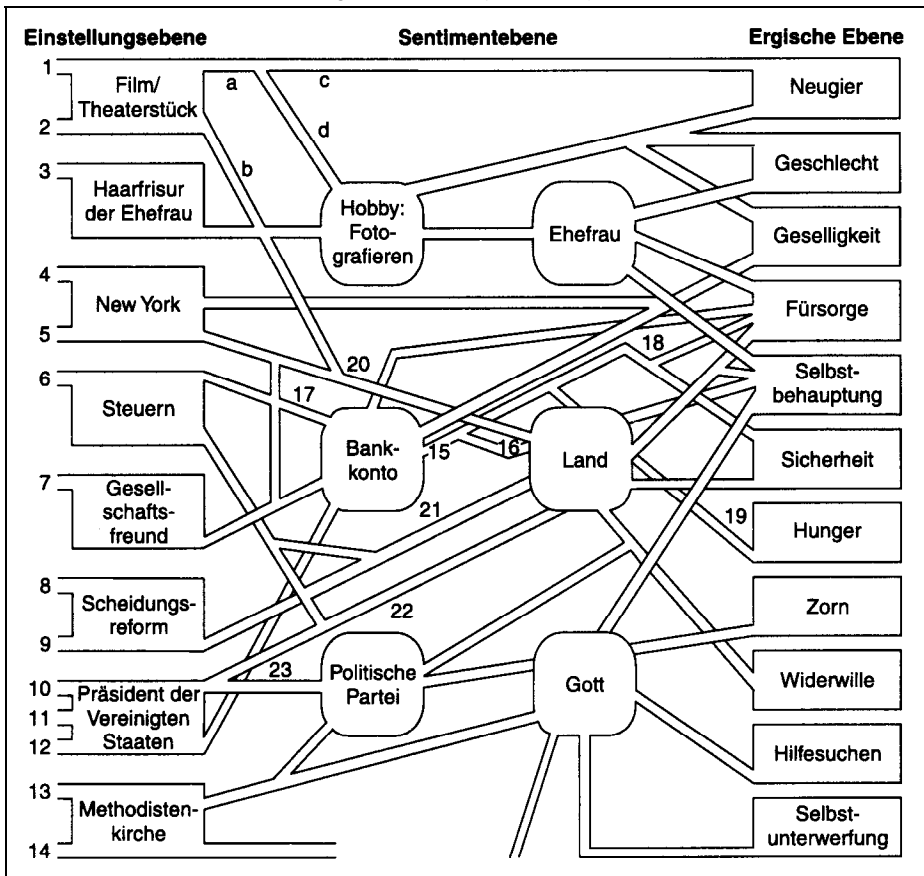
[Sentiment]. Ich habe gerade jetzt Hunger, ich suche eine Bäckerei auf und kaufe einen Apfelstrudel [attitude]).

In einem Schaubild hat Cattell das Zusammenspiel motivationaler Kräfte veranschaulicht, er spricht von „dynamischem Netz“ (dynamic lattice: Cattell, 1973, 167). Kasten 34-14 gibt dazu eine Abbildung.

Kasten 34-14:

Dynamisches Netz: die drei dynamischen Wesenszüge in ihrem Zusammenhang (ergs, Sentiments, attitudes)

Quelle: Cattell (1973, 167)



Kommentar zu dem dynamischen Netz

- In der ersten Spalte links gibt Cattell Beispiele für *Einstellungen* (attitudes); sie beziehen sich auf sehr konkrete Sachverhalte: etwa auf Filme oder Theaterstücke, auf die Haarfrisur der Ehefrau, auf Steuern, auf die Stadt New York.

- Im Mittelfeld erscheinen ‚*Gefühle/Gesinnungen*‘ (Sentiments). Bezogen sind sie zum einen auf verschiedene Primärtriebe, zum anderen auf verschiedene Einstellungen. - Vom Hobby Fotografieren (Sentiment) etwa gilt: (1) Es hängt ab von Primärtrieben wie ‚Neugier‘, ‚Geschlecht‘, ‚Fürsorge‘. (2) Es äußert sich auf geradem Wege in den ‚Einstellungen‘ zum Film, zur Haarfrisur der Ehefrau, aber auf Umwegen (und darum weniger transparent) auch in Einstellungen, welche die Heimatstadt New York betreffen, die Scheidungsreform usw. - Vom Bankkonto (Sentiment) gilt: (1) Es hängt ab von den Primärtrieben ‚Geselligkeit‘, ‚Fürsorge‘, ‚Sicherheit‘. (2) Es manifestiert sich in Einstellungen zu Steuern, zum Freund, zum Präsident der Vereinigten Staaten.
- In der dritten Spalte rechts stehen *Primärtriebe* (ergs): Neugier, Sexualität, Geselligkeit, Fürsorge, Selbstbehauptung usw. Jeder Primärtrieb ‚beeinflusst‘ verschiedene ‚Gefühle/Gesinnungen‘. - So bezieht sich der Primärtrieb ‚Sexualität‘ auf die ‚Gefühle/Gesinnungen‘ zur Ehefrau und zu dem Hobby Fotografieren, über diese Gefühle/Gesinnungen auch auf Einstellungen zum Film, zum Theater. - Der Primärtrieb ‚Fürsorge‘ richtet sich auf die ‚Gefühle/Gesinnungen‘ zur Ehefrau und äußert sich in der Einstellung zu ihrer Haarfrisur, er bezieht sich aber auch auf die ‚Gefühle/Gesinnungen‘ zum eigenen Land und manifestiert sich in der Einstellung zur Scheidungsreform oder zum Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Das Schaubild veranschaulicht, wie vielfältig die dynamischen Merkmale ‚vernetzt‘ sind: In jeder der drei Gruppen ist jedes ‚Element‘ (auf Umwegen) verbunden mit jedem. Jede der drei Gruppen ist verknüpft mit jeder der zwei anderen Gruppen. - In den Einstellungen (attitudes) kommen die Gefühle/Gesinnungen (Sentiments) und kommen die Primärtriebe (ergs) zu ihren Zielen (1973, 168).

Erfassung der ‚Person-Dynamik‘ mit Hilfe eines Tests:

„*Motivation Analysis Test (MAT)*“

Zur Erfassung der dynamischen Traits hat Cattell verschiedene Instrumente entwickelt. Hier sei der „Motivation Analysis Test (MAT)“ skizziert (Cattell et al., 1964).

Der MAT erfaßt Anteile aller drei Komponenten der Motivation, er mißt:

- fünf *Primärtriebe* (ergs),
- fünf ‚Gefühle/Gesinnungen‘ (sentiments),
- vielfältige und unterschiedliche *Einstellungen* (attitudes), formuliert in konkreten Aussagen zu Primärtrieben oder Gefühle/Gesinnungen.

Kasten 34-15 ordnet *Primärtriebe* (ergs) und *Einstellungen* (attitudes) einander zu.

Kasten 34-15:
Motivation Analysis Test: ERGS
Quelle: Cattell et al. (1964, 3-4)

ERGS	Strength of	ATTITUDES subsidiating a given erg The wording . . . is simply a brief statement designed to represent the content and meaning of the Attitude.
MATING	the normal, heterosexual or mating drive	I want to fall in love with a beautiful woman-handsome man. I want to satisfy my sexual needs.
ASSERTIVENESS	the drive to self-assertion, mastery, and achievement	I want to be smartly dressed with an appearance that commands admiration. I want to increase my salary and social status.
FEAR (ESCAPE)	the alertness to external dangers (This is not anxiety!)	I want my home better protected against the terror of an atomic bomb attack. I want to see the danger of death from disease and accidents reduced.
NARCISM-COMFORT	the drive to sensuous, self-indulgent satisfaction	I want to lie in bed in the mornings and have a very easy time in life. I want to enjoy fine foods, fine drinks, candies, and delicacies.
PUGNACITY/SADISM	the destructive, hostile impulses	I want my country to go all out to destroy the enemy. I want to see movies or plays showing gangster fights and violence, where many people are injured or slain.

Kasten 34-16 ordnet ‚Gefühle/Gesinnungen‘ (Sentiments) und *Einstellungen* (attitudes) einander zu.

Kasten 34-16:
Motivation Analysis Test: SENTIMENTS
Quelle: Cattell et al. (1964, 3-4)

SENTIMENTS	Strength of	ATTITUDES subsidiating a given sentiment The wording . . . is simply a brief statement designed to represent the content and meaning of the Attitude.
SENTIMENT TO SELF CONCEPT	concern about the self-concept, social repute, and more remote rewards	(A) Social Reputation Component of the Self - I want to maintain a good reputation and command respect in my community.

		<ul style="list-style-type: none"> - I want a normal, socially-approved relation to a person of the opposite sex. <p>(B) Control and Understanding of Self</p> <ul style="list-style-type: none"> - I want to keep my impulses under sufficient and proper control. - I want never to damage my sense of self-respect.
SUPEREGO SENTIMENT TO SOCIO- PARENTAL SANCTIONS	development of conscience	<p>I want to satisfy a sense of duty to my community, my country, and my God.</p> <p>I want to see an end to gambling, idleness, excessive drinking, prostitution, and all other forms of vice.</p> <p>I want to be unselfish in my acts.</p>
CAREER/ PROFESSION	amount of development of interests in career	<p>I want to learn more about the technical skills in my job or job-to-be.</p> <p>I want to stick with my job or chosen career.</p>
SWEETHEART/ SPOUSE	the attachment to wife /husband or sweetheart	<p>I want to spend time with my sweetheart, enjoying our common interests.</p> <p>I want to bring gifts to my sweetheart, to share in his or her delight in them.</p>
HOME- PARENTAL	attitudes attaching to the parental home	<p>I am proud of my parents and want them to be proud of me.</p> <p>I want to turn to my parents for affection, comradeship, and guidance.</p>

Aufbau des MAT

Der MAT besteht aus vier Untertests; von jedem seien zwei Items referiert, sie sollen das Ziel des Tests erläutern.

Subtest USES:

(In den Kästchen [] wird die Antwort angekreuzt, die jemand zu geben wünscht.)

(1) A person with time to read could use it better:

[] learning how smart people protect themselves from contagious diseases,

[] finding how to do still better at work.

(2) A valuable course of study would be one on:

important skills on one's job,

[] health through relaxation.

Subtest ESTIMATES:

(Die Antworten können abgestuft werden: von „Very false“ [a] bis „Very true“ [d].)

- (1) All careers are becoming so crowded that you can't expect to „reach the top“ any longer.

[a] [b] [c] [d]
Very false Very true

- (2) In our days the respect given to mothers, just as mothers, has become quite excessive.

[a] [b] [c] [d]
Very false Very true

Subtest PAIRED WORDS:

(Der Proband entscheidet, an welches der beiden *kleingedruckten* Wörter er eher denkt, wenn er das *großgedruckte* Wort liest.)

- | | | | |
|-------------------|-----------------|---------------------|------------------|
| (1) HOME < | [] fire alarm | (2) MEMBER < | [] Diner's Club |
| | [] of learning | | [] Labor Union |

Subtest INFORMATION:

(Es werden Informationsfragen gestellt und vier Antwortoptionen vorgegeben.)

- (1) What share of a child's support must a parent pay at a minimum in order to claim that child on income tax as a dependent?
- (a) three-quarters (b) two-thirds
(c) one-half (d) one-third
- (2) What is the best length of stay when parents visit their grown children's families once a year?
- (a) 20 days (b) 10 days
(c) 5 days (d) 1 day

Auswertung und Interpretation(en)

Mit Hilfe von Schablonen werden den Antworten Rohwerte zugeordnet, diese dann in Norm-Werte umgewandelt, in Sten-Werte mit dem Mittelwert 5.5, und der Standardabweichung 2.

Als *Normgruppen* werden beschrieben:

- eine Gesamtgruppe (mittleres Alter: 21.54, Standardabweichung: 6.92 Jahre),
- verschiedene Berufsklassen und
- verschiedene klinische Gruppen.

Auf diese Weise lassen sich für jeden Primärtrieb (erg) und alle ‚Gefühle/Gesinnungen‘ (Sentiment) verschiedene *relative* Stärkegrade ermitteln.

Cattell, als Liebhaber psychometrischer Varianten, bietet mannigfache Interpretationen an (Cattell et. al., 1964, 17-24), *beispielsweise*

- (a) reine *Beschreibungen*, die nur den Ausprägungsgrad eines Primärtriebes (erg) oder von ‚Gefühlen/Gesinnungen (Sentiments) angeben;
- (b) *Erklärungen*, die einen Primärtrieb oder ‚Gefühle/Gesinnungen‘ in soziale oder genetische Zusammenhänge einordnen;
- (c) Formeln zur individuellen *Verhaltens- Vorhersage*.

In einer Art Schlußwort zum MAT gibt Cattell bedenkenswerte Ratschläge zur Interpretation individueller Testscores - Kasten 34-17 gibt sie wieder.

Kasten 34-17:

Ratschläge zur Interpretation individueller Testscores

Quelle: Cattell et al. (1964, 23)

„GENERAL PRECAUTIONS IN INDIVIDUAL INTERPRETATION

There are some general precautions which should be observed in the application of any psychometric instrument. It is well to apply these particularly with a test which has as many Potentials for ‚depth perception‘ as this one does.

Avoid absolute statements. Many speculations may ‚seem to be indicated‘ by scales from this test, but the test does not ‚prove‘ any of them. Validate all speculations against the subject’s background or by other tests. Experience has shown a high but far from perfect confirmation rate.

Avoid the conscious-unconscious distinction. This implies awareness or lack of it to most people. This test measures expression-tension, realistic-unrealistic, and integrated-unintegrated dimensions, but probably the subject is aware of both levels of his interest.

Avoid assuming that a high score on one level implies a low score on the other. From dynamic principles we would expect this to some degree. It seems to be clear, however, that it is entirely possible to be high on both the integrated and the unintegrated level simultaneously if one’s total motivation is strong enough.

Think always in terms of broad areas of interest. This is a motivation test; it does not immediately describe an individual’s behavioral characteristics. Sometimes overt behavior relieves tension and thus relieves motivational needs. Certain personality characteristics can minimize certain drive levels. By resolving this dilemma it is possible to get some idea of how long the personality trait has been operating at its present level.

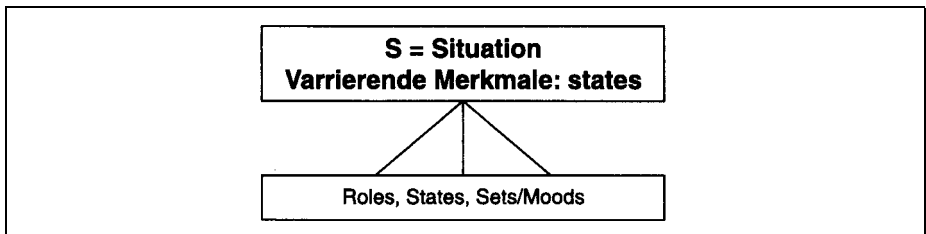
Interrelate all information to obtain a global picture of the subject. Whether it is called a modus operandi, essence, or life style, an individual has to operate as a single unit. He may have a number of characteristics, but these all have to be ultimately reconciled if we are to understand and predict his behavior. This reconciliation very often requires that we interpret individual scales in a more flexible manner. It is through this process that the clinician ultimately validates his usage of any instrument.“

Resümee: Kreativ, wie Cattell seine Vorstellungen von Intelligenz und Temperament behandelt, so entwickelt er auch seine Konzeption von Motivation. Die dynamischen Wesenszüge zerlegen sich in drei Komponenten. Dabei entfaltet sich der Motivationsprozeß von Primärtrieben (ergs) über ‚Gefühle/Gesinnungen‘ (Sentiments) zu ‚Einstellungen‘ (attitudes) immer konkreter. - Zur Erfassung dieser drei Anteile des Triebgeschehens hat Cattell mehrere Instrumente konstruiert, eines davon ist der „Motivation Analysis Test (MAT)“; er erhebt fünf Primärtriebe und fünf Gefühle/Gesinnungen und ordnet beiden Merkmalsklassen „Einstellungen“ zu, die ihnen zugrundeliegen können.

Erfassung der Situationsmerkmale (states)

Menschliches Verhalten entspringt stabilen Wesenszügen (traits), wird aber mitbestimmt von variierenden Verhaltensweisen. Diese variierenden Merkmale nennt Cattell „Zustände“ (states). *Beispiele* sind Rollen (roles: wie Vater- oder Mutterrolle) oder Stimmungen (sets/moods), ebenso aber auch andere Modalitäten fluktuierenden Verhaltens. - Kasten 34-18 veranschaulicht die Einteilung.

Kasten 34-18:
Verhalten - mitbestimmt durch variierende Merkmale (states)



Von Wesenszügen (traits) heben ‚Zustände‘ (states) sich deutlich ab: Ein Wesenszug ‚wirkt‘ zu jeder Zeit, ein ‚Zustand‘ dagegen ‚wirkt‘ nur in dem Zeitabschnitt, in dem er auftritt.

Beispiele: (1) Für den Einfluß eines *Zustandes*, hier der ‚Erregung‘, schildert Cattell folgendes Beispiel: In einer Firma bewirbt sich ein junger Mann um eine Stelle. Jedoch lehnt ein Mitglied des Vorstandes den Bewerber entschieden ab. Warum? Antwort: Bei der Anmeldung habe der Bewerber in höchster Erregung völlig unhöflich ins Telefon geschrien. - ‚Schreien‘ wurde dem Bewerber als ‚Wesenszug‘ zugeschrieben. Nachforschungen ergaben indessen: In dem Augenblick, als der Bewerber den Vorstand anrief, war in seinem Zimmer Feuer ausgebrochen . . . Seine Erregung hatte ‚situative‘ Ursachen (Cattell, 1973, 31).

(2) Den Einfluß der *Rolle* veranschaulicht Cattell an folgender Situation: Eine Familie sitzt bei Tisch, der Sohn hat seinen Freund mitgebracht, der Sohn knüllt Brotkrümmel zu Kügelchen und wirft sie über den Tisch. Sein Freund tut das gleiche. Einen Tadel aber spricht der Vater nur gegenüber dem Sohn aus, nicht gegenüber dem Freund . . . Die Rolle des Vaters bezieht sich nur auf das eigene Kind (1973, 31).

(3) Was eine augenblickliche *Stimmung* (set, mood) bewirken kann, illustriert Cattell mit dem ironischen Satz: „Viele Männer haben in einem Ausbruch romantischer Erregung der unpassenden Frau einen Heiratsantrag gemacht“ (1973, 31).

Erfassung der situativen Merkmale mithilfe eines Tests:

„Eight state Questionnaire (8 SQ)“

Zur Erfassung der ‚Zustände‘ hat Cattell verschiedene Instrumente entwickelt. Hier sei das „Eight state Questionnaire (8 SQ)“ vorgestellt, das Verfahren beschreibt und mißt acht ‚Zustände‘ (states: Cattell, 1976, 5):

- Angst (anxiety),
- Belastung (stress),
- Niedergedrücktheit (depression),
- Unreifes Verhalten (regression),
- Übermüdung (fatigue),
- Schuldgefühle (guilt)
- Extraversion (extraversion),
- Erregtheit (arousal).

Das „Eight State Questionnaire (8SQ)“ besteht aus 96 Items, es liegt in zwei Parallelformen A und B vor. Auf jeden ‚Zustand‘ - auf jede Skala - entfallen 12 Items. Angeboten werden vier Antwortoptionen, sie lauten in der Regel: (a) very true, (b) fairly true, (c) fairly false, (d) very false. - Kasten 34-19 beschreibt die acht ‚Zustände‘ und zitiert je Skala zwei Beispiel-Items.

Kasten 34-19:

Eight State Questionnaire (8 SQ)

Quelle: Cattell: *Manual* (1976, 5), *Testbogen, Form A* (1976, 3)

SCALE	EXAMINEE DESCRIBES SELF AS	Zwei Beispiel-Items zu jeder Skala <i>Üblich sind vier Antwortoptionen:</i> <i>(a) very true, (b) fairly true, (c) fairly false, (d) very false.</i> <i>Spezielle Antwortmuster werden aufgeführt.</i>
ANXIETY	worried / easily rattled / tense / emotionally upset / easily angered / easily annoyed	- At this minute I have no worries or problems. - I feel tense and uneasy.
STRESS	feeling a lot of pressure / unable to take time off and relax / constantly on the go / feeling hectic / experiencing great strain / unhappy with own performance	- Right now there is . . . on me. <i>a) a great deal of pressure,</i> <i>b) some pressure,</i> <i>c) hardly any pressure,</i> <i>d) no pressure at all</i> - I am doing as well as I really can today.
DE-PRESSION	unhappy / disagreeable / pessimistic / in poor spirits / disappointed	- I'm in really high spirits. - The way I feel now, I wouldn't depend too much on the kindness of people I know.
RE-GRESSION	confused / unorganized / unable to concentrate / experiencing difficulty coping / acting impulsively	- The way I feel now, a difficult problem would be <i>a) very challenging,</i> <i>b) fairly challenging,</i> <i>c) a nuisance,</i> <i>d) hard to cope with.</i> - In my present mood, I find myself acting

		<i>a) very carefully and deliberately,</i> <i>b) rather cautiously and carefully,</i> <i>c) rather impulsively,</i> <i>d) very impulsively, without thinking first.</i>
FATIGUE	exhausted / no energy / sluggish / tired / needing rest / weary / below par in performance	- At the moment I feel very lazy. - I feel <i>a) very wide awake,</i> <i>b) fairly wide awake,</i> <i>c) somewhat sleepy,</i> <i>d) very sleepy.</i>
GUILT	regretful / concerned about own misdeeds / experiencing difficulties sleeping / unkind / dissatisfied with self	- I'm so worked up and worried that my hands are shaking. - Right now I have no strange aches and pains that I can't explain.
EXTRA-VERSION	sociable / outgoing / adventure-some / talkative / enthusiastic	- When I talk to people today, I wonder if they are really interested in what I'm saying. - At the moment I feel <i>a) very talkative</i> <i>b) fairly talkative</i> <i>c) fairly quiet</i> <i>d) very quiet</i>
AROUSAL	alert / keyed up / excited / stimulated / keen and sharp senses	- Clever ideas keep popping into my mind today. - I feel I need some sleep but I'm too keyed up to go to bed, even if I could.

Auswertung und Interpretation

Mit Hilfe von Schablonen werden den Antworten Rohwerte zugeordnet, diese dann in Norm-Werte umgewandelt: in Sten-Werte mit dem Mittelwert 5.5 und der Standardabweichung 2 - wie bei „Sixteen Personality Factor Questionnaire (16 PF)“ und „Motivation Analysis Test (MAT)“.

Das Manual enthält *Normen* für Männer und Frauen, für Strafgefangene und für verschiedene Regionen der USA (1976, 9-13; 28-32; 33). Eine Tabelle ermöglicht es, Altersnormen zu berechnen (1976, 16: Table 5.6). Wie für 16 PF und MAT bietet Cattell mannigfache Hilfen zur Interpretation der Ergebnisse an (Cattell, 1976, 68).

Resümee: Die situativen Verhaltensweisen schlüsselt Cattell vielfach auf, exemplarisch zum Beispiel in die Komponenten ‚Rollen‘, oder ‚Stimmungen‘. Ein ‚Zustand‘ (state) ‚wirkt‘ nur in dem Zeitabschnitt, in dem er auftritt. - In dem Fragebogen „Eighth State Questionnaire (8 SQ)“ benennt Cattell acht ‚Zustände‘, welche das Verhalten ‚beeinflussen‘ können. Die Rohwerte lassen sich umwandeln in Standardwerte je Geschlecht und Alter.

Zu Cattell

Cattells Werk zeichnet sich durch eine solche Vielfalt (vielleicht auch Disparatheit) von Untersuchungen aus, daß unsere Skizze sie nicht abbilden kann. Empirische Daten unterschiedlichster Art sollen die Theorie stützen. Indessen - liegt eine Theorie vor?

Woher leitet Cattell, beispielsweise, die Dreiteilung stabiler Wesenszüge in ‚Fähigkeiten, Temperamentsaiten, dynamische Wesenszüge‘ ab? Oder begründet diese Einteilung sich selber?

Läßt sich überzeugend erklären, warum die Erstfaktoren des 16 PF oder die vier bis acht Zweitfaktoren oder die fünf Drittfaktoren ein Individuum „vollständig beschreiben“? - Daß es sechzehn Erstfaktoren gebe, dürfte eine überholte Annahme sein. Zur Zeit bleibt es innerhalb der Persönlichkeitsforschung offen, wieviele Zweit- oder Drittfaktoren sich „nachweisen“ lassen. - Untersuchungen im Anschluß an Cattell und Eysenck dürften die Vermutung stützen, daß mit drei bis fünf Primärfaktoren zu rechnen sei (Bartussek, 1996, 75-92).

Was die ‚*Neuwörter*‘ (Neologismen) angeht, die Cattell eingeführt hat (im 16 PF etwa Begriffe wie Threctia, Parmia, Harria, Premsia), so ist der Versuch verständlich, neue Dimensionen von alten Assoziationen abzukoppeln. Aber die neuen Wörter erschweren den Zugang zu dem System: *Entweder* muß sich der Anwender die neuen Dimensionen mithilfe ‚alter‘ Synonyma erschließen, dann aber erscheinen auch ‚alte‘ Assoziationen. *Oder* aber der Anwender verzichtet auf solche Vergleiche, verwendet die neuen Konzepte wie Unbekannte, deren Aussagewert sich im Gebrauch erschließt, dann aber wird sehr viel Glaube in das System vorausgesetzt.

Weitere Aspekte kommen im 36. Kapitel zur Sprache (vgl. S.405).

35 Eysenck, H. J.:

Eine biopsychologische Persönlichkeitstheorie (geb. 1916)

Guilford und Cattell sammeln Aussagen über die Persönlichkeit und klassifizieren sie - insofern gehen sie induktiv vor. Dagegen formuliert Eysenck zuerst ‚Theorien‘ über die Persönlichkeit und überprüft sie - er geht demnach eher deduktiv vor (Die Anfänge seiner Theoriebildung schließen allerdings auch induktive Schritte ein). Eine weitere Eigenart kommt hinzu: Eysenck führt alle Dimensionen der Persönlichkeit letztlich auf physiologische Prozesse und Determinanten zurück.

Nach genetischen Ursprüngen humanen Verhaltens suchen auch Cattell und Guilford. Doch befaßt sich Eysenck mit dieser Frage hartnäckiger, nachdrücklicher, auch mit mehr Interesse am biologischen Detail - er nennt sein ‚psychophysiologisches‘ oder ‚physiopsychologisches‘ Modell der Persönlichkeit ein „naturwissenschaftliches Paradigma“ (Eysenck & Eysenck, 1987).

Was dies im einzelnen besagt, wie Eysenck also seine Theorie(n) konzipiert und mit welchen Mitteln er sie überprüft, sei in sechs Abschnitten entfaltet:

- Beschreibung und Erfassung von Persönlichkeit,
- Hierarchisches Modell der Persönlichkeit,
- Vorentwurf einer Persönlichkeitstheorie
(Integration verschiedener Ansätze),
- Drei Grunddimensionen auf Typ-Ebene,
- Intelligenz (als vierte Grunddimension),
- Fragebögen als Meßmittel der Persönlichkeit.

Beschreibung und Erfassung von Persönlichkeit

„Unsere Persönlichkeitstheorie behauptet, daß sich Persönlichkeit am besten als eine große Menge von Eigenschaften (Soziabilität, Impulsivität, Aktivität, Launenhaftigkeit usw.) beschreiben läßt, und daß diese Eigenschaften in gewissen Bündeln (clusters) miteinander zusammenhängen; diese Bündel sind die empirische Basis für Konzepte höherer Ordnung, die man als ‚Typen‘ oder, wie ich es vorziehen würde, als Dimensionen der Persönlichkeit bezeichnen kann“ (Eysenck, 1976 d, 21).

In einem früheren Text umschreibt Eysenck die Persönlichkeit anders: „als die integrierte Totalität von Charakter, Temperament, Intellekt und Körperbau.

In dieser Definition wird unter *Charakter* die mehr oder weniger dauerhafte und gesetzmäßige Art des Strebens (conation) einer Person verstanden, *Temperament* als seine mehr oder weniger dauerhafte und gesetzmäßige Weise, affektiv zu agieren (affection), *Intelligenz* als seine mehr oder weniger dauerhafte und gesetzmäßige Ausstattung cognitiver Funktionen und *Körperbau* als seine mehr oder weniger dauerhafte und gesetzmäßige Konstellation physikalischer und neurohormonaler Bedingungen“ (Eysenck, 1953, 292).

Was *unterscheidet* die zwei Definitionen - die ältere und die jüngere? Drei Unterschiede seien genannt:

- Die *ältere* Definition (von 1953) benennt vier ‚Inhalte‘, welche eine Persönlichkeit kennzeichnen: den Charakter, das Temperament, die Intelligenz, den Körperbau.
Die *jüngere* Definition (von 1976) nennt nur noch formale Kategorien: Persönlichkeit besteht aus einer Menge von Eigenschaften.
- Nach der *älteren* Definition ergeben die ‚Inhalte‘ eine integrierte Totalität, enthalten in diesem Sinne also eine Art Struktur, bilden eine Art Ganzheit. Nach der *jüngeren* Definition wird wiederum nur eine ‚formale‘ Angabe gemacht: die Eigenschaftsbündel, die eine Persönlichkeit ausmachen, hängen zusammen.
- Nach der *älteren* Definition (1953) ist mit den vier ‚Inhalten‘ und ihrer Struktur (als Totalität) die Persönlichkeit vollständig umschrieben. Nach der *jüngeren* Definition (1976) lassen sich die Eigenschaftsbündel einfügen in eine höhere ‚statistische Ordnung‘: den Typus.

Was *verbindet* die beiden Definitionen? Gemeinsam ist ihnen, daß sie etwas *nicht* erwähnen: Nicht erwähnen sie die *Einzigartigkeit* als Charakteristikum der Persönlichkeit.

Information über die Persönlichkeit können viele unterschiedliche Verfahren oder Vorgehensweisen liefern, zum Beispiel:

- Verhaltensbeobachtungen,
- Experimente,
- Beurteilungen durch Bekannte (etwa mittels Ratings),
- Fragebögen,
- Leistungstests,
- physiologische Meßgeräte (etwa EEG, Pulsmeter)⁷,
- Erfassung von Körpermaßen (etwa Brustumfang, Körperbau) (Wilson, 1976, 129-134).

7 EEG: Elektro-Encephalogramm. Die Ströme, welche die Hirntätigkeit ‚begleiten‘, werden gemessen, indem auf der Kopfbaut Elektroden befestigt werden; die abgeleiteten Ströme werden verstärkt und durch einen Oszillographen aufgezeichnet,

Pulsmeter: Gerät zur Messung der Pulsfrequenz.

Welche Hauptklassen von Merkmalen lassen sich aus den erhobenen Informationen erschließen? Eysenck nennt zwei Klassen: Eigenschaften und Zustände (traits/states). Vorrang haben die Eigenschaften.

Eigenschaft und Zustand / Trait vs State

„Die wechselseitige Beeinflussung von Eigenschaften und Situationen erzeugt vorübergehende innere Bedingungen, die *Zustände* (states) genannt werden. Wie die Eigenschaften sind auch die Zustände der Persönlichkeit durch *Fremd- oder Selbstbeurteilungen* (Fragebogen) meßbar.

Eigenschaften und Zustände sind *intervenierende oder vermittelnde Variablen*, die bei der Erklärung individueller Verhaltensunterschiede in dem Maße Nutzen bringen, wie sie einem geeigneten theoretischen System zugehören. Die Beziehung zwischen Eigenschaften oder Zuständen und dem Verhalten ist charakteristischerweise eine indirekte, da sie von den zwischen Eigenschaften, Zuständen und sonstigen herausragenden Faktoren herrschenden Interaktionen (Wechselwirkungen) beeinflußt bzw. gemäßigt wird“ (Eysenck & Eysenck, 1987, 191).

Rolle der Faktorenanalyse: Die Meßmethoden liefern vielfältige, oft disparate Daten. Dem Anliegen, diese Vielfalt zu reduzieren und zu strukturieren, dient vorrangig die Faktorenanalyse. Eysenck interpretiert ihre Ergebnisse rein deskriptiv: Merkmalsbündel, die auf Faktorenanalysen zurückgehen, gelten als Verhaltensbeschreibung, sie repräsentieren keine Merkmale, die der Persönlichkeit selber zugehören - gleichsam Teil von ihr wären (wie angenommen in einer essentiellen Interpretation, etwa bei Guilford oder Cattell).

„Die Begriffe Eigenschaft und Fähigkeit basieren letztlich auf Fremd- oder Selbstbeobachtung von korreliertem (zusammenhängendem) Verhalten. Die beobachteten Zusammenhänge werden u. a. mit Hilfe der **Faktorenanalyse** untersucht; diese setzt uns in die Lage, große Tabellen von Interkorrelationen in ein Ordnungsschema zu bringen und auf eine kleine Anzahl von Faktoren bzw. dem Verhalten zugrundeliegenden Eigenschaften und Fähigkeiten zurückzuführen“ (Eysenck & Eysenck, 1987, 190).

Faktorenanalysen führen immer wieder zu vier Klassen von Faktoren (Eysenck & Eysenck, 1969, 41):

- *Fehlerfaktoren* treten jeweils nur einmal auf (error factors).
 - *Spezifische Faktoren* treten jeweils in bestimmten einzelnen Faktoren auf (specific factors).
 - *Gruppenfaktoren* treten in bestimmten Arten von Tests auf (group factors).
 - *Allgemeine Faktoren* treten bei jeder Untersuchung auf (general factors).
- Diese Faktoren lassen sich zu bestimmten Verhaltensmustern zusammenfugen
- davon später!

Hypothetisch-deduktive Methode: Wichtiger als die Faktorenanalyse ist das methodische Vorgehen, dem sich Eysenck verpflichtet weiß. *Zunächst ist jeweils eine Theorie zu formulieren, aus ihr sind Hypothesen abzuleiten, diese dann empirisch zu überprüfen.* Eysenck spricht von hypothetisch-deduktiver Methode - sie ist für ihn allen statistischen Verfahren vorgeordnet.

„Die Faktorenanalyse ist ein Werkzeug, das dazu dient, uns bei der Suche nach Wissen zu helfen, aber sie kann aus sich weder die ‚wahre‘ Struktur oder die ‚wahren‘ Kausalbeziehungen in einem besonderen Bereich erschließen. Nur wenn die Wahrheit uns schon bekannt ist . . . können wir die Information verwenden, die eine Faktorenanalyse als Hypothese liefert . . . Nur weil wir die Existenz von E (Extraversion) und N (Neurotizismus) sowie ihre Beziehung zueinander aus fundamentaleren und allgemeineren Theorien ableiten können, heben wir die faktorenanalytischen Ergebnisse hervor, die unsere allgemeine Position stützen, nicht etwa umgekehrt. Die Faktorenanalyse spielt letztlich ihren Part als Teil der hypothetisch-deduktiven Methode, die Wissenschaft allgemein kennzeichnet; keineswegs ist sie ein einsames, geheimes Spiel mit mathematischen Symbolen“ (Eysenck & Eysenck, 1969, 169).

Kriteriumsanalyse: Ein Vorgehen, das dazu dient, Hypothesen im Sinne der hypothetisch-deduktiven Methode zu überprüfen, ist die Kriteriumsanalyse. Zwei oder mehr Kriteriumsgruppen, etwa Normalen und Psychotikern, werden Tests vorgelegt, die Ergebnisse dann getrennt einer Faktorenanalyse unterworfen; die Faktoren, die sich ergeben, werden mit einem Kriterium verglichen: Zwischen Tests und Kriterium werden Korrelationen ermittelt, diese dann faktorisiert und rotiert. Die Rotation kann weitergehen, bis Faktor und Kriterium auf einem gemeinsamen Faktor hoch laden (Eysenck & Eysenck, 1969, 17).

An ein Kriterium sind *zwei Forderungen* zu stellen: (1) „Das Kriterium sollte aus einem *Bereich* gewählt werden, der sich *unterscheidet* von dem Bereich, dem die Tests angehören, die einen Faktor bilden“ (Eysenck & Eysenck, 1969, 150). Wenn etwa ein Faktor identifiziert wurde mit *Fragebögen*, dann sollte das Kriterium in keinem Fall ein Fragebogen sein, sondern beispielsweise ein Expertenurteil. - (2) „Das Kriterium sollte so gewählt werden, daß es einer *Theorie* entspricht, die Angaben dazu lieferte, warum es ein geeignetes Maß für den einen Faktor, aber nicht für den anderen ist“ (1969, 151). Nur so lassen sich Tautologien vermeiden.

Hierarchisches Modell der Persönlichkeit

Für Eysenck ist die Persönlichkeit hierarchisch aufgebaut. Im Verhalten unterscheidet er vier Ebenen: spezifische Reaktionen, Gewohnheiten, Persönlichkeitszüge und Typen.

Spezifische Reaktionen repräsentieren die unterste Ebene (specific responses). Es handelt sich um Verhaltensweisen, die *nur einmal* beobachtet werden, in experimentellen oder in alltäglichen Situationen, sie können für ein Individuum charakteristisch sein oder auch nicht.

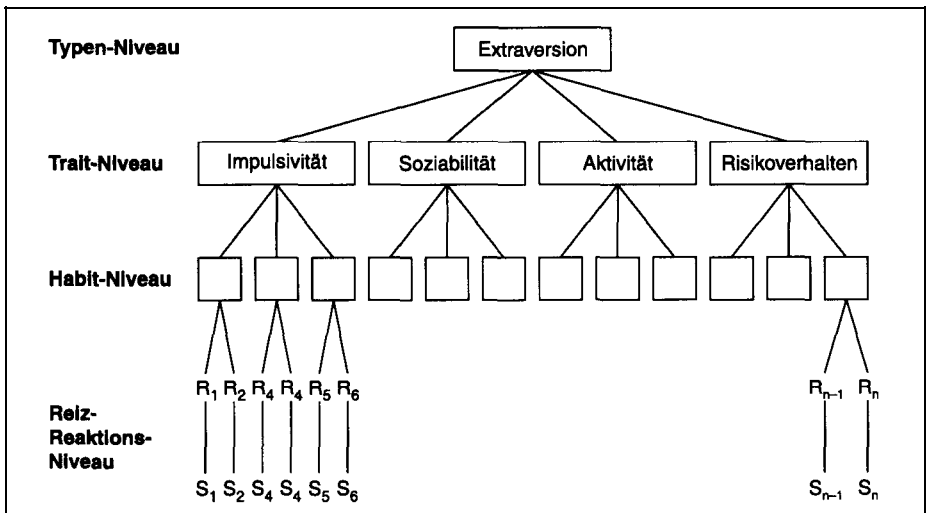
Gewohnheiten kennzeichnen die zweite Ebene (habitual responses). Es handelt sich um Verhaltensweisen, die ein *Minimum an Stabilität* aufweisen: in ähnlichen Situationen reagiert das Individuum auf gleiche Weise, sei es im Labor, sei es im Alltag. Der Grad der Konsistenz läßt sich messen in Reliabilitätskoeffizienten.

Persönlichkeitszüge bilden die dritte Verhaltensebene (traits). Es handelt sich um theoretische Konstrukte, die sich aus der Interkorrelation verschiedener Gewohnheiten ergeben, es geht um Merkmale wie Genauigkeit, Durchhaltevermögen, Rigidität. *In der Terminologie der Faktorenanalyse handelt es sich um Faktoren erster Ordnung.*

Allgemeine Typen machen die vierte Ebene aus (general types). Wie die Persönlichkeitszüge beruhen auch sie auf Interkorrelationen, in diesem Fall auf der Interkorrelation verschiedener Persönlichkeitszüge. Beispielsweise bilden Geselligkeit, Impulsivität, Heiterkeit, Sorglosigkeit und verschiedene andere Merkmale ein Muster von Wesenszügen, die miteinander korrelieren und so ein theoretisches Konstrukt höherer Ordnung formieren: den Typus des Extravertierten. *In der Terminologie der Faktorenanalyse handelt es sich um Faktoren zweiter Ordnung.*

Den hierarchischen Aufbau der Persönlichkeit hat Eysenck in einem Schema veranschaulicht, wie Kasten 35-1 zeigt (Eysenck & Eysenck, 1969, 40).

Kasten 35-1:
Hierarchischer Aufbau der Persönlichkeit



Kommentar zu Kasten 35-1: Die vier Ebenen, die Eysenck im Aufbau der Persönlichkeit unterscheidet, entsprechen den vier Klassen von Faktoren, die er immer wieder in der Faktorenanalyse ermittelt (Eysenck & Eysenck, 1969, 41; siehe S.382):

- Eine *spezifische* Reaktion entspricht dem Fehlerfaktor,
- eine *Gewohnheit* dem spezifischen Faktor,
- ein *Wesenszug* dem Gruppenfaktor und
- ein *Typus* dem allgemeinen Faktor.

„Die resultierende *Beschreibung* sowohl des Temperaments als auch der Kognition ist *hierarchischer* Natur; sie beginnt zunächst mit isolierten Beobachtungen individuellen Verhaltens (individual behaviors), die sich aufgrund gewisser Korrelationen zu habituellen oder gewohnheitsmäßigen Verhaltensmustern (habitual behavior patterns), den einfachen Eigenschaften (simple traits), gruppieren lassen; doch auch bei diesen finden sich wieder Korrelationen, welche Faktoren höherer Ordnung oder Superfaktoren, gewöhnlich Typen (types) genannt, ergeben“ (Eysenck & Eysenck, 1987, 190).

Vorentwurf einer Persönlichkeitstheorie (Integration verschiedener Ansätze)

An den Beginn seiner Persönlichkeitskonzeption stellt Eysenck eine ‚Theorie‘, welche die Definition von Eigenschaften betrifft. Diese Definition orientiert sich an Vorstellungen verschiedener Autoren (Eysenck & Eysenck, 1969, 11-245). Auf vier Namen sei hingewiesen:

- auf Jung,
- auf Kretschmer sowie
- auf Pawlow und Hull.

JUNG: Extraversion und Neurotizismus

Von Jung⁸ übernimmt Eysenck zwei Konzepte:

- (1) das Konzept der Extraversion und
- (2) das des Neurotizismus.

Zu (1): Was das Konzept der **Extraversion** betrifft, so beruft Eysenck sich auf zwei Sachverhalte:

- auf zwei Krankheitsformen, von denen Jung spricht,
- auf zwei Einstellungstypen, die Jung beschreibt.

⁸ Jung (1875-1961) wird vorgestellt auf Seite 65.

Zwei Krankheitsformen: Jung unterscheidet (mit der Psychiatrie seiner Zeit) bei seelischen Erkrankungen unteren anderen zwei Formen: Hysterie und Psychasthenie.

- *Hysterie* bezeichnet eine seelische Störung, bei der psychische Auffälligkeiten und körperliche Beschwerden (gemeinsam) auftreten (können). - *Beispiele* für *psychische* Auffälligkeiten sind: Verwirrtheit, Dämmerzustände, Wahnvorstellungen, Schrei- oder Weinkrämpfe. - *Beispiele* für *körperliche* Beschwerden sind: Zitteranfälle, Herz- oder Magenschmerzen, Seh- und Sprechstörungen.
- *Psychasthenie* oder (wie Eysenck formuliert) *Dysthymie* bezeichnet eine seelische Störung, bei der Phänomene auftreten wie: depressive Verstimmungen (also länger anhaltende Schwermut oder Melancholie), Phobien, Zwangsvorstellungen, Selbstunsicherheit, Schreckhaftigkeit, leichte Ermüdbarkeit, Unfähigkeit, Belastungen zu begegnen. (Vielleicht werden diese Phänomene verständlicher, wenn man sie mit der Wortbedeutung in Beziehung setzt: Psychasthenie heißt wörtlich ‚Nervenschwäche‘.)

Zwei Einstellungstypen: Jung hatte aus der Tradition das Konzept der Extraversion und Introversion übernommen und das Begriffspaar populär gemacht (s. S.69).

Bei Jung bezeichnen Extraversion und Introversion zwei Einstellungstypen, die ‚Einstellung zu einem Objekt‘. Es geht um die Art, wie ein Subjekt (ein Ich) sich verhält zu einem Objekt (zu einem Nicht-Ich), sei das Objekt eine Sache oder eine Person.

- Der *Introvertierte* ist darauf bedacht, sich vom Objekt zurückzuziehen, sich von ihm gleichsam abzuwenden, als wolle er einer Übermacht des Objektes vorbeugen. (In Jungs analytischer Sprache heißt der Vorgang: ‚Der Introvertierte entzieht dem Objekt die Libido.‘)
- Der *Extravertierte* ist darauf bedacht, sich dem Objekt zu widmen, sich dem Objekt gleichsam ständig zuzuwenden, um ihm seine Macht einzuräumen. (In Jungs Sprache heißt der Vorgang: ‚Der Extravertierte läßt dem Objekt seine Libido zufließen.‘)

Zuordnung von Einstellung und seelischer Erkrankung: In Jungs Konzeption entsprechen einander die beiden *Einstellungstypen* (extravertiert, introvertiert) und die zwei Formen *seelischer Erkrankung* (Hysterie, Psychasthenie). - Der Extravertierte ist auf Hysterie hin prädisponiert, der Introvertierte auf Psychasthenie hin; diese Entsprechung soll besagen: Im Falle einer seelischen Erkrankung

- neigt der *Extravertierte* dazu, *hysterische* Symptome zu entwickeln,
- neigt der *Introvertierte* dazu, *psychasthenische* Symptome zu zeigen.

Die Zuordnung von Einstellungstypen und Krankheitsformen modifiziert Eysenck insofern, als er die Extravertierten nicht mehr eindeutig der Hysterie, die Introvertierten nicht mehr eindeutig der Psychasthenie zuweist. Vielmehr faßt er die Verhaltensweisen der beiden Krankheitsformen in einer unabhän-

gigen Dimension zusammen, die Jung vorgebildet, aber nicht explizit dargestellt habe - es geht um Neurotizismus (Eysenck & Eysenck, 1969, 37-40).

Zu (2): Was den **Neurotizismus** betrifft, so hat Eysenck den Sachverhalt, um den es geht, von Jung übernommen, den Begriff jedoch selber geprägt.

In den beiden Krankheitsformen (Hysterie, Psychasthenie) ist eine Verhaltens- und Erlebensdimension enthalten, die unbeachtet bleibt bei ihrer Zuordnung zu den beiden Einstellungstypen (extravertiert, introvertiert).

Diese Verhaltens- und Erlebensdimension betrifft die chronische Emotionalität eines Menschen, die sich äußern kann als Ängstlichkeit oder Zuversicht, als Kontrolle emotionaler Reaktionen oder als Gefühl, den eigenen Emotionen ausgeliefert zu sein. Zusammenfassen läßt sich die Dimension als eine Eigenschaft, die sich erstreckt von einem Pol emotionaler Stabilität bis zu einem Pol emotionaler Labilität. Eysenck gibt ihr den Namen *Neurotizismus* - der Name bezeichnet den Pol der emotionalen Labilität.

In Jungs System ist „unschwer eine zweite, implizite Dimension auszumachen, die von der Extraversion-Introversion unabhängig ist. Diesen zusätzlichen Faktor können wir provisorisch Emotionalität oder Instabilität oder auch *Neurotizismus* nennen. Er läßt sich identifizieren als eine Gruppe besonderer Merkmale, die Hysteriker und Psychastheniker von normalen Menschen unterscheidet“ (Eysenck & Eysenck, 1987, 54).

Die Vier Temperamente: Zuordnung von Extraversion und Neurotizismus

Eysenck hat aus Jungs System zwei Dimensionen ‚abgeleitet‘: Neurotizismus (N) und Extraversion (E). Wie sich N und E zueinander ‚verhalten‘, hat er am Schema der Vier Temperamente veranschaulicht.

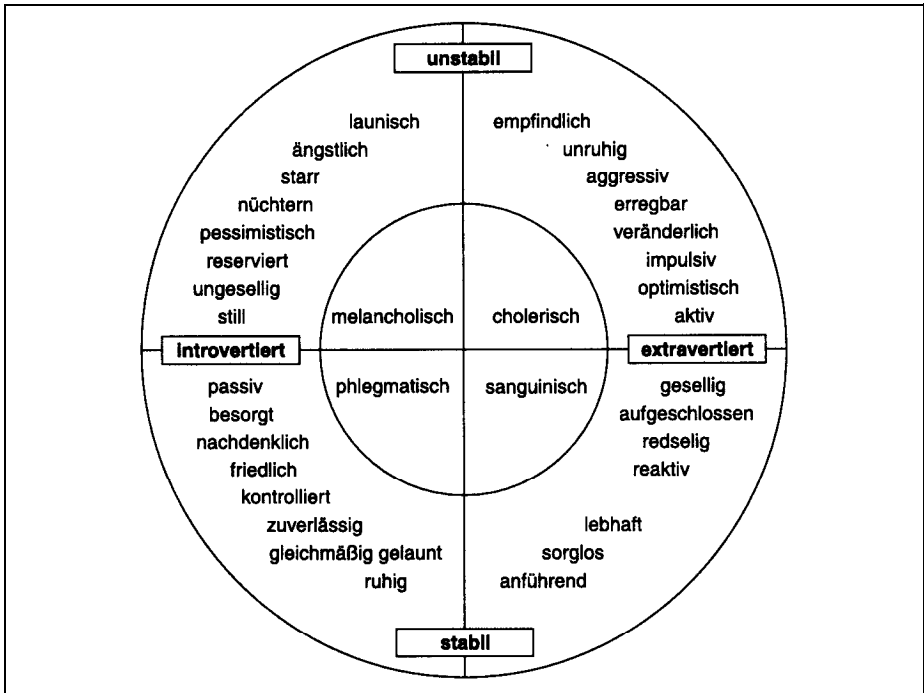
Entworfen wurden die Vier Temperamente in der Antike (vgl. S. 112). Angewandt wurde diese Klassifikation bis in die Neuzeit hinein. Noch Kant und Wundt haben das Schema dazu verwandt, Individuen zu charakterisieren.

Kasten 35-2 bildet das Schema ab: Die Merkmale, welche die Vier Temperamente kennzeichnen, ‚verlegt‘ Eysenck in einen Kreis, den er in vier Quadranten einteilt: Je einen Quadranten weist er einem Temperament zu, je einen also dem Choleriker, dem Melancholiker, dem Phlegmatiker, dem Sanguiniker.

Auf den zugehörigen zwei Achsen fügt er die beiden Dimensionen N und E ein:

- auf der Ordinate den *Neurotizismus* mit seinen Polen Labilität und Stabilität,
- auf der Abszisse die *Extraversion* und ihren Gegenpol die *Introversion*.

Kasten 35-2:
Neurotizismus und Extraversion in Zuordnung zu den Vier Temperamenten



Kommentar zu Kasten 35-2: Eysenck ordnet dem Schema der Vier Temperamente den Neurotizismus und die Extraversion zu (Eggert, 1983, 10).

Neurotizismus:

- unstabiler Pol: oben,
- stabiler Pol: unten.

Extraversion:

- Extraversion: rechts,
- Introversion: links.

Unterschied zum tradierten Schema: In der alten Lehre wird ein Individuum je einem (und nur *einem*) der Vier Temperamente zugeordnet. Bei Eysenck dagegen hat ein Individuum Anteil sowohl an Neurotizismus wie auch an Extraversion. Zwar übernimmt er somit den alten Ansatz, doch erweitert und modifiziert er ihn auch.

KRETSCHMER:

Psychotizismus/Fließender Übergang zwischen gesund und krank

Von Kretschmer⁹ übernimmt Eysenck den Sachverhalt, den er unter dem Titel des ‚Psychotizismus‘ zusammenfaßt; die Benennung hat er selber gewählt (wie den Titel ‚Neurotizismus‘).

⁹ Kretschmer (1888-1964) wird vorgestellt auf Seite 115.

Entgegen der psychiatrischen Schulmeinung hatte Kretschmer angenommen, daß Normalität und psychotische Erkrankung nicht scharf getrennt seien, daß sich vielmehr von seelischer Gesundheit bis hin zu seelischer Krankheit ein Kontinuum erstrecke (Eysenck & Eysenck, 1987, 66; Bartussek, 1996, 60).

Um den Sachverhalt an einem *Beispiel* zu verdeutlichen: Ein Verhaltensmuster, das im Krankheitsfall Schizophrenie“ umschreibt, läßt sich in Fällen von Normalität ebenso identifizieren wie in ‚Grenzfällen‘ - bei Grenzfällen handelt es sich um Personen, die ‚nicht mehr‘ als gesund, aber ‚noch nicht‘ als krank betrachtet werden. - Für die drei typischen Fälle (normal, ‚Grenzfall‘, krank) hatte Kretschmer drei charakteristische Benennungen vorgeschlagen: Das normale Verhalten nannte er „schizothym“, das Verhalten im Grenzfall „schizoid“, das Verhalten bei Erkrankung „schizophren“. - Bei schizothymen, schizoiden oder schizophrenen Personen treten Verhaltensmuster auf, die sich ähneln und die sich darum auf einem Kontinuum anordnen lassen. Die Ähnlichkeit betrifft beispielsweise das Verhalten beim Problemlösen, in sozialen Situationen, bei Wahrnehmungsaufgaben (vgl. S. 120).

Die Vorstellung eines Kontinuums hat Eysenck für das Konzept des Psychotizismus übernommen: Von dem einem Pol erstrecken sich viele unterschiedliche Grade dieser Dimension bis zu dem andern Pol. Als Bezeichnung für die Dimension wählte er den Titel „Psychotizismus“ - der Titel bezeichnet den Pol, der näher bei einer seelischen Erkrankung liegt. (Der Pol, welcher der ‚Gesundheit‘ näherliegt, heißt auch „Realismus“ oder „Impulskontrolle“.)

Vorläufige Umschreibung von Psychotizismus

Unter die Benennung Psychotizismus fallen Verhaltensweisen wie „kalt, egozentrisch, grausam, inhuman, gefühlkalt, bar jeder Einfühlsamkeit“ (vgl. Eysenck & Eysenck, 1991, 5-6). „This description, of course, refers in its entirety only to extreme examples; persons perhaps scoring relatively high, but nearer the middle range of scores, would of course be far more frequent than extremes, and would show these behaviour patterns only to a much less highly developed degree. - Psychiatric terms which would seem to assimilate this kind of behaviour pattern are ‚schizoid‘ and ‚psychopathic‘; ‚behaviour disorders‘ is another term which springs to mind. Our concept of ‚psychoticism‘ overlaps with all three of these diagnostic terms“ (Eysenck & Eysenck, 1991, 6).

10 **Schizophrenie** (Spaltungsirresein): Bezeichnung für eine Gruppe von Psychosen; bei den Kranken ‚zerfallen‘ emotionale und kognitive Verhaltensweisen; beispielsweise kann das Ich-Bewußtsein getrübt, Wahrnehmungs- und Denkabläufe können gestört, affektive Beziehungen ‚verflacht‘ sein. - Siehe bei Kretschmer, Seite 115!

PAWLOW, HULL: Hemmung und Erregung

Auf die Systeme von Pawlow und Hull¹¹ beruft sich Eysenck, um die Verhaltensmuster zu erklären, die sich bei Extra- oder Introvertierten finden. Die unterschiedlichen Verhaltensstile von Intro- und Extravertierten erklärt er als Ausfluß unterschiedlicher physiologischer Ausstattung, die zu unterschiedlichem Lernen führe.

Genau diesen Zusammenhang (zwischen Lernvorgang und physiologischen Systemen) hatte zuerst Pawlow, dann auch Hull postuliert.

Nach beiden Theoretikern geht Lernen auf zentralnervöse Prozesse zurück, die einmal mehr durch Erregungs-, einmal mehr durch Hemmungsprozesse gekennzeichnet sind. Bei der Entstehung von Reizreaktionsverbindungen sind vor allem die Erregungsprozesse beteiligt, bei der Löschung dagegen vor allem Hemmungsprozesse. - Anders gesagt: Der Lern- oder Konditionierungsvorgang wird *beschleunigt* durch ‚nervöse Erregungsprozesse‘, Lernen wird *erschwert* durch Hemmungsprozesse.

Das bedeutet:

- Personen, bei denen aufgrund der physiologischen Ausstattung *Erregungsprozesse* überwiegen, lernen schneller (und vergessen langsamer). *Zu einer solchen Personengruppe rechnet Eysenck die **Introvertierten**.*
- Personen dagegen, bei denen aufgrund der physiologischen Ausstattung *Hemmungsprozesse* überwiegen, lernen langsamer (und vergessen schneller). *Zu einer solchen Personengruppe rechnet Eysenck die **Extravertierten**.*

Wie dieser Zusammenhang genauer zu interpretieren ist, erläutert im nächsten Teilkapitel der erste Abschnitt (S. 392).

Drei Grunddimensionen auf Typus-Ebene

Es sei wiederholt: Eysenck unterscheidet vier Ebenen einer Beschreibung der Persönlichkeit. Auf der untersten Ebene beschreibt er einzelne Verhaltensweisen, auf der höchsten faßt er Verhaltensweisen zu Eigenschaften oder zu ‚Merkmalsbündeln‘ zusammen und gibt ihnen den Titel ‚Typus‘.

Auf der Typus-Ebene unterscheidet Eysenck drei fundamentale Dimensionen, die er als Faktoren zweiter Ordnung für hinreichend erwiesen hält; es handelt sich um:

¹¹ **Pawlow** (1849-1936) und **Hull** (1884-1952) werden kurz vorgestellt auf Seite 413.

- Extraversion versus Introversion,
- Neurotizismus,
- Psychotizismus.

Zwei Abschnitte sind der *Herleitung* der Grunddimensionen gewidmet:

- Ableitung von Extraversion und Neurotizismus,
- Ableitung von Psychotizismus.

„Diese Haupt-Typen oder Dimensionen werden als in angeborenen physiologischen Strukturen fest verankert angesehen; die in ihnen auftretenden Unterschiede sind, in Wechselwirkung mit Determinanten der Umwelt, für das Entstehen der phänotypischen Verhaltensmuster verantwortlich, die wir beobachten, einschätzen und messen“ (1976d, 21-22).

Die drei Grunddimensionen betreffen vorrangig das Temperament, „die Persönlichkeit im engeren Sinne“ (Eysenck & Eysenck, 1987, 190).

Wie sich die drei Grunddimensionen inhaltlich bestimmen und auf welche physiologische Strukturen sie zurückgehen, umreißt in einer Übersicht Kasten 35-3.

Kasten 35-3:
Drei Grunddimensionen - Kurze Charakteristik
Extraversion, Neurotizismus, Psychotizismus
(Quelle: Eysenck & Eysenck, 1987)

Extraversion (E)	Neurotizismus (N)	Psychotizismus (P)
gesellig lebhaft aktiv sich behauptend sensationshungrig sorglos dominierend aufgeschlossen abenteuerlustig	ängstlich bedrückt Schuldgefühle geringe Selbstachtung gespannt irrational schüchtern launisch gefühlvoll	aggressiv kalt egozentrisch unpersönlich impulsiv antisozial uneinfühlsam kreativ hartherzig
Biologische Basis		
Höhere E-Werte korrelieren mit niedriger kortikaler Erregung (arousal level): Das ARAS* ist bei Extravertierten abgesenkt.	Höhere N-Werte korrelieren mit niedrigen Schwellenwerten im Limbischen System* (visceral brain), so daß sehr schnell Angst-, Abwehr-, Aggressionsreaktionen ausgelöst werden.	Höhere P-Werte korrelieren mit höheren Anteilen an den Hormonen ‚Serotonin‘ (einem Synapsentransmitter*) und ‚Testosteron‘ (dem männlichen Sexualhormon).
* ARAS (Ascending Reticular Activating System) bildet zwischen dem verlängerten Mark und dem Zwischenhirn ein Nervengeflecht, dessen Impulse (aufsteigend) die Hirnrinde aktivieren und (absteigend) Orientierungsreaktionen auslösen.	* Das <i>Limbische System</i> umfaßt ‚alte‘ Teile des Großhirns (verknüpft mit Zwischen- und Mittelhirn); es beeinflusst das emotionale Verhalten, reguliert vor allem Angriffs-, Abwehr-, Angst-, Sexualverhalten.	* <i>Transmitter</i> dienen der Übertragung nervöser Impulse an den Synapsen des Nervensystems. Eine Synapse ist die Verbindungsstelle zwischen einem Nerv (Neuron) und einem anderen Nerv oder einem Nerv und einem Organ.

„Die drei bedeutendsten Superfaktoren, die bei der Beschreibung des menschlichen Temperaments identifiziert wurden, sind die Typen: *Extraversion/Introversion (E)*; *emotionale Stabilität vs. Instabilität alias Neurotizismus (N)*; *Psychotizismus vs. Impuls- oder Antriebskontrolle (P)*. Für sie finden sich viele alternative Namen; doch tut die Benennung als solche nichts zur Sache. Grundsätzlich sind mit besagten drei Superfaktoren die Möglichkeiten der temperamentmäßigen Persönlichkeitsbeschreibung nicht erschöpft; sie tragen lediglich einem größeren Anteil der Varianz Rechnung als andere Faktoren. Allerdings sind bislang noch keine weiteren Superfaktoren aufgetaucht, die eine derartig große Spanne abdecken, die gleichermaßen replizierbar sind und die eine kausale Erklärung im Sinne von Gesetzen und Theorien oder Konzepten der Schulpsychologie erlauben“ (Eysenck & Eysenck, 1987, 191).

Universalität der drei Grunddimensionen

„Um die Universalität der drei Eysenck-Faktoren zu belegen, zeigen Eysenck und Eysenck . . . auf dem Hintergrund der genetischen Determiniertheit aller drei Faktoren, daß diese Faktoren auch aus Verhaltensunterschieden bei Tieren erschlossen werden können, daß sie über viele Kulturen und ethnische Gruppen hinweg gefunden werden . . . und daß sich ihre individuellen Ausprägungen in Längsschnittuntersuchungen als stabil erweisen“ (Bartussek 1996, 65).

Extraversion versus Introversion

Extraversion und Introversion werden als Pole eines Kontinuums gedacht. Indem der eine Pol beschrieben wird, ist der andere komplementär mitgezeichnet.

„Extraversion wird in Verhaltens-Begriffen durch die verschiedenen Eigenschaften definiert, die miteinander korrelieren, wodurch dieser Faktor definiert wird: Eigenschaften wie Soziabilität; Impulsivität, Aktivität, Sorglosigkeit, Lebenslust, Heiterkeit usw. Die physiologische Basis, die diesen und vielen Eigenschaften und Verhaltensmustern zugrunde liegt, wird gedacht als geringe kortikale Erregung, wahrscheinlich vermittelt durch das retikuläre System. Der Extravertierte benötigt infolgedessen, um zu einem optimalen Erregungslevel zu gelangen, stärkere äußere Stimulation als der normal ambivertierte Mensch, während der Introvertierte weniger äußere Stimulation benötigt als der Normale (Ambivertierte)“ (Eysenck, 1976 d, 22).

Erregung und Hemmung: Zur Charakterisierung von Extra- und Introvertierten verwendet Eysenck die Modelle der Erregung und Hemmung aus der Lerntheorie. Zentralnervöse Prozesse werden bestimmt von Erregungs- und Hemmungsabläufen, auch von dem Mischungsverhältnis von Erregung und Hem-

mung. Erregung ist verantwortlich für Konditionieren (also Lernen), Hemmung für Löschen (also Vergessen):

- *Introvertierte* sind gekennzeichnet durch starke *Erregungspotentiale*, sie lassen sich leichter konditionieren. Denn Introvertierte sind kortikal chronisch stärker aktiviert, somit erregt; ihre sensorischen Schwellen liegen niedriger: Auch ein ‚schwacher‘ Reiz überwindet die Schwelle. *Introvertierte lernen leichter, eine erlernte Reaktion behalten sie länger.*
- *Extravertierte* dagegen sind gekennzeichnet durch starke *Hemmungspotentiale*, sie lassen sich schwerer konditionieren. Extravertierte sind kortikal chronisch weniger aktiviert, somit weniger erregt; ihre sensorischen Schwellen liegen höher: Nur ein ‚starker‘ Reiz überwindet die Schwelle. Weil kortikal weniger erregt, suchen sie mehr externe sensorische Stimulation. *Extravertierte lernen schwerer, eine erlernte Reaktion vergessen sie schneller.*

Diese unterschiedliche Ausstattung mit Erregungs- und Hemmungspotentialen führt zu unterschiedlichen **Lernmustern im sozialen Feld:**

- In Situationen, die mit Schmerz oder Furcht assoziiert sind, neigen Introvertierte schneller als Extravertierte zu einer Vermeidungsreaktion. Somit ‚üben‘ sie sich darin, in einer Umwelt schon Furcht zu empfinden, wo Extravertierte sich noch fern jeder Furcht fühlen. Introvertierte erfahren häufiger Furcht - mit der Folge, daß sie ängstlicher sind als Extravertierte.
- In der Sozialisierung sind Introvertierte leichter konditionierbar, darum angepaßter, unauffälliger. - Extravertierte dagegen, weil schlechter konditionierbar, bleiben spontaner und ungehemmter, sie entfalten eine größere soziale Aktivität.

Neurotizismus

Auch Neurotizismus läßt sich darstellen als eine Eigenschaft, die ein Kontinuum bildet. Vereinfacht läßt sich der eine Pol umschreiben als ‚emotionale Labilität‘, der andere als ‚emotionale Stabilität‘. Wer den einen Pol definiert, etwa Neurotizismus, bestimmt den Gegenpol mit.

„Unter Neurotizismus versteht man eine starke, labile Emotionalität, die eine Person dazu prädisponiert, in exzessiven Streßsituationen neurotische Symptome zu entwickeln. Korrelierende Eigenschaften, die diesen ‚Typus‘ definieren, sind Launenhaftigkeit, Schlaflosigkeit, Nervosität, Minderwertigkeitsgefühle, Reizbarkeit usw. Als physiologische Basis dieser Dimension von Persönlichkeit nimmt man das autonome Nervensystem an, insbesondere das zentrale Nervensystem, das die sympathische und parasympathische Reaktivität¹² koordiniert“ (Eysenck, 1976 d, 27).

12 Sympathicus und Parasympathicus sind „Teile“ des Nervensystems. - Der Sympathicus erhöht die Erregung und Aktivität von Organen. - Der Parasympathicus dient dem Aufbau und der Regeneration von Geweben und Organen.

Personen mit hohen Neurotizismuswerten begeben sich leicht in Abhängigkeit, fühlen sich in Gruppen weniger integriert, verfügen über geringere Energie, begrenzen ihre Interessen: Solche Aussagenbündel müssen nicht auf Individuen zutreffen; gewonnen wurden sie als Gruppenwerte - sie beschreiben einen ‚Typus‘.

Psychotizismus

Wie die beiden anderen Grunddimensionen, so läßt sich auch Psychotizismus von den ‚Enden‘ eines Kontinuums her definieren; *vereinfacht gilt dann*: Das eine Extrem, das den Namen gibt, heißt ‚Psychotizismus‘, das andere ‚Realismus‘ oder ‚Impulskontrolle‘.

Ein Mensch mit ausgeprägtem Psychotizismus läßt sich beschreiben „als Einzelgänger, der sich nichts aus Menschen macht; er ist oft unangenehm, paßt nirgends hinein. Er kann grausam und unmenschlich sein, es kann ihm an Gefühl und Einfühlungsvermögen mangeln, er kann ganz und gar gefühllos sein. Er ist anderen, sogar seinen eigenen Verwandten und Bekannten, feindlich gesinnt, und aggressiv selbst denen gegenüber, die er liebt. Er hat eine Schwäche für sonderbare und ungewöhnliche Dinge und ist gleichgültig gegenüber der Gefahr; er liebt es, andere zum Narren zu halten und aus der Fassung zu bringen“ (1976 d, 31).

Genetisch sieht Eysenck eine enge Verbindung zwischen Psychotizismus und Psychose/Psychopathie. Bestätigt sieht er diesen Zusammenhang durch den Befund, daß Kriminelle und psychotische Patienten hohe Psychotizismuswerte aufweisen (1976d, 31).

Gemeinsame Ableitung von Extra-/Introversion und Neurotizismus

Den ersten faktorenanalytischen Beleg für die Konzepte Neurotizismus und Extraversion erbrachte eine Untersuchung an 700 neurotischen Soldaten, die zwecks Diagnose und Therapie in eine Klinik überwiesen worden waren (Eysenck, 1944, 1947). Datenbasis der Faktorenanalyse waren 39 dichotom klassifizierte Variablen. Es seien einige *Beispiele* zitiert (1944, 853):

- Age above 30 vs. age below 30. Modal civil occupation: Unskilled vs. skilled.
- Little and much unemployment vs. no unemployment.
- Abnormality in parents or siblings: Present vs. absent.
- Home atmosphere during childhood and adolescence: Unsatisfactory vs. satisfactory.
- Married vs. engaged, single, widowed, separated.
- Hobbies and interests: Narrow vs. broad.

- Well organized personality, adaptable, stable: No vs. Yes.
- Intelligence¹³: Below average vs. average or above.

Faktorenanalyse: Die 39 Variablen über 700 Probanden wurden interkorreliert und faktorisiert. Vier Faktoren wurden extrahiert.

- **Der erste Faktor** wurde interpretiert als „mangelhaft organisierte Persönlichkeit“ (lack of personality integration) - als Neurotizismus. Er wies nur positive Ladungen auf Je höher demnach die Ladung, desto höher die Ausprägung von **Neurotizismus**.
- **Der zweite Faktor** wies positive und negative Ladungen auf, er wurde interpretiert als Kontinuum zwischen Psychasthenie (Dysthymie) und Hysterie - oder, in Übernahme der Jungschen Zuordnung, als **Introversion** bei dem einen Pol und **Extraversion** bei dem anderen Pol.
- **Der dritte Faktor** bezog sich auf Merkmale wie Hypochondrie (übermäßige Sorge um Gesundheit), Darmkatarrh (dyspepsia), Ohnmachtsanfälle (faints) usw.
- **Der vierte Faktor** betraf Merkmale wie ‚ungelernte Berufe‘ (unskilled), Teilnahmslosigkeit (apathy), wenige Energie (little energy) usw.

Vier Faktoren - eine kurze Charakteristik

(Eysenck, 1944, 859)

„The *first factor* extracted accounted for 14 per cent. of the variance, and was identified as a general factor of neuroticism, instability, or lack of integration.

The *second, bipolar factor* accounted for 12 per cent. of the variance, and was identified as a general factor of introversion, desurgency, or inhibition, dividing the patients into an hysterical and an affective group.

The *third, bipolar factor* accounted for 8 per cent. of the variance, and was identified as a general factor of hypochondriasis or neurasthenia, dividing traits stressing preoccupation with the health of the body from traits of a more psychological type.

The *fourth, bipolar factor* accounted for 6 per cent. of the variance, and seemed to be of little general interest. It divided the men examined into a social misfit group on the one hand, and a psychological conflict group on the other.“

Nur die zwei ersten Faktoren wurden für die Ableitung der Grunddimensionen verwertet. Kasten 35-4 zeigt, wie sich die 39 Variablen den zwei ersten Faktoren zuordnen.

¹³ Als Test wurden verwendet die „**Standard Progressive Matrices**“ von Raven (1971): In drei Serien A, B, C werden sprachfreie Aufgaben gestellt. Der Test soll die ‚Allgemeine Intelligenz‘ erfassen in dem Sinne einer Fähigkeit zu logischem Denken.

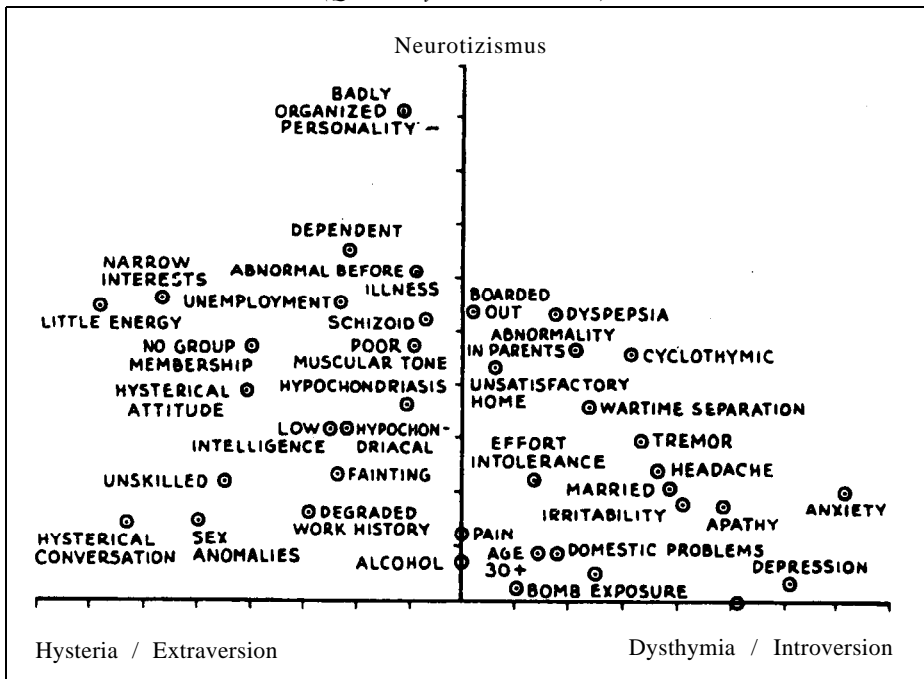
Kasten 35-4:

Ergebnisse einer Faktorenanalyse zu Extraversion und Neurotizismus:

39 Variablen - erhoben bei 700 Neurotikern

Zum Verständnis: siehe den laufenden Text!

(Quelle: Eysenck, 1944, 855)



Kommentar zu Kasten 35-4: Die Abbildung stellt die Ergebnisse der Faktorenanalyse geometrisch dar, und zwar nur für den ersten und zweiten Faktor: in einem Koordinatensystem, das den ersten und zweiten Quadranten umfaßt.

Das Schema zählt alle 39 Variablen auf und gibt ihre ‚geometrische‘ Position an - bezogen auf Neurotizismus (Ordinate) und Extra-/Introversion (Abszisse) (Eysenck, 1944, 855).

Die 39 Variablen sind so plaziert, daß sie *den* Faktor kennzeichnen, dessen Achse sie am nächsten liegen. - *Beispiele:*

- Die Ordinate ‚repräsentiert‘ den Faktor Neurotizismus: Ihn kennzeichnen (von oben nach unten) die Variablen ‚schlecht organisierte Persönlichkeit‘ (badly organized personality), Abhängigkeit (dependent) usw.
- Die Abszisse ‚repräsentiert‘ das Kontinuum von ‚Hysteria/Extraversion‘ bis ‚Dysthymia/Introversion‘: Charakteristische Variablen heißen für den Pol Extraversion ‚hysterische Symptome‘ (hysterical conversion), sexuelle Anomalien (sex anomalies) usw., für den Pol Introversion dagegen ‚Angst‘ (anxiety), Depressivität (depression) usw.

Spätere Belege: In weiteren Untersuchungen' hat Eysenck die beiden Dimensionen Neurotizismus und Extra-/Introversion auf vielfältige Weise ‚belegt‘

- mit Fremd- und Selbstratings,
- mit Fragebögen,
- in Experimenten.

Ableitung von Psychotizismus

Einen Beleg für die Dimension Psychotizismus erbrachte eine Untersuchung, in der drei Gruppen miteinander verglichen wurden: 100 normale Probanden sowie 50 Personen, die an Schizophrenie, und 50, die an „Zirkulärem Irresein“¹⁴ litten (Eysenck, 1952).

Allen 200 Probanden wurden dieselben 20 Aufgaben gestellt, beispielsweise

- Längenschätzungen,
- Tapping¹⁵,
- Spiegelzeichnen,
- Selbsteinschätzung der sozialen Einstellung,
- Lesezeiten
- u s w .

Die Testwerte wurden interkorreliert und faktorisiert. Eysenck konstatierte drei Hauptergebnisse:

- *Erstens*, es fanden sich in der Stichprobe der Normalen und in den beiden Psychotikergruppen *die gleichen zwei Faktoren*. (Es fand sich demnach im wesentlichen dasselbe Merkmal bei Normalen und bei Psychotikern - eben das Merkmal ‚Psychotizismus‘.)
- *Zweitens*, zwischen den Faktorenmatrizen der beiden Gruppen und einem *Kriterium ergaben sich die gleichen Korrelationsmuster*. (Dieser Befund bestätigt das erste Ergebnis, vielmehr die Schlußfolgerung aus dem ersten Ergebnis: daß von Normalen zu seelisch Kranken der Übergang fließend sei.)
- *Drittens*, in den beiden *Psychotikergruppen* waren die Faktorenmuster *gleich*. (Schizophrene unterschieden sich demnach nicht signifikant von „Zirkulären“ in der Dimension Psychotizismus.)

„Aufgrund dieser Befunde glaubt Eysenck, eine gemeinsame Dimension zur Abbildung von Normalen und Psychotikern annehmen zu können, eben den Faktor Psychotizismus, auf dem Normale niedrige, Schizophrene höhere und Manisch-Depressive noch höhere Werte aufweisen, und der von den beiden anderen Faktoren Neurotizismus und Extraversion unabhängig ist“ (Bartussek, 1996, 61).

¹⁴ **Zirkuläres Irresein:** Formkreis der manisch-depressiven Psychose; grundlose Hochstimmung (Manie) und grundlose Traurigkeit (Depression) lösen einander unregelmäßig ab. - Siehe bei Kretschmer, Seite 115!

¹⁵ **Tapping:** Bezeichnung für die Messung der Regelmäßigkeit und der Stärke des Aufschlags eines ‚Tasters‘, etwa eines Bleistifts, den ein Proband mit der Spitze regelmäßig und schnell auf Papier ‚tippt‘.

Wie bei Extraversion und Neurotizismus wurden die Testbefunde ergänzt und gestützt durch Untersuchungen, die Prozeduren einschlossen wie

- Verhaltensbeobachtungen,
- Selbst- und Fremdratings,
- Experimente
- usw.

Intelligenz (als vierte Grunddimension)

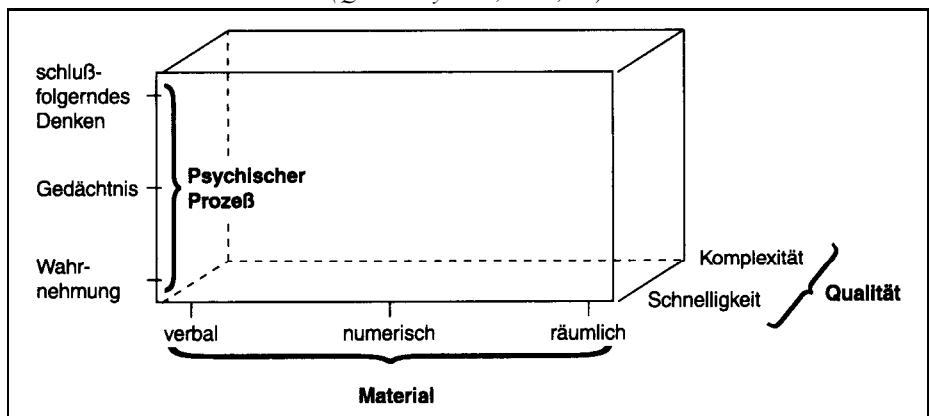
Wie Guilford und Cattell, so hat auch Eysenck eine eigene Konzeption von Aufbau und Funktion der Intelligenz entwickelt.

Definition: Intelligenz wird umschrieben als „angeborene, allgemeine, kognitive Fähigkeit“ (innate, general, cognitive ability: Eysenck, 1976c, 115). Er setzt wie Spearman voraus, daß an allen Arten kognitiver Leistung ein und dieselbe geistige Fähigkeit beteiligt sei.

Dimensionen: Um kognitive Prozesse zu erklären, sind drei Dimensionen erforderlich (Eysenck, 1967, 22):

- Psychische *Prozesse*, in denen die Materialien bearbeitet werden (Denken, Merken, Wahrnehmen),
- *Materialien*, an denen kognitive Prozesse ablaufen (verbale, numerische, räumliche Vorgaben),
- *Qualität* der geistigen Prozesse (Komplexität, Schnelligkeit der Verarbeitung).

Kasten 35-5:
Quadermodell der Intelligenz
(Quelle: Eysenck, 1967, 23)



Diese drei Dimensionen ordnet Eysenck wie drei Raumachsen in einem Quader an - analog dem Intelligenzstrukturmodell von Guilford. Kasten 35-5 gibt eine Abbildung.

Kommentar zu Kasten 35-5: Auf der linken Seite des Quaders sind die kognitiven *Prozesse* angezeigt (Denken, Gedächtnis, Wahrnehmen). - An der Basis sind die kognitiven *Materialien* aufgeführt (verbale, numerische, räumliche Vorgaben). - Auf der rechten Seite erscheint die *Qualität* kognitiver Vorgänge (Komplexität, Schnelligkeit).

Vorrang der Schnelligkeit geistiger Prozesse: Wenn sich Individuen in Intelligenzleistungen unterscheiden, so ist dafür die Qualität der Schnelligkeit verantwortlich (mental speed), mit der an den verschiedenen Materialien die psychischen Prozesse ablaufen: „Offensichtlich ist im Bereich der Erkenntnisfunktion das eigentlich Entscheidene für die intellektuelle Begabung die Schnelligkeit der psychischen Funktionsabläufe. Sie kann mit gutem Grund ‚g‘, der allgemeinen intellektuellen Begabung oder Intelligenz, gleichgesetzt werden“ (1967, 22).

Genetische Basis: Intelligenz ist nach Eysenck zu achtzig Prozent genetisch bestimmt, zu zwanzig Prozent durch die Umwelt formbar (1976 c, 120). Er diskutiert die einzelnen Untersuchungen sehr ausführlich:

- Dazu gehört die *Zwillingsforschung*, bei der immer wieder gleiche Intelligenz bei getrennt aufwachsenden Zwillingen gefunden wird.
- Dazu gehören Untersuchungen an *Waisenkindern*, die ungleiche Intelligenz entwickeln, obwohl sie in denselben Heimen aufwachsen: in der gleichen Umwelt, bei gleichen Betreuern, gleichen Lehrern, bei gleicher Ernährung.
- Dazu gehört die Forschung über *Pflegekinder*, die in ihrer Intelligenz den leiblichen Eltern ähnlicher sind als den Pflegeeltern.

Geschlechtsspezifische Unterschiede: Wenn Intelligenz in hohem Maße genetisch determiniert ist, könnte sie auch zu Unterschieden führen bei Mann und Frau. - Zwischen Mann und Frau lassen sich eindeutig Unterschiede der kognitiven Kapazität nachweisen (Eysenck, 1976 c, 124-126):

- Die Spanne der Intelligenz sei größer bei Männern als bei Frauen; daraus folge: Mehr Männer seien hochbegabt, mehr Männer allerdings auch minderbegabt.
- Die Gesamtintelligenz sei gleich hoch bei Mann und Frau, aber in Einzelfähigkeiten bestanden Unterschiede:

Frauen hätten ein schärferes Gehör, *Männer* eine genauere Sehschärfe. *Frauen* überträfen die *Männer* in Sprachfähigkeit, *Männer* die *Frauen* in räumlicher Orientierung.

Geschlechtsspezifische Unterschiede - dazu eine kritische Stimme

„Suppose we wish to ask the question, do men and women differ in overall intelligence? If we do the experiment, we shall find that the sexes do not differ in g ¹⁶ (provided we use a white population of the kind that the intelligence tests were standardized on).

But this result will tell us very little about underlying differences between the sexes; for it is a straightforward product of the theoretical biases of the psychologists who constructed the intelligence tests.

They believed that men and women are of equal intelligence. They therefore constructed their tests so as to reveal this fact. This was not difficult to do, since the pattern of intelligence does differ between the sexes . . . women score relatively higher than men on tests of verbal ability, men relatively higher than women on tests of visuo-spatial ability.

Thus, by judicious selection of the right mix of items or tests of the two kinds one can obtain any result one wants when it comes to comparisons of g between the sexes“ (Gray, 1981, 250-251).

„Fragebögen als Meßmittel der Persönlichkeit“

Die Überschrift ist ein Zitat aus einem programmatischen Artikel Eysencks von 1953. Zur Erfassung der drei Persönlichkeitsdimensionen E, N, P (Extraversion, Neurotizismus, Psychotizismus) und zusätzlich einer sogenannten L-Tendenz (Lügentendenz) hat Eysenck eine Vielzahl von Fragebögen entwickelt. Den theoretischen Rahmen hat Eysenck in einer Reihe von Beiträgen abgesteckt (z.B. 1953, 1954).

„Beschreibungsmäßig (deskriptiv) können *Eigenschaften* durch Beurteilungen oder Selbsteinschätzungen per Fragebogen (ratings or self-ratings) gemessen werden. Diese müssen auf einer großen Zahl von Beobachtungen, die über lange Zeiträume gemittelt sind, gegründet sein“ (Eysenck & Eysenck, 1987, 191).

Vier Fragebögen seien kurz vorgestellt. Die Darstellung orientiert sich an dem jeweiligen Testmanual¹⁷:

- Maudsley Medical Questionnaire (MMQ),
- Maudsley Personality Inventory (MPI),

¹⁶ g : 'general factor of intelligence', vgl. Seite 351!

¹⁷ Zur Beurteilung von Leistungs- und Persönlichkeitstests (Fragebögen) hat das *Testkuratorium der Föderation Deutscher Psychologenvereinigungen* Kriterien veröffentlicht (1986). Einer der ersten Sätze lautet: „Grundlage für die Testbewertung ist prinzipiell das Testmanual: dieses muß so beschaffen sein, daß die wichtigsten Aussagen zu den für die Beurteilung relevanten Punkten daraus erarbeitet werden können.“

- Eysenck Personality Inventory (EPI),
- Eysenck Personality Questionnaire (EPQ).

Maudsley Medical Questionnaire (MMQ)

Das MMQ hat Eysenck 1947 in Englisch, 1953 in Deutsch publiziert. Der Name erinnert an die psychiatrische Klinik (Maudsley), an der Eysenck arbeitete.

***Manual:** Eysenck, H. J. (1953, 1964). Maudsley-Persönlichkeitsfragebogen (1. Auflage, 2., verbesserte Auflage).*

Der Fragebogen enthält 56 Items: 38 erfassen die Dimension Neurotizismus (N), 18 die sogenannte Lügentendenz (L: die Neigung, kleine Schwächen bei sich zu verheimlichen, nach denen die Items fragen).

Beispiel-Items für MMQ

(Antwort in Schlüsselrichtung: in Klammern hinter dem Item)

Für N:

- 1) Mir wird gelegentlich schwindlig. (Ja)
- 5) Des öfteren konnte ich wegen Krankheit nicht zur Schule oder zur Arbeit gehen. (Ja)
- 6) Ich bekomme leicht Lampenfieber, werde leicht aufgeregt, etwa wenn ich etwas aufsagen oder vortragen muß. (Ja)

Für L:

- 2) Ich habe mitunter Geldsorgen. (Nein)
 - 3) Ab und zu verliere ich meine Geduld und werde wütend. (Nein)
 - 13) Manchmal komme ich zu spät zu einer Verabredung, zur Schule oder zur Arbeit. (Nein)
-
-

Im Manual finden sich

- keine Hinweise zur Übersetzung der Items,
- keine Item-Kennwerte (Schwierigkeit, Trennschärfe, Homogenität),
- keine Testgütekriterien (Objektivität, Reliabilität, Validität),
- keine Normen.

Es wird nicht begründet, auf welchen Erfahrungen die Vorschläge zur Klassifikation beruhen, die das Manual vorgibt (1964, 6) *0-14 Testpunkte (normal)*, *15-20 Punkte (Normalität zweifelhaft)*, *21-26 Punkte (abnorm)*, *27 und mehr Punkte (schwerwiegend abnorm)*.

Maudsley Personality Inventory (MPI)¹⁸

Das MPI hat Eysenck 1956 in englischer, 1959 in deutscher Fassung vorgelegt.

Manual: Eysenck, H.J. (1959). *Das Maudsley-Personality-Inventory (MPI)*.

Es besteht aus 48 Items: 24 messen Neurotizismus, 24 Extra-/Introversion. Die beiden Skalen (N, E) korrelieren gering miteinander ($r = -0,09$). - Es sind drei Antworten möglich: [Ja] - [? - Weiß nicht] - [Nein].

Beispiel-Items für MPI

(Antwort in Schlüsselrichtung: in Klammern hinter dem Item)

Für E:

- 1) Sind Sie am glücklichsten, wenn Sie in eine Aufgabe verwickelt werden, die schnelles Handeln verlangt? (Ja)
- 4) Machen Sie gewöhnlich den Anfang, wenn Sie neue Bekannte gewinnen? (Ja)
- 5) Pflegen Sie schnell und sicher zu handeln? (Ja)

Für N:

- 2) Sind Sie manchmal ohne Grund abwechselnd fröhlich und traurig? (Ja)
 - 3) Wandern Ihre Gedanken oft umher, wenn Sie versuchen, sich zu konzentrieren? (Ja)
 - 6) Sind Sie leicht in Gedanken verloren, wenn Sie an einer Unterhaltung teilnehmen sollten? (Ja)
-
-

Im Manual finden sich

- keine Hinweise zur Übersetzung der Items,
- Itemkennwerte in Gestalt einer englischen Faktorenmatrix (für Männer und Frauen getrennt),
- keine Angaben zu den Testgütekriterien,
- Hinweise zur Validierung,
- Angaben über einige englisch-sprachige Normstichproben,
- keine Begründung für eine Vorgabe ‚mittlerer‘ Antworten [? - Weiß nicht].

Eysenck Personality Inventory (EPI)

Das EPI hat Eysenck 1964 in Englisch, 1966 in Deutsch veröffentlicht.

Manual: Eggert, D. (1974, 1983). *Eysenck-Persönlichkeits-Inventar, E-P-I, übersetzt und bearbeitet von Prof. Dr. Dietrich Eggert unter Mitarbeit von Dipl.-Psych. Günter Ratschinski. Handanweisung für die*

¹⁸ Vielleicht haben MMQ und MPI heute eher historische als aktuelle Bedeutung.

Durchführung und Auswertung (1. Auflage, 2., überarbeitete und ergänzte Auflage).

Das EPI liegt in zwei Parallelformen A und B vor, jede Form enthält 57 Items: 24 erfassen Extraversion (E), 24 Neurotizismus (N), 9 die Lügentendenz (L).

Beispiel-Items für EPI/Form A

(Antwort in Schlüsselrichtung: in Klammern hinter dem Item)

Für E:

- 1) Haben Sie oft Lust, etwas Aufregendes zu erleben? (Ja)
- 3) Sind Sie im allgemeinen ohne Sorgen? (Ja)
- 13) Folgen Sie oft Ihren spontanen Einfallen? (Ja)

Für N:

- 2) Brauchen Sie oft verständnisvolle Freunde zur Aufmunterung? (Ja)
- 4) Fällt es Ihnen sehr schwer, ein ‚Nein‘ als Antwort hinzunehmen? (Ja)
- 14) Grübeln Sie oft über Dinge nach, die Sie nicht hätten tun oder sagen sollen? (Ja)

Für L:

- 6) Halten Sie stets ein Versprechen, gleichgültig wie schwierig es auch sein könnte, das zu tun, was Sie gesagt haben? (Ja)
 - 12) Verlieren Sie ab und zu die Geduld und werden wütend? (Nein)
 - 18) Haben Sie gelegentlich Gedanken und Vorstellungen, von denen Sie nicht möchten, daß andere sie erfahren? (Nein)
-

Im Manual finden sich

- Angaben zur Übersetzung der Items (durch Eggert),
- keine Itemkennwerte,
- Angaben zu Reliabilität und Validität,
- Normen für verschiedene englisch- und deutsch-sprachige Stichproben,

Eysenck Personality Questionnaire (EPQ)

Das EPQ hat Eysenck 1975 in Englisch publiziert, 1991 hat er eine revidierte Form veröffentlicht, das EPQ-R.

Manualia: (1) Eysenck & Eysenck (1975). *Manual of the ERQ*. (Eysenck Personality Questionnaire). - (2) Eysenck & Eysenck (1991). *Eysenck Personality Scales (EPS Adult)*.

Deutsche Versionen: (A) *Deutsche Forschungsversionen, die auf Eysencks Materialien beruhen:* (1) Baumann & Dittrich (1975, 424). - (2) Baumann & Dittrich (1976, 4). - (3) Baumann & Rösler (1981: ohne Wiedergabe der deutschen Items). - (4) Mummendey (1987, 126-127). -

(B) Eher ‚offizielle‘ Fassung: Angekündigt im „Testkatalog 1995/96“, aber noch nicht publiziert (Göttingen: Testzentrale).

Das EPQ (1975) besteht aus 90 Items: 21 erfassen Extraversion (E), 23 Neurotizismus (N), 25 Psychotizismus (P) und 21 die Lügertendenz (L).

Das EPQ-R (1991) umfaßt 106 Items - davon werden allerdings die sechs letzten (101-106) bei der Auswertung nicht mitgezählt. Von den ‚restlichen‘ 100 Items erfassen 23 Extraversion, 24 Neurotizismus, 32 Psychotizismus und 21 die Lügertendenz.

Beispiel-Items für EPQ-R (1991)

(Antwort in Schlüsselrichtung: in Klammern hinter dem Item)

Für E:

- 24) Do you tend to keep in the background on social occasions? (No)
- 28) Do you like going out a lot? (Yes)
- 33) Do you prefer reading to meeting people? (No)

Für N:

- 3) Does your mood often go up and down? (Yes)
- 8) Do you ever feel just miserable for no reason? (Yes)
- 13) Do you often worry about things you should not have done or said? (Yes)

Für P:

- 2) Do you stop think things over before doing anything? (No)
- 25) Would you take drugs which may have strange or dangerous effects? (Yes)
- 41) Do good manners and cleanliness matter to you much? (No)

Für L:

- 15) If you say you will do something, do you always keep your promise no matter how inconvenient it might be? (Yes)
 - 19) Have you ever blamed someone for doing something you knew was really your fault? (No)
 - 27) Have you ever taken anything (even a pin or button) that belonged someone else? (No)
-
-

Im Manual finden sich

- Itemkennwerte nur für P in Gestalt einer Faktorenmatrix,
- Angaben zur Reliabilität,
- keine Angaben zur Validität,
- Normen für verschiedene Gruppen.

Resümee zu den Fragebögen, soweit sie aus den Manualia beurteilt werden können: Die Manualia weisen erhebliche Mängel auf, der Anwender wird unzureichend informiert.

Hinweise auf deutsche Publikationen

- MMQ:-** Eggert, D. (1971),
 - Michel, L. (1960),
 - Rautenstrauch, Th. (1967),
 - Rützel, E. (1970),
 - Schauer, H. (1956),
 - Wehner, E. G. und Bottenberg, E. H. (1969).
- MPI:** - Eggert, D. (1971),
 - Eysenck, H. J. (1959),
 - Michel, L. (1960),
 - Rautenstrauch, Th. (1967).
- EPI:** - Eggert, D. (1971).
- EPQ:** - Baumann, U. und Dittrich, A. (1975).
 - Baumann, U. und Dittrich, A. (1976),
 - Baumann, U. und Rösler, F. (1981).
 - Mummendey, H. D. (1987).
-
-

Zu Eysenck

Eysenck hat (wie Cattell) eine imponierende Fülle von Untersuchungen vorgelegt, er hat seinen Ansatz in vielerlei Bereichen erprobt, die unsere Skizze nicht erwähnt - z.B. in der Klinischen Psychologie zur Erklärung neurotischen, zum Verständnis sexuellen Verhaltens, in der Forensischen Psychologie zur Erklärung kriminellen Verhaltens.

Eysenck bezeichnet seine Persönlichkeitspsychologie als „ein naturwissenschaftliches Paradigma“. Daß ausgerechnet *dieser* Begriff, auf den Eysenck besonders stolz zu sein scheint, vergleichsweise diffus ist - darin liegt so etwas wie Ironie. *Was ist ein naturwissenschaftliches Paradigma?* Der Titel ist nur dann eindeutig, wenn eindeutig bestimmbar ist, was „die Naturwissenschaft?“ ist. - Zur „Naturwissenschaft“ gehören sicher als Kennzeichen die Ideale der Empirie, des Messens (vor allem im Experiment) und der ‚Mathematisierung‘. Die Einzelwissenschaften, die sich als Naturwissenschaften bezeichnen, setzen für diese Ideale höchst unterschiedliche Standards: Die Biologie wählt eigene Standards der Empirie, des Messens und des Mathematisierens, andere jedenfalls als die Chemie, die Physik hat andere Standards als die Geographie . . . Die naturwissenschaftlichen Einzelwissenschaften gehen so verschiedene Wege, daß dem gemeinsamen Titel ‚Naturwissenschaft‘ höchstens der Rang eines unscharfen Sammelnamens zukommt. - Noch einmal anders gesagt: Eine Wissenschaft bestimmt sich durch ihren Gegenstandsreich und ihre Methode; *ein* Gegenstand und *eine* Methode, die *der* Naturwissenschaft zugeordnet werden könnte, gibt es nicht. Sehr wohl aber gibt viele Gegenstandsbereiche und viele Methodologien, die je eine Einzeldisziplin als

eine Naturwissenschaft konstituieren. Vereinfacht gesagt: Es gibt keine Naturwissenschaft (im Singular), sondern nur Naturwissenschaften (im Plural). - Dann aber ist nicht eindeutig bestimmbar, was „ein naturwissenschaftliches Paradigma“ ist.

Einwand: *Die Argumentation wirkt insgesamt sehr spitzfindig! Jedermann weiß, was mit ‚naturwissenschaftlichem Paradigma‘ gemeint ist, - Zugegeben! Aber es geht genau darum, die Ungenauigkeit spürbar zu machen, die in der Unterstellung liegt, „daß jedermann schon wisse, was mit ‚einem naturwissenschaftlichem Paradigma‘ gemeint sei“.*

Eysenck hat ein System entwickelt, das wenige Dimensionen beansprucht: drei/vier Grundkonstrukte (Neurotizismus, Extraversion, Psychotizismus/Intelligenz). Wie bei Cattell fragt sich, auf welche Weise sich verbürgen läßt, daß die drei ‚entdeckten‘ Primärfaktoren eine Persönlichkeit *vollständig* beschreiben?

Und was besagt die ‚Einheit‘, die diesen Primärfaktoren zugeschrieben wird? Sie gelten als ‚einheitliche‘ Merkmale oder als ‚einheitliche‘ Merkmalsbündel. Jeder der drei Primärfaktoren fächert sich in mehrere Teilfaktoren auf, umfaßt also mehrere Dimensionen. *Beispiel:* Extraversion schließt mindestens drei oder vier Komponenten ein: Geselligkeit, Impulsivität, Lebhaftigkeit, Scherzhaftigkeit (Hobi & Klär, 1973, 131). - Die Teilfaktoren gehören nicht zufällig zu einem bestimmten Primärfaktor, sondern es besteht eine Art von Zuordnung zueinander: Die Teilfaktoren ‚passen‘ mit ihrem Inhalt ‚stimmig‘ zu einem bestimmten Primärfaktor, sie können nicht beliebig von dem *einem* Faktor zu einem *anderen* Faktor ‚verlagert‘ werden. Dann aber kehrt in dieser Zuordnung ein Gedanke wieder, den Eysenck in seiner älteren Definition von Persönlichkeit formuliert hatte (S. 381) und den er in der jüngeren Definition ausgelassen hatte: der Gedanke einer Totalität, einer Integration, einer Ganzheit . . .

Eysenck hat seine Dimensionen bei ‚Normalen‘, Neurotikern und Psychotikern gewonnen. Ein Haupteinwand besteht darin, daß er bei dem Einsatz seiner Instrumente die Motivation nicht berücksichtigt habe, vor allem nicht, ob Neurotiker und Normale ‚gewillt‘ und ‚befähigt‘ seien, die ‚Wahrheit‘ über sich zu sagen - unterstellt, daß sie die Wahrheit kannten (Thomae, 1968, 48-50).

Nur schmunzelnd kann der Leser zur Kenntnis nehmen, daß Eysenck die Geschichte der Persönlichkeitspsychologie so darstellt, als habe erst mit seiner Forschung die „wissenschaftliche Beschreibung der Persönlichkeit“ begonnen (vgl. Kapitel 1 und 2 in Eysenck & Eysenck, 1987). In einer solchen Schilderung erliegt ein großer, ein sehr großer Psychologe dem eigenen Wunschenken - und durchschaut seine Simplifikation nicht. (Freud hätte sich selber durchschaut und vermutlich über sich geschmunzelt. Aber - wer weiß, vielleicht schmunzelt Eysenck ja auch!)

36 Reflexionen 6: Was ist Persönlichkeitspsychologie?

Die Faktorenanalytiker scheinen die stringenteste Persönlichkeitspsychologie vorgelegt zu haben. Das methodische Moment scheint am sorgfältigsten durchreflektiert, die Aussagen empirisch am vielfältigsten belegt, die Voraussetzungen am ausdrücklichsten angegeben zu sein: Was hindert, in der faktorenanalytischen Persönlichkeitspsychologie das Paradigma der Persönlichkeitsforschung zu sehen? - Daran hindert das Unparadigmatische dieser Forschung selber.

Cattell strebt nach einer Taxonomie von „Eigenschaften“, *Eysenck* nach einer Taxonomie von „Individuen“ (Corsini, 1977).

„*Cattell* . . . versucht in seinem Ansatz einer multivariaten experimentellen Psychologie die experimentelle Wundt-Pawlow-Richtung mit der korrelativen Galton-Spearman-Richtung zu vereinen. *Eysenck* ... hat den größten Teil seiner Forschungsarbeiten der experimentellen Überprüfung von Verhaltensunterschieden als Funktion interindividueller Unterschiede gewidmet“ (Wittmann, 1985, 252).

Die gleiche **Methode** wird angewandt, aber die Anwendung unterscheidet sich: Die technische Durchführung der Faktorenanalyse divergiert. Dazu knappe Hinweise:

- Zur *Kommunalitätenschätzung* wählt Cattell das Quadrat des multiplen Korrelationskoeffizienten¹⁹, Guilford den höchsten Korrelationskoeffizienten, Eysenck setzt den Wert ‚Eins‘ ein.
- Um die Zahl der Faktoren zu bestimmen, die *extrahiert* werden sollen, orientiert Cattell sich am Scree-Test²⁰, Guilford und Eysenck vor allem an Eigenwerten²¹ über eins.

19 **Einfache Korrelation:** Statistische Methode zur Bestimmung des Zusammenhanges *einer* Variablen mit *einer* anderen Variablen.

Multiple Korrelation: Statistische Methode zur Bestimmung des Zusammenhanges einer Variablen mit einer Kombination *mehrerer* Variablen.

20 **Eigenwert:** Charakteristischer Parameter in der Matrizenrechnung - wie sie auch in der Faktorenanalyse verwandt wird.

Scree-Test: Graphische Darstellung der Eigenwerte einer Korrelationsmatrix, hier bezogen auf die Korrelationsmatrix, die einer Faktorenanalyse zugrundeliegt. Der Höhe nach werden die Eigenwerte im ersten Quadranten eines Koordinatensystems abgetragen. - Die Eigenwerte bilden eine Kurve, die in eine Gerade übergeht. Im Kurvenverlauf gibt es einen ‚Knick‘ an der Stelle, von der an sich die Eigenwerte auf einer Geraden anordnen. - Nach dem Scree-Test werden so viele Faktoren extrahiert, als Eigenwerte oberhalb der ‚Knickstelle‘ liegen.

21 Siehe die vorhergehende Fußnote!

- Cattell *rotiert* sowohl orthogonal wie oblique, Guilford nur orthogonal. Eysenck rotiert nicht in jedem Falle. (Wenn er rotiert, dann meist orthogonal, zuweilen aber auch oblique.)
- Cattell und Guilford neigen dazu, Faktoren als Indikatoren realer Strukturen *zu interpretieren*, neigen also einer ‚essentiellen‘ Interpretation zu. Eysenck tendiert dazu, Faktoren rein deskriptiv zu deuten (als bloße Gruppierung von Daten). Wenn er aber Faktorenmuster als Bestätigung von Extra-/Introversion, Neurotizismus, Psychotizismus faßt, nähert er sich einer ‚essentiellen‘ Interpretation.

Wie die technische Durchführung, so divergieren auch die **Resultate** der Faktorenanalysen:

- *Guilford* zählt in vier Bereichen (somatische Dimensionen, Eignung/Fähigkeit, Temperament, Motivation) so viele Wesenszüge auf, als er durch Faktorenanalyse für gesichert hält.
 ⇒ Für das *Temperament* nennt die „Guilford-Zimmermann-Temperament-Skala“ zehn Dimensionen.
 ⇒ Für die *Intelligenz* gibt das Strukturmodell die Zahl der *möglichen* Dimensionen vor: nämlich 120; für *nachgewiesen* erklärt Guilford die Zahl von 98 Faktoren (1971).
- *Cattell* hält wenigstens sechzehn Dimensionen (die des 16 PF) für gesicherte Grundwesenszüge (Source traits), sogar im Range transkultureller Konstanten.
- *Eysenck* beschränkt sich auf drei/vier Grunddimensionen: Extra-/Introversion, Neurotizismus, Psychotizismus, Intelligenz.

Über diese Befundlage kam es zwischen den drei Faktorenanalytikern zu **Kontroversen**. Zuerst sei ein Urteil Eysencks über Cattell zitiert, dann ein Urteil Cattells über Eysenck.

- *Eysenck* schreibt (1976b, 35): „As far as our analysis goes, it seems to suggest that far from being ‚source‘ traits, Cattells primaries are chance aggregations of items measuring E or N, or both, as well as possibly some other second-order factors.“
- *Cattell* schreibt über Eysenck (1979, 53): „Because Eysenck (1969) used comparable lists, the fact that he located only three factors - P, E, and N - cannot be explained by a defective basis of variables. As pointed out elsewhere (Cattell, 1964) it is undoubtedly the result of the technical neglect of sound statistical tests for the number of factors. Is this number wrong all that follows - rotations and communalities - are wrong.“

Sicher darf man diese Kontroversen nicht überbewerten, doch erinnern sie daran, daß die Ergebnisse, die die Faktorenanalytiker referieren, *nicht nur* ihrer Reflexion und ihrer Methodologie entstammen, sondern auch solchen *Vorannahmen*, die im Werk nicht explizit thematisiert werden. - So wundert es nicht, wenn wir auch von Cattell, Guilford, Eysenck nicht eindeutig erfahren,

worin Persönlichkeitspsychologie besteht. Dabei haben wir bis jetzt nur methodische Fragen gestellt.

Sichten wir die **Inhalte**, dann verschärfen sich die Probleme.

- Wenn *Cattell* die sechzehn Dimensionen des 16 PF für kulturinvariant hält, dürften sie inhaltlich auf keine Kultur festgelegt sein. Genau eine solche Festlegung halten Kritiker ihm vor. Nach Thomae liegt dem Variablenatz von Cattell ein soziokulturelles Leitbild zugrunde, das „für den Nordosten und Mittelwesten Amerikas charakteristisch“ ist (1968, 27). Aufzeigen läßt sich diese Grundierung an dem Wortmaterial, aus dem Cattell seine Dimensionen abgeleitet hat, und an einzelnen Faktoren, welche die Qualität von Normen annehmen.

Das verbale Material verrät eine „Konzentrierung . . . auf solche Worte, welche die soziale Einordnung, die Kontrolle des Verhaltens gemäß sozialen Normen umschreiben“ (Thomae, 1968, 25). Für diese Feststellung einige Beispiele aus Cattells Wortliste (1946, 246): Im Cluster AA 1 (integrity, altruism vs dishonesty, undependability) tauchen Adjektive auf wie „honest-dishonest/self-controlled/self-denying - selfish/loyal - fickle/fair-minded - partial/reliable - undependable“. - Solche Cluster bilden das Material, aus dem der 16 PF entwickelt wurde. Unverkennbar gehen Wertmaßstäbe einer bestimmten Kultur ein: Nur in einem bestimmten kulturellen Umfeld läßt sich festlegen, was als „fair, honest, loyal“ gilt.

- *Guilford* scheint, im Vergleich zu Cattell, deskriptiver vorzugehen, weniger an Wertvorstellungen seines Kulturkreises orientiert. Doch täuscht dieser Eindruck. Vor allem in den Temperamentsfaktoren gibt sich eine kulturelle Normierung zu erkennen. Als Faktoren erscheinen Dimensionen wie: Selbstvertrauen versus Minderwertigkeitsgefühl, Offenheit versus Verschlossenheit für die Umwelt, Reife versus Unreife, emotionale Stabilität versus zykliden Stimmungswandel usw.

Erkennbar wird „ganz eindeutig das Leitbild des ‚guten‘ Amerikaners, der als Protestant von amerikanischen Eltern in Neuengland geboren wurde. Die ‚well-balanced‘, ‚well-adjusted‘, ‚mature‘ person definiert offensichtlich Anlage und Endergebnis der Untersuchung“ (Thomae, 1968, 47-48).

- So wenig wie Cattell und Guilford, legt *Esenck* ein rein statistisches System vor. Er beschreibt ein Individuum
 - ⇒ erstens nach dem Grade, in dem es sich der Mitwelt zuwendet (gesellig, lebhaft, sich behauptend) oder sich von ihr zurückzieht,
 - ⇒ zweitens nach dem Grade, in dem es sich einem neurotischen Verhaltensmuster nähert (ängstlich, gedrückt, von geringer Selbstachtung) oder sich von ihm entfernt,
 - ⇒ drittens nach dem Grade, in dem es Anklänge an psychotisches Verhalten erkennen läßt (aggressiv, kalt, egozentrisch) oder sie abweist.

Als Ideal und Leitbild dürfte sich abzeichnen das Konzept von Normalität als hoher Grad der Angepaßtheit an die Umwelt oder, wie Thomae zugespitzt formuliert, „als eine gut funktionierende und lautlos sich in das soziale Gefüge einordnende Maschine“ (1968, 55).

Worauf Kritiker des weiteren hinweisen, ist die Vernachlässigung der Motivation bei Bestimmung der Grunddimensionen: Werden Merkmale mit *Fraggebögen* erfaßt, dann hängen die Scores in erheblichem Maße von situativen Einflüssen ab, etwa der Stimmungslage oder dem somatischen Zustand der Probanden.

Den drei Faktorenanalytikern andere als statistische, psychometrische Leitbilder nachzuweisen, heißt in keiner Weise, die Bedeutung ihrer Arbeiten abzuwerten; es bedeutet nur, auf die Begrenztheit auch dieser Ansätze hinzuweisen. Gleichwohl wirkt ihre methodische Vorgehensweise faszinierend, vor allem auf Autoren, die eine rein nomothetische Persönlichkeitspsychologie favorisieren.

Wie bewährt sich angesichts der faktorenanalytischen Persönlichkeitsforschung die **Minimaldefinition** von Persönlichkeitspsychologie als einem System wissenschaftlich-psychologischer Aussagen über das Individuum, sofern es ein einzigartiges, über Situationen stabiles, über Zeiträume relativ gleichartiges Verhalten zeige (Teil A, S. 19)?

Am deutlichsten entspricht dieser Definition der Aspekt der *Stabilität* des Verhaltens. Alle drei Faktorenanalytiker führen zur Beschreibung der Persönlichkeit Eigenschaften ein, denen ein hohes Maß an Invarianz über Situationen und Zeiten zukommt. Die ‚Invarianz über Situationen‘ erscheint deutlicher im System von Eysenck, der zwar auf situative Verhaltensmodifikationen hinweist, aber insgesamt eher die Stabilität betont. - Die ‚Invarianz über Situationen‘ wird bei Cattell eingeschränkt, weil er fordert, daß eine Manifestation von Merkmalen je nach Situation zu gewichten sei.

Die *Invarianz des Verhaltens über bestimmte Zeiträume hin* kommt zur Sprache unter dem Titel der *genetischen* Festlegung einer Vielzahl von Merkmalen:

- bei *Cattell* vorgestellt in der Klasse der konstitutionellen Wesenszüge (z.B. Ich-Schwäche, Dominanz),
- bei *Guilford* besprochen in seiner Kritik an Kretschmer und Sheldon - er betont, biologische ‚Anlagen‘ seien zwar ‚Vorgaben‘, seien ‚Prägeformen‘ des Verhaltens, legen das Verhalten aber nicht vollständig fest;
- bei *Eysenck* hervorgehoben im Umfeld der Intelligenz (die zu 80 Prozent genetisch bestimmt sei) und der Geschlechtsunterschiede (bei der Frau dominiere Gehör und Sprachfertigkeit, beim Manne dagegen Sehschärfe und räumliche Orientierung).

Was die *Einzigartigkeit* des Individuums angeht, so überwiegt bei den Faktorenanalytikern der nomothetische Beschreibungsmodus. Einzigartigkeit wird beschreibbar in Merkmalsprofilen. Soweit sich für verschiedene Individuen

unterschiedliche Profile ergeben, soweit hebt sich ihre Einzigartigkeit voneinander ab. Wenn dagegen verschiedene Individuen gleiche Skalenpositionen einnehmen, dann bleibt ihre Einzigartigkeit ununterscheidbar.

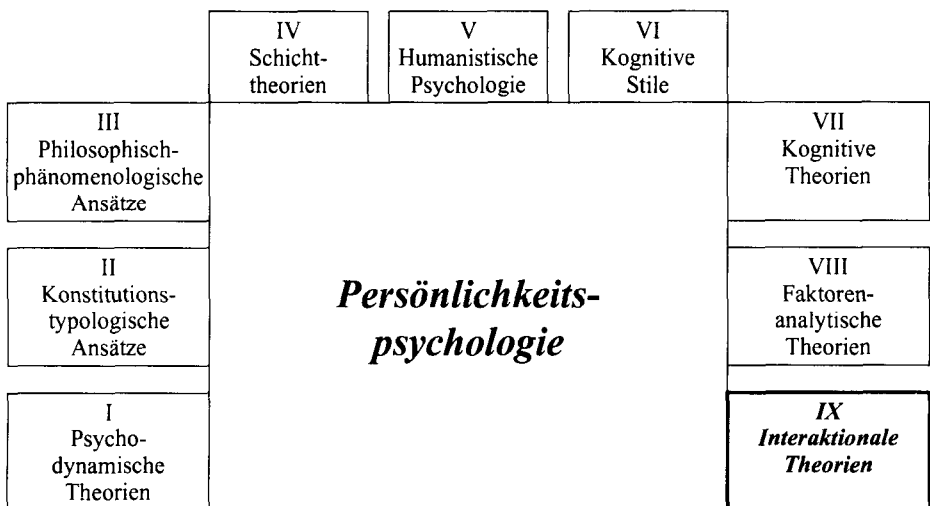
Was den Anspruch angeht, daß sich Persönlichkeitspsychologie als Wissenschaft ausweisen müsse, so dürften kaum Theoretiker zu finden sein, die sich ihrer wissenschaftlichen Qualifikation und des Wahrheitswertes ihrer Systeme sicherer sind.

(IX)

Interaktionale Theorien:

Verbindung kognitiver und lerntheoretischer Ansätze

Unter dem Titel interaktionaler Theorien werden Autoren vorgestellt, die kognitive und lerntheoretische Anliegen verbinden.



*Als Vertreter
 interaktionaler Theorien
 werden vorgestellt:*

Rotter

Bandura

Mischel

Peterson

Einige Autoren haben kognitive und lerntheoretische Konzeptionen in einem Ansatz verbunden, der sich als interaktional bezeichnen läßt. Um diese Theoretiker zu verstehen, seien drei Konzepte kurz umrissen: Kognition, Lernen und Interaktion.

Hinweise zu drei Stichworten

Kognition/Lernen/Interaktion

1.0 Kognition

Über ‚Kognitionen‘ haben frühere Kapitel gehandelt. Wir rufen einige Abschnitte in Erinnerung (S.245): Kognition bezeichnet Prozesse oder Inhalte, die mit Erkennen zusammenhängen, z.B. mit Wahrnehmen, Denken, Vorstellungen, Erinnerungen, Lernvorgängen usw. *Der Begriff ‚Kognition‘ ist nicht scharf umrissen.* Hervorzuheben ist jedoch *eine* Tatsache: Kognitive Prozesse sind keine passiven Reaktionen auf Reize, die aus der Umwelt eintreffen, sondern schließen ein, daß die Person die Reize aktiv ‚verarbeitet‘. ‚Kognitionen‘ sind demnach auch Konstruktionen des ‚erkennenden‘ Subjektes.

‚Kognitive Persönlichkeitstheoretiker‘ ziehen eine Schlußfolgerung: Entscheidend für menschliches Verhalten ist die kognitiv repräsentierte Umwelt, also die ‚psychologische Umwelt‘ - nicht die physikalische Umwelt ‚an sich‘.

Eine solche Interpretation kognitiver Prozesse greifen die Theoretiker auf, die wir in diesem Kapitel vorrangig beschreiben.

2.0 Lernen

In der Umgangssprache bezeichnet Lernen vielerlei Vorgänge, etwa den Erwerb sprachlicher oder motorischer Fertigkeiten, die Aneignung von Wissen oder Können.

In der Psychologie bezeichnet Lernen solche Verhaltensänderungen, die auf Erfahrung zurückgehen und relativ ‚lange‘ anhalten (Brandstätter et al., 1978, 124-156; Dorsch, 1994, 439; Hilgard, 1956; Pervin, 1987, 355).

In Zusammenhang mit den sogenannten Lerntheorien erhält der Terminus ‚Lernen‘ eine spezielle Bedeutung, Lernen besagt:

- Es wird eine Reiz-Reaktions-Kette gebildet, das heißt, zwischen einem Reiz und einer Reaktion wird eine Verbindung hergestellt. Dieser Vorgang heißt auch Konditionieren.
- Als Lernen oder Verlernen gilt auch die ‚Lösung‘ oder ‚Trennung‘ einer Reiz-Reaktions-Kette, der Vorgang heißt ‚Löschung‘ (zuweilen auch Extinktion).
- Streben nach Erhalt von Lust und nach Meidung von Schmerz ermöglicht oder begünstigt die Bildung von Reiz-Reaktions-Ketten.
- Das gleiche gilt für eine Löschung: Suche nach Lust, nach Meidung von Schmerz kann eine Trennung von Reiz-Reaktions-Ketten begünstigen.

- Mit dem Lernen sind demnach auch emotional getönte Verhaltensweisen verbunden.
- Verhalten ist von der Umwelt determiniert: *Fast* jedes Verhalten ist erlernt. (Nicht erlernt sind Reaktionen, die auf Reifung beruhen oder die auf einen Reflex zurückgehen [auf einen angeborenen Reiz-Reaktions-Bogen].)

Zur Erforschung des Lernvorganges im Sinne der Lerntheorien werden bestimmte Grundannahmen getroffen und bestimmte **Forschungsstrategien** festgelegt:

- Reiz und Reaktion müssen ‚objektiv feststellbar‘, sie müssen ‚beobachtbar‘ sein; Gegenstand der Forschung ist darum nur das manifeste Verhalten bei Mensch und Tier.
- Kein Gegenstand der Forschung sind Bewußtseinsphänomene, sie werden als ‚mentalistische Inhalte‘ nicht geleugnet, aber aus der ‚Verhaltenswissenschaft‘ ausgeklammert. - Das Moment der Einsicht, das ‚Aha-Erlebnis‘ kommt nicht vor.
- Die Forschung orientiert sich an dem Paradigma der Erstellung und Testung von Hypothesen.
- Wichtigste Methode der Hypothesentestung ist das Experiment, vorrangig mit Tieren, aber auch mit Menschen.
- Ergebnisse der Tierexperimente lassen sich übertragen auf Humanverhalten.

Einige Vertreter:

- **Watson** (1878-1958) gilt als Gründer und wichtiger Theoretiker des Behaviorismus (1914; 1919).
- **Hull** (1884-1952) gilt als der große Systematiker der Lerntheorie. Nach ihm geht Verhalten darauf zurück, daß ein Organismus unter Triebspannung steht - eine Reduktion dieser Spannung *setzt* Verhalten in Gang und *hält* es in Gang. Hull hat die ‚Lerntheorie‘ in einer formalisierten Sprache mit exakt definierten Begriffen systematisch dargestellt (1951).

Bei jedem der folgenden Autoren nennen wir ein Kürzel, das die spezielle Art seiner Lernkonzeption kennzeichnet, das Kürzel wird im nächsten Abschnitt erläutert.

- **Pawlow** (1849-1936) untersucht im Tierexperiment Reiz-Reaktions-Ketten, deren Bildung er auf ‚Signale‘ zurückführt. Er generalisiert seine Befunde auf menschliches Verhalten, beispielsweise erklärt er die menschliche Sprache als ein System von Signalen höherer Ordnung. (*Kürzel*: Signallernen, klassisches Konditionieren: 1927).
- **Dollard** (1901-1980) und **Miller** (geb. 1909) gehen von der Annahme aus, daß ein Organismus Reiz-Reaktions-Ketten herstellt, wenn diesem Vorgang ein angenehmer Zustand, eine Belohnung, folgt. Der Organismus ‚verlernt‘ Reiz-Reaktions-Ketten (er ‚vergißt‘ sie), wenn ein unangenehmer Zustand, eine Bestrafung, folgt. (*Kürzel*: Instrumentelles Konditionieren: 1950.)

- **Skinner** (1904-1991) interpretiert menschliches Verhalten als Abfolge von Reiz und Reaktion. Bei ihrer Verbindung zu einer Reiz-Reaktions-Kette eliminiert er das Moment des Angenehmen oder des Unangenehmen als eine ‚Erlebniskomponente‘, weil sie nicht objektiv meßbar sei. Verstärker definiert er allein nach dem Maß, in dem sie die Wahrscheinlichkeit erhöhen oder senken, daß ein bestimmtes Verhalten auftritt: *Erhöht* ein Verstärker die Wahrscheinlichkeit, heißt er Belohnung. *Senkt* er die Wahrscheinlichkeit, heißt er Bestrafung. (*Kürzel*: Operantes Konditionieren: 1974.)
- **Bandura** (geb. 1925) und **Mischel** (geb. 1930) betonen: Die Lerntheorie erweist sich als unzureichend zur Erklärung menschlichen Verhaltens; sie muß ergänzt werden um Elemente einer kognitiven Psychologie. (*Kürzel*: Beobachtungslernen, Modelllernen: Bandura, 1977 a; Mischel, 1993).

Arten des Lernens:

Vier Arten des Lernens oder Konditionierens wurden mit Kürzeln erwähnt, sie seien kurz erläutert:

Signallernen, klassisches Konditionieren (Pawlow): Unterschieden werden ‚unkonditionierte‘ Reize, denen ‚unkonditionierte‘ Reaktionen folgen. Mit einer *vorgegebenen* (unkonditionierten) Reiz-Reaktions-Kette werden neue Reiz-Reaktions-Ketten verknüpft durch Signale. So entstehen konditionierte (besser: konditionierende) Reize (Signale) und konditionierte Reaktionen. - Als Beispiel diene das vielzitierte Hunde-Paradigma von Pawlow: Ein Hund sieht Futter (unkonditionierter Reiz), er sondert Speichel ab (unkonditionierte Reaktion). Zugleich mit der Vorgabe des Futters ertönt öfter ein Glocke (konditionierender Reiz: Signal). Nach einigen Versuchen fließt bei dem Hund der Speichel schon dann, wenn nur die Glocke ertönt (konditionierte Reaktion): Es ist eine neue Reiz-Reaktions-Kette gebildet worden.

Instrumentelles Konditionieren (Dollard & Miller): Bei Auftreten eines unkonditionierten Reizes und einer unkonditionierten Reaktion wird ein Verstärker gesetzt - Belohnung oder Bestrafung. Ist der Verstärker eine Belohnung, so sorgt er dafür, daß der Reiz-Reaktions-Koppelung ein angenehmer Zustand folgt. Ist der Verstärker eine Bestrafung, sorgt er dafür, daß der Reiz-Reaktions-Koppelung ein unangenehmer Zustand folgt. In beiden Fällen kann es wahrscheinlicher werden, daß eine Reiz-Reaktions-Sequenz gebildet wird. - *Beispiel für den Fall der Belohnung:* Ratten durchstreifen ein Labyrinth und suchen unter vielen anderen Stellen auch die Stelle X auf. An der Stelle X jedoch erhalten sie eines Tages Futter. Reiz ist die Stelle X im Labyrinth, Reaktion ist das Aufsuchen dieser Stelle, Verstärker ist das Futter. Nach der Fütterung wird es wahrscheinlicher, daß die Ratten die Stelle X gezielt aufsuchen. Das Futter wirkt demnach an der Herstellung dieser Reiz-Reaktions-Kette ‚instrumentell‘ mit; denn die Futtervorgabe ist dafür ‚verantwortlich‘, daß der Herstellung ein ‚angenehmer‘ Zustand folgt.

Operantes Konditionieren (Skinner): Ein Organismus ist von sich aus aktiv, ist von sich aus ‚in Operation‘ (also operant). Spontan auftretende Verhaltensweisen werden durch Verstärkung weiter oder auch ‚neu‘ geformt. *Beispiel:* Eine Taube dreht spontan ihren Hals auf den Rücken. In diesem Augenblick wirft der Untersucher ihr Futter zu. Wird die Halsdrehung wiederholt bestärkt durch Vorgabe von Futter, so erhöht dieser Vorgang die Wahrscheinlichkeit, daß die Taube die neue Reaktion (Halsdrehung) ‚erlernt‘ - daß sie eine neue Reiz-Reaktions-Kette herstellt.

Vergleich: Daß operantes und instrumentelles Konditionieren ‚benachbart‘ sind, ja daß sie ineinander übergehen, dürfte auf der Hand liegen. Aber auch zum klassischen Konditionieren besteht kein Wesensunterschied; denn in das klassische Konditionieren gehen Momente der Verstärkung ein: Der ‚Pawlowsche Hund‘ wird ‚belohnt‘, wenn er Futter erhält.

Beobachtungsfernen (Bandura, Mischel): Ein Modell wird ‚beobachtet‘ und beeinflusst das Verhalten des ‚Beobachters‘. *Beispiel:* Ein Kind sieht einen Mann, der eine Puppe schlägt. Wird das Kind mit der Puppe zusammengebracht, so kann es geschehen, daß es das beobachtete Verhalten nachahmt und die Puppe ebenfalls malträtiiert.

3.0 Interaktion

Der Begriff ‚Interaktion‘ dient hier einer Interpretation, die besagt: Menschliches Verhalten ist abzuleiten aus (mindestens) zwei Quellen: aus einem äußeren Reiz und aus seiner Verarbeitung durch die Person. ‚Interaktionismus‘ besagt demnach, daß eine konkrete menschliche Handlung zu erklären sei als eine Resultante von Person und Situation. - Doch ist der Terminus nicht eindeutig.

Olweus unterscheidet mindestens vier Bedeutungsnuancen (1976):

- Person und Situation werden als unabhängige Variablen betrachtet, die in Beziehung zueinander treten und so das Verhalten bestimmen. *Beispiel:* Person A fährt mit dem Auto auf eine Kreuzung, in die von rechts eine Straße einmündet - auf dieser Straße kommt Person B im Wagen heran. Wie A sich an der Kreuzung verhält, hängt ab *erstens* von ihrer Wahrnehmung (Person), *zweitens* von der äußeren Gegebenheit (Situation). - Interaktion wird demnach hier so gefaßt, daß sowohl die Person wie auch die Situation als ‚Größen je für sich‘ gelten.
- Person und Situation bilden eine untrennbare Einheit - beide sind nur (abstrahierte) Aspekte einer Gegebenheit. *Beispiel:* A fährt auf eine Kreuzung zu und nimmt wahr, daß von rechts B in einem Wagen heranrollt. - Die Interaktion von ‚Person und Situation‘ wird hier so gefaßt, daß allein die ‚Wahrnehmung‘ von Person A betrachtet wird (als eine Einheit von Person und Situation).
- Person und Situation ‚beeinflussen‘ sich wechselseitig: Die Situation wirkt auf die Person, die Person wirkt auf die Situation (reziproker Determinismus). *Beispiel:* Person A fährt auf eine Kreuzung zu, sie erblickt den

Wagen, in dem Person B von rechts herankommt, A fährt langsamer, B nähert sich, A stoppt und läßt B vorbeifahren. - Die Interaktion von ‚Person und Situation‘ wird hier betrachtet als ein Wechselspiel zwischen Person und Situation. In diesem Sinne heißt Interaktion auch ‚Transaktion‘ oder ‚dynamische Interaktion‘.

- Interaktion dient als statistischer Terminus: In einem varianzanalytischen Design¹ bezeichnet er jenes Ergebnis, das keiner unabhängigen Variablen allein zugeschrieben, sondern dem gemeinsamen ‚Einfluß‘ mehrerer Variablen zugerechnet wird.

In diesem Kapitel wird der Begriff ‚Interaktion‘ vor allem in der Bedeutung (Eins bis) Drei verwandt, nicht in dem Sinne eines statistischen Terms. - Unter diesem allgemeinen Titel des Interaktionismus lassen sich auch Autoren anführen, die wir schon besprochen haben:

- So sagt etwa *Stern*, daß sich Person und Umwelt wechselseitig beeinflussen in einer Beziehung der „Konvergenz“ (S. 137).
 - *Lewin* deutet das Verhalten als eine Funktion von Person und psychologischer Umwelt (S. 268).
 - *Murray* interpretiert das ‚Thema‘ einer Handlung als eine Interaktion von Druck aus der Umwelt (press) und Bedürfnis der Person (need) (S. 97).
 - *Thomae* konzipiert Verhalten als Resultante des Lebensraumes, der seinerseits Einflüsse der Umwelt enthält - Einflüsse verarbeitet durch die Person (S. 292).
-
-

Wir stellen vier Persönlichkeitstheoretiker vor,

- die von den *Lerntheorien* das Anliegen übernehmen, das Verhalten zu erfassen in seiner Formbarkeit durch (äußere) Reize (Umwelten, Situationen);
- die von den *kognitiven* Theorien die Interpretation übernehmen, daß Verhalten nicht linear abhängig ist von äußeren Reizen, sondern ebenso sehr von der internen Verarbeitung der Reize durch Prozesse wie Bewertung aktueller Informationen, Abruf früherer Erfahrungen, Erwartung kommenden Ereignisse.

Die vier Autoren, die wir besprechen, verbinden also kognitive und lerntheoretische Ansätze.

- Rotter mit seiner Theorie des sozialen Lernens (Kap. 37),
- Bandura und Mischel
mit ihrer sozial-kognitiven Lerntheorie (Kap.38 und 39)
- Peterson mit seiner Definition der Person
von ihren interpersonalen Beziehungen her (Kap. 40).

¹ **Varianzanalytisches Design:** Name einer Vielzahl statistischer Verfahren, welche simultan prüfen, ob die Mittelwerte verschiedener Stichproben erheblich voneinander abweichen. - Zu unterscheiden sind wenigstens zwei Variablenklassen ‚a‘ und ‚b‘: Variable a heißt *unabhängig*, wenn sie in einem Versuch planmäßig variiert wird. Variable b heißt *abhängig*, wenn sie in Abhängigkeit von a, also als Funktion von a variiert.

Lerntheoretische Persönlichkeitstheorien

Als Kontrast zu den Theorien von Bandura und Mischel, Rotter und Peterson skizzieren wir zwei Entwürfe, die *rein lerntheoretisch* konzipiert sind.

Skinner, B. F. (1906-1991) hebt am menschlichen Verhalten vor allem die Modifizierbarkeit hervor. Wenig oder gar nicht beachtet er die stabilen Determinanten, also die Struktur der Persönlichkeit. Auf Änderungen der Umwelt reagiert eine Person mit spontanen, mit ‚operanten‘ Verhaltensweisen, die, wenn verstärkt, sich durchhalten und eine Art Konstanz bewahren, aber diese *Konstanz* läßt sich ihrerseits wieder in großem Umfang *modifizieren*: durch Modifikationen der Umwelt. - Soweit man also bei Skinner überhaupt von einem Persönlichkeitsmodell sprechen kann, ist die Konzeption vor allem durch Dynamik und Entwicklung bestimmt (1948, 1971, 1974).

Dollard, J. (1901-1980) **und Miller, N. E.** (geb. 1909) wenden, wie Skinner, ihre Aufmerksamkeit nur wenig den strukturellen Aspekten der Persönlichkeit zu, vielmehr untersuchen sie vorrangig den Lernprozeß, in dem eine Persönlichkeit ‚entsteht‘. In einer bestimmten Umwelt erlernt ein Individuum eine Vielzahl von ‚Gewohnheiten‘ (habits) als Reiz-Reaktions-verbindungen. Wer darum die Persönlichkeit erfassen will, muß diese Umwelt erforschen - ihr Name ist ‚Kultur‘: Als ein ‚Labyrinth‘ vermittelt die Kultur Belohnungen, Bestrafungen, Bahnungen des menschlichen Verhaltens. Darum ist es Aufgabe des Psychologen, Kulturen sorgfältig zu analysieren und sie als Prägeformen der Persönlichkeit zu vergleichen (1950).

37 Rotter, J.B.: Theorie des Sozialen Lernens (geb. 1916)

Rotter ist bestrebt, zwei Richtungen der Psychologie zu integrieren: den kognitiven Ansatz und das lerntheoretische Modell. Vom kognitiven Ansatz her entwickelt er Annahmen über interne (unbeobachtbare) Prozesse - vor allem über Erwartungen der Person. Vom lerntheoretischen Modell übernimmt er Vorstellungen über Abläufe, die Einfluß ausüben auf die Erwartungen - vor allem die Wirkung positiver und negativer Verstärker.

Rotter bezeichnet sein System als „Theorie des Sozialen Lernens“. Warum er diesen Titel wählt, erhellt, wenn einige seiner grundsätzlichen Annahmen vorgestellt werden. - Wir gliedern die Darstellung in fünf Abschnitte:

- Vorannahmen der Theorie,
- Grundkonstrukte der Theorie:
 - Erfassung einzelner Verhaltenssequenzen,
- Erweiterung der Grundkonstrukte:
 - Erfassung komplexer Verhaltensabläufe,
- das Konstruktsystem ‚generalisierter Erwartungen‘,
- Anwendung der Persönlichkeitstheorie in der Therapie.

Vorannahmen der Theorie

Rotter formuliert bestimmte Vorannahmen, Axiome, von denen her er seine Theorie aufgebaut hat; die Axiome betreffen

- die Untersuchungseinheit, von der er ausgeht,
- die Einheit der Person,
- motiviertes Verhalten.

Untersuchungseinheit: Psychologische Untersuchungen sollten beginnen bei Interaktionen, die sich abspielen zwischen Person und ihrer bedeutsamen Umwelt - Person wird dabei konzipiert als ein System von ‚Verhaltens-Möglichkeiten‘. Wie sind diese Verhaltens-Möglichkeiten entstanden? Wie lassen sie sich erkennen? - In verschiedenen Situationen kann eine Person verschiedenes Verhalten zeigen gemäß den Erfahrungen, die sie gemacht hat: Es geht um *gelerntes* Verhalten. Darum muß die Lerngeschichte einer Person ‚studieren‘, wer ihr aktuelles Verhalten begreifen will. „Das gegenwärtige Verhalten eines Individuums wird als Endprodukt der Erfahrungen betrachtet, die es in seiner persönlichen Vergangenheit gemacht hat“ (Rotter & Hochreich, 1979, 105).

Einheit: Persönlichkeit ist ein System, das durch Einheit charakterisiert ist. Neue Erfahrungen werden in alte eingeordnet, dabei auch beeinflusst. (Wer in der Vergangenheit Angst vor Hunden ‚gelernt‘ hat, dessen Wahrnehmung wird

getrübt von der erlernten Angst, wenn plötzlich ein Hund vor ihm auftaucht.) Umgekehrt gilt: Neue Erfahrungen modellieren alte Erfahrungen. „Persönlichkeit ist also (1) ständiger Veränderung unterworfen, da die Person immer neue Erfahrungen macht, und (2) in bestimmter Hinsicht stabil, da ihre früheren Erfahrungen das neue Lernen beeinflussen“ (Rotter & Hochreich, 1979, 105).

In der Person gibt es Subsysteme, die relativ selbständig sind, etwa den Blutkreislauf, feste Gewohnheiten, sympathisches und parasympathisches Nervensystem. Aber übergeordnet ist allen Teilsystemen das ‚Gesamtsystem‘ der Person. Lösen sich Subsysteme zu weit aus dem Verbund, dann ‚zerfällt‘ die Person - sie erkrankt.

Motivation: Verhalten ist zielorientiert. Um diese Zielorientierung zu erklären, reicht ein Konzept nicht aus, das besagt, Verhalten gehe auf Triebspannung zurück - Reduktion einer Triebspannung setze Verhalten in Gang (wie Hull annimmt: 1951). Eine solche Konzeption ist zu eng, sie übergeht im Verhalten das Moment der Zielstrebigkeit.

Auch Lerngesetze erklären die Zielorientierung nicht. (Daß sich Verhalten auf Ziele ausrichtet, ist eine Vorgegebenheit.) Aber Lerngesetze machen Entstehung und Wiederholung von Handlungen verständlich - vorab das ‚Gesetz des Erfolgs‘ (law of effect).

Das Gesetz des Erfolgs besagt: Handlungen werden dann besonders nachhaltig im Gedächtnis gespeichert, wenn ihnen ein befriedigender Zustand folgt. Die Befriedigung erhöht die Wahrscheinlichkeit, daß die ‚belohnte‘ Handlung wieder auftritt. Bestrafung dagegen senkt die Wahrscheinlichkeit, daß eine Handlung erneut auftritt. Aber Belohnung und Erfolg *wirken nachhaltiger* als Bestrafung und Mißerfolg. - Formuliert wurde das Gesetz des Erfolgs 1911 von Thorndike (1874-1949).

Lerngesetze betreffen hier also vor allem den Vorgang der ‚Verstärkung‘:

- Als ‚positive Verstärker‘ gelten Vorgänge, welche die Wiederkehr eines Verhaltens wahrscheinlicher machen. (Erhält ein Kind Süßigkeiten für gutes Betragen, macht dieser Vorgang gutes Betragen in der Zukunft wahrscheinlicher.)
- Als ‚negative Verstärker‘ gelten Vorgänge, welche die Wiederkehr von Verhalten unwahrscheinlicher machen. (Erhält ein Schüler schlechte Noten für schwache Schulleistungen, so macht dieser Vorgang schlechte Schulleistungen in der Zukunft unwahrscheinlicher: Rotter & Hochreich, 1979, 106.)

Resümee: Die drei Vorannahmen oder Axiome lassen erkennen, warum Rotter sein System ‚Theorie des Sozialen Lernens‘ nennt. Ein Individuum ist immer schon einbezogen in *soziale* Interaktionen, die soziale Interaktion wird immer schon verstanden als *Lernen*: diese Gegebenheiten rechtfertigen die Wahl des Titels.

Grundkonstrukte der Theorie: Erfassung einzelner Verhaltenssequenzen

Rotter bestimmt vier Grundkonstrukte, welche das Verhalten in seinem Ablauf beschreiben und erklären:

- Verhaltenspotential,
- Erwartungen,
- Verstärkungswert,
- Psychologische Situation.

Verhaltenspotential (behavior potential)

Verhalten besteht aus Wahrnehmungen, aus Denken, Sprechen, emotionalen Erlebnissen, aus motorischen Bewegungen, aus Abwehrvorgängen. Unter Verhalten „fällt jegliche Handlung eines Individuums, die eine Reaktion auf einen Reiz darstellt und die entweder direkt oder indirekt beobachtet oder gemessen werden kann“ (Rotter & Hochreich, 1979, 107).

*In einer bestimmten Situation ist ein bestimmtes Verhalten wahrscheinlich. So ist es in einer Prüfungssituation am Abschluß eines Studiums wahrscheinlich, daß der Student sein Wissen bekunden, daß er gute Noten erhalten - oder auch, daß er sich der Anstrengung entziehen will, sich krank stellt, wegbleibt. Den Zusammenhang zwischen Situation und Verhaltensabläufen, gekoppelt durch bestimmte Verstärker, bezeichnet Rotter als Verhaltenspotential (behavior potential). Ein Verhaltenspotential läßt sich nur beschreiben durch Vergleich mit anderen Verhaltenspotentialen, durch Vergleich von Verstärkern, die in unterschiedlichen Situationen zu *erwarten* sind: Damit ist die zweite Variable genannt - Erwartung.*

Erwartung (expectancy)

Wie ein Individuum handelt, hängt mit davon ab, was es von einer Handlung erwartet. Erwartung (expectancy) bezeichnet die Einschätzung, ob ein bestimmtes Verhalten zu einem bestimmten Verstärker führt. Diese Erwartung kommt zustande auf Grund der individuellen Lerngeschichte.

Beispiele: (1) Ein Schüler A, der die Universität besuchen möchte, aber aus seiner Schulbiographie den Schluß zieht, daß er keine akademische Prüfung bestehen wird - dessen Erfolgserwartung muß absinken: Warum sollte er den Wunsch hegen, sich in der Schule auszuzeichnen? - (2) Ein Schüler B dagegen, in derselben Klasse, der den gleichen Berufswunsch hat, aber darauf setzt, daß Anstrengung in der Gegenwart ‚Erfolg in der Zukunft‘ verbürgt, dessen Erfolgserwartungen also hoch liegen: der wird für die Schularbeit erheblich mehr Kräfte einsetzen.

Aus den Beispielen erhellt: *Mit Erwartung ist die subjektive Einschätzung der Situation gemeint*. Nicht die Situation ‚an sich‘ dient der Vorhersage des Verhaltens, „sondern die Art und Weise, in der ein Mensch die Situation wahrnimmt“ (Rotter & Hochreich, 1979, 108).

Unterscheiden lassen sich Erwartungen nach ihrem Generalitätsgrad: (a) Sie können sich auf eng umschriebene Ziele richten, also sehr *speziell* gefaßt sein, z.B. auf den Erwerb eines einzelnen „Scheines“ in einem Seminar über Aggressivität. - (b) Erwartungen können sich auf eine breite Klasse von Ereignissen beziehen, z.B. auf einen erfolgreichen Studienabschluß in acht Teilfächern, also sehr *generell* ausfallen.

Solche generalisierten Erwartungen haben sich als entscheidende Verhaltensdeterminanten erwiesen. Drei Arten werden später besprochen: generalisierte Erwartungen, die sich auf zwischenmenschliches Vertrauen, generalisierte Erwartungen, die sich auf internale oder externale Verhaltenskontrolle, schließlich generalisierte Erwartungen, die sich auf Problemlösen beziehen (S.428).

Verstärkungswert (reinforcement value)

Schüler A und B fassen das gleiche Ziel ins Auge (Universitätsstudium), hegen aber gegensätzliche Erfolgserwartungen - sie werden sich gegensätzlich verhalten (Resignation, verstärkter Einsatz). Es kann auch der umgekehrte Fall eintreten: Schüler C und D rechnen sich gleiche Erfolgchancen aus, ihre Erwartungen sind also gleich, aber sie bewerten das Ziel unterschiedlich. C sagt: „Gewiß, es ist nett, zu studieren, lebensnotwendig ist es nicht!“ D dagegen sagt: „Für mich kommt nur ein Studium in Betracht!“ Dem Ziel sprechen die beiden Schüler unterschiedlichen Verstärkungswert zu und - werden sich unterschiedlich verhalten.

Wie vom Verhaltenspotential, wie von der Erwartung, so hängt das menschliche Verhalten entscheidend ab von der Bedeutsamkeit, die ein Subjekt einer Verstärkung beimißt. Manifest wird diese Bedeutsamkeit, wenn eine Person in eine Lage kommt, in der sich *mehrere Verstärker* anbieten, die Person also eine Wahl treffen muß.

Als *Beispiel* nennt Rotter eine Party (1979, 109). An Verstärkungen bieten sich etwa an: mehrere Leute durch das eigene Auftreten zu beeindrucken; sich an einem reichhaltigen Menü gütlich zu tun; Kontakte zu knüpfen (zu Mädchen, zu Intellektuellen, zu Finanzleuten). - Verschiedene Personen werden sich unterschiedlich entscheiden: Die unterschiedlichen Verstärker haben für sie eine unterschiedliche Bedeutsamkeit.

Die „Präferenz für eine von mehreren Verstärkungen, wenn für alle die gleiche Auftretenswahrscheinlichkeit besteht“, nennt Rotter Verstärkungswert (reinforcement value).

Unter den Verstärkern lassen sich Belohnungsketten herstellen: Ein erster Verstärker leitet zu einem zweiten, der zweite zu einem dritten. Kontakte zu einem Finanzmann, geknüpft auf einer Party, können einen Kredit vermitteln, der Kredit die Gründung eines Geschäftes ermöglichen, das Geschäft ein höheres Einkommen versprechen. - Zukünftige Belohnungen zu antizipieren kann die Bedeutsamkeit gegenwärtiger Verstärker erhöhen.

Psychologische Situation (psychological Situation)

Menschliches Verhalten ist bestimmt von Verhaltenspotential, von Erwartung, von Verstärkungswert - eine vierte Variable kommt hinzu: die Beurteilung konkreter Situationen.

Schüler E und F mögen einem Studium den gleichen Verstärkungswert beimessen, sie mögen die gleiche Erfolgserwartung hegen, das gleiche Verhaltenspotential haben - aber angenommen, sie beurteilen die Situation im Fach Mathematik unterschiedlich, symbolisiert durch den Lehrer X: Schüler E nimmt an, daß Lehrer X ihn bei Noten begünstige, Schüler F dagegen, daß der Lehrer ihn benachteilige: die unterschiedliche Bewertung der Situation dürfte unterschiedliches Verhalten hervorrufen.

Die psychologische Situation (psychological Situation) ist eine subjektiv konstruierte Variable, aber zu wissenschaftlichen Zwecken muß sie objektiv beschreibbar sein. Rotter nennt mehrere Möglichkeiten einer solchen Beschreibung: beispielsweise zählt er Verstärker auf, die in einer Situation auftreten; er nennt auch beobachtbare Verhaltensweisen, die in einer Situation erwartet werden (Rotter & Hochreich, 1979, 110).

Zusammenhang der vier Grundkonstrukte

Die vier Grundkonstrukte, welche Verhaltensabläufe beschreiben, sind voneinander abhängig; das wird deutlich, wenn wir uns die Konzepte erneut vergegenwärtigen:

Das *Verhaltenspotential* (erste Hauptvariable) umschreibt die Wahrscheinlichkeit, ein bestimmtes Verhalten werde in einer bestimmten Situation auftreten zugleich mit bestimmten Verstärkern. - Darin ist eine Vorwegnahme enthalten, eine Antizipation: eine *Erwartung* bestimmter Verstärkungen (zweite Hauptvariable). - Weil genau umschriebene Verstärker erwartet werden, ist ihr *Belohnungswert* mit vorweggenommen (dritte Hauptvariable). - In Verstärkungswert, Erwartung, Verhaltenspotential, als konkretisierten Angaben, stellt sich die psychologische *Situation* dar (vierte Hauptvariable).

Veranschaulichung: Schüler F zielt ein Studium an. Er stehe gegenwärtig vor einer Mathematikarbeit. Er schätzt, daß verstärkte Vorbereitung eine gute Zensur verheiße, die ihm (als Belohnung) in der Klasse Anerkennung

verschafft, ihn in der Zukunft dem Abitur näher bringt (erste Hauptvariable). Darin eingeschlossen ist die Erwartung, üben mache eine gute Note wahrscheinlicher, eine gute Note begünstige ein gutes Abitur, das seinerseits die Aussicht auf einen Studienplatz verbessere, das Studium wiederum ‚verspreche‘ höheren Status und höheres Einkommen (zweite Hauptvariable). Mitgenannt ist schon der Belohnungswert, welche die gute Note, das Abitur und das Studium darstellen (dritte Hauptvariable). All diese Abwägungsprozesse laufen in einer konkreten Situation ab, genannt ‚vor einer Mathematikarbeit‘ (vierte Hauptvariable).

Den Zusammenhang der vier Hauptkonstrukte drückt Rotter in einer **Verhaltensgleichung** aus. In dieser Gleichung bedeuten:

- VP: *Verhaltenspotential*,
- E: *Erwartung*,
- VW: *Verstärkungswert*,
- S: *Situation*,
- X: *ein bestimmtes Verhalten*,
- I: *Situation I*,
- Va: *Verstärker a*.

$$VP_{X, S1, Va} = f(E_{X, S1, Va} \text{ \& } VW_{Va, S1})$$

Zu lesen:

Das Verhaltenspotential (das besagt, ein ‚Verhalten X‘ werde wahrscheinlich² ‚in Situation I‘ zusammen mit dem ‚Verstärker a‘ auftreten) *hängt ab:*

erstens von der Erwartung eines Verstärkers:

(der Erwartung nämlich, daß der ‚Verstärker a‘ tatsächlich gekoppelt ist mit ‚Verhalten X‘ in der ‚Situation I‘),

zweitens von dem Wert, der dem ‚Verstärker a‘ in ‚Situation I‘ zugeschrieben wird.

Um die Gleichung auf unser Beispiel anzuwenden, müßten wir abschätzen: *erstens*, wie hoch die Erwartung des Schülers F ist, daß Üben in seiner konkreten Situation zu einer guten Note *führt*; *zweitens*, wie groß der Belohnungswert der Note für ihn ist. - Es ergäbe sich eine Schätzung der Wahrscheinlichkeit, daß Schüler F tatsächlich für die Mathematikarbeit übt.

² Das ‚Verhaltenspotential‘ enthält in seiner Definition die **Wahrscheinlichkeit**, von der hier die Rede ist.

Erweiterung der Grundkonstrukte:

Erfassung komplexer Verhaltensabläufe

Die vier Grundkonstrukte und die Verhaltensgleichung beschränken sich auf einzelne Verhaltensweisen, auf einzelne Verstärker. Um auch komplexere Verhaltensabläufe zu beschreiben, hat Rotter seinen Ansatz erweitert - mit diesem Ziel führte er das Konzept ‚*Bedürfnis (need)*‘ ein: Auch komplexe Verhaltensabläufe sind zielorientiert. „Ein Mensch reagiert mit solchen Verhaltensweisen, von denen er gelernt hat, daß sie zu einer größtmöglichen Befriedigung in einer gegebenen Situation führen“ (Rotter & Hochreich, 1979, 112). *Solche Verhaltensweisen, auf Ziele hin geordnet, gruppieren sich zu einer Serie erlernter (Motive oder) Bedürfnisse.*

Die Bedürfnisse lassen sich beschreiben in Analogie zu den Grundkonstrukten:

- Das Verhaltenspotential wird erweitert zu einem *Bedürfnispotential* (need potential),
- die Erwartung zu einer Serie von Erwartungen, die Rotter *Bewegungsfreiheit* nennt (freedom of movement),
- der Verstärkungswert zu einem *Bedürfniswert* (need value).

Das Konzept der ‚psychologischen Situation‘ wird nicht ausdrücklich erweitert, es ist in den drei anderen Konstrukten mitenthalten (Rotter & Hochreich, 1979, 112).

Die drei erweiterten Konzepte bezeichnen die Komponenten, aus denen jedes Bedürfnis besteht:

- Das **Bedürfnispotential** umschreibt die *Wahrscheinlichkeit*, daß eine *Serie* bestimmter Verhaltensweisen auftritt - mit dem Ziel, bestimmte Bedürfnisse zu befriedigen.
- Die **Bewegungsfreiheit** umfaßt die *Serie* jener Erwartungen, in denen die Befriedigung vorweggenommen wird, zu der bestimmte Verhaltensweisen führen sollen. Die Person ‚sieht‘ eine Reihe von Verstärkern - gleichsam ‚hintereinander gestaffelt‘; diese Verstärker ermöglichen unterschiedliche Ketten von Verhaltenssequenzen. Eine Person ‚sieht‘ also in ihrer Vorstellung so etwas wie einen ‚Bewegungsfreiraum‘.
- Der **Bedürfniswert** bezeichnet den Grad, in dem einer Serie von Zielen Befriedigung beigemessen wird: in Präferenz von anderen Zielserien.

Die Analogie zu den Grundvariablen ist unübersehbar. Den Zusammenhang der erweiterten Konzepte stellt Rotter ebenfalls in einer Verhaltensgleichung vor. In dieser Gleichung bedeuten:

- BP: *Bedürfnispotential*,
- BF: *Bewegungsfreiheit*,
- BW: *Bedürfniswert*.

BP = f (BF & BW)

Zu lesen:

Das Bedürfnispotential (das besagt, eine Serie bestimmter Verhaltensweisen werde wahrscheinlich³ auftreten mit dem Ziel, bestimmte Verstärker zu erreichen, denen ein bestimmter Bedürfniswert zugeschrieben wird) *hängt ab:*

erstens von der Bewegungsfreiheit

(nämlich der Serie von Erwartungen, die sich auf die angezielten Verstärker richten),

zweitens von dem Bedürfniswert

(welcher der angezielten Serie von Verstärkern zugeschrieben wird).

Eine Liste nachgewiesener Bedürfnisse: Rotter beschreibt einzelne Bedürfnisse, die er empirisch nachgewiesen habe: Serien von Verhaltensweisen, die auf ein ähnliches Ziel gerichtet sind und von denen erwartet wird, daß sie zur Befriedigung führen, Verhaltensweisen also, mit denen ähnliche Belohnungen verknüpft sind (Rotter-, 1954; Rotter & Hochreich, 1979, 113-114). Kasten 37-1 führt Beispiele an.

Kasten 37-1:**Sechs ‚nachgewiesene‘ Bedürfnisse**

(Quelle., Phares, 1991, 351)

Recognition-Status:

Need to excel; be viewed as competent, good, or better than others in school, occupation, athletics, social standing, good looks, etc.

Dominance:

Need to control others; exercise power and influence over others, etc.

Independence:

Need to make own decisions; rely on oneself; achieve goals without help from others, etc.

Protection-Dependency:

Need to have others prevent frustrations, provide protection and security, and help one achieve valued goals, etc.

Love and Affection:

Need to be accepted and liked by others; have the devoted interest, concern, and affection of others, etc.

Physical Comfort:

Need to enjoy physical satisfactions associated with security and a feeling of well-being; avoid pain; experience bodily pleasures, etc.

³ Das ‚Bedürfnispotential‘ enthält in seiner Definition die *Wahrscheinlichkeit*, von der hier die Rede ist.

Das Konstruktsystem ‚generalisierter Erwartungen‘

Einen wichtigen Stellenwert in der Theorie des Sozialen Lernens nehmen die Erwartungen ein, insbesondere die ‚generalisierten Erwartungen‘. Drei Gruppen hat Rotter exemplarisch untersucht:

- Erwartungen, die das Problemlösen,
- Erwartungen, die den ‚Ort‘ der Verhaltenskontrolle,
- Erwartungen, die das zwischenmenschliche Vertrauen betreffen.

Problemlösen

Jeden Tag treffen Menschen auf Probleme. Doch unterscheiden sie sich in der Art, wie sie mit einem Problem umgehen, ebenso in ihrer Erwartung, ein Problem zu meistern.

Was ist gemeint, wenn von einem Problem die Rede ist? Gemeint ist: Jemand will einen Zustand X in einen Zustand Y umwandeln - aber ein Hindernis erschwert die Umwandlung. *Beispiel:* Schüler G soll eine Art von Mathematikaufgaben lösen, die er zuvor noch nie bearbeitet hat. - Bildlich gesprochen, auf dem Weg von Zustand X zum Zustand Y trifft jemand auf eine Straßensperre, eine ‚Barriere‘ hindert ihn am Weiterkommen. Die subjektive Spannung steigt an, weil der gegenwärtige Zustand X als unbefriedigend erlebt, der antizipierte Zustand Y dagegen als befriedigender bewertet wird.

Daß eine Person unterwegs ist von Zustand X zum Zustand Y, aber daran gehindert wird, den Zustand Y zu erreichen: Diese Situation beschreibt Rotter, indem er davon spricht, *daß ein zielgerichtetes Verhalten blockiert werde*. Menschen verfügen über unterschiedliche Fähigkeiten, solche Blockaden zu beseitigen (problem-solving skills).

„Eine konstruktive Vorgehensweise, um ein Problem dieser Art zu lösen, besteht in der Suche nach Alternativen, mit denen das gewünschte Ziel erreicht werden kann. Wenn sich herausstellt, daß diese Strategie in bestimmten Situationen wirksam ist (z. B. in akademischen Situationen), kann sie auf andere Situationen übertragen werden (z.B. soziale, sittliche, berufliche); man kann dann von der Person sagen, sie hege die generalisierte Erwartung, daß ein bestimmtes Verhalten, nämlich das *Suchen nach alternativen Lösungsmöglichkeiten*, für sie zu maximaler Zufriedenheit oder zu einer Lösung des Problems in vielen Situationen führe“ (Rotter & Hochreich, 1979, 118).

‚Ort‘ der Verhaltenskontrolle

Erwartungen, die den ‚Ort‘ der Verhaltenskontrolle betreffen (locus of control), beziehen sich auf die Ursachen von Verstärkungen. Erwartet eine Person: Was ihr zustoße an Gutem oder Bösem, an Belohnung oder Bestrafung, resultiere aus ihrem eigenen Einsatz, dann verlegt sie den Ort der Verhaltenskontrolle nach innen (internal locus of control). Erwartet sie: Was ihr begegne, entspringe dem Zufall oder dem Einfluß mächtiger Menschen, dann verlegt sie den Ort der Verhaltenskontrolle nach außen (external locus of control). „Selbstverständlich verhalten sich Menschen, die . . . erwarten, daß sie ihr Schicksal selbst kontrollieren können, . . . anders als solche, die erwarten, daß Konsequenzen ihres Verhaltens von anderen Menschen kontrolliert oder vom Glück bestimmt werden“ (Rotter & Hochreich, 1979, 118). Insofern beeinflusst die generalisierte ‚Erwartung einer inneren Verhaltenskontrolle‘ das menschliche Verhalten anders als die ‚Erwartung einer äußeren Verhaltenskontrolle‘.

Erfaßt werden diese Erwartungen mit Fragebögen, sogenannten I-E-Fragebögen: 1 steht für ‚internale Kontrollzuweisung‘, E für ‚externale Kontrollzuweisung‘. Kasten 37-2 zitiert einige Items aus Rotters Skala zum ‚Ort der Verhaltenskontrolle‘ (Locus of control Scale).

Kasten 37-2:

Skala zum Ort der Verhaltenskontrolle (Locus of control Scale)/Vier Beispiel-Items⁴

Die Probanden müssen sich jedesmal für Antwort a *oder* für Antwort b entscheiden, damit jedesmal für internale (I) *oder* für externale Verhaltenskontrolle (E).

Hinter jedem Satz ist in Klammern angegeben, ob eine ‚Zustimmung‘ für ‚I‘ oder für ‚E‘ spricht.

(Quelle: Mayer & Sutton, 1996, 396).

- | | | |
|-----|----|--|
| 2. | a) | Many of the unhappy things in people's lives are partly due to bad luck. (E) |
| | b) | People's misfortunes result from the mistakes they make. (I) |
| 4. | a) | In the long run people get the respect they deserve in this world. (I) |
| | b) | Unfortunately, an individual's worth often passes unrecognized no matter how hard he tries. (E) |
| 9. | a) | I have often found that what is going to happen will happen. (E) |
| | b) | Trusting to fate has never turned out as well for me as making a decision to take a definite course of action. (I) |
| 11. | a) | Becoming a success is a matter of hard work, luck has little or nothing to do with it. (I) |
| | b) | Getting a good job depends mainly on being in the right place at the right time. (E) |

Phares berichtet über einige Untersuchungen mit den Skalen zur Erfassung des Ortes der Verhaltenskontrolle (1978, 277-284). Das Kürzel ‚internal‘ gelte für Personen, die mehr zu ‚interner Kontrolle‘ neigen, das Kürzel ‚external‘ für Personen, die mehr zu ‚externer Kontrolle‘ neigen.

⁴ Eine deutsche Version bietet Krampen (1981).

Ergebnisse:

- Tbc-Kranke, wenn internal orientiert, erkundigen sich intensiver nach ihrem Gesundheitszustand.
- Raucher, wenn internal orientiert und aufgeklärt über die Folgen des Rauchens, gewöhnen sich das Rauchen eher ab.
- In den 60er Jahren setzten sich *internal* orientierte Studenten mehr für Bürgerrechte ein (Zeit des Vietnamkrieges). In den 70er Jahren dagegen setzten sich *external* orientierte Studenten mehr für Bürgerrechte ein. - *Interpretation des Unterschiedes:* In den 70er Jahren war die Öffentlichkeit an Fragen der Bürgerrechte interessierter als in den 60er Jahren. Für die veränderte Atmosphäre hatten die ‚Externalen‘ ein feineres Gespür.

Zwischenmenschliches Vertrauen

Erwartungen, die das zwischenmenschliche Vertrauen (interpersonal trust) betreffen, regulieren Situationen, in denen eine Person auf Worte oder Handlungen anderer Personen angewiesen ist. „Es ist eindeutig erwiesen, daß es große Unterschiede gibt, in welchem Ausmaß Menschen im allgemeinen anderen glauben und sich auf andere verlassen“ (Rotter & Hochreich, 1979, 118). In der Schule, im Beruf, in der Freundschaft, in der Ehe beeinflusst diese Art der generalisierten Erwartungen die soziale Interaktion. - Zwischenmenschliches Vertrauen wird mit eigenen Skalen erfaßt, mit IPT-Skalen (Interpersonal-Trust Scales). Kasten 37-3 führt einige Items an (Rotter, 1967, 654).

Kasten 37-3:
Interpersonal-Trust Scale: Vier Items⁵
(Quelle: Rotter, 1967, 654)

- In dealing with strangers one is better off to be cautious until they have provided evidence that they are trustworthy.
- Parents usually can be relied upon to keep their promises.
- Parents and teachers are likely to say what they believe themselves and not just what they think is good for the child to hear.
- Most elected public officials are really sincere in their campaign promises.

Resümee: Die drei Arten generalisierter Erwartungen, die genannt wurden: ‚Problemlösen, Verhaltenskontrolle, Vertrauen‘, können nur als Beispiel gelten für Konstruktsysteme, die das Verhalten entscheidend mitbestimmen.

⁵ Eine vollständige deutsche Version bieten Amelang, Gold und Kübel (1984).

Anwendung der Persönlichkeitstheorie in einer Therapie

Rotter wendet seine Persönlichkeitstheorie an, um Störungen zu verstehen und zu korrigieren, dabei orientiert er sein Vorgehen an der Verhaltenstherapie⁶ (in ihrer kognitiven Variante).

Störungen entstehen dann, wenn der Bedürfniswert eines Zieles außerhalb der Bewegungsfreiheit einer Person liegt. Was heißt dies? Es heißt: Zwischen dem, was jemand wünscht, und dem, was er sich zutraut, klafft eine große Lücke; er *erwartet nicht*, daß er das Ziel erreicht, das er sich gesetzt hat. - *Beispiel*: Ein Student verliebt sich heftig in eine schöne Kommilitonin, sieht aber keine Chance, sich ihr zu nähern. - „Das allgemeine Ziel der Psychotherapie nach Rotter besteht in der Erweiterung der Bewegungsfreiheit des Patienten; dadurch wird gleichzeitig seine Lebenszufriedenheit erhöht und sein defensives oder auf Vermeidung ausgerichtetes Verhalten abgebaut“ (Rotter & Hochreich, 1979, 115).

Für Störungen gibt es drei *typische* Gründe: (1) Einer Person fehlen bestimmte Fähigkeiten. (2) Eine Person strebt unrealistische Ziele an. (3) Eine Person erwartet Mißerfolg aufgrund ungerechtfertigter Generalisierungen. - *Beispiele*: *Zu (1)*: Der verliebte Student hat die sozialen Fertigkeiten nicht erlernt, die nötig sind, um zu einer Frau Kontakte zu knüpfen. - *Zu (2)*: Ein Mann strebt zwei Ziele an, die unvereinbar sind: Zum einen will er seine Unabhängigkeit bewahren, zum anderen sucht er die Nähe zu ‚mütterlichen‘ oder ‚väterlichen‘ Figuren, die seinen Freiheitsraum einschränken. - *Zu (3)*: Eine Person erlebt sich im Sport als Versager; sie überträgt ihre Mißerfolgs-Erwartung auf andere Bereiche: sie fürchtet, daß sie weder im *Studium* noch in der *Gesellschaft* Erfolg haben werde.

„Zusammengefaßt läßt sich also sagen, daß die Schwierigkeiten eines Individuums mit geringer Bewegungsfreiheit entstehen können durch unangemessene oder ungeeignete Verhaltensweisen oder Fähigkeiten, durch falsche Erwartungen oder durch unrealistische Ziele“ (Rotter & Hochreich, 1979, 116).

Hauptziel der Therapie nach Rotter ist es, die Bewegungsfreiheit des Klienten zu erweitern. Ein entscheidender Schritt auf diesem Weg ist die Bestimmung des „minimalen Zielniveaus“: Vereinfacht formuliert liegt das minimale Zielniveau an dem Punkt, an dem eine Person ein Verhalten als ‚Strafe‘ erlebt. „Ein Beispiel für ein hohes minimales Zielniveau wäre ein Student, der enttäuscht und unglücklich ist, weil er neben drei Einsen auch eine Zwei im Examen erhalten hat“ (Rotter & Hochreich, 1979, 116). überhöhte, darum

⁶ **Verhaltenstherapie:** Gesetze der Lerntheorien werden angewandt, um die Entstehung gestörten Verhaltens zu erklären und die Störung zu korrigieren. Gestörtes Verhalten wird erklärt als eine Folge fehlgeleiteten Lernens. Korrektur der Störungen zielt auf Löschen der fehlgeleiteten Verhaltensweisen

unrealistische Ziele zu senken führt dazu, daß bei dem Klienten das Selbstvertrauen wächst und die Lebenszufriedenheit ansteigt. - Der Weg verläuft so, daß der Therapeut mit dem Klienten aktiv neues Verhalten einübt. Der Klient soll demnach nicht nur *einsehen*, worin seine Störung besteht, sondern auch *lernen*, wie er seine Störung mindern oder sogar beseitigen kann.

Um die Bewegungsfreiheit zu erweitern, soll der Therapeut den Klienten dazu anleiten,

- (a) seine Erwartungen zu korrigieren,
- (b) Situationen zu diskriminieren,
- (c) die Umwelt zu ändern, wenn nötig und wenn möglich.

Zu (a): Erwartungskorrektur: Die Störung kann darin bestehen, daß kindliche Erwartungen mitgeschleppt werden ins Jugendalter, Ein Jugendlicher habe als Kind immer wieder gehört, er sei unansehnlich und unbeholfen. Wenn er mit achtzehn Jahren immer noch glaubt, was ihm früher eingeredet wurde, wird er vermuten, daß er keinen Anklang bei Mädchen finden werde. - *Korrektur:* Der Therapeut muß darauf hinarbeiten, daß der Klient lernt, diese Erwartungen zu ändern, und zwar durch üben und Handeln.

Zu (b): Diskrimination von Situationen: Eine Störung kann darin bestehen, daß jemand annimmt, was in *einer* Situation erlaubt ist, sei es auch in einer *anderen* Situation. Jemand verstehe es, eine Gesellschaft durch geistreiche Witze zu unterhalten. Versucht er diese Kunst auch auszuüben bei einem Einstellungsgespräch, könnte er scheitern. - *Korrektur:* Der Therapeut muß versuchen, bei dem Klienten den Sinn zu schärfen für den Unterschied von Situationen.

Zu (c): Änderung der Umwelt: Eine Störung kann darin bestehen, daß jemand sich von der Umwelt zu gestörtem Verhalten reizen läßt. So lasse ein Kind sich dazu verleiten, in der Schule ein übermaß an Aggressivität zu äußern, dagegen im Elternhaus nur gute Manieren zu zeigen. - *Korrektur:* Der Therapeut muß die Umwelt aufmerksam machen, daß sie das Kind zu dem diskrepanten Verhalten ‚verführt‘. Lehrer und Eltern müssen ihr Verhalten ändern.

Die Skizze der Therapie nach Rotter veranschaulicht, daß anspruchsvolle **Forderungen an den Therapeuten** gestellt werden; sie lauten:

- (a) *Flexibilität:* Für jedes Individuum soll er nach individuellen Therapiewegen suchen. Keine Lösungstechnik darf er von Fall A übertragen auf Fall B; denn ‚Erwartungen‘ sind subjektiv, also individuell.
- (b) *Problemlösen* aktivieren: Der Therapeut soll den Klienten anleiten, Probleme mit eigenen Augen zu erkennen und mit eigenem Einsatz zu lösen.
- (c) *Aktivität:* Der Therapeut bestimmt den ‚Heilverlauf aktiv mit, er interpretiert Erlebnisse und Erwartungen des Klienten, kreativ entwirft er therapeutische Pläne, ausdrücklich ‚belohnt‘ und ‚bestraft‘ er den Klienten immer wieder.

Resümee zur Therapie nach Retter

(Quelle: Phares, 1991, 355)

- „Therapy is basically a learning process through which the therapist helps the patient achieve planned changes in behavior and thinking.
 - A patient's difficulties are best viewed as efforts to solve problems.
 - Very often the therapist guides the learning process so that inappropriate behaviors and attitudes are weakened and more appropriate ones strengthened.
 - Particular attention should be devoted to the manner in which inappropriate behavior and expectancies arise and also to the ways in which patients overgeneralize from their previous experience.
 - New experiences in real life are often quite effective in bringing about behavior changes and, in that sense, are more important than what transpires during the therapy session.
 - Therapy can be viewed as a form of social interaction.“
-
-

Zu Rotter

Rotter hat solche Beschreibungsdimensionen ausgesucht, die ihm empirisch kontrollierbar erscheinen. Daß er dabei lerntheoretische und kognitive Ansätze verknüpft, bewahrt ihn vor Einseitigkeiten. Zu fragen ist indes, ob die Dimensionen nicht zu sehr reduziert sind, um den vollen Umfang menschlichen Verhaltens zu beschreiben.

Darüber hinaus fällt auf: Seine Forschungen widmen sich vor allem *einer* Dimension, der Klasse der generalisierten Erwartungen. Die empirische Untersuchung der anderen Grundkonstrukte kommt demgegenüber zu kurz.

38 Bandura, A.: Theorie des sozialen Lernens/Sozial-kognitive Lerntheorie (geb. 1925)

Vorbemerkung: Bandura und Mischel haben in vielen Studien zusammengearbeitet. Für Bandura nennt die Literatur *zwei* Titel:

- „Theorie des sozialen Lernens“ (Bandura, 1973; Mischel, 1981 a, 402; Pervin, 1987, 427) und
- „Sozial-kognitive Lerntheorie“ (Bandura, 1977 a).

Mischel wählt für sein System den Namen: „kognitiv-soziale Lerntheorie“ (Mischel, 1981 a, 345).

Kritik am lerntheoretischen Ansatz

Bandura hält Persönlichkeitsmodelle für unzulänglich, wenn sie rein lerntheoretisch konzipiert sind (Pervin, 1987, 432-435). Seine Einwände betreffen höchst unterschiedliche Probleme oder Problemfacetten:

- Lerntheorien können nicht erklären, wie neue oder komplexe Verhaltensweisen entstehen, die sofort als ganzheitliche Verläufe auftreten; es wird ja nicht jedes Element des Verhaltensmusters einzeln belohnt.
- Lerntheorien versagen, wenn sie begründen sollen, warum Verhalten erlernt wird, ohne bestärkt worden zu sein: bestärkt weder beim Modell noch beim Beobachter.
- Erst recht sind lerntheoretische Interpretationen unzureichend, wenn sie sagen sollen, warum eine Verhaltensweise zwar erlernt, aber nicht ausgeführt wird. (In diesen speziellen Fälle bleibt der Einfluß kognitiver Prozesse außer Betracht.)
- Einseitig ist ein Paradigma, das voraussetzt, alles Lernen gehe auf Versuch und Irrtum zurück. Nur die Laborsituation verfuhr zu solchen Behauptungen. Wenn jemand ‚im Leben‘ Kindern das Schwimmen beibringen, Erwachsenen das Autofahren lehren, Medizinstudenten in die Kunst des Operierens einführen will, kann er sich nicht auf Lernen durch Versuch und Irrtum verlassen.

Ansatz: das Beobachtungslernen

Banduras Theorie beruht auf der Annahme, daß eine Person als Ganzes geprägt wird durch Beobachtungslernen. Doch ist die Person mehr als ein Rezeptions- oder Reaktionssystem; denn zwischen Reizempfang und Reaktion schaltet sie kognitiv-emotionale Prozesse ein, welche die Reize in vielfacher Weise verarbeiten. Beispielsweise ‚interpretiert‘ die Person Informationen, die sie ‚empfangt‘, als Belohnung, die zum Handeln anregt, oder als Bestrafung, die vom

Handeln zurückhält; aus Reizen übernimmt sie Ziele oder setzt eigenständig neue Ziele; im Blick auf solche Ziele bewertet sie ihre Kompetenzen (ob sie Aussicht bieten, die Ziele auch zu erreichen); emotional ‚antwortet‘ sie auf Ergebnisse ihrer Anstrengung (etwa mit Arger oder Genugtuung, mit Scham oder mit Stolz). - Sei ‚Umwelt‘ verstanden als Insgesamt der Reize, sei ‚Verhalten‘ verstanden als Insgesamt spontaner Aktionen oder aktiver Antworten auf Reize (also als Reaktionen), dann gilt: Zwischen Umwelt und Verhalten der Person besteht ein Verhältnis wechselseitiger Beeinflussung, also ein ‚reziproker Determinismus‘.

Dieser Gedankengang erklärt, warum Bandura die Bezeichnung „sozial-kognitive Lerntheorie“ gewählt hat: Um einen *lerntheoretischen* Ansatz handelt es sich, sofern Verstärkung eine entscheidende Rolle spielt (als *ein* Faktor neben anderen Faktoren); um eine *soziale* Theorie, sofern Lernen als Interaktion mit anderen Personen interpretiert wird (zum einen als Imitation, zum anderen als spontane Aktion). Um eine *kognitive* Theorie handelt es sich, sofern angenommen wird, daß im Lernen Kognitionen den Informationsfluß mitgestalten.

Drei Haupteffekte von Beobachtungslernen

„Modellierungseinflüsse können bei den Beobachtern drei Arten von Wirkungen hervorrufen . . . *Erstens* können Beobachter . . . durch Beobachtung neue Verhaltensmuster erwerben. Eine *zweite* bedeutende Funktion der Modellierungseinflüsse liegt darin, die Hemmungen von Verhaltensweisen, die die Beobachter vorher gelernt haben, zu verstärken oder zu schwächen. Hemmende und enthemmende Effekte werden weitgehend durch die Beobachtung bestrafender und belohnender Verhaltensfolgen bestimmt, die die Reaktionen der Modelle begleiten. Die Verhaltensweisen anderer dienen *drittens* als soziale Anreize, die ähnliches Verhalten bei den Beobachtern fördern. Die Effekte der Reaktionsbahnung unterscheiden sich vom Beobachtungslernen und von der Enthemmung dadurch, daß keine neuen Reaktionen erworben werden; das Auftreten analoger Verhaltensweisen kann nicht der Schwächung von Hemmungen zugeschrieben werden, denn das Verhalten ist sozial akzeptabel und wird daher nicht behindert“ (Bandura, 1979 a, 86).

Die drei Effekte von Beobachtungslernen seien an Beispielen veranschaulicht:

- *Erstens*, Beobachter erlernen neues Verhalten. *Beispiel*: Im Sozialisationsprozeß erlernen Kinder Sprache und kulturelle Techniken durch Nachahmung - sie erlernen ein Verhalten, das sie vorher nicht kannten.
- *Zweitens*, Beobachtung kann die *Hemmung* schon erlernter Verhaltensweisen verstärken oder aber schwächen.

⇒ *Beispiel für eine verstärkte Hemmung*: Wer beobachtet, daß Aggression bestraft wird, ‚ermuntert‘ sich in der Regel dazu, eigene Aggressionsneigungen zu ‚unterdrücken‘.

⇒ *Beispiel für eine abgeschwächte Hemmung*: Wer beobachtet, daß Aggression belohnt wird, kann Hemmungen abwerfen und der eigenen Aggressionsneigung nachgeben..

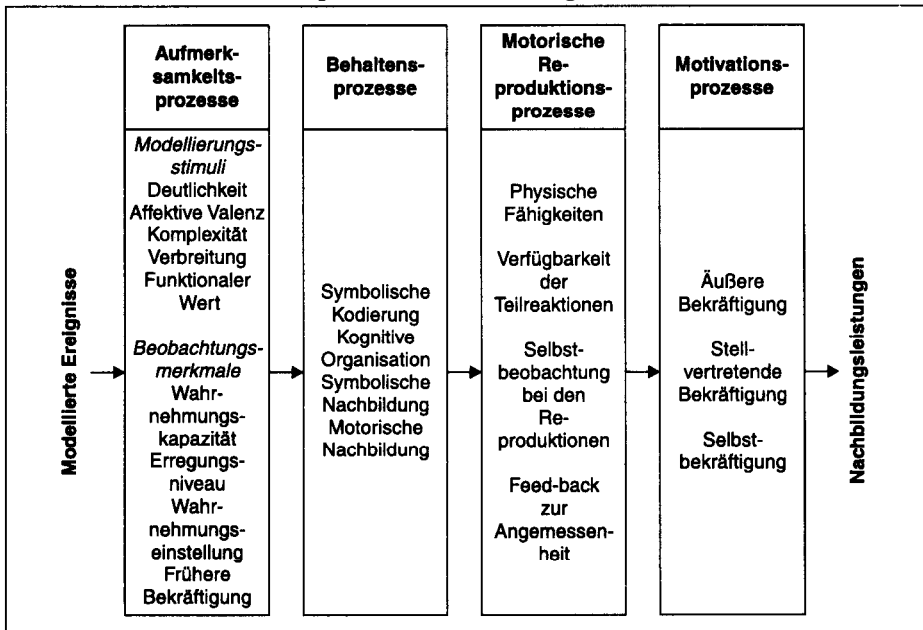
- *Drittens*, Beobachter bekunden *ähnliches* Verhalten wie die beobachtete Modellperson; sie *zeigen* ein Verhalten, das sie *schon vorher* beherrschten. *Beispiel*: Schüler A und B aus der zwölften Klasse können seit Jahren mit dem Taschenrechner umgehen. Eines Tages stellt Schüler B fest, daß Schüler A einen Taschenrechner gekauft hat, der es ihm leichter macht, Integrale zu berechnen und so die Hausaufgaben rascher zu lösen. Schüler B ‚beschließt‘ daraufhin, den gleichen Rechner anzuschaffen.

Vier Teilprozesse des Beobachtungslernens

Im Beobachtungslernen lassen sich nach Bandura vier Teilprozesse unterscheiden (Bandura, 1979b, 33):

- (1) aufmerksame Wahrnehmung,
- (2) Einprägen und Behalten,
- (3) motorische Reproduktion,
- (4) Motivation.

Kasten 38-1:
Teilprozesse im Beobachtungslernen



Den Ablauf dieser Teilprozesse hat Bandura in einem Schema veranschaulicht, das in Kasten 38-1 aufgenommen ist (Bandura, 1979 b, 32).

Zu (1): Aufmerksamkeit (attentional processes): Aus einer Beobachtung können Menschen nur lernen, wenn sie das Modell, das ‚Vorbild‘, *aufmerksam* wahrnehmen. Über den Grad der Aufmerksamkeit entscheiden Merkmale des Modells und Merkmale des Beobachters.

Auf seiten des Modells bestimmen drei Determinanten die Aufmerksamkeit mit:

- Lernen wird begünstigt durch regelmäßigen *Kontakt* zwischen Modell und Beobachter: „Die Menschen, mit denen wir regelmäßig umgehen, . . . bestimmen weitgehend, welche Verhaltensweisen wir regelmäßig beobachten und folglich am ehesten lernen“ (1979 b, 33). *Beispiel:* Mitglieder einer gewalttätigen Bande wenden ihre Aufmerksamkeit in einem großen Maße ihren ‚Kollegen‘ zu, sie beobachten einander und übernehmen voneinander aggressive Verhaltensweisen.
- Die Aufmerksamkeit des Beobachters steigt in dem Maße an, in dem die *Attraktion* der Modellperson zunimmt. Nachgeahmt werden demnach eher Personen mit gewinnenden als mit abstoßenden Eigenschaften.
- Die Aufmerksamkeit wächst, *wenn* sich der *Funktionswert* einer beobachteten Verhaltensweise erhöht, das heißt wenn ihre Auffälligkeit, ihre Überschaubarkeit, ihre affektive Valenz zunehmen. „Einige Modellierungsweisen sind intrinsisch so belohnend, daß sie die Aufmerksamkeit von Menschen aller Altersgruppen über längere Zeit zu fesseln vermögen. Das zeigt sich nirgends deutlicher als bei der Modellierung auf dem Bildschirm. Das Aufkommen des Fernsehers hat . . . die Zahl der verfügbaren Verhaltensmodelle erheblich vergrößert“ (Bandura, 1979 b, 33).

Auf seiten des Beobachters bestimmen ebenfalls drei Variablen die Aufmerksamkeit und so auch die Wahrnehmung mit:

- Verstärkt wird die Aufmerksamkeit, wenn die *Kapazität* des Beobachters dazu ausreicht, die eintreffenden Informationen rasch aufzunehmen und rasch zu verarbeiten. Umgekehrt gilt ebenfalls: Die Aufmerksamkeit sinkt ab, wenn bei dem Beobachter die ‚Energie‘ zur Verarbeitung nachläßt.
- Geschärft wird die Wahrnehmung auch, wenn die *Einstellung* des Beobachters der Einstellung der Modellperson ähnelt oder ihr kontrastiert. *Beispiel:* Aggressive Akte eines Modells, etwa in einem Film, wird das Mitglied einer gewalttätigen Bande mit großer Aufmerksamkeit verfolgen (und eher bejahen), das Mitglied einer pazifistischen Gruppe zwar ebenso lebhaft beobachten (aber eher ablehnen).
- Frühere Erfahrungen, vor allem frühere *Belohnung* oder frühere *Bestrafung*, beeinflussen die Wahrnehmung. Die Erfahrungen können den Berichten anderer Personen entstammen, es kann sich also um ‚stellvertretende‘ Belohnung oder Bestrafung handeln. *Beispiel:* Schulklasse A gibt ihre Erfahrungen mit dem neuen Lehrer M weiter an Klasse B; die ‚stell-

vertretende' Erfahrung kann in Klasse B das Verhalten zum Lehrer M mitbestimmen.

Experiment: Die Bedeutung des Beobachtungslernens läßt sich veranschaulichen an einer Studie von Bandura, ROSS und ROSS (1961):

- Aus einer Kindergruppe A sah jedes Kind einzeln als Modell einen Mann, der eine große Spielzeugpuppe sehr aggressiv traktierte, auf sie einschlug, sie beschimpfte, sich auf sie schwang, sie mit Füßen trat.
- Aus einer Gruppe B sah jedes Kind einzeln den Mann ebenfalls als Modell, doch diesmal bastelte er im Experimentierraum ruhig vor sich hin, die große Puppe war anwesend, wurde von ihm aber nicht behelligt.
- Eine Gruppe C wurde weder der Bedingung A noch der Bedingung B ausgesetzt, sie war Kontrollgruppe.

Nach der aggressiven Szene für Gruppe A, der friedlichen für Gruppe B wurden die Kinder aller drei Gruppen in einen Raum mit Spielsachen geführt, aber schon nach zwei Minuten herausgerufen: Sie sollten frustriert und auf diese Weise aggressiv gestimmt werden. Dann wurde jedes Kind einzeln in einen Nachbarraum geführt und sah dort eine Reihe von Spielzeugen, darunter auch die große Puppe. Durch Einwegscheiben wurden die Kinder beobachtet.

- Kinder der Gruppe A (aggressives Modell) entfalteten sehr viel Aggressivität gegenüber der großen Puppe, sie traten auf sie, schlugen auf sie ein, beschimpften sie.
- Kinder der Gruppe C (Kontrollgruppe) entfalteten erheblich weniger Aggressivität.
- Kinder der Gruppe B (friedliches Modell) äußerten die wenigsten Aggressionen.

Interpretation: Die Kinder der Gruppen A und B hatten an ihrem Modell jeweils bestimmte Verhaltensweisen (beobachtet und) gelernt.

Zu (2): Einprägen und Behalten (retention processes): „Sollen Beobachter auch dann noch Nutzen aus dem Verhalten von Modellen ziehen, wenn diese nicht mehr anwesend sind . . . , so müssen die Reaktionsmuster symbolisch im Gedächtnis repräsentiert sein“ (Bandura, 1979 b, 34). Zur Verfügung stehen zwei Repräsentationssysteme: die *Vorstellung* (ikonisches Gedächtnis) und die *Sprache* (verbales Gedächtnis). Hinzu kommt als dritte Größe die *Wiederholung* des beobachteten Verhaltens:

- ***Vorstellung, ikonisches Gedächtnis:*** Wird das Modellverhalten wiederholt beobachtet, so ‚entwirft‘ der Beobachter Vorstellungen oder ‚Bilder‘ und speichert sie im ikonischen Gedächtnis. Diese ‚Bilder‘ lassen sich abrufen, wenn das Modell abwesend ist. Vor allem in frühen Entwicklungsphasen - solange eine verbale Kodierung noch unzulänglich bleibt - wird das Beobachtungslernen von ‚Bildern‘ bestimmt.
- ***Sprache, verbales Gedächtnis:*** Ein stärkerer Einfluß als den ‚Bildern‘ kommt der Sprache zu. „Die meisten Prozesse, die das Verhalten steuern, sind eher verbal als visuell“ (Bandura, 1979 b, 35). *Beispiel:* Die Abschnit-

te eines Weges lassen sich zweifach im Gedächtnis repräsentieren: ikonisch und verbal. Die ikonische Repräsentation könnte darin bestehen, daß sich der Proband eine Wegstrecke als eine Doppellinie ‚vor Augen‘ führt und sich die Wegbiegungen beispielsweise als ‚Krümmungen vorstellt‘. - Die verbale Repräsentation könnte darin bestehen, daß der Proband die Wegstrecke in Worten verschlüsselt, beispielsweise die Reihenfolge der Wegbiegungen in eine Wortreihe übersetzt, die lautet: ‚rechts, links, rechts, wieder rechts, dann links‘. - Die verbale Repräsentation speichert Informationen zuverlässiger als die ikonische.

- **Wiederholung als Lernfaktor:** „Neben der symbolischen Kodierung ist ... die Wiederholung eine wichtige Gedächtnishilfe“ (Bandura, 1979 b, 35). Die Wiederholung kann symbolisch oder motorisch ablaufen. Eine Person kann das Modellverhalten in der Vorstellung vollziehen oder in Bewegungen nachahmen. „Der effektivste Grad des Beobachtungslernens ist erreicht, wenn das modellierte Verhalten in einem ersten Schritt symbolisch organisiert und wiederholt und in einem zweiten Schritt offen in die Tat umgesetzt wird“ (Bandura, 1979b, 36).

Experiment: Um zu prüfen, wie weit Symbole das Beobachtungslernen erleichtern, führten Bandura und Jeffery ein Experiment durch, bei dem 44 Studenten und 44 Studentinnen, Erstsemester in Psychologie, nach Zufall drei Experimental- und einer Kontrollgruppe zugeteilt wurden (1973):

- *In einer ersten Phase* sahen die drei Experimentalgruppen ein Modell sechs Bewegungsfiguren vormachen: Bewegungen nach links oder rechts, nach unten oder oben, weit ausladend oder wenig ausgreifend.
 - ⇒ Gruppe A wurde instruiert, die Bewegungen *numerisch* zu kodieren (etwa 1, 3, 5 für Bewegungen nach links, 2, 4, 6 für Bewegungen nach rechts).
 - ⇒ Gruppe B wurde instruiert, die Teilbewegungen *verbal* zu kodieren (etwa B, C, D für Bewegungen nach links, A, E, I für Bewegungen nach rechts).
 - ⇒ Gruppe C wurde nicht angewiesen, Codes zu verwenden; ihr wurde nur gesagt, Bewegungsabläufeprägten sich am besten ein, wenn man sie in *Teilabläufe* zerlege.
 - ⇒ *Die Kontrollgruppe, D, nahm an der ersten Phase nicht teil.*
- *In einer zweiten Phase* sahen die drei Experimentalgruppen A, B, C und die Kontrollgruppe ein Modell acht Bewegungsfiguren vormachen; die Bewegungsfiguren setzten sich zusammen aus den sechs vorher gezeigten Bewegungsabläufen, welche A, B und C in der ersten Phase gesehen hatten. *Gepprüft wurde, wie genau die Probanden die Bewegungen reproduzieren konnten, und zwar:*
 - ⇒ unmittelbar nach jeder Einzelbewegung,
 - ⇒ nach dem Gesamttest
 - ⇒ nach einer Woche.

Ergebnisse: Zu jedem der drei Meßzeitpunkte übertrafen die Experimentalgruppen A und B die Gruppe C (A: numerische, B: verbale, C: keine Kodierung). Zu jedem der drei Meßzeitpunkte übertraf jede Experimentalgruppe die Kontrollgruppe. - *Interpretation:* Die Bedeutung symbolischer Kodierung für das Beobachtungslernen läßt sich als ‚erwiesen‘ betrachten. - Kasten 38-2 resümiert die Ergebnisse.

Kasten 38-2:
Reproduktion beobachteter Bewegungsfiguren/
Drei Experimentalgruppen: A, B, C/eine Kontrollgruppe: D
Siehe den laufenden Text!

Experimentelle Bedingung	Reproduktion der Bewegungen in Prozent		
	Nach jeder Einzelbewegung	Nach dem Gesamttest	Nach einer Woche
(A) Bewegung <i>numerisch</i> kodieren	80 %	24 %	11 %
(B) Bewegung <i>verbal</i> kodieren	65 %	25 %	18 %
(C) <i>Keine</i> symbolische Kodierung	46 %	6 %	3 %
(D) Kontrollgruppe	41 %	2 %	0 %

Zu (3): Motorische Reproduktion (motoric reproduction processes): „Der dritte Schritt der Modellierung besteht darin, daß die symbolischen Repräsentationen in angemessene Handlungen umgesetzt werden“ (Bandura, 1979 b, 36). Die Ausführung von Verhalten läßt sich in vier Abschnitte gliedern:

- **Kognitive Organisation:** Zunächst werden Handlungsabläufe auf der kognitiven Ebene gegliedert, Teilabläufe miteinander verbunden, manche Abläufe als Fehler erkannt und korrigiert.
- **Motorische Ausführung:** Dann wird eine Handlung ausgeführt, nur selten ermöglicht die kognitive Gliederung allein einen fehlerfreien Ablauf der Handlung.
- **Überwachung und Vergleich:** Die Diskrepanz zwischen der kognitiven Organisation und der motorischen Ausführung nötigt den Probanden zu einer längeren Überwachung: Wiederholt wird er das eigene Verhalten mit dem des Modells verglichen.
- **Korrektur:** Folgen kann dann eine Korrektur, die sich orientiert zum einen an der eigenen Ausführung, zum anderen an der erneuten Beobachtung des Modellverhaltens, vor allem solcher Abschnitte, die der Proband noch nicht beherrscht.

Beispiel: Jemand lernt schwimmen unter Leitung eines Trainers. Zuerst muß er sich die Bewegungsabläufe vorstellen (kognitive Organisation). Dann kann er sie ausführen, zunächst mit Fehlern in der Arm- und Beincoordination (motorische Ausführung). Indem er seine Bewegungen ständig kontrolliert, die Bewegungen des Trainers immer wieder imitiert, seine eigenen Teilbewegungen einzeln übt und verbessert, erlernt er schließlich den vollständigen Handlungsablauf (Überwachung, Vergleich, Korrektur: Bandura, 1979 b, 37).

Zu (4): Motivationale Prozesse (motivational processes): „Die sozial-kognitive Lerntheorie unterscheidet zwischen Erwerb und Ausführung, weil Menschen nicht alles in die Tat umsetzen, was sie lernen“ (Bandura, 1979b, 37). Ausführen werden Probanden eine Handlung nur dann, wenn sie dieser Handlung einen hinreichenden Anreiz zuerkennen - lerntheoretisch formuliert: wenn sie von der Ausführung eine Verstärkung oder aus der Unterlassung eine Strafe erwarten.

Die Erwartung kann herrühren von beobachteter Belohnung oder Bestrafung - es geht dann um stellvertretende Verstärkung (vicarious reinforcement); sie kann aber auch aus selbsterfahrener Belohnung oder Bestrafung stammen, es geht dann um Selbstverstärkung (self-reinforcement).

Beispiele: (1) Bandura berichtet von einem autistischen Jungen, der sich in Gegenwart der Mutter äußerst aggressiv verhielt, dies Verhalten aber unterdrückte, wenn der Vaters zugegen war, der keinerlei aggressive Akte duldete (Bandura, 1979b, 62): „Immer wenn ihr Mann zu Hause war, war Billy ein vorbildlicher Junge. Er wußte, daß sein Vater ihn schnell und gelassen für schlechtes Betragen bestrafen wurde. Wenn sein Vater jedoch das Haus verließ, ging Billy jeweils zum Fenster und wartete, bis der Wagen abgefahren war. Sobald dies geschah, war er plötzlich wie verwandelt.“ Die Mutter berichtet: „Er ging in mein Zimmer, riß meine Abendkleider in Stücke und urinierte auf meine Wäsche. Er zertrümmerte die Einrichtung und rannte umher und beschädigte die Wände, bis das Haus von vorn bis hinten zerstört war. Er wußte, daß ich ihm gerne hübsche Kleider anzog, also riß er die Knöpfe von seinen Hemden und zog nur noch Hosen an“ (Bandura, 1979 b, 62). - *Interpretation:* In dem einen Falle erwartet der Junge: ‚Äußere ich meine Aggressivität, so wird mein Vater mich bestrafen!‘ Diese Erwartung hemmt den Durchbruch seiner aggressiven Impulse. - In dem anderen Falle erwartet der Junge: ‚In Gegenwart meiner Mutter haben aggressive Akte keine Konsequenzen!‘ Diese Erwartung ‚begünstigt‘ den Ausbruch aggressiver Handlungen - die Erwartung spiegelt in diesem Falle die Erfahrung von Selbstverstärkung.

(2) Eine andere Untersuchung bestätigte zweierlei: *erstens* die Wirksamkeit stellvertretender Verstärkung, *zweitens* den Unterschied zwischen Erwerb und Ausführung erlernter Handlungsweisen (Bandura, 1965).

Drei Gruppen von je 22 Kindern sahen einen Film, in dem ein Mann eine mannsgroße Plastikpuppe beschimpfte, auf sie einschlug, sich auf sie setzte. Die Schlußszene variierte bei den drei Gruppen.

- Bei Gruppe A wurde der Mann für seine Aggression *belohnt*,
- bei Gruppe B dagegen *bestraft*,
- bei C blieb die Aggression *ohne Konsequenzen*.

Nach dem Film wurden die Kinder in zwei Situationen beobachtet: bei spontaner und bei provozierter Aggression.

Spontane Aggression konnten die Kinder äußern, als sie nach dem Film zehn Minuten allein in einem Raume blieben, in dem sich die mannsgroße Plastikpuppe, aber auch anderes Spielzeug befand:

- Häufiger waren aggressive Akte bei Kindern der Gruppe A und C (A: belohnte Aggression, C: konsequenzenlose Aggression).
- Seltener waren aggressive Akte bei Gruppe B (bestrafte Aggression).

Interpretation:

- In Gruppe A hatte die Beobachtung von Aggression, die *belohnt* wurde, als stellvertretende Belohnung gewirkt.
- Das gleiche gilt für Gruppe C: Die Beobachtung von Aggression, die *konsequenzenlos* blieb, hatte stellvertretend als Verstärker fungiert.
- In Gruppe B hatte die Beobachtung von Aggression, die *bestraft* wurde, als stellvertretende Bestrafung oder Hemmung gedient.

Darüber hinaus zeigten Jungen mehr Aggressionen als Mädchen, besonders in Gruppe C (bei Aggression, die konsequenzenlos blieb).

Provozierte Aggression konnten die Kinder in einer späteren Situation zeigen. Ihnen wurde gesagt, sie erhielten eine Belohnung, wenn sie eine der Handlungen ausführten, die sie im Film gesehen hatten. *Unter dieser Bedingung bekundeten alle drei Gruppen gleichviel Aggression.* Zudem entfiel der Unterschied zwischen Jungen und Mädchen: Die Zahl aggressiver Akte war in beiden Gruppen gleich.

Interpretation: (a) Das Ergebnis bestätigt, daß zu unterscheiden ist zwischen Erwerb und Ausführung aggressiver Akte. Zwar hatten alle Kinder gleich viel Aggression gelernt, aber nicht alle führten die erlernte Aggression spontan in gleichem Umfange aus, ließen sich später jedoch dazu provozieren, das erlernte Verhalten auch auszuführen. - (b) Wenn Jungen und Mädchen (bei Provokation) gleichviele aggressive Akte äußerten, so belegt dieses Resultat: *Gelernt* hatten Jungen und Mädchen aggressives Verhalten in gleichem Ausmaß. Variierten jedoch die situativen Bedingungen, so variierte auch der Umfang der Aggressionen, die manifest wurden.

Das Konzept der Selbstregulierung

Die sozial-kognitive Lerntheorie hat Bandura um zwei wichtige Variablen ergänzt: um die Konzepte der Bewertung seiner selbst und der Einschätzung eigener Wirksamkeit (self-evaluative and self-efficacy mechanisms) - sie seien zusammengefaßt unter dem Titel der ‚Selbstregulierung‘ oder ‚selbstregulatorischer‘ Verhaltensweisen,

Was besagen die Konzepte? Eine Person setzt sich Ziele, Ziele wirken als Motive, die das Verhalten auf sich lenken. Ziele ‚regen‘ die Person zu weiteren Akten an: Sie bewertet die Befriedigung, welche die angestrebte Handlung ihr ‚verspricht‘; sie entfaltet ihren Handlungsplan konkreter; während sie ihn

schließlich verwirklicht, stuft sie ständig ihre eigenen Fähigkeiten ein und wägt ab, ob sie der Aufgabe gewachsen sei. Diese Einschätzungen und Bewertungen beeinflussen Gedanken, Emotionen, Aktionen:

- *Gedanken* melden sich, die etwa besagen: ‚Ich muß tun, was ich mir vorgenommen habe - ich schaffe es auch.‘
- *Emotionen* werden geweckt, in denen sich ein Gefühl ausdrückt wie etwa: ‚Ich bin froh, daß ich endlich tun kann, was ich mir vorgenommen habe; trotzdem habe ich auch Angst.‘
- *Aktionen* werden gesteuert von ‚Befehlen‘ wie: ‚Du muß flexibel vorgehen, sonst schaffst du nicht, was du dir vorgenommen hast!‘

Während die Person noch befaßt ist mit einer aktuellen Aufgabe, denkt sie schon an neue Ziele, versucht zu ermessen, wie zufrieden sie sein wird, wenn die Ziele realisiert sind, die vorerst noch unrealisiert in ihrer Vorstellung ruhen. Sie antizipiert den Einsatz, den eine Realisierung erfordert, vergleicht ihn mit dem Potential, das sie besitzt, und fragt sich, ob ihre Kräfte ausreichen, die neu gesteckten Ziele zu erreichen (Pervin, 1987, 442-443)

„For Bandura . . . people are neither autonomous nor mechanical responders to environmental influence. They are, instead, active contributors to their own motivation and action. Behavior, thought, emotion, other personal factors, and environmental events all combine to determine behavior“ (Phares, 1991, 358).

Experiment: Die umschriebenen Annahmen haben Bandura und Cervone in einem Experiment geprüft, das sehr breit angelegt und sehr differenziert geschildert wird (1983) - nur die Hauptlinie sei ausgezogen. Die *Ausgangsfrage* lautete: Wie stark wird die menschliche Motivation - und damit die Höhe einer Leistung - davon beeinflusst, daß die Person sich selber ein Ziel setzt, dieses Ziel auch anstrebt und dann erfährt, wie nahe sie dem Ziel gekommen ist? Anders gesagt: Wie stark wird die Motivation beeinflusst von selbstregulatorischen⁷ Verhaltensweisen?

Als *Probanden* dienten Erstsemester in Psychologie, 45 Studentinnen und 45 Studenten, („drawn from an introductory psychology course“, 1983, 1019). Ihre Aufgabe bestand darin, ein Ergometer zu bedienen; der Zweck, so wurde den Probanden gesagt, bestehe darin, das Gerät zu testen - in der Annahme, daß es sich dazu eigne, Maßnahmen zur Rehabilitation von Herzkranken zu unterstützen. (Die *wahre* Absicht der Untersucher wurde schon genannt: Sie wollten den Einfluß ‚selbstregulatorischer‘ Verhaltensweisen prüfen.)

„The experiment was presented as part of a program of research *ostensibly* designed to identify performance tasks that might eventually prove useful

⁷ **Ergometer:** Bezeichnung für eine Reihe von Geräten, die dazu dienen, Arbeitsleistungen zu messen. Gemessen werden kann die Leistung einzelner Muskelpartien oder aber des gesamten Körpers.

for planning and evaluating postcoronary rehabilitation programs . . . The ergometer was operated by alternatively pulling and pushing two arm levers. The exerted force rotated a wheel with fanlike wind vanes⁸, creating resistance for the physical effort“ (Bandura & Cervone, 1983, 1019).

Die neunzig Studenten wurden in drei Experimental- und eine Kontrollgruppe aufgeteilt (A, B, C, D). Die Zuweisung zu einer Gruppe geschah nach Zufall, aber so, daß jeder Gruppe gleichviele Männer und Frauen angehörten. - Es gab drei experimentelle Durchgänge:

- *Erster Durchgang:* Alle neunzig Probanden bedienten fünf Minuten lang das Ergometer. Diese Leistung diente dazu, für jeden Probanden die Basisleistung zu ermitteln (baseline performance).
- *Zweiter Durchgang:* Die Probanden bedienten wieder fünf Minuten lang das Ergometer unter vier Bedingungen.
 - ⇒ Den Probanden der Gruppe A wurde erstens ein *Ziel* genannt, eine Leistung, die sie bei Bedienung des Ergometers anstreben sollten; ihnen wurde zweitens eine *Rückmeldung* über den Erfolg ihrer Bemühungen gegeben.
 - ⇒ Den Probanden der Gruppe B wurde *nur das Ziel* genannt, das sie anstreben sollten; sie erhielten keine Rückmeldung.
 - ⇒ Den Probanden der Gruppe C wurde kein Leistungsziel angegeben; aber sie erhielten eine *Rückmeldung* über ihren Leistungserfolg.
 - ⇒ Die Probanden der Gruppe D fungierten als Kontrollgruppe, sie erhielten *weder Zielangabe noch Rückmeldung*.

Nach dem zweiten Durchgang schätzte jeder Proband im voraus ein, welche Leistung er erbringen und wie zufrieden er sich fühlen werde, wenn er - in einem weiteren Durchgang - die gleiche Aufgabe lösen solle und die gleiche Leistung erbringen werde: *Bei jedem Probanden wurden also ‚selbstregulatorische‘ Verhaltensweisen angeregt.* Von außen beeinflusst (‚manipuliert‘) war die Art der ‚Selbstregulierung‘: durch die Variablen ‚Zielangabe und Rückmeldung‘ (bei A: Zielangabe + Rückmeldung; B: nur Zielangabe; C: nur Rückmeldung; D: weder Zielangabe noch Rückmeldung).

- *Dritter Durchgang:* Alle Teilnehmer bedienten das Ergometer erneut, die Leistung wurde noch einmal gemessen. *Entscheidend für das Experiment war der Leistungszuwachs vom zweiten zum dritten Durchgang, also die individuelle Steigerung.*

Die Ergebnisse bietet Kasten 38-3 (Bandura & Cervone, 1983, 1024).

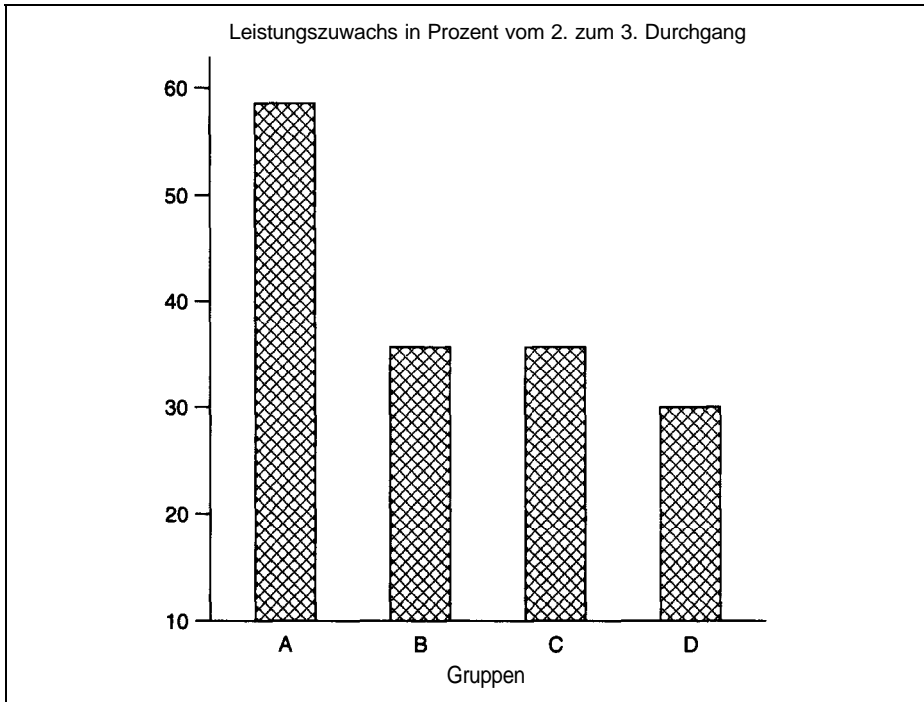
8 „a wheel with fanlike wind vanes“: ein Rad mit fächerartigen Windflügeln.

Kasten 38-3:

Zielsetzung für eine Leistung/Rückmeldung der Leistung

4 Gruppen: **A:** Zielsetzung und Rückmeldung, **B:** Nur Zielsetzung, **C:** Nur Rückmeldung, **D:** Weder Zielsetzung noch Rückmeldung (Kontrollgruppe)

Siehe den laufenden Text!



Kommentar zu Kasten 38-3:

- Bei Gruppe A (Zielangabe und Erfolgs-Rückmeldung) war der Leistungszugewinn vom zweiten zum dritten Durchgang am größten.
- Bei Gruppe B und bei C (nur Zielangabe/nur Rückmeldung) war der Leistungszugewachs gleich groß.
- Bei Gruppe D (Kontrollgruppe: weder Zielangabe noch Rückmeldung) lag der Leistungszugewachs am niedrigsten. (Allerdings lag er nur geringfügig unter dem der Gruppen B und C.)

Interpretation: Bestätigt wurde die Annahme, daß sich die Motivation - und damit die Höhe der Leistung - erheblich beeinflussen ließ durch ‚selbstregulatorische‘ Verhaltensweisen - im Experiment vertreten durch Zielangabe und Rückmeldung über die erreichte Zielnähe. (Eingeschlossen waren eine Einschätzung der eigenen Wirksamkeit und eine Bewertung der eigenen Leistung: nach dem zweiten Durchgang.)

„Die Selbstwahrnehmungen und die Mechanismen der Selbstregulierung sind entscheidend dafür, um zu verstehen, was zwischen den Umweltreizen und

dem daraus folgenden Verhalten vor sich geht. Im Laufe der Entwicklung des Organismus macht dieser in zunehmendem Maße von den Prozessen der Selbstkontrolle und Selbstregulierung Gebrauch“ (Pervin, 1987, 436).

Zu Bandura

Brandstätter und Mitarbeiter sagen (1978, 154): „Ungenügend geklärt scheinen noch die Prozesse, die beim Beobachtungslernen und bei der stellvertretenden Belohnung und Bestrafung ablaufen.“

Angleitner betont (1980, 169): Das Beobachtungslernen erklärt zwar, wie Individuen Rollenverhalten übernehmen und einüben. Offen indessen bleiben andere Fragen: Welche Modelle haben eine Langzeitwirkung? Welche Modelle wirken besonders prägend? Ist die Zahl der Modelle begrenzt, die ‚wirksames‘ Beobachtungslernen begünstigen?

Ein Vorzug des Ansatzes besteht darin, daß der Übergang von der Untersuchungssituation zur Lebenssituation leicht möglich ist.

39 Mischel, W.: Kognitiv-soziale Lerntheorie (geb. 1930)

Mischel wählte für sein Persönlichkeitsmodell einen ähnlichen Titel wie Bandura - er spricht von „kognitiv-sozialer Lerntheorie“. Es handelt sich um eine *Lerntheorie*, sofern das Individuum sein Verhalten verändert aufgrund von Verstärkung; um eine *kognitive* Theorie, sofern sich Verhalten orientiert (nicht allein an sogenannten objektiven Sachverhalten, sondern) an internalen Verarbeitungen und Repräsentationen objektiver Sachverhalte; um eine *soziale* Theorie, sofern das Individuum immer im sozialen Kontext agiert oder reagiert.

Wir beschreiben Mischels Ansatz in drei Abschnitten:

- Konsistenz und Variabilität des Verhaltens,
- Interaktionale Faktoren: Person, Situation, Interaktion,
- Untersuchungen zu den interaktionalen Faktoren,

Konsistenz und Variabilität des Verhaltens

Das Individuum läßt sich nicht charakterisieren durch konsistente Eigenschaften (traits) - deren Brauchbarkeit stellt Mischel in Frage - sondern durch externe Variablen (Situation, Umwelt, Reize) und interne Variablen (Personenvariablen).

Heißt dies, ein Individuum werde unbeschreibbar, weil es in sich keinen Zusammenhalt mehr erkennen läßt? Keineswegs! „Jedes Leben weist einen Zusammenhang und eine Kontinuität auf, die wahrgenommen werden vom Individuum selber und von den Menschen, die es kennen. Aber neben dieser Kontinuität ist die Tatsache zu beachten, daß Menschen auch eine erhebliche Verschiedenheit in ihrem Verhalten bekunden, wenn sie zu tun haben mit wechselnden Anforderungen aus der Umgebung“ (Mischel, 1976, 493).

Könnte es nicht sein, daß sich Verhaltenskonsistenz entdecken läßt bei einigen Leuten für eine begrenzte Zeit? Bern und Allen suchten eine Antwort auf diese Frage, indem sie Verhalten unter zwei Perspektiven erfaßten (1974): *Erstens* befragten sie Probanden selber (Studenten), ob sie in den verschiedensten Situationen freundlich seien oder nicht (Selbsteinschätzung). - *Zweitens* beobachteten sie dieselben Probanden in Gruppendiskussionen und in einem Warteraum, darüber hinaus erbaten sie Urteile von Eltern und Gleichaltrigen (Fremdratings).

Ergebnisse: (1) Was die beiden *Urteilsreihen* betrifft, so deckten sich die Selbsteinschätzungen und die Fremdratings in erheblichen Ausmaß: Die Beobachter beschrieben das Verhalten der Probanden im wesentlichen genauso,

wie die Probanden es beschrieben hatten. - (2) Was das *Verhalten* angeht, so zeigte sich: Die Probanden, die von sich sagten, sie seien gleichmäßig freundlich, bekundeten ihre Freundlichkeit gleichartig in verschiedenen Situationen. - Die Probanden dagegen, die von sich sagten, sie machten Unterschiede in ihrer Freundlichkeit, veränderten ihre Freundlichkeit je nach Situation.

Als *Folgerung* ergibt sich: Konsistenz des Verhaltens ist spezifisch, bezogen auf Individuen sowohl wie auf Merkmale. Individuen unterscheiden sich in der Konsistenz des Verhaltens, und diese Unterschiede finden sich nicht generell bei allen Merkmalen, sondern spezifisch bei einer begrenzten Zahl von Merkmalen. Noch einmal:

- Eine Gruppe von Personen kann bei bestimmten Merkmalen A, B, C im Verhalten konsistenter sein als eine andere Gruppe.
- Bei anderen Merkmalen D, E, F kann sich dieselbe Gruppe von Personen völlig inkonsistent verhalten.

„Zum Beispiel kann eine Person beständig Freundlichkeit bekunden, eine andere Person beständig Abhängigkeit, eine dritte beständig Ehrlichkeit, aber es ist weniger wahrscheinlich, daß jede der drei Personen in allen drei Merkmalen Verhaltenskonsistenz zeigt“ (Mischel, 1976, 495).

Klassifikation von Situationen: Immer wieder haben Autoren versucht, die Personenanteile am Verhalten zu identifizieren: *Persönlichkeitsmerkmale* abzugrenzen. Weil aber auch das Komplement, die Umwelt, das Verhalten beeinflusst, darum haben andere Forscher versucht, Umweltanteile zu klassifizieren: *Situationsklassen* zu bilden.

Für eine Klassifikation bieten sich so viele Gesichtspunkte an, wie sich Personen finden: „We can label situations in at least as many different ways as we can label people“ (Mischel, 1976, 497).

Als Beispiel sei in Kasten 39-1 ein Vorschlag von Moos angeführt (1973), der Einteilungsgesichtspunkte unterschiedlichster Art vorbringt.

Kasten 39-1:
Klassifikation von Situationen

Dimensionen	Beispiele
Ökologie	Klima und geographische Lage beeinflussen die Kleidung, die Bewegung von Tier, Mensch, Gerät.
Verhaltensrahmen	Schule legt anderes Verhalten nahe als Kaufhaus oder Kirche.
Organisation	Größe und Art eines Teams im Krankenhaus wirken sich auf das Verhalten jedes Mitgliedes aus.
Persönliche Merkmale	Alter, Geschlecht, Status regulieren menschliches Verhalten.
Wahrgenommenes soziales Klima	Art und Intensität persönlicher Beziehungen prägen das Verhalten in menschlichen Gruppen.

Die Unzulänglichkeit und darum das Unbefriedigende solcher Klassifikationen liegt darin, daß sie beliebig ersetzbar sind. Wichtiger, als Situationen zu benennen, ist es, zu erkunden, wie situative Bedingungen, wie Umwelten in Wechselbeziehung treten zu Personen (Mischel, 1976, 497).

Interaktionale Faktoren: Person, Situation, Interaktion

Um bei Betonung des situativen Einflusses die Person nicht aus dem Blick zu verlieren und um eine einseitige Eigenschaftspsychologie nicht zu ersetzen durch eine blinde Situationspsychologie, hat Mischel drei Komponenten im Auge behalten: Personen- und Situationsvariablen sowie die Interaktion zwischen beiden Variablengruppen. - Besprochen seien

- zuerst die Personenvariablen,
- dann die Situationsklassen,
- schließlich die Interaktion.

Fünf Personenvariablen - oder acht?

Wenn im Verhalten Situation und Person interagieren, dann stellen sich zwei Fragen: Erstens, wie läßt sich die Situation in psychologischen Konzepten beschreiben? Zweitens, wie wird die Situation wahrgenommen, verarbeitet, gedeutet von der Person? Um diese Frage zu beantworten, muß man die Variablen benennen, die ‚in der Person‘ für unterschiedliche Verhaltensweisen verantwortlich sind - unterschiedlich bei *einem* Individuum ebenso wie bei *verschiedenen* Individuen.

Mischel zählt fünf Personenvariablen auf, die sich nicht disjunkt voneinander unterscheiden, sondern sich vielfach verschränken; die fünfte Variable fächert er noch einmal auf in mindestens drei Komponenten - so daß auch von sieben oder acht Personenvariablen die Rede sein könnte (Mischel, 1973, 265-275). Bevor die Personenvariablen aufgelistet werden, sei noch einmal das Ziel verdeutlicht, das Mischel mit der Angabe von Personenvariablen anstrebt.

Zu Mischels Liste von Personenvariablen

„Even the mere listing of these variables should make it clear how far such a position is from the stereotyped view in which behavioral approaches leave the person a personality-less victim of every momentary situation and how heavy the reliance on cognitive constructs has become. It is equally far from the attempt to develop an exhaustive listing of individual-different dimensions, motives, and defenses that characterized trait and psychodynamic approaches to personality. Nevertheless, it must be emphasized that the impact

of these person variables on behavior hinges on specific interactions between the individual and the psychological conditions of his or her life“ (Mischel, 1981, 12).

Nun folgt die Liste der Personenvariablen. Individuen

- (1) bilden *Kompetenzen* aus, um in unterschiedlichen Situationen unterschiedlich zu handeln,
- (2) verfügen über unterschiedliche *Strategien*, ihre Umgebung zu kategorisieren,
- (3) entwickeln unterschiedliche *Erwartungen* über die Folgen ihrer Handlungen,
- (4) bestimmen den *subjektiven Wert* von Handlungsfolgen höchst unterschiedlich,
- (5) strukturieren und *regulieren selber* ihre Umgebung in unterschiedlichem Maße mit/sie setzen sich *Ziele*, mit deren Hilfe sie Verhalten längere Zeit hindurch aufrechterhalten/sie entwerfen *Selbstwahrnehmungen*, die Selbstlob oder Selbstkritik, also Selbstverstärkung enthalten/sie bewerten die *Effektivität* ihrer eigenen Handlungen.

Zu (1): Kompetenzen (cognitive and behavioral construction competencies): Lernen vermittelt dem Individuum Informationen über die Welt und über seine Beziehung zur Welt. Im Laufe seiner Lerngeschichte, seiner kognitiven Entwicklung bildet es die Kompetenz aus, Kognitionen und Verhalten zu entwerfen (to construct, to create, to generate: Mischel, 1976, 501). Diese Kompetenz schließt ein:

- die Kenntnis von Verhaltensregeln,
- die Konzepte über das eigene Selbst und über andere Personen,
- eine Anzahl von Fertigkeiten, die sich auf Personen oder Objekte beziehen.

„Kompetenzen“ bezeichnen die Fähigkeit, Informationen aktiv zu verwenden, Gedanken und Handlungen im voraus zu entwerfen. Somit hebt dieses Konzept sich scharf ab von der Vorstellung, in der Person existiere ein Speicher, in dem Schemata „abgelegt“ seien, welche programmierte „Reaktionen auf einen Reiz“ auslösen (Mischel, 1976, 501).

Individuen unterscheiden sich erheblich in Ausmaß und Güte der Kognitionen und Verhaltensmuster, die sie erzeugen können. Veranschaulichen läßt sich dies an den Kompetenzen, durch die sich ein Gewichtheber von einem Chemiker, ein Opernstar von einem Geldfälscher unterscheidet.

Zu (2): Kodierstrategien und persönliche Konstrukte (encoding strategies and personal constructs): Das heiße Wetter, das Person A entsetzlich quält, kann Person B hoch beglücken, weil es sie an den Strand oder ins Stadtbad treibt. Die Art, wie ein Mensch eine Umwelt wahrnimmt und klassifiziert, steckt Einflußsphären ab, in denen Umwelten als Reize ihn beeinflussen.

Wie der Fachpsychologe Verhaltenseinheiten abgrenzt und Merkmale definiert (beispielsweise Angst, Männlichkeit, Weiblichkeit) und die Verhaltensweisen festlegt, die zu einem Merkmal gehören, so ordnet jeder Laie Ereignisse in Kategorien und gruppiert sie in handliche Einheiten.

Für dieses Vorgehen übernimmt Mischel von Kelly das Konzept der „persönlichen Konstrukte“: Wir leben in einer Welt, die wir nach solchen Konstrukten entworfen haben. Diese Welten unterscheiden sich, weil die Vorgänge des Kodierens und Klassifizierens sich von Individuum zu Individuum unterscheiden.

Zu (3): Erwartungen (expectancies): Die zwei ersten Klassen von Personenvariablen beschreiben, wie jemand handeln *kann* (Kompetenz) und wie er Ereignisse *klassifiziert* (Kodierstrategie). Eine dritte Gruppe von Personenvariablen erweist sich dann als bedeutsam, wenn jemand *tatsächlich* handelt: Wer handelt, der antizipiert den Handlungsverlauf, die Handlungsfolgen - er bildet bestimmte Erwartungen aus: „Wir entwerfen unser Verhalten im Lichte unserer Erwartungen, auch wenn sie nicht in Einklang stehen mit den objektiven Bedingungen der Situation. Wenn Sie erwarten, daß jemand Sie angreift, dann schauen Sie sich wachsam um, auch wenn sich später herausstellt, daß Ihre Furcht unbegründet war“ (Mischel, 1976, 502-503).

Zwei große Gruppen von Erwartungen lassen sich voneinander abheben:

- **Erwartungen**, die sich auf die **Folgen von Verhalten** beziehen (behavior-outcome expectancies), lassen sich beschreiben in Wenn-dann-Regeln, zum Beispiel: ‚Wenn ich für die Mathematikarbeit ausreichend übe, dann werde ich wenigstens eine Drei bekommen.‘ - Wenn ich nicht weiß, was auf mein Verhalten folgt, wenn ich also einen Verhaltensablauf nicht über schaue, dann richte ich mich nach Erfahrungen, die ich in ähnlichen Situationen gemacht habe. Wenn ich mich etwa zum ersten Mal um eine Stelle bewerbe, orientiere ich mich an Erfahrungen, die ich bei vergleichbarer Gelegenheit gemacht habe, etwa bei einem Schulwechsel oder bei der Wohnungssuche.

Eine wichtige Fertigkeit besteht darin, neue Erfahrungen in alte Erwartungen einzugliedern. Wem diese Fertigkeit abgeht, schadet sich selber. Wer seine vergangenen Erfahrungen übergeneralisiert (etwa die Erfahrung, daß andere Leute ihn ausnützen, wenn er sich nicht aggressiv wehrt), den könnte diese Übergeneralisierung daran hindern, neue Erfahrungen zu machen, welche seine alten Erwartungen entkräften; er könnte sich zu einem unangepaßten Menschen entwickeln, weil er seine Erwartungen nicht umformuliert.

- **Erwartungen**, die sich auf die **Folge von Reizen** richten (stimulus-outcome expectancies), betreffen ‚Zeichen‘, die weitere Ereignisse ankündigen. Wenn ich etwa anfangs, einem Freund meine Lernschwierigkeiten zu beschreiben, und er verständnisvoll nickt, setzt er ein Zeichen, das mir sagt, ich solle weiterreden und könne mit seinem Ratschlag rechnen. Wenn er dagegen ungeduldig auf die Tischplatte trommelt oder einfach gähnt,

signalisiert er mir, es sei besser, ich hörte auf. - Jede Kultur verfügt über einen großen Vorrat solcher Reiz-Folge-Ketten, sprachlicher und nonverbaler Art, welche die zwischenmenschliche Kommunikation regeln.

Zu (4): Subjektive Reizbewertung (subjective Stimulus values): Wie Rotter, so trennt auch Mischel von der Erwartung die *Bewertung* der Ergebnisse, auf die sich die Erwartung richtet. Für eine richtige Antwort mögen zwei Schüler A und B das gleiche Lob *erwarten*, doch ist es möglich, daß sie das Lob höchst unterschiedlich *bewerten*: A könnte sich über das Lob freuen, B könnte es peinlich finden. - Bei gleicher Erwartung kann die subjektive Bewertung zu unterschiedlichen Handlungen führen. In unserem Beispiel könnte Schüler A die richtige Antwort vorbringen, während B sich entschließt zu schweigen.

Zu (5): Selbstregulatorische Systeme und Pläne (self-regulatory systems and plans): Gewiß hängt Verhalten von äußeren Einflüssen ab, wir sind es aber auch selber, die das Verhalten regulieren. Auch ohne äußeren Druck und ohne soziale Kontrolle setzen wir uns Ziele und reagieren mit Selbstkritik, wenn wir versagen, mit Selbstlob, wenn wir Erfolg haben. *Beispiel*: Der Sprinter, der hinter früheren Rekorden zurückbleibt, macht sich Selbstvorwürfe. Ein Dilettant als Läufer, der die gleiche Schnelligkeit erreicht, beglückwünscht sich zu seinem Erfolg.

Selbstregulation zeigt einen Weg, der es ermöglicht, die Macht der Situation zu brechen, die Situation selber zu prägen. Wir können aktiv auswählen, welchen Situationen wir uns aussetzen und welchen wir uns entziehen. - *Beispiele*: (1) Wenn sich ein Student in einem Zimmer bei der Arbeit gestört fühlt, weil zu viel Lärm eindringt, muß er sich dieser Situation nicht ausliefern. Er kann sein Zimmer schalldicht machen, er kann eine ruhigere Bude suchen. Wenn beides nicht möglich ist, wenn er seine Umwelt also nicht zu ändern vermag, kann er versuchen, sie psychologisch umzuwandeln, indem er sich ablenkt oder sich konzentriert, Schallplatten laufen läßt, die den Lärm über-tönen. - (2) Ein alter Mensch, der an Krankheiten leidet, die nicht mehr zu heilen sind, ist nicht imstande, diese Situation objektiv zu ändern. Sehr wohl ist er in der Lage, sie umzudeuten, sie in günstigerem Licht zu sehen, etwa durch Selbstbelehrung von der Art, anderen gehe es noch schlechter, ganz so schlimm sei es nicht, die verbleibenden Kräfte seien nicht zu verachten.

„To summarize, a comprehensive approach to person variables must take account of the individual's self-regulatory systems. These systems include: the rules that specify goals or performance standard in particular situations; the consequences of achieving or failing to achieve those criteria; self-instructions and cognitive stimulus transformations to achieve the self-control necessary for goal attainment; and organizing rules (plans) for the sequencing and ter-

mination of complex behavior patterns in the absence of external supports and, indeed, in the face of external hindrances“ (Mischel, 1973, 275).

Auffächerung der selbstregulatorischen Systeme

Die fünfte Personenvariable wird aufgefächert in mindestens drei Komponenten:

- Festlegung von Zielen,
- Selbstbestärkung,
- Bewertung der Selbstwirksamkeit.

Zielsetzungen: Ziele zu setzen und sie zu realisieren, dieses Moment der Selbstregulation befähigt eine Person, sich in einem gewissen Maße unabhängig zu machen von aktuellen Einflüssen und ihr Verhalten über längere Zeitspannen hin zu strukturieren; denn die kognitive Kategorisierung der Umwelten (der Situationen) ermöglicht es, zwischen den ‚angebotenen‘ Situationen Unterschiede wahrzunehmen, Prioritäten zu setzen und das Gesamtverhalten auf ausgewählte ‚Situationen‘ (oder Reize) abzustimmen. Zusammengefaßt gilt: ‚Ziele oder Pläne‘ helfen der Person, bei den Verstärkern, welche die Umwelt anbietet, Prioritäten zu setzen und zwischen möglichen Aktionen zu wählen.

Selbstbestärkung: In ihrer Entwicklung macht die Person zunehmend Gebrauch von den Prozessen der Selbstwahrnehmung und stellt sie in den Dienst von Selbstkontrolle und Selbstbestärkung. Selbstbestärkung ist entscheidend für die Prozesse, die ablaufen zwischen der Umwelt als Reiz und dem Verhalten als Aktion oder Reaktion.

In gewissem Sinne spiegeln diese Prozesse der Selbstwahrnehmung, der Selbstkontrolle, der Selbstbestärkung jene Komponenten wider, die in anderen Persönlichkeitsmodellen „Selbst“ genannt werden. „If I sense correctly . . . one sees again a new concern not only with cognition generally but with the self particularly as an organizing structure that provides coherence and unity in the face of behavioral diversity“ (Mischel, 1981, 16). Das Selbst ist keine eigene Instanz, sondern bezeichnet lediglich jene Kognitionen und Emotionen, welche die Person in einem gewissen Maß zur Verhaltenssteuerung befähigen und sie vom Einfluß der Reize ‚befreien‘.

Bewertung der Selbstwirksamkeit: Es geht um die Beurteilung, die Personen abgeben, um ihre Fähigkeiten einzuschätzen und sie auf die Bewältigung einer Aufgabe abzustimmen. Die ‚Effektivität eigener Handlungen zu beurteilen‘ erfordert zweierlei Arten von Fähigkeiten: *erstens* den ‚Scharfsinn‘, *vor* einer Aktion (oder einer Reaktion) abzuschätzen, welche Energie abzurufen, welche Handlungssequenz vorzusehen und welche Zeitspanne anzusetzen sind, um die Aufgabe erfolgreich zu lösen; *zweitens* die ‚Ehrlichkeit‘ und die Urteils-

kraft, *nach* Erledigung der Aufgabe zu bestimmen, ob die Relation zwischen Einsatz und Resultat angemessen ausgefallen ist (nach Zeit, Energie, Mitteln). Daraus dürfte folgen, daß ‚Selbstwahrnehmung und Bewertung der Selbstwirksamkeit‘ das gesamte Verhalten ‚durchdringen‘, sie wirken ein auf Vorstellungen, auf Gedanken, auf viele Facetten von Emotion und Motivation.

Resümee zu den Personenvariablen: Was die Beschreibung der Personenvariablen herausstellen soll, ist die Tatsache: Ein Individuum ist ein aktiver Problemlöser, ihn beherrscht kein passiver Reiz-Reaktions-Mechanismus. Die Person gestaltet ihre Aktionen und Reaktionen eigenständig mit, aber sie steht in einem beständigen und regen Austausch mit ihrer Umwelt (mit einer Welt von Reizen). Auch der Theorie von Mischel liegt die Annahme eines ‚reziproken Determinismus‘ zugrunde.

„These variables are not meant to exclude others, but only to give examples of the kinds of person qualities that seem clearly related to basic psychological processes and that demand a place in a comprehensive view of the individual“ (Mischel, 1981 a, 526).

Zwei Situationsklassen

Eine Person bestimmt ihr Verhalten selber - aber sie entscheidet nicht allein. Ständig steht sie unter dem Einfluß von Situationen. Situationen, Umgebungen, Reize liefern Informationen, welche die Person verarbeitet oder zu verarbeiten versucht. Auf Grund solcher Informationen lassen sich zwei Situationsklassen unterscheiden:

- (1) starke Situationen,
- (2) schwache Situationen.

Zu (1): Starke Situationen: Psychologische Situationen sind stark (powerful), wenn sie jedermann dazu bringen, sich in gleicher Weise zu verhalten (Mischel, 1976, 507). Dazu sind drei Voraussetzungen erforderlich:

- Die Situationen müssen bei jedermann die *gleiche Vorstellung* wecken, wie das angemessene Verhalten aussieht.
- Die Situationen müssen allen Individuen den *Anreiz* bieten, das angemessene Verhalten auch zu manifestieren;
- Die Situationen müssen solche *Fertigkeiten* ansprechen, über die jedermann in gleichem Maße verfügt.

Ein schlagendes Beispiel, das diese drei Bedingungen erfüllt, ist das rote Licht im Straßenverkehr. Die Verkehrsteilnehmer kennen seine Bedeutung; die Mehrzahl stellt sich darauf ein, das Signal auch zu beachten, also stehenzu bleiben oder mit dem Wagen anzuhalten, wenn sie sehen, daß die Ampel auf Rot springt. Das Verhalten in dieser (starken) Situation läßt sich daher leichter vorhersagen, wenn man weiß, auf welchem Licht die Ampel steht, als wenn

man wußte, wie vorsichtig oder wie anpassungsbereit ein Verkehrsteilnehmer ist.

In starken Situationen erweisen sich die situativen Variablen als wichtiger denn die Personenvariablen.

Zu (2): Schwache Situationen: Psychologische Situationen sind schwach (weak), wenn sie nicht jedermann zu gleichem Verhalten veranlassen, wenn sie also dem einzelnen Spielraum anbieten für eigene Verhaltenspläne (Mischel, 1976, 507). Wie lauten die Bedingungen?

- Eine Situation erlaubt es verschiedenen Personen, *verschiedene Folgen* für ihr Verhalten zu erwarten.
- Eine Situation bietet für das Verhalten Reize an, die verschiedene Personen *verschieden interpretieren* können.
- Eine Situation ruft bei verschiedenen Personen *verschiedene Lernmuster* ab, so daß kein Anlaß besteht, gleichartiges Verhalten zu zeigen.

Ein Beispiel für eine Situation, die diesen Voraussetzungen entspricht, also für eine äußerst schwache Situation, ist die Vorlage der leeren TAT-Tafel⁹ mit der Instruktion, zu dieser Tafel eine Geschichte zu erfinden. Was als Geschichte erzählt wird, hängt in diesem Fall vorrangig von der Person des Erzählers ab, nur in geringem Maß von der TAT-Tafel.

In schwachen Situationen erweisen sich die Personenvariablen als wichtiger denn die situativen Variablen.

Resümee: Was entscheidet darüber, ob eine Situation stark oder schwach ist? Der Grad ihrer Strukturiertheit!

- **Stark** ist eine Situation, die für jedermann eindeutig strukturiert ist: Jedermann kodiert sie in gleicher Weise und verbindet mit ihr die gleichen Erwartungen. *Beispiele* für starke Situationen sind soziale Institutionen wie Schule, Kirche, Theater, Behörden, aber auch psychologisch-klinische Vorgänge wie Beratung, Therapie, Vorgabe von Tests oder Fragebögen, die nur *eine* richtige Antwort zulassen.
- **Schwach** ist eine Situation, die mehrdeutig strukturiert ist: Jedermann kann sie auf eigene Weise deuten, kann die Verhaltensfolgen nach eigenem Maßstab bewerten, darf jede Art von Verhalten für richtig ansehen. *Beispiele* für schwache Situationen sind Privaträume, insbesondere das ,eige-

⁹ **TAT-Tafeln:** Bildtafeln zum „Thematischen Apperzeptionstest“ von Murray. Die Bildtafeln werden einem Probanden vorgelegt, zu der Darstellung auf einer Tafel soll er ‚Geschichten‘ erfinden. Wird eine leere Tafel vorgelegt, so wird dem ‚Erzähler‘ jede Freiheit zur Gestaltung seiner ‚Geschichte‘ eingeräumt. - Zu Einzelheiten siehe Seite 100!

ne Zimmer', Spaziergänge, insbesondere wieder solche, die der einzelne allein macht.

Vom Individuum her gesehen gilt: Starke Situationen *minimieren* interindividuelle Differenzen, schwache Situationen *maximieren* sie.

Interaktion

Eine Situation wirkt nicht als ein physikalischer Reiz, sondern als ‚interpretierte‘ Information - die *Person* ist es, welche diese Information interpretiert. Insofern schließt das Konzept der Situation, wie es von Mischel verstanden wird, Personenvariablen ein: Eine Person verfügt über Kompetenzen, die ihre Verhaltensmöglichkeiten umschreiben; dazu gehört das Lernraster, nach dem sie Situationen kodiert und klassifiziert; ebenso die Erwartungen, die sie aus dem Klassifikationsschema ableitet, und die Bewertungen, die sie den Ergebnissen einer Handlung beimißt, aber auch alle Formen der Selbstregulation - von der Selbstwahrnehmung bis hin zur Bewertung der Selbstwirksamkeit. In den so gezeichneten Verhaltensablauf gehen selbstgesetzte Ziele mit ein, Selbstkritik nach Mißlingen, Selbstlob nach Gelingen einer Handlung.

Mischel sieht in seiner Persönlichkeitstheorie ein neues Menschenbild entworfen (1976, 506):

„Dieses Bild zeichnet den Menschen als aktiven und hellwachen Problemlöser, fähig, eine ungeheure Fülle von Erfahrungen und kognitiver Kraft zu nutzen, ausgestattet mit großer Macht zum Guten wie zum Bösen: aktiv entwirft er seine psychologische Welt, schöpferisch deutet und verarbeitet er Informationen, nach bestimmten Gesetzen beeinflusst er seine Umwelt und wird von ihr beeinflusst - mag es auch schwer sein, diese Gesetze zu entdecken, und schwierig, sie zu verallgemeinern. Es ist das Bild eines Menschen, der so komplex, so facettenreich angelegt ist, daß er sich allen leichten Klassifizierungen und Vergleichen auf einer einzelnen Dimension oder auf gemeinsamen Dimensionen entzieht; vielfältig ist er beeinflusst durch eine Unzahl von Bestimmungsgrößen, einzigartig ausgerichtet an früherer Erfahrung und zukünftiger Erwartung, dennoch erfäß- und erforschbar mit wissenschaftlicher Methode, ständig bereit, auf Umweltbedingungen sinnvoll zu antworten. Es ist ein Bild, das sich weit entfernt hat von dem Modell einer instinkthaften Triebbefriedigung, statischer allgemeiner Eigenschaften oder automatischer Reiz-Reaktions-Ketten, wie frühere Zeiten es entworfen haben . . . Dies Bild legt die Kurzschlüsse all jener Theorien bloß, die Verhalten, vereinfachend, als ausschließliches Resultat eines eingeschränkten Bündels von Bestimmungsgrößen auslegten, ob diese nun Gewohnheit, Eigenschaft, Trieb, Konstrukt, Instinkt, Gen oder Verstärker heißen. Und doch wird dieses Bild sich mit Gewißheit in

dem Maße unvorstellbar ändern, in dem unsere Einsicht und unser Wissen anwachsen.“

Untersuchungen zu den interaktionalen Faktoren

Um Personen- und Situationsvariablen zu veranschaulichen, bezieht sich Mischel auf unterschiedliche Untersuchungen. Wir führen vier Studien an:

- zwei Studien zu den Personenvariablen,
- zwei Studien zu den Situationsklassen.

Experimente zu den Personenvariablen

In Experimenten zum Belohnungsaufschub hat Mischel die Funktion von Personenvariablen untersucht. Der Grundgedanke ist einfach: Einer Gruppe von Probanden werden zwei Arten von Belohnung vorgestellt: eine weniger begehrte und eine mehr begehrte, zum Beispiel ein kleines und ein großes Bonbon. Die weniger begehrte Belohnung können die Probanden sofort erhalten, die begehrtere erst später.

Um die begehrtere Belohnung zu bekommen, müssen die Probanden also Triebaufschub leisten (delay of gratification). Bei einer Analyse dieses Vorganges läßt sich der Einfluß von Personenvariablen ausmachen - zentral den von Antizipation künftiger Belohnungen und den der vielen Gestalten einer Selbstregulation. - Dazu zwei *Beispiele*:

Erstes Beispiel (Mischel, 1976, 155; 1981 a, 165): Bei einer Studie waren die Probanden Jungen und Mädchen im Alter von 7-9 Jahren, Besucher einer Landschule auf der Insel Trinidad. Zwei Belohnungen waren für eine Aufgabe ausgesetzt: ein 1-Cent-Bonbon und ein 10-Cent-Bonbon.

Die Aufgabe war leicht zu lösen. Auf einem Fragebogen sollten die Kinder mehrere Merkmale angeben: ihr Alter, die ethnische Gruppe, der sie angehörten, die Wohnungsgröße und die Tatsache, ob ihr Vater zum Haushalt gehöre.

Nach Beantwortung der Fragen legte der Untersucher zwei Bonbons vor die Kinder hin, er sagte: ‚Ich möchte jedem von Euch ein Bonbon schenken. Heute habe ich nicht genug von diesen mitgebracht‘ (zeigt auf das große Bonbon). ‚Jeder kann aber eines von diesen bekommen‘ (zeigt auf das kleine Bonbon). ‚Ihr könnt aber auch warten: Nächste Woche bringe ich genügend von diesen hier mit‘ (zeigt auf das große Bonbon).

Wie Kasten 39-2 zeigt, ergab sich: Die Bereitschaft zum Belohnungsaufschub hing ab vom Alter. Die Mehrzahl der *Jüngeren* brachte nicht fertig, die Belohnung aufzuschieben; dagegen war die Mehrzahl der *Älteren* dazu bereit und fähig.

Interpretation: Starke Erwartungen aufzubauen, selbstregulatorische Prozesse einzuleiten, welche die Antizipation erleichtern: also der Einsatz zentraler Personenvariablen erwies sich als abhängig vom Entwicklungsstand der Kinder.

Kasten 39-2:
Zusammenhang zwischen Alter und Belohnungsaufschub
(Quelle: Mischel, 1976, 156)

Wahlmodus	Alter der Kinder		
	7 Jahre	8 Jahre	9 Jahre
Belohnung sofort	81 %	48 %	20 %
Belohnung später	19 %	52 %	80 %

Zweites Beispiel (Mischel, 1976, 442; 1981 a, 462): In einer von vielen weiteren Untersuchungen hat Mischel den Einsatz von Personenvariablen weiter analysiert, beispielsweise zusammen mit Ebbesen (1970).

Bei Vorschulkindern wurde individuell die Vorliebe für zwei Belohnungen ermittelt, die *eine* Belohnung war mehr bevorzugt, die *andere* weniger - es handelte sich um Schleckereien (food treats). Dann mußte jedes Kind allein in einem Zimmer warten. Der Versuchsleiter hatte den Raum verlassen.

Dem Kind war gesagt worden:

- Wenn es warten könne, bis der Untersucher zurückkomme, erhalte es die bevorzugte Belohnung.
- Wolle es jedoch nicht solange warten, dann könne es ein Zeichen geben (es konnte klingeln), dann komme der Versuchsleiter sofort zurück, und das Kind erhalte sofort die weniger bevorzugte Belohnung.

Wieder also folgende Anordnung ‚Entweder Erhalt der weniger bevorzugten Belohnung *jetzt sofort*. Oder aber Erhalt der bevorzugten Belohnung *erst später!*‘ - Doch kam eine neue Bedingung hinzu: Die Belohnung wurde den Kindern unter vier verschiedenen Bedingungen präsentiert:

- Beide Belohnungen wurden dem Kind gezeigt, dann aus dem Raum entfernt.
- Beide Belohnungen wurden gezeigt, dann vor ihm hingelegt.
- Beide Belohnungen wurden gezeigt, nur die bevorzugte Belohnung blieb liegen.
- Beide Belohnungen wurden gezeigt, nur die weniger bevorzugte blieb liegen.

Kasten 39-3 wiederholt die vier Bedingungen in einer schematischen Anordnung.

Kasten 39-3:**Aufschub von Belohnung: Vier Bedingungen einer Vorgabe von Belohnungen***Siehe den laufenden Text! (Quelle: Mischel, 1981 a, 462)*

Gruppe	Bedingungen	
	Belohnungen gezeigt	Belohnung entfernt/hingelegt
A	Beide Belohnungen gezeigt	Beide Belohnungen entfernt
B	Beide Belohnungen gezeigt	Beide Belohnungen hingelegt
C	Beide Belohnungen gezeigt	Bevorzugte Belohnung hingelegt
D	Beide Belohnungen gezeigt	Weniger bevorzugte Belohnung hingelegt

Ergebnisse: Erwartet wurde, daß Gruppe B die längste Wartezeit erbringe, daß also jene Kinder am längsten warten könnten, welche beide Belohnungen vor Augen hatten. Diese Hypothese wurde falsifiziert. Die Ergebnisse fielen anders aus:

- Am längsten warteten die Kinder der Gruppe A (beide Belohnungen entfernt).
- Am zweitlängsten warteten die Kinder der Gruppe C (bevorzugte Belohnung hingelegt).
- Am drittlängsten warteten die Kinder der Gruppe D (weniger bevorzugte Belohnung hingelegt).
- Am kürzesten war die Wartezeit bei Gruppe B (beide Belohnungen hingelegt).

Kasten 39-4 zeigt die Ergebnisse für die vier Gruppen unter den vier verschiedenen Bedingungen.

Kasten 39-4:**Belohnungsaufschub: Ergebnisse - Mittlere Wartezeit***Siehe den laufenden Text! (Quelle: Mischel, 1981 a, 463)*

Gruppe	Belohnung hingelegt/entfernt	Wartezeit in Minuten
A	Beide Belohnungen entfernt	11 Minuten
B	Beide Belohnungen hingelegt	1 Minute
C	Bevorzugte Belohnung hingelegt	6 Minuten
D	Weniger bevorzugte Belohnung hingelegt	5 Minuten

Erklärung: Die kognitive Präsentation der Belohnungen beeinflusste die Dauer des Triebaufschiebs - bei Gruppe A verlängerte sie, bei Gruppe B reduzierte sie die Wartezeit, gemäß dem Apercu: ‚Wer hungrig ist, dem fällt es leichter, auf die Mahlzeit zu warten, wenn er den Braten weder sieht noch riecht.‘ Oder aber umgekehrt: ‚Dem Hungrigen muß es schwerfallen, auf das Essen zu warten, wenn er den Braten vor Augen hat und ihm der Bratenduft prickelnd in die Nase steigt‘. „When hungry, for example, it is easier to wait for supper if one is not confronted with the sight and smell of food“ (Mischel, 1981 a, 464).

Verhaltensbeobachtung: Was den Einsatz von Personenvariablen angeht, so war die Verhaltensbeobachtung sehr aufschlußreich: *Jene Kinder, die lange Wartezeiten einhielten, setzten selbstregulatorische Techniken ein, um durchzuhalten.* Statt die Süßigkeiten anzuschauen, lenkten sie sich ab! Einige Kinder bedeckten ihre Augen mit Händen, andere legten den Kopf auf die Arme, wieder andere redeten mit sich selber, einige erfanden auch Spiele mit Händen und Füßen, wieder andere versuchten zu schlafen - *ein* Kind schlief wirklich auch ein.

„If wanting something but not being able to have it *is actively aversive*, it seems likely that cues that enhance the salience of the desired but still unavailable (delayed) reward should increase the aversiveness of the delay period. In that case, the greater and more vivid the anticipation of reward, the greater the frustration generated by its delay“ (Mischel, 1981 a, 464).

Resümee mit Blick auf die Personenvariablen: Eine Person kann ihre Kompetenzen, ihre Kodierstrategien, ihre Erwartungen, Bewertungen, selbstregulatorischen Systeme (in Grenzen) gezielt einsetzen.

Untersuchungen zum Situationseinfluß

Zum Einfluß von Situationen (von Umwelten, von Reizsystemen) seien zwei Beispiele referiert:

- erstens die Zuordnung von Verhaltensweisen und bestimmten Situationen,
- zweitens das vielzitierte ‚Gefängnisexperiment‘.

Erstes Beispiel - Zuordnung von Verhaltensweisen und Situationen: Nach Stärke und Schwäche, nach dem Grad ihrer Strukturiertheit lassen sich Situationen einteilen. Mischel gibt Beispiele, die er von Price und Bouffard (1974) übernimmt (1976, 508-509):

Fünfzehn Situationen und fünfzehn Verhaltensweisen wurden verglichen. *Entschieden werden sollte, welche Verhaltensweise in welcher Situation ‚angemessen‘ sei.* Die ‚Angemessenheit‘ wurde auf einem zehnstufigen Rating angegeben, mit den Polen 0 (sehr unangemessen) und 10 (höchst angemessen).

- Die **fünfzehn Situationen** waren: Klasse, Verabredung, Bus, Mittagstisch in der Familie, Park, Kirche, Bewerbungsgespräch, Bürgersteig, Filmbe-such, Bar, Aufzug, Toilette, eigenes Zimmer, Schlafrum, Fußballspiel.
- Die **fünfzehn Verhaltensweisen** waren: Laufen, Reden, Küssen, Schrei-ben, Essen, Schlafen, Murmeln, Lesen, Kämpfen, Rülpsen, Diskutieren, Springen, Weinen, Lachen, Schreien.

Kasten 39-5 zeigt alle Ergebnisse. Unterhalb des Kastens werden einige Einzelergebnisse herausgegriffen.

Kasten 39-5:
Fünfzehn Verhaltensweisen - zugeordnet fünfzehn verschiedenen Situationen
Siehe den laufenden Text! (Quelle: Price & Bouffard, 1974, 581)

Situation	Behavior														
	Run	Talk	Kiss	Write	Eat	Sleep	Mumble	Read	Fight	Belch	Argue	Jump	Cry	Laugh	Shout
Class	2.52	6.21	2.10	8.17	4.23	3.60	3.62	7.27	1.21	1.77	5.33	1.79	2.21	6.23	1.94
Date	5.00	8.56	8.73	3.62	7.79	3.77	3.12	2.88	3.58	2.23	4.50	4.42	3.04	8.00	3.79
Bus	1.44	8.08	4.27	4.87	5.48	7.04	5.17	7.17	1.52	2.15	4.17	3.12	3.08	7.10	3.00
Family dinner	2.56	8.52	4.92	2.58	8.44	2.29	2.54	3.96	1.67	2.50	3.25	2.29	3.21	7.13	1.96
Park	7.94	8.42	7.71	7.00	8.13	5.63	5.40	7.77	3.06	5.00	5.06	7.42	5.21	8.10	6.92
Church	1.38	3.29	2.38	2.85	1.38	1.77	3.52	3.58	.62	1.42	1.92	1.71	3.13	2.60	1.33
Job interview	1.94	8.46	1.08	4.85	1.73	.75	1.31	2.48	1.04	1.21	1.83	1.48	1.37	5.88	1.65
Sidewalk	5.58	8.19	4.75	3.38	4.83	1.46	4.96	4.81	1.46	2.81	4.08	3.54	3.71	7.40	4.88
Movies	2.46	4.98	6.21	2.73	7.48	4.08	4.13	1.73	1.37	2.58	1.71	2.31	7.15	7.94	2.42
Bar	1.96	8.25	5.17	5.38	7.67	2.90	6.21	4.71	1.90	5.04	4.31	3.75	3.44	8.23	4.13
Elevator	1.64	7.40	4.79	3.04	5.10	1.31	5.12	4.48	1.58	2.54	2.58	2.12	3.48	6.77	1.73
Restroom	2.83	7.25	2.81	3.46	2.35	2.83	5.04	4.75	1.77	5.12	3.48	3.65	4.79	5.90	3.52
Own room	6.15	8.58	8.52	8.29	7.94	8.85	7.67	8.58	4.25	6.81	7.52	6.73	8.00	8.17	6.44
Dorm lounge	4.40	7.88	6.54	7.73	7.19	6.08	5.50	8.56	2.40	4.00	4.88	4.58	3.88	7.75	3.60
Football game	4.12	8.08	5.08	4.56	8.04	2.98	5.23	3.69	2.04	3.85	4.98	7.12	4.31	7.90	7.94

Note. 0 = „The behavior is extremely inappropriate in this situation.“ 9 = „The behavior is extremely appropriate in this situation.“

Note. 0 = „The behavior is extremely inappropriate in this situation.“ 9 = „The behavior is extremely appropriate in this situation.“

Einige Ergebnisse seien herausgegriffen:

- Küssen galt am angemessensten bei einer Verabredung, fast ebenso angemessen im ‚eigenen Raum‘.
- *Schlafen* galt am angemessensten im eigenen Zimmer.
- *Rülpsen* ‚darf‘ man noch am ehesten im eigenen Zimmer, ebenso aber auf der Toilette oder in einer Bar.
- *Kämpfen* erhält den niedrigsten Angemessenheitswert (niedrigster Spalten-Mittelwert),
- *Reden* erhält den höchsten Angemessenheitswert (höchster Spalten-Mittelwert).
- Die größte *Freiheit* gewährt das eigene Zimmer (höchster Zeilen-Mittelwert),
- den *geringsten Spielraum* das Innere einer Kirche (niedrigster Zeilen-Mittelwert).

Mischel weist darauf hin, daß es aufschlußreich wäre, zu erfahren, wie die Individuen in ihren Urteilen je Situation variieren: ‚Stark‘ müßten Situationen sein, die wenig Variation, ‚schwach‘ solche Situationen, die viel Variation zulassen. Individuelle Differenzen müßten am deutlichsten hervortreten in schwachen Situationen, am wenigsten in starken Situationen.

Zweites Beispiel - Gefängnisexperiment: Als weiteres Beispiel für den - auch erschreckenden - Einfluß der Situation nennt Mischel das vielzitierte ‚Gefängnisexperiment‘ (1976, 510).

Haney, Banks und Zimbardo hatten 24 Collegestudenten nach Test und Interview als normal beurteilt (1973). Die Probanden übernahmen freiwillig die Rolle von Gefangenen oder von Wärtern - die Rollenzuweisung geschah nach Zufall. Das ‚Gefängnis‘ war eingerichtet in den Räumen der Stanford University: Zellen mit Pritschen, Waschräume mit Beobachtungsluken.

Das Experiment sollte zwei Wochen dauern. Vorzeitig wurde es abgebrochen, denn - die Wärter hatten derart antisoziale Verhaltensweisen angenommen (sie quälten und demütigten die Gefangenen), die Gefangenen ihrerseits waren derart in Depressivität, in Passivität, in Hilflosigkeit verfallen, daß es unverantwortlich schien, das Experiment fortzusetzen.

Für die Übernahme des Verhaltensmusters eines Gefangenen oder Wärters machten die Versuchsleiter nicht die Versuchspersonen verantwortlich, sondern - den Druck der Situation.

Zu dem Experiment seien einige Stimmen der beteiligten ‚Gefangenen‘ und ihrer ‚Betreuer‘ zitiert, dazu die Bewertung der Moderatoren (Haney, Banks & Zimbardo, 1973, 87-88).

Representative personal statements

„The following quotations taken from interviews, conversations and questionnaires provide a more personal view of what it was like to be a prisoner or guard in the ‚Stanford County Prison‘ experiment.“

Guards:

- „They [the prisoners] seemed to lose touch with the reality of the experiment - they took me so seriously.“
- „I didn't interfere with any of the guards' actions. Usually if what they were doing bothered me, I would walk out and take another duty.“
- „Looking back, I am impressed by how little I felt for them.“
- „They [the prisoners] didn't see it as an experiment. It was real and they were fightTj 1 risunty Peemed to g quoIt wons taken from interviews, convealt

separate encounter sessions were held, first, for the prisoners, then for the guards and finally for all participants together. Subjects and staff openly discussed their reactions and strong feelings were expressed and shared. We analysed the moral conflicts posed by this experience and used the debriefing sessions to make explicit alternative courses of action that would lead to more moral behaviour in future comparable situations. Follow-ups on each subject over the year following termination of the study revealed the negative effects of participation had been temporary, while the personal gain to the subjects endured.“

Zu Mischel

Mischel dürfte als Kritiker einflußreicher sein denn als Konstrukteur einer neuen Persönlichkeitstheorie, sein Neuansatz blieb bis jetzt mehr Skizze als Ausführung.

Von einer rein situationistischen Interpretation, der er zuneigte, ist er abgerückt, sofern er zum Verständnis menschlichen Verhaltens Prozesse innerhalb der Person einbezieht (die sogenannten Personenvariablen). Seine Kritik am Eigenschaftskonzept, sein Hinweis auf den Einfluß der Situation haben dazu beigetragen, die Korrespondenz beider Determinanten (Situation und Person) schärfer zu sehen.

Was die Kritik am Eigenschaftsbegriff angeht, so wird eingewandt, Mischel argumentiere auf einer Ebene von Dispositionen (Epstein, 1979; Eysenck & Eysenck, 1969), Variation auf Verhaltensebene könne einer Konsistenz auf Dispositionsebene entsprechen. *Beispiel:* Eine Frau, die immer wieder ihre Kleider wechsle (Variation auf Verhaltensebene), könne sehr modebewußt sein (Konsistenz auf Dispositionsebene: Bowers, 1973, zitiert nach Epstein, 1979, 110). - Epstein referiert vier eigene Studien, die eine Konsistenz auf Dispositionsebene zu belegen versuchen (1979).

„Die von Mischel (1977) vorgeschlagene Klassifikation von Situationen mit geringem und hohem Freiheitsgrad läßt sich somit nicht von ‚objektiven‘ Merkmalen dieser Situationen aus vornehmen. Selbst unter Bedingungen extremer Einschränkung und Bedrohung wird bei näherer Analyse ein erhebliches Ausmaß an interindividueller Variabilität im Erleben und Verhalten ersichtlich. Die Zuordnung zu bestimmten Gruppen oder Klassen solchen Erlebens verdeckt die Individualität der Rezeption und Verarbeitung solcher Situationen. Dies gilt auch für die Muster der Antworten auf solche Situationen. Ihre psychologische Analyse muß eine mittlere Position zwischen einem extremen Abstraktionsgrad, bei dem alle Varianten etwa in die Klassen von ‚aktiven‘ und ‚passiven‘ Reaktionsformen eingeordnet werden, und einem idiographischen Erfassen aller Nuancen von Hoffnung und Verzweiflung, von ex-

tremer Anspannung bis zur 'wohltuenden Entspannung aufsuchen' (Thomae, 1996a, 314).

Die Fragen, die mit dem Interaktionismus gestellt sind, lassen sich nur beantworten, wenn Methoden zur Verfügung stehen, die geeignet sind, einerseits Situations- und Eigenschaftsklassen, andererseits ihre Komplementarität zu bestimmen.

40 Peterson, D.R.: Persönlichkeit - Ergebnis der Person-Person-Interaktionen

Peterson wird hier aufgeführt, weil er Linien breiter auszieht, die schon bei Rotter, vor allem aber bei Bandura und Mischel angedeutet sind: Das Konstrukt der Interaktion hat er spezifiziert und seinen Ansatz programmatisch um dieses spezielle Konstrukt zentriert.

Petersons Ansatz repräsentiert eher ein Programm, eher einen Entwurf als eine durchgestaltete und empirisch gestützte Theorie. Menschliche Interaktionsmuster werden analysiert und untersucht: die Wechselbeziehungen von Person zu Person. Von zwischenmenschlichen Interaktionen her wird dann bestimmt, was Persönlichkeit sei. In diesem Ansatz äußert sich auch ein bestimmtes anthropologisches Axiom - eine Grundannahme, die besagt, daß erst im Umgang mit anderen die Person ‚zum Menschen heranreift‘.

Ältere Theoretiker, so schreibt Peterson, haben nur Phänomene innerhalb der Person untersucht (intrapersonal phenomena), Einflüsse der Umwelt haben sie übersehen. Diese Behauptung gelte auch dann, wenn zuzugeben sei, daß Murray, Lewin und einige andere Autoren situative Determinanten in ihr Konzept aufgenommen haben; gewidmet haben auch sie ihre Kraft dem Studium der Person in sich selbst (Peterson, 1977, 305). - Erst in den sechziger Jahren seien situative Faktoren in die theoretische Konzeptualisierung des Verhaltens aufgenommen worden, etwa von Endler und Hunt (1966), von Mischel (1968) und Peterson (1968).

Die **Hauptfrage** lautet: Wie können persönliche Variablen, situative Einflüsse und ihre Beziehungen theoretisch gefaßt und empirisch analysiert werden?

Peterson zentriert seine Aufmerksamkeit auf die zwischenmenschlichen Beziehungen, und zwar aus drei Gründen:

- Für die Person ist zwischenmenschliches Verhalten entscheidender als jede andere Größe, die man im Umfeld menschlicher Existenz analysieren kann.
- Von allen Person-Situations-Beziehungen sind die Interaktionen von Person zu Person wichtiger als alle Interaktionen mit nicht-menschlichen Dingen; dies gilt nicht nur für den Fall menschlicher Notlage (distress), sondern allgemein im menschlichen Leben.
- Die Kenntnis von Person-Person-Beziehungen dürfte generell mehr Aufschluß geben über die Relation von Person und Situation.

other over time. For me, the patterned totality of these recurrent interaction sequences is the relationship“ (Peterson, 1977, 307).

Beispiel für den ‚Reichtum‘ einer Interaktionssequenz: Ein Paar fährt zu einer Party. *Er* lädt sie ein, sich im Wagen neben ihn zu setzen. *Sie* aber wehrt ab, denn sie hat schon Platz genommen auf dem Rücksitz. Er ist beleidigt, sagt aber nichts. Sie kommen zur Party:

- Er trinkt mehr als üblich.
- Er zündet eine Zigarette an, obwohl beide vereinbart haben, nicht mehr zu rauchen.
- Sie sieht es, beobachtet ihn.
- Als er seine Zigarette ablegt, ‚stolziert‘ sie durch den Raum zu ihm hin, hebt die abgelegte Zigarette auf und zerdrückt sie.
- Er, wütend, macht eine obszöne Bemerkung.
- Sie gibt nur zurück: „Stell dich nicht so kindisch an!“ und ‚schreitet‘ aus dem Raum.

Interpretation: Das Interaktionsmuster, das sich abzeichnet (und sich aus anderen Szenen bestätigen läßt) ist das folgende: *Er* macht zur Unzeit Annäherungsversuche gegenüber seiner Frau. *Sie* verprellt ihn (rebuffs him). Er ist gekränkt und bestraft sie nonverbal (mit Trinken und Rauchen). Sie ‚schlägt zurück‘ (verbal: Stell dich nicht so kindisch an!) und behavioral (sie verläßt den Raum) - sie besiegt ihn.

Solche wiederkehrenden Verhaltensmuster zwischen Personen verraten viel über die Beziehung zwischen Personen. In diese Verhaltensmuster ist offenes und latentes Verhalten einbezogen - beobachtet über eine längere Zeit, in gleichen, ähnlichen oder auch in unterschiedlichen Situationen (Peterson, 1977, 307-108).

Interaktionen - Probleme ihrer Erfassung

Wer versucht, solche Interaktionssequenzen zu erfassen, steht sehr rasch vor einem zentralen Problem, es lautet, vereinfacht formuliert: „Bandbreite verträgt sich nicht mit Genauigkeit“. Um das Verhalten in seiner ganzen Breite zu erfassen, braucht der Untersucher Verfahren, die sehr weit auf Einzelheiten eingehen, aber - solche detaillierten Auskünfte sind ungenau. *Wir streben nach reliablen Aussagen, aber wir erhalten Informationen, denen die Präzision abgeht.*

Beispiel: Der Untersucher fragt ein Ehepaar, wie im einzelnen der gestrige Sonntagmorgen verlaufen sei. Erzählen nun beide Partner alle Details, vom Aufstehen bis zum Mittagessen, dann kommen so viele Einzelheiten zur Sprache, daß der Untersucher mit herkömmlichen psychometrischen Verfahren

nicht mehr prüfen kann, welche Informationen einen ‚wahren Wert‘ und welche einen ‚Fehlerwert‘ repräsentieren”.

„Unlike the pure scientists, we can not afford to neglect features of the relationship that exert important influences on the lives of the people we are trying to understand and to help. All we can do is to accept the inevitable inaccuracies which must arise from that condition“ (Peterson, 1977, 309).

Wie erkennt man die relevanten Aspekte der Interaktionssequenz? Eine Literatursichtung sollte helfen, die Frage zu beantworten. Die gesichteten Ansätze klassifiziert Peterson nach drei Hauptgruppen (1977, 309):

- (1) Erhoben werden Verhaltensmuster, die beruhen auf reziproker Verstärkung, auf Kontrolle der Reize und den ‚Abmachungen‘, die den zwischenmenschlichen Austausch regeln.
- (2) Wichtige Phänomene des zwischenmenschlichen Austausches schließen kognitiv-affektive Prozesse ein, speziell Prozesse, in denen anderen Personen Merkmale ‚zugeschrieben‘ werden; dabei geht es also um ‚unbeobachtbares Verhalten‘ (covert behavior), das sich nur schwer erfassen läßt mit Begriffen, die allein auf Fremdbeobachtungen beruhen (strictly behavioral conceptions).

Beispiel: „It is not clear . . . how a behaviorist is to examine a prayerful interaction between a devout catholic and the Virgin Mary, or even the silent ruminations of a wife who sits alone drinking, broods over the frequent absences of her husband, concludes that he must be meeting another women, and decides to leave him. The behaviorists, of course, have a perfect right to ignore human experience, but we think there may be advantages in studying such processes“ (Peterson, 1977, 309-310).

- (3) Erfäßt werden Elemente der äußeren wie der inneren Erfahrung (behavioral and experiential elements); einbezogen ist dabei die Wirkung, welche diese Erfahrungen auf die zwischenmenschliche Kommunikation ausüben.

Peterson hält alle drei methodischen Ansätze für erforderlich, um Interaktionen zu beschreiben; er zählt fünf Klassen von Aspekten auf, unter denen sich Interaktionen erfassen lassen (five main features: 1977, 310):

- (1) *Vorgegebenheiten*, unter denen Interaktionen stattfinden, beispielsweise die Anwesenheit anderer Leute als der beteiligten (setting conditions);
- (2) *zwischenmenschliche Absprachen*, welche die Kommunikation regeln, beispielsweise die Rechte und Pflichten von Partnern einer Interaktion (interpersonal contracts);

10 ‚Wahrer Wert‘ und ‚Fehlerwert‘ betreffen ein Axiom der klassischen Testtheorie. Ein beobachteter Wert gilt als zusammengesetzt aus ‚wahrem Wert‘ und ‚Fehler‘. *Beispiel:* Mit einem Test sei ein Intelligenzquotient (IQ) von 117 ‚gemessen‘ worden, dann besagt das zitierte Axiom: In dem Wert von 117 muß ich mit einem ‚Meßfehler‘ rechnen, er sei angenommen mit IQ-Punkten = 3, dann liegt der ‚wahre Wert‘ bei IQ = 114.

- (3) *zwischenmenschliche Pläne*, welche Partner entwickeln, um Ergebnisse zu erzielen, mit denen sie zufrieden sind, (interpersonal strategies: „hidden agendas of human transaction . . . often cognitively inaccessible to the participants“, Peterson, 1977, 311);
 - (4) *zwischenmenschliche Taktiken*, welche die Partner in der Kommunikation anwenden, beispielsweise ‚Botschaften‘, Nachrichten, Anregungen, sogar ‚Befehle‘, welche die Interaktions-Partner einander zugehen lassen (interpersonal tactics);
 - (5) *Ergebnisse zwischenmenschlichen Austausches*: eine Kosten-Nutzen-Rechnung, welche die Kommunikations-Partner anstellen (interpersonal outcomes).
- Genauer will Peterson die ‚fünf Klassen von Aspekten‘ nicht beschreiben - eine genauere Fassung wäre verfrüht: „We identified parameters but deliberately stopped short of specifying relations among them“ (1977, 311).

Methodenfragen

Welche Verfahren eignen sich dazu, die eben erarbeiteten Konzepte methodisch zu realisieren? - Die Literatur zählt eine Unzahl von Instrumenten auf. Peterson wählt folgende Methoden aus:

- **Interview** (interview, guided inquiries, 1977, 312): Umschrieben wird die Verhaltensklasse, über die Auskünfte einzuholen sind; die Ausgangsfragen werden festgelegt, aber dem Interviewer bleibt es überlassen, wie er die Befragung im einzelnen gestaltet.
- Fragebogen: Einige Fragebögen erweisen sich als nützlich - zum einen Instrumente, die speziell zur Erfassung ehelicher Partnerschaft entworfen, zum anderen Verfahren, die generell zur Erfassung zwischenmenschlicher Beziehungen entwickelt worden sind.
- **Verhaltensbeobachtung**: Zwischen Partnern sollen Verhaltenssequenzen eingeleitet werden, wie sie außerhalb eines Labors ablaufen; diese sollen dann genau beobachtet und auf Video festgehalten werden. (Our procedures included several situations designed to elicit interactive behavior analogous to that which occurs outside the laboratory or clinic, 1977, 312.) *Beispiel*: Partner spielen so realistisch wie möglich eine Verhaltenssequenz nach, die kürzlich zu einer Auseinandersetzung zwischen ihnen geführt hat. Das Rollenspiel wird auf Video aufgenommen, den Partnern erneut vorgespielt, die Partner werden gebeten, die Verhaltenssequenzen zu kommentieren, dabei auch die Affekte und Emotionen zu beschreiben, welche die Handlungen begleiten.
- **Videoaufnahmen ‚echter‘ Situationen**: Mitarbeiter gehen zu den Personen nach Hause und nehmen alles auf, was Partner tun, solange die Beobachter anwesend sind. „Our assistants go into the homes of participants bearing portable Video cameras and record whatever goes on during the time they are there“ (1977, 312). Aber alle Videoaufnahmen haben den Nachteil, daß die Anwesenheit von Beobachtern die Interaktionssequenzen auch stört.

Probleme der Analyse von Verhaltenssequenzen

Solche Versuche, das Verhalten in natürlichen Situationen zu erfassen, bringen Probleme mit sich, die nicht aufbieten in Laborsituationen. Die Probleme betreffen:

Abgrenzungen (*punctuation of ongoing streams of behavior*): In künstlichen Situationen, etwa beim Testen, ist der Anfang einer Interaktionskette festgelegt: man setzt einen Reiz, der den Anfang kennzeichnet. In natürlichen Situationen steht man vor Aktions-Reaktions-Ketten, die in Länge und Komplexität erheblich variieren; in dieser Kette sinnvolle Einheiten abzugrenzen, ist sehr schwer. - Den Anfang einer Sequenz bestimmt Peterson als eine Handlung, durch die *ein* Partner bei dem anderen Partner eine Reaktion hervorruft. Schwieriger ist es, das Ende festzulegen. Das Ende einer Interaktion sieht Peterson dann gekommen, wenn sich der Austausch zwischen den Partnern erschöpft hat (1977, 313).

Kombinationsprobleme (*combination*): Festgelegt werden muß, wann Interaktionssequenzen ‚wiederkehren‘. Aber - welche Kriterien stehen zur Verfügung, die es erlauben, *verschiedene* Interaktionssequenzen als Wiederkehr *derselben* Verhaltenskategorie zu identifizieren? Peterson legt fest: „The elements to be included in any class of recurrent sequences are defined by their *occurrence together and in order* over a series of observations. Once such a series begins the events to follow are predictable“ (1977, 314).

Psychometrische Probleme: Peterson nennt zwei Probleme, welche speziell die psychometrische Qualität der Erfassung von Interaktionen betreffen.

- *Erstens* geht es um die Frage der *Übereinstimmung zwischen den Untersuchern* (problem of dependability); gemeint ist die Frage, wie sich erkennen läßt, ob zwei Versuchsleiter dieselben Kategorien benutzen, um die gleichen Verhaltensweisen zu beschreiben, ob beispielsweise zwei Interviewer in einem Gespräch die gleichen Formulierungen verwenden, um die gleichen Verhaltenseinheiten zu bestimmen.
- *Zweitens* geht es um die Frage der *Vereinbarkeit verschiedener Methoden*, also um die Frage, wie sich erkennen läßt, ob zwei verschiedene Verfahren das gleiche Verhalten erfassen (intermethod convergence). Um dieses Problem zu lösen, bietet sich der Einsatz von Multitrait-Multimethod-Techniken¹¹ an. Es wird geprüft, wie weit verschiedene Beobachter verschiedene Merkmale übereinstimmend klassifizieren.

¹¹ Die Multitrait-Multimethod-Technik geht von einer Merkmals-Methoden-Einheit aus: Ein Merkmal wird erfaßt mit einer bestimmten Methode. In der ‚Erfassung‘ sind somit zwei Komponenten enthalten: Angaben über die Methode und Angaben über das Merkmal. Ziel der Multitrait-Multimethod-Technik ist es, die beiden Komponenten zu trennen. Dazu braucht man wenigstens zwei Merkmale und zwei Methoden. Am effektivsten ist eine Trennung, wenn sich die Merkmale deutlich voneinander abheben und wenn die Methoden erheblich divergieren.

Zwei **weitere Methodenprobleme** beziehen sich *erstens* auf die Stabilität des Verhaltens über Situationen hin, *zweitens* auf die Generalisierbarkeit erhobener Informationen:

- Was die *Stabilität des Verhaltens* über Situationen hin angeht, so heißt es bei Peterson: „Questions of stability are of obvious importance for any procedure that may be used to evaluate change, but our research so far has not approached this issue“ (1977, 315).
- Was die *Generalisierbarkeit von Informationen* betrifft - geht es nun um die Situationen oder die Personen -, so heißt es: „There is no way to evaluate generalizability properly except to observe behavior over long periods of time in the settings where it naturally occurs and our preliminary study is not geared to do this“ (1977, 315).

Zu Peterson

Neu ist Petersons Ansatz, sofern er die Person definiert von ihren interpersonalen Beziehungen her. Der Entwurf nimmt sich noch sehr theoretisch aus. Seine Faszination dürfte beruhen auf der konsequenten Anwendung dieses einen Grundgedankens - bis in die methodischen (vielleicht unlösbaren) Aufgaben hinein.

41 Reflexionen 7: Was ist Persönlichkeitspsychologie?

Unser Rückblick bezieht sich auf Rotter, Bandura, Mischel. Zweifellos handelt es sich um eine Persönlichkeitsforschung anderer Art als bei Guilford, Cattell, Eysenck. - Worin liegt der Unterschied?

Alle drei Autoren stützen ihre Aussagen auf Verhaltensbeobachtungen, auf Experimente. Psychometrische Instrumente wie Test oder Fragebogen werden in Anspruch genommen - vor allem von Rotter -, erhalten aber nicht die zentrale Bedeutung wie bei den Faktorenanalytikern. Die Datenbasis stammt aus Untersuchungssituationen, die lebensnahe sind - lebensnäher. Es dominiert kein einzelnes Verfahren der Datenerschließung - wie etwa die Faktorenanalyse bei Cattell, Guilford, Eysenck.

Alle drei Autoren verbinden lerntheoretische und kognitive Ansätze. Entscheidender Einfluß auf den Verhaltensablauf wird internalen Prozessen zuerkannt, etwa den selbstregulatorischen Vorgängen oder der Kategorisierung von Informationen, ihrer Umformung gemäß Erwartungen oder Befürchtungen. (Die Faktorenanalytiker leugnen solche Prozesse nicht, thematisieren sie aber nicht.) Rotter, Bandura, Mischel werten die Rolle des Subjektes auf, ausdrücklicher als Bandura tun dies Rotter und Mischel, indem beide der *Erwartung* die Rolle zuschreiben, das Verhalten entscheidend zu leiten und zu steuern.

über die Faktorenanalytiker gehen die drei Theoretiker auch hinaus unter einer speziellen Perspektive: Nachdrücklicher betonen sie, daß sich Verhalten entscheidend an der *Situation* orientiere. Damit weisen sie der *Variabilität* des Verhaltens eine größere Bedeutung zu - vielleicht Rotter und Mischel deutlicher noch als Bandura.

Auch Cattell und Eysenck kennen und besprechen den Einfluß, den Situationen auf menschliches Verhalten ausüben. Aber ihre Forschung zentrieren sie um die Stabilität, nicht um die situative Modellierbarkeit des Verhaltens.

„Situativer Einfluß“ ist allerdings mehr ein Gegenstand theoretischer Postulate als empirischer Untersuchungen. Rotter zählt zu den wichtigen Determinanten des Verhaltens die „psychologische Situation“, aber mit Vorrang untersucht er „generalisierte Erwartungen“. Mischel unterscheidet zwei Klassen von Situationen: starke und schwache, veranschaulicht sie aber mehr an plausiblen Beispielen oder an schon vorliegenden, nicht an eigenen Untersuchungen.

Alle drei Autoren sehen das gesamte menschliche Verhalten eingebettet in eine soziale Mitwelt. Auch unter diesem Aspekt dürften sie fundamentaler ansetzen als die Faktorenanalytiker. Sie entwerfen Persönlichkeitssysteme, die den kognitiven und phänomenologischen Theorien ähneln, ohne sich mit ihnen zu decken. Die Ähnlichkeit betrifft die Aktivität, die dem Subjekt, den subjektiven Prozessen zuerkannt wird. Der Unterschied bezieht sich auf die Strukturierung

des Verhaltens und seiner Determinanten; jeder der drei schlägt eine eigene Klassifikation vor - Rotter vier Grundkonstrukte, Bandura vier Teilprozesse, Mischel acht Personenvariablen und zwei Situationsklassen.

Hier seien zwei ergänzende Fragen gestellt:

(1) Wie begründen die drei Theoretiker die Wahl und die Abgrenzung (Definition) ihrer Konstrukte? Aus welchen Vorgegebenheiten leiten sie die Merkmale ab, die sie für fundamental halten? Genügt die Zahl ihrer Merkmale, um das Verhalten vollständig zu beschreiben? Mit welchen Beschreibungen anderer Theoretiker sind sie vergleichbar, gar deckungsgleich?

(2) Woher erklärt es sich, daß alle drei Theoretiker zwar betonen, menschliches Verhalten sei eingebettet in eine soziale Mitwelt, diese Einbettung jedoch nicht in ihren „Grunddimensionen“ abbilden?

Weder in den vier Teilprozessen bei Bandura, noch in den vier Grundkonstrukten bei Rotter, noch auch in den Personenvariablen oder Situationsklassen bei Mischel erscheint eine Größe, die speziell auf die soziale Einbettung bezogen wäre.

Genügt es, davon auszugehen, daß zu jedem „Teilprozeß“ (Bandura), zu jedem „Grundkonstrukt“ (Rotter), zu jeder „Personenvariable oder Situationsklasse“ (Mischel) ein sozialer Hintergrund hinzugehört? Gewiß schließt bei Bandura das Modellernen andere Personen ein, gewiß richtet sich bei Rotter eine Klasse generalisierter Erwartungen auf zwischenmenschliche Beziehungen, gewiß zielen bei Mischel Erwartungen auf Zeichenfolgen der Mitwelt. Doch überwiegt insgesamt eine Beschreibung aus der Perspektive von einzelnen. Daß eine Person immer auf eine Mitwelt angewiesen ist (von ihr geprägt wird, aber auch selber die Mitwelt prägt): Dieser Sachverhalt könnte sich schärfer abheben, wenn der Mit- oder Umwelt eine eigene Beschreibungsdimension zugeordnet wäre.

Wie läßt sich angesichts der lerntheoretischen, interaktionistischen Persönlichkeitsforschung die **Minimaldefinition** bewerten, nach der Persönlichkeitspsychologie ein wissenschaftliches System von Aussagen über das Individuum ist, sofern es ein einzigartiges, über Situationen relativ stabiles, über Zeiträume relativ gleichartiges Verhalten zeigt (S. 20)?

Weil in der Verhaltensbeschreibung die Situation eine bestimmende Funktion erhält, tritt schärfer die **Variabilität** als die **Stabilität** hervor. Doch handelt es sich um eine Variabilität im Rahmen vorgegebener Stabilität. Alle drei Autoren betonen, das Verhalten in einer Situation sei kanalisiert von Vorerfahrungen, die sich in der Variation durchhalten: repräsentiert in „früheren Bekräftigungen“ bei Bandura, in „Verhaltenspotential und Erwartungen“ bei Rotter, in „Kompetenz, Kodierstrategie, Erwartung“ bei Mischel.

Die Orientierung an der Situation könnte die Folgerung nahelegen, die Beschreibung von Individuen folge eher einem idiographischen als einem nomo-

thetischen Modell; in situativem Verhalten könne sich das Einmalige, das Einzigartige widerspiegeln. Doch ist die Folgerung voreilig.

Situative Einflüsse werden klassifiziert, Personenvariablen werden in generelle Klassen eingeteilt. Einzigartigkeit von Individuen wird mit Hilfe solcher Merkmalsklassen beschreibbar, doch handelt es sich um ein Modell, das eher nomothetisch als idiographisch zu nennen ist. Die drei Autoren wollen mit Hilfe der Verhaltensbeschreibung neue Merkmale erschließen. Sie zielen dabei aber nicht auf die Erfassung biographischer Einzigartigkeit, sondern auf die Bereitstellung von Kategorien, in denen vernachlässigte Verhaltensdeterminanten genereller Art zur Sprache kommen: Modellernen, Einfluß von Situationen auf Personen.

Teil C

Zu einigen Methoden und einigen Leitideen der Persönlichkeitspsychologie

Persönlichkeitsforschung ist aus unterschiedlichen Anlässen betrieben worden. Freud hat Aussagen über Aufbau und Funktionen der Person systematisiert, um sein therapeutisches Vorgehen zu begründen. Bei Stern und Spranger dürfte die wissenschaftlich-theoretische Neugier überwiegen, auch wenn der Bezug zur Praxis gesucht wurde. Bei Cattell, Guilford, Eysenck dürften sich wissenschaftlich-methodische und klinisch-praktische Anliegen die Waage halten.

Die Unterschiede beziehen sich auf die Inhalte und auf die Methoden. Es wäre Zufall gewesen, hätte sich aus so unterschiedlichen Ansätzen ein einheitliches Aussagensystem entwickelt - dies gilt für Inhalte wie für Methoden.

Verständlich darum, wenn in den „Reflexionen“ die Vielfalt und Gegensätzlichkeit der Theorien deutlicher hervortrat als die Einheit. Gesichtspunkte der Einheit ließen sich angeben, indem in den Theorien Entsprechungen zu der Minimaldefinition aus Teil A gesucht wurden - die ‚Gemeinsamkeiten‘ mußten in jedem Falle ergänzt werden durch Hinweise auf Unterschiede.

In einem Rückblick sei versucht, ein Resümee zu ziehen, in dem Vielfalt und Einheit gleichermaßen zur Sprache kommen.

- Kapitel 42 skizziert Gleichheit und Verschiedenheit des methodischen Vorgehens,
- Kapitel 43 sammelt inhaltliche Leitideen,
- Kapitel 44 enthält eine Zusammenfassung zu Teil C.

42 Zu einigen Methoden der Persönlichkeitspsychologie

Welche Methoden haben Persönlichkeitstheoretiker angewandt, deren Theorie in Teil B skizziert wurde? Die Methoden, die vorkommen, lassen sich in fünf große Klassen aufteilen; es handelt sich um:

- Verhaltensbeobachtung, formalisiert im Experiment,
- Auswertung vorgegebener Datenquellen,
- Interview, Gespräch, Exploration,
- projektive Verfahren,
- Leistungs- und Persönlichkeitstest.

Jede der fünf Klassen umfaßt ein breites Spektrum unterschiedlicher Vorgehensweisen. Diese Vielfalt sei nur exemplarisch veranschaulicht, jedoch nicht in ihrer Fülle ausgebreitet.

Zuerst sei jede Methodenklasse charakterisiert nach der ‚Leistung‘, die sie erbringt, dann seien einige Vertreter erwähnt, welche (in diesem Buche besprochen) die betreffende Methode angewandt haben - nie werden alle Autoren aufgeführt, die in Frage kämen.

Allerdings wurden wir uns etwas vormachen, nähmen wir an: Die Charakteristik, die wir geben, träfe *im Einzelfalle* genau die Art der Verwendung, welche die Vertreter, die wir nennen, gewählt haben - nur im Umriß können wir die Vielfalt der Anwendungen andeuten.

Verhaltensbeobachtung

Viele Theoretiker verwenden Beobachtungsdaten, um eine Person zu beschreiben oder um Merkmale abzugrenzen. Was ist Verhaltensbeobachtung? Sie gilt als grundlegende Methode der Psychologie als empirischer Wissenschaft. -- Wie läßt sie sich ‚definieren‘?

Verhaltensbeobachtung

Beobachten heißt, Ereignisse, Vorgänge oder Verhaltensweisen sorgfältig wahrnehmen und registrieren - in der Persönlichkeitspsychologie vorrangig gerichtet auf menschliches Verhalten. Der Oberbegriff heißt Wahrnehmung, die sich ihrerseits auf unsere „fünf Sinne“ bezieht. Demnach gilt: Beobachten besagt, menschliches Verhalten sehr sorgfältig durch Sinneswahrnehmung zu

erfassen: etwa durch Hören, Sehen, Tasten, Schmecken. - Apparate können dabei als Mittler dienen.

Zu unterscheiden sind Selbst- und Fremdbeobachtung:

- Selbstbeobachtung (oder Introspektion) bezeichnet den Vorgang, in dem ein Beobachter sich selbst mit-wahrnimmt; die Selbstgegebenheit wird Mit-Gegenstand der Wahrnehmung des Beobachters - er ‚sieht‘ oder ‚hört‘ oder ‚fühlt‘ neben anderen Personen und Sachen auch sich selber.
- *Fremdbeobachtung* bezeichnet die aufmerksame Wahrnehmung ‚anderer‘ Sachen oder Personen, die nicht identisch sind mit dem Beobachter.

Vorrang der Fremdbeobachtung: In der Psychologie ist mit Verhaltensbeobachtung vor allem Fremdbeobachtung gemeint. Dabei lautet ein Postulat, daß die Fremdbeobachtung *eines* (kompetenten) Beobachters kontrolliert werden soll durch die Fremdbeobachtung *anderer* (kompetenter) Beobachter.

Exemplarische Vertreter:

Die Verhaltensbeobachtung haben so unterschiedliche Theoretiker eingesetzt wie Erikson und Murray, Cattell und Mischel:

- Erikson beobachtete vor allem Kinder in offener, unstandardisierter Form.
- Murray beobachtete vor allem Erwachsene in einer verhältnismäßig standardisierten, zum Teil experimentell ausgelegten Form.
- Cattell bezog sich auf Beobachtungen aus Alltagssituationen: Bekannte berichteten über das Verhalten eines Probanden; Cattell nutzte diese ‚Berichte‘ als Datenquelle unter dem Titel von L-(R)-Daten (Lebensdaten, transformiert in Ratings).
- Mischel begleitete Experimente mit Beobachtungen: Beispielsweise wurden Formen der Personenvariablen ‚Selbstregulation‘ gerade durch Verhaltensbeobachtung ‚bestätigt‘.

Als eine streng formalisierte Form der Verhaltensbeobachtung läßt sich das *Experiment* deuten. Es bietet die Vorzüge einer expliziten Definition der Bedingungen, einer genauen Beschreibung des Vorgehens und einer ‚leichten‘ Überprüfbarkeit der Ergebnisse. - Wie läßt Experiment sich umschreiben?

Experiment

Das Experiment besteht in der absichtlichen und willkürlichen Herbeiführung eines Vorganges zum Zwecke der wissenschaftlichen Beobachtung (Dorsch, 1994, 223).

Als klassische Merkmals-Trias gelten seit Wundt: Willkürlichkeit, Wiederholbarkeit und Variierbarkeit der Bedingungen:

- ‚*Willkürlichkeit*‘ besagt, daß ein Vorgang absichtlich herbeigeführt oder ausgelöst werden kann.

- ‚Wiederholbarkeit‘ folgt aus der Willkürlichkeit: „Kann ein Vorgang einmal absichtlich herbeigeführt und ausgelöst werden, so sollte er (in der Regel) auch wiederholt werden können“ (Stapf, 1989, 241)
- ‚Variierbarkeit der Bedingungen‘ folgt aus der Wiederholbarkeit: „Soll nämlich ein Vorgang wiederholt werden, so müssen die Eintrittsbedingungen und alle übrigen Umstände dem ersten Versuchsdurchgang entsprechen, da sonst keine Gewähr gegeben ist, daß es sich in beiden Fällen um den gleichen Vorgang handelt“ (Stapf, 1989, 241).

Dem Experiment sind Grenzen gezogen - physische, psychische, ethische Grenzen:

- Es gibt Phänomene, die nicht herbeigeführt werden *können*.
- Es gibt Phänomene, die nicht herbeigeführt werden *dürfen*.
- Es gibt Phänomene, die nicht *wiederholt* werden dürfen.

Das Merkmal der Wiederholbarkeit des Experiments wirft einige Probleme auf. „Die Wiederholung setzt voraus, daß es streng vergleichbare Untersuchungsobjekte/Situationen gibt und daß die gleiche experimentelle Technik bei zwei Untersuchungsobjekten/Situationen zum gleichen Resultat führt . . . Im Falle der . . . Psychologie handelt es sich bei den Untersuchungsobjekten um menschliche Individuen bzw. Gruppen. Eine erneute experimentelle Applikation scheidet oftmals deshalb aus, weil durch die erste Darbietung bei den Vpn bestimmte Veränderungen, z.B. Lerneffekte, ausgelöst wurden. Bei einer Wiederholung des Experiments an einer neuen Stichprobe von Vpn muß diese der ursprünglichen Stichprobe in allen wesentlichen Merkmalen entsprechen. Diese Voraussetzungen sind ebenfalls nur approximativ erfüllbar, weshalb allgemein beim Experiment in den Sozialwissenschaften nur von einer eingeschränkten Wiederholbarkeit gesprochen werden kann“ (Stapf, 1989, 242).

Das Experiment haben Theoretiker ‚alter‘ ebenso wie ‚neuer‘ Schule angewandt, Kretschmer oder Murray ebenso wie Rotter oder Bandura. Der entscheidende Unterschied dürfte darin bestehen, daß ‚neuere‘ Theoretiker die psychometrische Kontrolle der Experimente verfeinert haben. - Insgesamt bleibt festzuhalten: Verhaltensbeobachtung und ihre spezielle Variante, das Experiment, bilden fundamentale Methoden der Persönlichkeitsforschung, von ihren Anfängen bis in die Gegenwart.

Auswertung vorgegebener Datenquellen

Der Titel „Auswertung vorgegebener Datenquellen“ soll besagen, daß Forscher auf ‚Rohmaterialien‘ stießen (oder nach solchen Materialien suchten), die *nicht* zum Zwecke der Persönlichkeitsforschung erstellt wurden, sich aber ihren Zwecken nutzbar machen ließen. Solche ‚Rohmaterialien‘ können sein

- ethnologische Berichte,
- biographische Aufzeichnungen,
- Akten über Personen (aus Schule, Verein, Gericht, Berufsvertretung),
- Tagebücher,
- Briefe,
- Gesprächsnotizen
- u s w .

Wie wurden solche ‚Rohmaterialien‘ analysiert und verwertet?

Die Analyse versuchte, in vorliegenden Datenquellen ‚einzelne Situationen‘, ‚einzelne Lebensabschnitte‘ oder gar einen ‚ganzen Lebensablauf zu erfassen. Gesammelt wurden nicht nur ‚harte Fakten‘ (etwa Ereignisse in ihrem äußeren Verlauf) - angestrebt wurde darüber hinaus, die emotionalen und affektiven Erfahrungen auszumachen, die den umschriebenen Lebensausschnitt gekennzeichnet, ihn gleichsam ‚getränkt‘ haben.

Vielleicht läßt sich hinzufügen: Diese Methode zielt eher auf Erfassung des Einmaligen, des Einzelfalles - in Abhebung (aber nicht in Gegensatz) zu psychometrischen Methoden, die auf Erfassung des Gesetzmäßig-Allgemeinen abheben.

Die Analyse verlangt, daß die Quellen in ihrer speziellen Bedeutsamkeit erkannt und unter Beachtung dieser Eigenart erschlossen und ausgewertet werden. Möglich sind rein deskriptive Auswertungen, aber ebenso auch ‚quantitative Transformationen‘:

- Deskriptive Auswertung besagt: Die Quellen werden unter bestimmter Sicht geprüft, ihre Angaben in verbalen Kategorien klassifiziert und zusammengefaßt.
- Quantitative Transformation besagt: Die Ertragnisse der Auswertung werden in Ratings klassifiziert und, wenn sinnvoll, weiteren psychometrisch-statistischen Analysen unterworfen.

Als eine Anweisung zur Quellen-Erschließung lassen sich die Vorschläge anführen, die Thomae unter dem Titel einer „Psychologischen Biographik“ zusammengestellt hat.

Wohlgemerkt, die Psychologische Biographik ist nicht zu dem Zweck konzipiert, vorliegende Quellen zu erschließen - sie ist viel umfassender angelegt, beispielsweise auch zur Verwertung von Daten, die explorativ gewonnen wurden. - Aber ihre Regeln lassen sich heranziehen, wenn es darum geht, die Eigenart vorliegender Datenquellen zu respektieren, ihre Informationen sorgsam zu erheben und in quantitativen Dimensionen zu klassifizieren - ein Ansatz übrigens, der mit einem idiographischen Zugang zur Persönlichkeit beginnt, die erhobenen Daten dann aber in nomothetische Aussagenklassen überführt.

Psychologische Biographik/Nach Thomae

Individuelle Welten sollen unverfälscht abgebildet werden - mit dem Ziel, das Individuum und seine Welt zu erfassen. *Wissenschaftstheoretisch läßt sich dieses Vorgehen als eine Synthese idiographischer und nomothetischer Forschung auffassen (vgl. S. 292).*

Das *Meßideal*, dem eine solche psychologische Biographik verpflichtet ist, umschreiben vier Bedingungen. Erfäßt werden sollen Verhaltenseinheiten

- in einem *überschaubaren Kontext* (also kontrollierbar),
- in *neutraler* und unvoreingenommener Weise (so daß die erhobenen Informationen vergleichbar sind),
- in *konkreten Einheiten* (nicht vorzeitig abstrahiert oder generalisiert), schließlich
- in relativer *Vollständigkeit* (repräsentativ für einen individuellen Bios).

Exemplarische Vertreter:

Freud zog ethnologische Berichte heran, um seine Thesen der Persönlichkeitsgenese, der Phasenlehre zu veranschaulichen und zu stützen.

Jung wertete umfangreiches ethnologisches Material aus (Mythen, Traum- und Totenbücher), aber auch persönliche Aufzeichnungen von Klienten - all dies mit dem Ziel: zu belegen, daß Archetypen zu allen Zeiten und in allen Kulturen anzutreffen seien.

Erikson studierte ethnographisches Material, um seine acht Phasen zu begründen.

Spranger leitete seine Lebensformen aus mannigfaltigen biographischen und literarischen Vorlagen ab.

Allport analysierte 127 Briefe von „Jenny“ auf zwei Wegen: (a) rein deskriptiv, (b) psychometrisch, statistisch; beide Wege führten ihn zu demselben ‚Bild der Frau Jenny‘.

Ch. Bühler sammelte Tagebücher und leitete aus ihnen Regeln ab, die es erlauben sollten, Lebensphasen und Lebensbereiche abzugrenzen.

Murray beauftragte 25 Mitarbeiter, 50 männliche Collegestudenten ein halbes Jahr lang mit vielfältigen Methoden zu untersuchen, um Grunddaten für seine Theorie zu sammeln. Ein wichtiger Schritt bestand darin, die Biographien der Probanden zu erheben und auszuwerten.

Thomae formulierte eigene Regeln - sie wurden zitiert - um biographisches Material kunstgerecht für die Persönlichkeitsforschung zu erschließen.

Sogar Cattell darf in dieser Namensliste aufgeführt werden: Unter dem Titel der L-Daten wertete er vorgegebenes biographisches Material aus, sogenannte „Lebensprotokolle“, um Merkmale zu entdecken und zu identifizieren.

Interview, Gespräch, Exploration

Interviews, Gespräche, Explorationen gehören bis in die neueste Zeit zu den Standardmethoden der Persönlichkeitsforschung - wiewohl umstritten in ihrem Wert: Von einigen Theoretikern werden sie abgewertet, von anderen geschätzt und favorisiert.

Zentral ist diese Methode im System so unterschiedlicher Theoretiker wie Freud und Thomae, Murray und Rogers. Mitverwandt unter anderen Methoden wird sie von Forschern wie Allport, Cattell, Rotter, Mischel.

Es sei ein Definitionsversuch zitiert.

Interview - Definition

„An interview may be defined as a face-to-face verbal interchange in which one person, the interviewer, attempts to elicit information or expressions of opinion or belief from another person or persons . . . Information obtained in interviews consists of details of the interviewee's background or life-history, in addition to data on feelings, attitudes, perceptions, and expectations that are not usually observable“ (Aiken, 1995, 131).

Von Rotter sei eine Bewertung wiedergegeben.

Interview, Gespräch, Exploration - eine Gewichtung

„Das Interview ist ein aufwendiger Weg, um bei einer Person die Ausprägung einer Persönlichkeitsvariablen einzuschätzen. Interviews werden einzeln durchgeführt, dauern häufig recht lange und erfordern noch mehr Zeit zur Aufbereitung hinterher . . . Auf der anderen Seite hat die Informationsgewinnung aus einem Interview den Vorteil, daß die Atmosphäre persönlicher und entspannter ist; außerdem hat der Prüfer mehr Gelegenheit, die Person zu beobachten und ihre Ehrlichkeit, ihre Genauigkeit und ihre Bereitschaft zur Zusammenarbeit zu beurteilen. Daher kann ein Interview manchmal sehr nützliche Informationen verschaffen, die man mit anderen Methoden nicht hätte erhalten können.

Nehmen wir z.B. an, wir wollten beurteilen, wie wichtig einer bestimmten Person der intellektuelle Erfolg ist, d.h. wir wollten ihr Bedürfnis nach akademischer Leistung messen. Wenn wir ihr eine Reihe gezielter Fragen stellen wurden, könnte sie mit ihren Antworten dieses Bedürfnis leugnen; in einem Interview aber wäre es möglich, daß sie spontan erwähnt, daß ihr Vater sich sehr freuen würde, wenn sie auf der Universität gute Erfolge erzielt, und daß sie sehr viel Wert auf den Beifall ihres Vater lege.

Fragen dieser Art könnten natürlich auch in einen Fragebogen eingebaut werden, aber der Proband würde vielleicht anders antworten in der unpersönlichen Atmosphäre, die immer herrscht, wenn Fragebögen in großen Gruppen ausgefüllt werden sollen. Außerdem können für das Verständnis des Bedürfnisses nach akademischer Leistung für verschiedene Menschen verschiedene Arten der Information bedeutsam sein; in unserem Falle war es die väterliche Anerkennung, in einem anderen Fall ist es vielleicht Geschwisterrivalität.

Alle Dinge, die für sämtliche Personen, die sich einem Test unterziehen, wichtig sein könnten, können schwerlich in einem einzigen Fragebogen erfaßt werden. In einem Interview hat der Proband die Möglichkeit, das zu erwähnen, was *ihm* wichtig erscheint“ (Rotter & Hochreich, 1979, 137).

Exemplarische Vertreter:

- Freud leitete sein Persönlichkeitssystem ab aus den Informationen, die ihm ‚Gespräche‘ mit seinen Klienten lieferten. Allerdings bezeichnet der Terminus ‚Gespräch‘ eine Informationsweise, die den Regeln der Psychoanalyse folgt: Der Klient ist es, der redet - der Therapeut hört vor allem zu. Die Themen, die berührt werden, ergeben sich vorrangig aus assoziativen Verknüpfungen, die der Klient herstellt - nicht aus Fragen, die der Therapeut vorlegt.
- Alle Persönlichkeitstheorien, die ‚umgesetzt‘ werden in Psychotherapien, ‚benötigen‘ die Exploration. Demnach lassen sich unterschiedliche *Ansätze* und unterschiedliche *Anlässe* nennen, für die das Gespräch gesucht wird. Um nur vier Beispiele zu nennen:
 - ⇒ Jung führte Interviews mit seinen Klienten, beispielsweise um nach Deutungen für ihre Träume zu suchen.
 - ⇒ Rotter verwendete das Gespräch, um bei einem Klienten „das minimale Zielniveau“ festzustellen - das heißt jenen Punkt, an dem seine Psychotherapie ansetzt. (Das ‚minimale Zielniveau‘ liegt an jenem Punkt, an dem eine Person ein Verhalten oder Erleben als ‚Strafe‘ interpretiert. *Beispiel:* Eine Student ist enttäuscht und unglücklich, weil er im Examen neben drei Einsen auch eine Zwei erhalten hat.)
 - ⇒ Kelly benutzte, neben anderen Verfahren, auch das Gespräch, um die „ineffektiven“ persönlichen Konstrukte seiner Klienten kennenzulernen und Pläne zu konzipieren, wie die Ineffizienz zu beheben sei.
 - ⇒ Rogers suchte den Dialog mit dem Klienten, um die gestörten Gefühle zu identifizieren und zu ‚spiegeln‘.
- Eine völlig andere Rolle erhält das Gespräch bei jenen Theoretikern, die aus der verbalen Kommunikation mit Probanden wesentliche Konzepte ihrer Theorie ableiten.
 - ⇒ Exemplarisch sei Thomae genannt: Die Exploration kreist um Themen, die der Untersucher vorgegeben hat, bei denen er dem Gesprächspartner aber Freiheit des Berichtens gewährt. Die Explorationsinhalte werden

in Ratings klassifiziert, diese nach Regeln der Psychometrie weiterverarbeitet.

- ⇒ Anzuführen wären auch Autoren die das ‚Gespräch‘ als Methode verwendeten, um zentrale Konstrukte zu konzipieren, zu überprüfen, zu korrigieren. Zu dieser Gruppe gehören Männer wie Murray, Allport, Mischel, Bandura und andere mehr.

Projektive Verfahren

Projektive Verfahren trugen in unterschiedlicher Gestalt zu dem Entwurf von Persönlichkeitstheorien bei.

Zwei Arten seien skizziert:

- das Formdeutungsverfahren nach Rorschach (der „Rorschach“) und
- der Thematische Apperzeptionstest nach Murray (der „TAT“).

Zum „Rorschach“

(1) **Prozedur:** Dem Probanden werden zehn Tafeln vorgegeben, jede enthält zufällige Klecksgebilde. Der Proband soll sagen, „was er wahrnimmt“. Aus seinen Wahrnehmungen wird in einem mehrstufigen Auswertprozeß geschlossen auf Gefühle, Wünsche, Ängste, Erwartungen, Sozialvorstellungen des Probanden.

(2) **Theoretische Basis:** „The theoretical rationale underlying the Rorschach is that an ambiguous, unstructured stimulus such as an inkblot presents an organizational, perceptual, or problem-solving task to an examinee who responds in the unique way that he or she does to any experience. A person's idiosyncratic motives, desires, needs, and ways of relating to the animate and inanimate world are presumably reflected in his or her reactions to each inkblot“ (Aiken, 1994, 318).

Zum TAT

(1) **Prozedur:** Der TAT besteht aus einunddreißig Tafeln, *dreißig* Schwarz-Weiß-Bildern und *einem* leeren weißen Blatt. Die Tafeln schildern soziale Szenen. Die Probanden werden aufgefordert, zu den Tafelbildern Geschichten zu erzählen - nach der Instruktion: „Erzählen Sie eine Geschichte zu diesem Bild, die möglichst dramatisch ist. Berichten Sie, wie es zu dieser Szene *kam*, was *jetzt* vor sich geht und wie die Geschichte *ausgeht*.“ Abbilden sollen die Geschichten also Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft.

(2) **Theoretische Basis:** „According to Henry Murray (1943), the TAT reveals underlying tendencies (*needs*) that a person may not be willing to acknowledge or cannot express because these impulses are unconscious. Advocates of the TAT also claim that it assists the psychodiagnostician in determining an individual's dominant needs, emotions, sentiments, complexes, and conflicts, and the perceived external pressures (*press*) impinging on him or her. It is felt to be particularly helpful in understanding the examinees relations and difficulties with his or her parents, and is often included in a psychological assessment battery in which a variety of other tests . . . are administered“ (Aiken, 1994, 350).

Exemplarische Vertreter:

- Eine zentrale Rolle erhielt der „Thematische Apperzeptionstest“ (TAT) bei Murray, der TAT war ein Hauptinstrument zur Abgrenzung von ‚Bedürfnissen‘, die *in* der Person entstehen (needs), und ‚Eindrücken‘, die aus der Umwelt *auf* die Person einwirken (press). Aber Murray hielt es für notwendig, den TAT *zu ergänzen* durch *andere* Verfahren, etwa Interview oder Persönlichkeitstest.
- Auch andere Autoren haben projektive Verfahren eingesetzt im Verbund mit anderen Methoden:
 - ⇒ Witkin verwandte TAT- und Rorschachbefunde, um Abwehrmechanismen bei Feldabhängigen und Feldunabhängigen zu identifizieren (bei Feldabhängigen: Verdrängung, bei Feldunabhängigen: Rationalisierung).
 - ⇒ Mischel referiert Untersuchungen mit dem Rorschach, um Ich-Kontrollen zu messen.
 - ⇒ Guilford zählt in seinem Katalog der Methoden zur Persönlichkeitsforschung ausdrücklich auch die projektiven Verfahren auf.

Insgesamt haben projektive Verfahren auf die Ausbildung von Persönlichkeitstheorien einen geringeren Einfluß ausgeübt als die anderen Methodenklassen. (Erheblicher war ihr Einfluß bei der Aufgabe, einzelne Individuen zu ‚beschreiben‘- eine Aufgabe, die in das Gebiet der Psychodiagnostik und der klinischen Psychologie fällt.)

Leistungs- und Persönlichkeitstests

Persönlichkeitstests und Leistungstests bezeichnen zwei Klassen von Verfahren, die nach den Regeln einer Testtheorie konstruiert werden - meist der sogenannten „klassischen Testtheorie“. Beide Verfahrensgruppen (Leistungs- und Persönlichkeitstest) lassen sich charakterisieren durch drei Gütekriterien: Objektivität, Reliabilität und Validität. - Übrigens, statt ‚Persönlichkeitstest‘ kann es auch heißen ‚Fragebogen‘ oder ‚Inventar‘ oder ‚Questionnaire‘.

Was klassische Testtheorie und was die Gütekriterien besagen, sei kurz erläutert.

Klassische Testtheorie

(1) *Testtheorie* bezeichnet ein mathematisch formuliertes System von Aussagen darüber, wie die Antworten zu Aufgaben (Items) eines Tests abhängen von drei ‚Einflüssen‘: (a) von der ‚Tüchtigkeit‘ der Person, die antwortet, (b) von der ‚Schwierigkeit‘ der Aufgabe, die der Test vorgibt, (c) von situativen Bedingungen.

- (2) Als ‚klassisch‘ gilt die Testtheorie, die Gulliksen 1950 zusammengefaßt hat. Darin lautet die Grundannahme: Jeder Testwert einer Person enthält zwei Anteile: (a) einen ‚wahren Meßwert‘ als Wiedergabe des Merkmals, das gemessen werden soll, (b) einen ‚Fehlerwert‘ als zufällige, aber störende Komponente.

Gütekriterien

Objektivität bezeichnet einen Test unter dem Aspekt, wie weit es gelingt, Testsituation und Testmaterial zu standardisieren. Einbezogen sind alle Variationsquellen, welche die Standardisierung beeinflussen: die kunstgerechte *Vorgabe* der Aufgaben (der Items), die regelgeleitete *Auswertung* und die ‚vorgeschriebene‘ *Interpretation*. - Man kann auch sagen: Ein Test ist ‚objektiv‘, wenn sich über Vorgabe, Auswertung und Interpretation zwischen den Anwendern ein ‚intersubjektiver Konsens‘ herstellen läßt.

Reliabilität charakterisiert einen Test unter dem Aspekt der Präzision. Implizit sind damit zwei Anteile angesprochen: ‚wahrer Wert‘ und ‚Fehlerwert‘. Von beiden Anteilen her ist Reliabilität definiert worden:

- Reliabilität gilt als *Meßgenauigkeit* des Instrumentes unter Absehung vom Inhalt.
- Reliabilität gilt als Bestimmung des *Meßfehlers*, mit dem die Testwerte behaftet sind, unabhängig davon, was die Werte ‚inhaltlich‘ erfassen.

Validität betrifft die Frage, wie sich vom Testwert (Testscore) schließen läßt auf das Merkmal, das gemessen werden soll (Zielmerkmal). Unterschieden werden drei Arten:

- *Inhaltsvalidität* liegt dann vor, wenn das Testverhalten das Zielmerkmal selber repräsentiert.
 - *Kriteriumsbezogene* Validität liegt vor, wenn sich ein empirischer Zusammenhang nachweisen läßt zwischen dem ‚Verhalten in der Testsituation‘ und einem ‚Kriterium‘, welches das Zielmerkmal umschreibt. (Darum die Benennung *kriterienbezogene* Validität!)
 - *Konstruktvalidität* liegt vor, wenn ein Schluß möglich ist vom ‚Verhalten in der Testsituation‘ auf Fähigkeiten, Anlagen, überhaupt auf Merkmale, die dem Zielmerkmal zugrundeliegen - ein Schluß also auf unbeobachtbare ‚Konstrukte‘. (Darum die Bezeichnung *Konstruktvalidität*!)
-
-

Leistungs- und Persönlichkeitstest Gemeinsamkeit/Unterschied

Gemeinsamkeit: Leistungstest und Persönlichkeitstest geben standardisierte Aufgaben vor, in denen das Zielmerkmal erfaßt werden soll.

Unterschied: Beim Leistungstest muß der Proband das Verhalten *realisieren*, das im Zielmerkmal erfaßt werden soll. Beim Persönlichkeitstest braucht er das Verhalten *nur zu beschreiben*, das im Zielmerkmal erfaßt werden soll.

Beispiele für den Unterschied:

- Ein *Leistungstest*, der Intelligenz erfassen soll, verlangt die *Realisation* einer kognitiven Leistung, z.B. die Lösung einer Aufgabe der folgenden Art: ‚Wieviel sind zwei Drittel von fünf Sechstel?‘ *Der Proband muß wirklich rechnen:* $2/3 \text{ mal } 5/6 = 10/18 = 5/9$, bis er die richtige Antwort geben kann: ‚Zwei Drittel von fünf Sechstel sind fünf Neuntel‘
- Ein *Persönlichkeitstest*, der Intelligenz erfassen soll - (*gäbe es ihn denn!*) - verlangt nur die *Beschreibung* einer kognitiven Leistung, z. B. eine Antwort auf die Frage: ‚Wie gut beherrschen Sie die Bruchrechnung?‘ *Der Proband braucht nur zu beschreiben, was er kann*, etwa indem er sagt: ‚Ich beherrsche die Bruchrechnung sehr gut.‘

Vereinfacht gesagt, dürfte von Leistungs- und Persönlichkeitstests gelten:

- Je älter eine Theorie, desto peripherer die Rolle, die ihnen zufällt.
- Je jünger eine Theorie, desto zentraler die Bedeutung, die ihnen zukommt.

Zwar verwandten Murray, Kretschmer, Allport unterschiedliche Verfahren, die sie Leistungs- und Persönlichkeitstests nannten, die aber in der Mehrzahl nicht den Kriterien einer Testtheorie entsprachen.

Bei jüngeren Persönlichkeitstheoretikern lassen sich zwei Tendenzen unterscheiden:

- In der *ersten Gruppe* werden Konstrukte und Konzepte unabhängig von Leistungs- und Persönlichkeitstest entwickelt. Zur Erfassung der schon ‚definierten‘ Konstrukte werden dann Leistungs- oder Persönlichkeitstests eingesetzt - um die Zeit der Erfassung zu kürzen.
- In der *zweiten Gruppe* ist die Entwicklung von Leistungs- oder Persönlichkeitstests ein entscheidender Schritt im Rahmen der Theoriebildung.

Zur ersten Gruppe (zuerst Definition der ‚Theorie‘, dann Einsatz von Tests):

- Es dürfte Eysenck sein, der dieser Position am nächsten kommt. Zuerst bestimmte er die Merkmale, die er messen wollte: die drei Grunddimensionen ‚Neurotizismus, Extra-/Introversion, Psychotizismus‘. Danach konstruierte er Persönlichkeitstests, mit deren Hilfe er seine Merkmale verifizizierte.
- In ähnlicher Weise stehen Leistungs- und Persönlichkeitstest im Dienste der Theorie bei anderen Theoretikern:

⇒ Bei Kelly leistet diesen Dienst der „Rollen-Konstruktions-Tests (Rep-Tests)“.

⇒ Bei Rotter lassen sich nennen die „Skala zur Erfassung zwischenmenschlichen Vertrauens“ oder die „I-E-Skala“ (I steht für ‚internale Kontrollzuweisung‘, E für ‚externale Kontrollzuweisung‘).

In jedem Falle war die Theorie vor dem Test entwickelt, der Test diente ‚nur‘ dazu, die schon formulierte Theorie zu stützen.

- Bei anderen Autoren erhalten Test und Fragebogen ebenfalls die Aufgabe, schon entwickelte Konstrukte in einem Kurzverfahren zu erfassen. Als Beispiel diene Byrne und seine Theorie der kognitiven Kontrolle von Reizabwehr und Reizzuwendung (repression, sensitization). Die beiden Konstrukte wurden zuerst in Experimenten mit Tabuwörtern entwickelt, dann wurde eine „Repression-Sensitization-Skala“ entwickelt, die Verdrängung und Reizzuwendung messen sollte.

Zur zweiten Gruppe (Parallelität der Entwicklung von Test und Theorie):

- Die zweite Gruppe dürfte klar repräsentiert werden von Cattell. Die Entwicklung des „16 Personality Factor Questionnaire (16 PF)“ spiegelt Catells Theoriebildung wider, der 16 PF steht nicht nur im Dienste der Theorie, sondern ist *Kernstück der Theorie - in ihm zentriert sich die Theorie*. So erklärt es ausdrücklich Cattell im Manual zum 16 PF.
- Bei Witkin übernehmen eine ähnliche Funktion die drei Tests zur Messung der Raumorientierung: der „Stab-Rahmen-Test“, der „Raum-Kipp-Stuhl-Kipp-Test“, der „Test mit eingebetteten Figuren“.

Insgesamt sind Leistungs- und Persönlichkeitstests als Prototypen psychometrischer Merkmalsbestimmung aus ‚neueren‘ Persönlichkeitstheorien nicht wegzudenken. Allein maßgebend sind sie jedoch nicht - wie Bandura oder Mischel beweisen, die ihre Persönlichkeitstheorien mehr auf Experimente, Verhaltensbeobachtung und Interviews gründen als auf Leistungs- und Persönlichkeitstests.

Resümee: Wir haben fünf Klassen von Methoden besprochen: Verhaltensbeobachtung, Auswertung vorgegebener Datenquellen, Interview (Gespräch, Exploration), projektive Verfahren, Leistungs- und Persönlichkeitstests. Wie sich bei der Auflistung von „Leitideen“ zeigen wird (im nächsten Kapitel), so gilt auch hier: In der Aufzählung manifestiert sich deutlicher die Vielschichtigkeit, wohl auch Disparatheit der Einzeldisziplin „Persönlichkeitspsychologie“ als ihre Einheit.

43 Zu einigen Leitideen der Persönlichkeitspsychologie

Unter verschiedenen Titeln seien Themenbereiche zusammengefaßt, die sich als Leitideen der Persönlichkeitsforschung interpretieren lassen:

- Subjektivität, Reflexivität, Ichbewußtsein,
- zeitliche Extension/Zeitlichkeit,
- Stabilität und Variabilität des Verhaltens,
- Person und Situation,
- Anlage und Umwelt,
- Person und Mitwelt,
- Persönlichkeit als Struktur und Prozeß,
- Person und Einzigartigkeit.

Subjektivität, Reflexivität, Ichbewußtsein

Worauf Subjektivität anspielt, ist das Phänomen, das unter Titeln wie ‚Selbst‘, ‚Ich‘, ‚Selbstbild‘, ‚Proprium‘ beschrieben wird. Ansatz der Beschreibung dürfte die vorwissenschaftliche Erfahrung der Reflexivität des Bewußtseins sein: Eine Person ‚sieht‘ oder ‚hört‘ oder ‚fühlt‘ neben anderen Personen und Sachen *auch* sich selber. Es geht um eine Erfahrung, in der das Begreifen versucht, sich selber zu begreifen.

Das Phänomen der Reflexivität wird in den Persönlichkeitstheorien, die skizziert wurden, mit unterschiedlicher Ausführlichkeit besprochen und auf höchst unterschiedliche Weise behandelt: Erheblich variiert die Art, in der Phänomene des Ichs, des Ichbewußtseins erläutert werden, deutlich schwankt auch die Bedeutsamkeit, die ihnen beigemessen wird.

Als entbehrlich bezeichnet Guilford (1959, 27) Selbst und Selbstbild; nach ihm reichen andere Merkmale aus, die Persönlichkeit vollständig zu beschreiben.

Als selbstverständlich akzeptiert erscheint die Subjektivität bei den Konstitutionstypologen Kretschmer und Sheldon, ohne thematisiert zu werden. Ähnlich verhält es sich bei Theoretikern wie Witkin oder Byrne: Die Funktion eines Ichs wird vorausgesetzt, z. B. bei Abwehrvorgängen, aber sie erhält keine zentrale Position in der Theorie.

Ausdrücklich wird dem Ich eine zentrale Funktion zugewiesen

- in psychodynamischen Persönlichkeitstheorien, etwa bei Freud, Jung, Murray,
- in philosophisch-phänomenologisch orientierten Entwürfen, etwa bei Stern, Allport, Lersch, ebenso in den humanistischen und
- in den kognitiven Persönlichkeitstheorien, etwa bei Kelly, Rogers, Thomaes.

Ausgestaltet wird die Konzeption auf sehr verschiedene Weise in den psychodynamischen Theorien:

- Bei Freud übernimmt das Ich die Realitätskontrolle - ein Zwerg neben den Riesen Es und Über-Ich.
- Bei Murray und Erikson wird dem Ich mehr Stärke zugesprochen, bei Erikson wird Ich-Integration Ziel menschlicher Reifung.
- Nach Jung strebt Persönlichkeitsentwicklung, im Individuationsprozeß, zu Selbstfindung, das Ich im engeren Sinne spielt als Mitte des Bewußtseins eine untergeordnete Rolle, das Selbst ist umfassender - Zentrum der gesamten Persönlichkeit, dem das Ich sich einordnen, in dem es aufgehen soll.

Was sich in psychodynamischen Theorien abzeichnet, tritt deutlicher zutage in den philosophisch orientierten Persönlichkeitstheorien: Selbst oder Ich werden *anthropologisch* interpretiert.

- Bei Stern geschieht dies, sofern er das Bewußtsein mit dem Ich-Erleben als höchste Form personaler Realisation erklärt;
- bei Spranger, sofern er in einer Lebensform die Subjektivität im Sinne eines anthropologisch-ethischen Imperativs wirksam sieht, der sich ausspricht in der Forderung: ‚Werde, was du bist!‘
- Bei Allport wird eine anthropologische Deutung faßbar, wenn er unter dem Titel der ‚propriaten Funktionen‘ eine Gesamtentwicklung des Individuums auf dem Weg zu menschlicher Reife beschreibt.
- Rothacker und Lersch lassen die anthropologische Interpretation erkennen, sofern sie von der Beschreibung der Ich-Schicht übergehen zur Begründung einer Selbst-Setzung im Sinne menschlicher Freiheit.

In den kognitiven Persönlichkeitstheorien lassen sich zwei Tendenzen unterscheiden:

- Snygg und Combs oder Thomae sprechen vom Selbst eher deskriptiv: Das Selbst gehört zum Phänomenbestand dessen, was der Forscher vorfindet.
- Kelly und Rogers gehen weiter, sie interpretieren das Selbst als eine Instanz, die das Individuum zur Selbstverwirklichung aufruft.

Bei Cattell werden Ego und Selbst miterwähnt: das Ego im Titel der Ich-Stärke oder Ich-Schwäche (16 PF), das Selbst als ein Sentiment, das andere dynamische Wesenszüge kontrolliert und integriert, insofern den Prozeß der Persönlichkeitwerdung koordiniert.

Eine Position eigener Art wird der Subjektivität zuerkannt in den Theorien von Rotter und Mischel:

- Von ihrem lerntheoretischen Ansatz her erscheint die Subjektivität nicht nur entbehrlich, sondern überflüssig.
- Von ihrem kognitiven Ansatz her gehört das Selbstkonzept zu den üblichen Beschreibungsdimensionen.

Beide Theoretiker führen das Moment der Subjektivität unter dem Titel der ‚Erwartung‘ ein - von beiden als subjektiv deklariert. Unter die Grundkon-

strukte nimmt Rotter das Ich nicht auf (auch keinen analogen Titel), Mischel dagegen legt die ‚Selbstregulation‘ (inzwischen) auch mit Konstrukten wie Selbst oder Selbstbild aus.

Resümee: Die Subjektivität als Thema der Persönlichkeitsforschung erweist sich als ein uneinheitliches Konzept, signalisiert aber eine Leitidee, die unter verschiedenen Titeln immer wieder auftaucht.

Zentral ist die Vorstellung, daß alle leib-seelischen Vorgänge, alle bewußten oder unbewußten Tätigkeiten, alle Prozesse oder Zustände eines Individuums sich zu einer Einheit, zu einer *vielschichtigen* Einheit integrieren und daß ein Selbst oder ein Ich diese vielgestaltige Einheit sich vergegenwärtigen - sie zum Mitgegenstand der Wahrnehmung machen kann. In dieser Fähigkeit zur Selbstwahrnehmung, in dieser „Bewegung“ des erkennenden Subjektes - weg vom wahrgenommenen Gegenstand, hin zu den eigenen Wahrnehmungsakten - gründet die Möglichkeit jeder Wissenschaft.

Eingeschlossen in das Konzept der Subjektivität ist die Idee der Selbstregulation, die besagt: Ein Individuum handelt nicht erst dann, wenn es von der Umwelt ‚angestoßen‘ wird, sondern es kann sich selber bewußt und spontan zu einem Ursprung, zu einem Urheber des Handelns machen.

über die komplexen Sachverhalte, welche die Subjektivität, die Ichkonzepte betreffen, liegt eine kaum integrierbare Mannigfaltigkeit von Aussagen vor: Ihre ganze Spannweite versucht Wylie auszubreiten (1974, 1979). Eine Integration versucht Epstein (1973), indem er eine Definition vorschlägt, die Bestimmungsstücke vieler Theorien übernimmt und eine Interpretation vorgibt, die eine genauere Erfassung erleichtern soll.

Epsteins Definition enthält folgende Aussagen (1973, 407):

- Das Selbst ist ein Teilsystem in sich stimmiger, hierarchisch geordneter Konzepte, eingefügt in ein umfassenderes Konzeptsystem.
- Es lassen sich verschiedene empirische Formen eines Selbst unterscheiden, etwa körperliches, geistiges, soziales Selbst.
- Es handelt sich um ein dynamisches System, das sich aufgrund von Erfahrung wandelt. Es assimiliert Informationen und bekundet darin ein Prinzip der Entfaltung.
- Es entwickelt sich vor allem in der sozialen Interaktion mit wichtigen Bezugspersonen.
- Das Selbstkonzept in seiner Struktur zu erhalten erweist sich für das Individuum von hoher Bedeutsamkeit. Wird die Struktur bedroht, reagiert es mit Angst und versucht sich gegen die Bedrohung zu wehren. Schlägt die Abwehr fehl, steigt die Belastung - das Individuum kann ‚zusammenbrechen‘.
- Ein fundamentales Bedürfnis nach Selbstachtung bezieht alle Aspekte des Selbstsystems ein, dies Bedürfnis hat Vorrang vor allen anderen Bedürfnissen.

- Das Selbstkonzept hat zwei Grundfunktionen. *Erstens* strukturiert es alle Erfahrungen, vor allem aus sozialer Interaktion, und fügt sie in vorher-sagbare Handlungssequenzen ein. *Zweitens* erleichtert es die Bedürfnisbe-friedigung, indem es Angst und Abwertung vermeidet.

Epstein faßt seine Definition zusammen in einer Interpretation, die an Kellys Aussage anknüpft, daß sich jeder Mensch wie ein Wissenschaftler verhalte, indem er ein ‚Wegenetz in die Zukunft‘ entwirft - das System der ‚persönlichen Konstrukte‘. Das Selbstkonzept läßt sich verstehen, so Epstein, als eine Theorie, die das Individuum über sich und seine Umwelt formuliert - die es dann testet, wie ein Wissenschaftler Hypothesen testet, und die es am Ende zu einem sparsamen, konsistenten, empirisch verifizierbaren System integriert.

Eine solche Zusammenschau läßt sich nur verstehen von einer kognitiven Persönlichkeits-theorie her. Zweifel seien an der Hypothese erlaubt, daß ein Indi-viduum so viel Rationalität in seiner Selbstinterpretation walten lasse, wie Epstein in der Definition voraussetzt.

Sonderrolle der Reflexion

Einige Persönlichkeitstheoretiker - zum Beispiel die ‚Phänomenologen‘ - ma-chen aufmerksam auf eine Sonderrolle der Reflexion: *In der Reflexion gründet alle Wissenschaft.*

Wissenschaft beginnt dort, wo etwas (zuvor) Selbstverständliches „fragwür-dig“ wird, Gegenstand systematischen Nachdenkens, dort also, wo ein Mensch als Subjekt sein Tun, darin auch sich selber, zum Objekt macht.

Beispiel: Die besondere Leistung der Reflexion läßt sich veranschaulichen an der „Entdeckung“, daß wir Menschen in einem Mesokosmos leben. Die Re-flexion ist das ‚Instrument‘, das uns diese Entdeckung er-möglich. Mit dieser Erkenntnis zwingt uns die Reflexion jedoch ein Paradoxon auf:

- Einerseits nötigt sie uns zu dem Eingeständnis, daß wir nur in einer kos-mischen Nische leben.
- Andererseits verlangt dieselbe Reflexion von uns, daß wir Erkenntnis-schritte aus dieser Nische hinaus tun.

Daß wir in einem Mesokosmos leben: diese Position spiegelt sich in unseren Wahrnehmungen wider. erinnert sei an die zwei Beispiele aus Abschnitt VI (S. 246):

Wir *sehen* elektromagnetische Schwingungen im Wellenbereich von 380-780 Nanometer¹ als Licht: einen *Ausschnitt*, nicht die Gesamtheit der elektroma-gnetischen Schwingungen.

¹ „Nanometer“: ein milliardstel Meter (10^{-9} m).

Wir hören Schallwellen von 16 Hertz² (als tiefsten Ton) bis zu 20000 Hertz (als höchsten Ton): einen Ausschnitt, nicht die Gesamtheit der Schallwellen.

Innerhalb der vorgegebenen ‚Grenzen‘ konstruieren wir unsere Wahrnehmungen, aus unseren Wahrnehmungen konstruieren wir unsere ‚Lebenswelt‘ - mit Hilfe vieler ‚Gesetze‘, die unsere Kognitionen und Motivationen regulieren.

Aber - indem unsere Reflexion die „menschliche Welt“ als eine kosmische Nische ausmacht, leitet sie uns an, unsere Mittlere Welt zu überschreiten: in den Mikrokosmos und in den Makrokosmos hinein. Die Reflexion erschließt uns „kleinste“ und „größte“ Dimensionen:

- *kleinste Dimensionen*: räumlich nicht mehr vorstellbare Ausmaße der Welt „unterhalb“ unserer Nische: Moleküle, Atome, Elektronen, Protonen, Quarks usw.
- *größte Dimensionen*: räumlich-zeitliche Ausdehnung der Welt „oberhalb“ unserer Nische: die räumlich-zeitliche Ausdehnung des Weltalls, wie sie etwa das „Hubble-Teleskop“ meßbar macht...

Indem wir einen Mikrokosmos erschließen und einen Makrokosmos erkunden, überschreiten wir die Grenzen des Mesokosmos „nach unten“ und „nach oben“. Wir entkommen nicht dem Mesokosmos, aber wir sind in diese Mittlere Welt nicht eingeschlossen - zufolge der Sonderleistung der Reflexion.

Zeitliche Extension/Zeitlichkeit

Die Beschreibung des Selbst enthält Hinweise auf seine zeitliche Extension. Verhalten in der Gegenwart wird immer verbunden, wird immer *erlebt* als verbunden mit Erfahrungen aus der Vergangenheit und mit Vorwegnahme zukünftiger Erlebnisse.

Unausgesprochen gehen in solche Aussagen andere Annahmen mit ein, beispielsweise daß ein Individuum sich als identisch erlebt, daß es über Funktionen wie Gedächtnis (Speicherkapazität) verfügt, über Vorstellungskraft (Phantasie, aktive Imagination), über die Fähigkeit auch, sich selbst zu artikulieren (vor allem in der Sprache). Diese Überlegungen seien auf einzelne Autoren bezogen.

Bei Freud und seinen Schülern ist es eine zentrale Aussage, daß die *Vergangenheit* das gegenwärtige Verhalten bestimme: Gespeichert in bewußten, überwiegend jedoch in unbewußten Anteilen, bleibt Vergangenheit *wirksam* und kanalisiert das Erleben der Gegenwart.

² „Hertz“: Maßeinheit der Schwingungszahl je Sekunde.

Bei einer Therapie wird die Funktion des Gedächtnisses, des Vorstellens, der sprachlichen Artikulation in Dienst genommen, um vergangene Traumata zu vergegenwärtigen und im ‚Nacherleben‘ zu korrigieren. In diesem Heilungsprozeß ist eine Orientierung an der Zukunft eingeschlossen: Vertiefung der Selbsteinsicht, Aneignung oder Erhöhung der Selbststeuerung - neue Lebensmöglichkeiten sollen sich eröffnen.

Nach Jung übt die Vergangenheit ihren Einfluß in doppelter Gestalt aus: im kollektiven Unbewußten die Vergangenheit der menschlichen Gattung, im persönlichen Unbewußten die Vergangenheit der individuellen Existenz. Mit diesem doppelten Anteil muß der Einzelne ringen, ein Kampf, der sich darstellt als Auseinandersetzung mit den Archetypen - diesen Wegweisern oder Verführern; als Individuation soll der Kampf enden in einem Zukunftsentwurf, der eine Annäherung an die Selbstwerdung gewährt. In den Dienst dieser Entwicklung tritt das Bewußtsein mit seinen Grundfunktionen (Empfinden, Denken, Fühlen, Intuieren).

Bei den Konstitutionstypologen Kretschmer und Sheldon stellt sich die Vergangenheit als bedeutsam dar, sofern in dem ererbten Körperbau das Verhalten des Individuums vorstrukturiert, seine kognitiven Funktionen und emotionalen Erlebnisformen vorgeprägt sind.

Von den Schichttheoretikern sei nur auf Rothacker verwiesen. Der phylogenetischen wie ontogenetischen Vergangenheit ist eine eigene Schicht zugeordnet: Die Tiefenperson mit dem „Tier und dem Kind in uns“ repräsentiert Vorprägungen des individuellen Verhaltens. Die Tiefenperson bestimmt gegenwärtiges wie zukünftiges Verhalten zwar mit, aber Gegenwart und Zukunft sind in erster Linie der Personenschicht zugeordnet, vor allem unter dem Aspekt der Verfügung des Individuums über sich selbst.

Bei den kognitiven Persönlichkeitstheoretikern seien Lewin, Kelly und Rogers erwähnt:

- Bei Lewin dominiert von den Zeitdimensionen die Gegenwart. Das Verhalten ist abhängig von dem Zustand des Lebensraumes, wie er in der Gegenwart strukturiert ist. Aber in diesem Feld ist die Vergangenheit wirksam, soweit sie in Kognitionen repräsentiert ist, die Zukunft hat Einfluß, sofern das Verhalten als Bewegung im Lebensraum ausdrücklich von der Vorstellung einer Zielregion gesteuert wird.
- Bei Kelly und Rogers dominiert von den Zeitzonen die Zukunft. Die persönlichen Konstrukte dienen nach Kelly vor allem als Wegenetz in die Zukunft - als Instrumente, Verhalten vorherzusehen und so die Angst vor dem ‚dunklen‘ Kommenden zu mindern. Das Streben nach Selbstverwirklichung repräsentiert bei Rogers als ein Ziel den entscheidenden Zukunftsbezug der Person.

Bei den Faktorenanalytikern, vor allem bei Cattell und Eysenck, wird der Einfluß der *Vergangenheit* betont: in Gestalt der konstitutionellen Merkmale.

„Einfluß der Vergangenheit“ stellt sich demnach dar als „Merkmals-Auswahl“ und als „Merkmals-Ausprägung“, beide entscheidend gesteuert von den Genen.

Bei den kognitiv-lerntheoretisch orientierten Autoren Rotter und Mischel gilt vereinfacht:

- Es ist die *lerntheoretische* Komponente, welche die Bedeutung der Vergangenheit sichtbar macht: als Lerngeschichte des Individuums.
- Es ist die *kognitive* Komponente, unter der die Wichtigkeit der Zukunft erscheint: als Erwartung.
- Sofern sich die Erwartung jedoch auf den Verstärkungswert von Verhaltensabläufen richtet, *verbindet* sich das kognitive und das lerntheoretische Moment.

Resümee: So wenig wie Subjektivität ist Zeitlichkeit als Thema der Persönlichkeitsforschung ein einheitliches Konzept. Die Forscher stellen den Einfluß von Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft unterschiedlich dar. In diesem Sinne dürfte sich - neben der Subjektivität - zeitliche Extension als eine Leitidee der Persönlichkeitsforschung interpretieren lassen, mit den Implikationen, die in einer Zeitlichkeit inbegriffen sind: Identität des Individuums, die ihren Ausdruck findet in Funktionen wie Erinnern, Vorstellen, Sprechen.

Im Sinne einer Zusammenfassung sei Sterns Beschreibung des „Hier und Jetzt“ zitiert (S. 147). Räumliche wie zeitliche Dimensionen kennzeichnen die „personale Gegenwart“: das ungetrennte „Jetzt-Hier“. In diesem „Hier und Jetzt“ der personalen Gegenwart ist die Raum-Zeit-Struktur „ungeschieden“: Die personale Gegenwart bildet einen Fluchtpunkt in einer Unendlichkeit der Zeit und des Raumes; diese Unendlichkeit erstreckt sich zeitlich wie räumlich nach innen und nach außen:

- nach innen in eine letzte „Tiefe“ der subjektiven Erlebnisse, sowohl in ihrer zeitlichen Erstreckung wie in ihrer räumlichen Zuordnung,
- nach außen in die Unfaßbarkeit der zeitlichen und räumlichen „Ferne“.

Zeitlichkeit als humane Dimension ist - nach Stern - nicht die Abfolge physikalischer Sequenzen, sondern ist die intentionale Weite des Bewußtseins in ein „unendliches Vorher“ und ein „unendliches Nachher“.

Stabilität und Variabilität des Verhaltens

Subjektivität manifestiert sich in zeitlicher Extension - in dieser Vorstellung ist ein drittes Stichwort enthalten: Die Person ist in vielerlei Interaktionen begriffen, die eine individuelle Autonomie anzeigen, aber auch sichtbar machen, daß diese Autonomie von vielen Bedingungen abhängig ist. Zuerst sprechen wir über Stabilität und Variabilität des Verhaltens.

Wonach wird unter dem Titel der ‚*Stabilität* des Verhaltens‘ gefragt? Antwort: Nach gleichartigem Verhalten in verschiedenen Situationen und zu verschiedenen Zeiten! Doch, was heißt dies?

- Fragt man nach *Inhalten*: Wo und wann zeigt sich gleichartiges Verhalten?
- Oder fragt man nach *Methoden*: Wie läßt sich gleichartiges Verhalten erfassen?

Die gleichen Fragen stellen sich auch für die *Variabilität*:

- *Inhaltlich*: Wo und wann variiert das Verhalten?
- *Methodisch*: Wie läßt sich variierendes Verhalten erfassen?

Die **Methodenfrage** führt zum Problem der „Veränderungsmessung“, gleichgültig ob der Untersucher von der *Stabilität* oder der *Variabilität* ausgeht. Die Veränderungsmessung wirft ernste Probleme auf - es sei ein kurzer Hinweis gegeben.

Zur Veränderungsmessung

Der Zustand einer Person wird zu wenigstens zwei Zeitpunkten erfaßt. Dann wird festgestellt, ob das Verhalten gleichartig geblieben ist oder sich verändert hat. - Exakt erfaßt werden können Veränderungen dann, wenn

- (1) parallele *Situationen* t_1 bis t_k konstruiert werden und
- (2) parallele *Messungen* m_1 bis m_k diese Situationen erfassen.

Zu (1): Wann sind die Situationen t_1 bis t_k streng parallel? Wenn in allen Situationen die wahren Werte vollständig äquivalent sind (oder nur um Zufallsbeträge variieren)!

Zu (2): Wann sind die Messungen m_1 bis m_k streng parallel? Wenn ihre Kennwerte exakt gleich sind (oder nur um Zufallsbeträge variieren)!

Schwierigkeit: Bei der Konstruktion paralleler Situationen und paralleler Messungen ergeben sich erhebliche Schwierigkeiten. Vielfältige Einflüsse vermindern oder verhindern die Parallelität: Transfer von Erfahrungen aus der einen Situation auf die andere, affektive und motivationale Reagibilität (etwa Abneigung oder Übersättigung), veränderte (soziale) Mitwelten und (sachliche) Umwelten. - Bisher hat kein Lösungsvorschlag die Schwierigkeiten behoben (Fisseni, 1997, 361; Petermann, 1989; Jäger & Scheurer, 1995).

Von den Persönlichkeitstheoretikern, die wir vorgestellt haben, wird Veränderungsmessung als möglich vorausgesetzt, aber als Problem nicht im Detail diskutiert.

Wenden wir uns darum der **inhaltlichen Frage** zu! Welche Gruppen von Persönlichkeitstheoretikern begünstigen eine Stabilität- und welche eine Variabilitäts-These?

- Die These einer Verhaltens-Stabilität liegt nahe für Theoretiker, welche die Persönlichkeit methodisch mit Eigenschaften (traits) bestimmen, also ‚Strukturen‘ annehmen, welche das Verhalten ‚festlegen‘.
- Die *These der Verhaltens-Variabilität* liegt nahe für Autoren, die Persönlichkeit durch Prozesse kennzeichnen, also Verläufe beschreiben, in denen sich die Person ‚bewegt‘.

Stabilität: Was die Stabilität des Verhaltens angeht, so wird sie vorausgesetzt von den Konstitutionstypologen, von den Schichttheoretikern, von den ‚Phänomenologen‘, von den Faktorenanalytikern.

Doch ist zu betonen: Keiner dieser Autoren leugnet die Verhaltensvariabilität. Eine Unterstellung dieser Art wäre unsinnig bei Autoren wie Stern oder Spranger, die entscheidende Beiträge zur Entwicklungspsychologie geleistet haben. Auch Cattell und Eysenck anerkennen die Prozesse der Verhaltensänderung - Cattell betont dies ausdrücklich, Eysenck eher beiläufig. Herauszustellen ist nur: Diese Theoretiker beschreiben Persönlichkeit häufiger und umfassender unter der Perspektive einer stabilen Struktur als unter der eines prozessualen Wandels.

Die Stabilitäts-These müssen auch solche Autoren - wenigstens implizit - vertreten, die ihre Persönlichkeitskonzeption therapeutisch ausrichten, etwa Freud oder Jung, Kelly oder Rotter. Eine Therapie gilt einem Verhalten, das sich als Stabilität einer psychischen Störung erwiesen hat; aber die Stabilität des gestörten Verhaltens wird als korrigierbar, also als variabel betrachtet.

Variabilität: Was die Variabilität des Verhaltens angeht, so übernehmen lerntheoretisch orientierte Autoren mit dem Konzept der Verstärkung die Vorstellung, daß Verhalten modellierbar sei. Verstärker richten das Verhalten auf bestimmte Verhaltenssequenzen aus, Verstärkersysteme können das Verhalten *systematisch* variieren.

Verhaltensvariabilität gehört als ein Bestimmungsstück zu den therapeutisch orientierten Persönlichkeitsmodellen. Dabei wird Variabilität unter einer Perspektive betrachtet, die längere Zeiträume einbezieht; denn Therapie umschreibt einen länger dauernden Prozeß der Verhaltensänderung.

In Feldmodellen der Persönlichkeit ist eine Variabilitätsthese gleichsam eingeschlossen. Das menschliche Verhalten gilt als Funktion des Gesamtfeldes. Variiert eine Region im Gesamtfeld, so variiert auch das Gesamtverhalten. Da im Gesamtfeld an irgendeiner Stelle immer Variation auftritt, folgt - eigentlich - die Vorstellung einer fortwährenden Verhaltensvariation.

Diese Konsequenz legt sich nahe für das System von Lewin, von Snygg und Combs. Diese Konsequenz beachtet Thomae, wenn er in sein Konzept des Lebensraumes Elemente des Feldkonzeptes aufnimmt: Er ‚definiert‘ Eigenschaften als „symbolische Umschreibungen für mehr oder minder komplexe . . . Vorgangsqualitäten“ (1968, 404).

Wie jedoch bei Stabilitätstheorien zu betonen ist, daß sie Verhaltens-*Variabilität* nicht ausschließen, so ist bei Variabilitätstheorien festzuhalten, daß sie Verhaltens-Stabilität anerkennen:

- Bei Rotter etwa repräsentieren Personenvariablen wie ‚generalisierte Erwartungen‘ eine solche Stabilität, bei Mischel Personenvariablen wie ‚Kompetenz‘ oder ‚Kodierstrategien‘.
- Thomae verschränkt in seiner Diskussion Argumente für die Stabilität und für die Variabilität des Verhaltens: Gleichartigkeit und Veränderung des Verhaltens werden interpretiert als Qualitäten, die sich nicht ausschließen, sondern einander ergänzen - ja, die gleichzeitig auftreten.

In dieser Übersicht wird von Stabilität und Variabilität gesprochen als handle es sich um eindeutige Begriffe. Daß sie nicht eindeutig, sondern mehrdeutig sind, wird erkennbar, wenn die Plastizität des Verhaltens im Verständnis der Lerntheorie verglichen wird mit der Variabilität des Verhaltens im Verständnis psychodynamischer Theorien:

- *Lerntheoretisch* ergibt sich (zugespitzt) Variabilität aus dem Zusammenhang von Reiz und Reaktion auf Grund von Verstärkungen; der Zusammenhang ist beliebig herstellbar, immer wieder revidierbar.
- *Psychodynamisch-therapeutisch* dagegen ist Variabilität eher zu verstehen als eine Möglichkeit, auf längere Frist gestörtes Verhalten zu korrigieren
 - ein langsamer Prozeß, nicht beliebig zu beschleunigen.

Allports Feststellung (1970, 180) stabile Eigenschaften umschreiben „Spannweiten möglichen Verhaltens“, variierbar nach Anforderungen von Situationen, kann überleiten zu dem nächsten Problemkreis, dem von Person und Situation.

- Zuvor sei ein Resümee gezogen.

Resümee: Es wurde versucht, Aussagen zu sammeln, die einzelne Theoriegruppen zu Verhaltensstabilität und Verhaltensvariabilität enthalten. Dazu zwei Abschlußfragen: Inwiefern hat dieses Thema etwas zu tun (1) mit dem Konzept der Interaktion, (2) mit dem der Autonomie?

Zu (1): Sowohl Verhaltensstabilität wie Verhaltensvariabilität ereignen sich in einem Umfeld. Lewins Feldkonzept veranschaulicht die Tatsache einprägsam, daß Verhalten - ob stabil oder variabel - *immer einbezogen* bleibt in ein (eigentlich unabsehbares) Umfeld. Die einzelne Person interagiert immer, sowohl wenn sie agiert (sich verändert) wie auch wenn sie sich stabil verhält (den Umweltkräften widersteht). *Eine Person mag ruhen oder sich bewegen: Interaktiv ist sie in beiden Fällen.*

Zu (2): Das Thema der Autonomie ist angeschlagen, weil Verhaltensvariation eine individuelle ‚Selbstbestimmung‘ einschließt. (Diese These negieren - *müssen* negieren reine Lerntheoretiker, etwa Skinner!) Selbstbestimmung soll besagen: Eine Person ändert ihr Verhalten aktiv und spontan. *Doch geht in die Selbstbestimmung die Abhängigkeit mit ein:* Äußere wie innere Determi-

nanten legen mit fest, in welchem Maße die Person ihr Verhalten ändern kann, erzeugen also Abhängigkeit:

- *Innere* Determinanten sind beispielsweise Erbkoordination, aktueller somatischer Zustand, Grad der Einsichtsfähigkeit, Richtung von Begabung oder Interessen, frühere Erfahrungen, welche aktuelle Erwartungen leiten.
- *Äußere* Determinanten sind beispielsweise Hindernisse, die bestimmte Verhaltenswege versperren, Kontakte zu Personen, welche bestimmte Verhaltensweisen ‚erwarten‘ oder einfordern, soziale Spielregeln, physikalische Gegebenheiten.

Person und Situation

Welches Problem kommt neu in den Blick, wenn von Person und Situation die Rede ist? Unter dem Titel von Stabilität und Variabilität wird nach dem *Verlauf* von Verhalten gefragt, unter dem von Person und Situation nach seinem *Ursprung*: Entspringt das Verhalten in der Person oder wird es ausgelöst von der Situation? - Es versteht sich, daß die beiden Fragekreise sich verschränken und - daß sie erneut das Thema von Interaktion und Autonomie anschlagen.

Rein theoretisch betrachtet, könnte gelten, Verhaltensstabilität läßt sich begründen sowohl von der Situation wie auch von der Person her:

- von der *Situation* her: Gleichartigkeit des Verhaltens wird zurückgeführt auf eine Gleichheit von Umweltvariablen;
- von der *Person* her: Gleichartigkeit des Verhaltens wird zurückgeführt auf gleich bleibende Personenvariablen.

Tatsächlich hat sich jedoch gezeigt, daß es eine Affinität gibt einerseits zwischen Stabilitätsthese und Verlegung des Verhaltensursprungs in die Person, andererseits zwischen Variabilitätsthese und dem Leitgedanken einer Verhaltensauslösung durch Situationen. - Unter dem Stichwort des Interaktionismus wird das Problem seit den 60er Jahren diskutiert, unter anderen Titeln wurde es seit langem in der Persönlichkeitspsychologie behandelt.

Zwei Gegenpole dürften Namen wie Freud und Skinner markieren - Freud, sofern er alles Verhalten aus der Person ableitet, nämlich aus ihren ‚Trieben‘, Skinner, sofern er alles Verhalten auf Umwelten zurückführt, nämlich als Reaktion auf Reize.

So scharf wie zwischen Freud und Skinner sind die Ansätze jedoch keineswegs durchgängig geschieden. Zwar beschreiben Psychodynamiker, Konstitutions-typologen, Schichttheoretiker sowie ‚Phänomenologen‘ das Verhalten in einer Weise, welche die Urheberschaft der Person herausstellt. - Aber der Psychodynamiker Murray hat eine Art Interaktionismus entwickelt, wenn er sagt, Verhalten sei bestimmt von Personenvariablen (needs) und von Umweltvaria-

blen (press). - Der ‚Phänomenologe‘ Stern arbeitet in seiner Konvergenzlehre die Bedeutsamkeit der Umwelt heraus: Verhalten resultiere sowohl aus der Person wie auch aus der Umwelt, wobei einmal die Umwelt, ein andermal die Person als Anreger erscheine. - Ein Stabilitätstheoretiker wie Cattell erklärt das Verhalten aus beiden Anteilen: aus Person und Situation, wobei Persönlichkeit die übersituative Stabilität des Verhaltens bezeichne. - Ein Feldtheoretiker wie Lewin betont, Verhalten sei eine Funktion von Person und Umwelt.

Demgegenüber stellen Bandura, Rotter, Mischel die Auslösefunktion der Situation heraus:

- Bandura, indem er erklärt, eine Eigenschaf? lasse sich nur konzipieren im Kontext von Situationen;
- Rotter, indem er unter den Determinanten jeder einzelnen Verhaltensweise die psychologische Situation anführt;
- Mischel, indem er Verhaltenskonsistenz zu größeren Anteilen mit stabiler Umwelt als mit stabiler Verhaltensdisposition erklärt.

Aber alle drei Theoretiker nehmen auch Personenmerkmale an, denen Verhalten ‚entspringt‘:

- Bandura vier Teilprozesse: Aufmerksamkeits-, Behaltens-, Reproduktions-, Motivationsprozesse,
- Rotter vier Grundkonstrukte: Verhaltenspotential, Erwartung, Verstärkungswert, psychologische Situation,
- Mischel fünf Personenvariablen: Kompetenz, Kodierstrategien, Erwartung, subjektive Wertung, Selbstregulation.

Insofern neigen sie einer interaktionistischen Interpretation zu, die besagt: Verhalten resultiert „aus einer nicht trennbaren und dauernd stattfindenden Interaktion zwischen Person und Situation. Dieses Interaktionsverhältnis ist nicht einseitig gedacht, sondern stellt einen reziproken Prozeß dar. Die Hauptdeterminanten des Verhaltens sind nach diesem Modell weder die Traits noch die Situationen, sondern die Situationen stellen eine Funktion der Person dar, wie das Personenverhalten eine Funktion der Situation ist“ (Häcker, 1983, 326).

Resümee: Es wurde versucht, Aussagen zu sammeln, die einzelne Theoriegruppen zu Person und Situation enthalten. Wiederum sei zum Abschluß gefragt, was das Thema mit Interaktion und mit Autonomie zu tun habe.

- Daß Person und Situation in einer *Interaktion* aufeinander bezogen sind, bedarf keines Beleges - ‚interaktionale‘ Ansätze definieren sich von dieser Wechselwirkung her.
- Daß Person und Situation auch das Thema von *Autonomie* und *Abhängigkeit* anschlagen, dürfte ebenso leicht einzusehen sein: Autonomie spielt darauf an, daß eine Person mit festlegt, welches Verhalten sie zeigt; Abhängigkeit spielt darauf an, daß diese Selbstbestimmung von der Umwelt mitkanalisiert wird. Genau diesen Wechselbezug spricht das Thema von Person und Situation an - dazu nur *ein* Beispiel: Individuen orientieren ihr Handeln an Rollenerwartungen ihrer Mitwelt, demnach *handeln* Per-

sonen, aber in den Grenzen des Handlungsgefüges, das die *Umwelt mitfixiert* hat.

Anlage und Umwelt

Stabilität und Variabilität des Verhaltens, Person und Situation als Determinanten des Verhaltens: Die beiden Problemkreise verschränken sich und - überschneiden sich mit einem dritten: dem von Anlage und Umwelt.

Wieder geht es auch um die Frage von *Interaktion* und *Autonomie*: Wer bestimmt und steuert das Verhalten? Die Gene, die Person, die Umwelt (etwa Eltern oder Erzieher)?

- Autoren, die der Erbkoordination einen Vorrang zusprechen, neigen dazu, im Verhalten Stabilität anzunehmen und den Verhaltensursprung in die Person zu verlegen.
- Ebenso gilt umgekehrt: Autoren, die den Situationen im Sinne von Verstärkern einen Vorrang zuweisen, neigen dazu, im Verhalten Variabilität anzunehmen und den Verhaltensursprung in die Umwelt zu verlegen.

Unter den vorgestellten Theoretikern haben die Konstitutionstypologen Kretschmer und Sheldon sehr deutlich den Einfluß der Erbkoordination hervorgehoben. Zwar räumen sie ein, Verhalten sei überformbar durch Umwelt, aber ihr ‚System‘ ist zentriert um Erbfaktoren (die Konstitution).

Freud und Jung erkennen der genetischen Basis entscheidenden Einfluß auf das Verhalten zu, aber in einem anderen Sinne als Kretschmer und Sheldon. Das biologisch-psychologische Erbe bestimmt als unbewußte Determinante menschliches Verhalten mit:

- Nach *Freud* entstammt alle Energie für menschliches Handeln dem Es, einem Sammelbecken angeborener Triebe, deren Wechselspiel mit der ‚Realität‘ (Umwelt) das Ich reguliert - allerdings unter dem Einfluß jener Umwelt, die im Über-Ich ‚einverleibt‘ wurde. „Erbe und Umwelt stehen danach in einem komplizierten Beziehungsgeflecht zueinander, sie bedingen sich gegenseitig - eine durchaus moderne, die einzig angemessene Betrachtungsweise“ (Amelang & Bartussek, 1981, 401).
- Nach *Jung* bewahrt das kollektive Unbewußte genetische Informationen, die in Gestalt von Archetypen das Verhalten mitbestimmen - hilfreich, wenn sie in Traumbildern eine individuelle Situation erhellen; verführerisch, wenn sie zu Projektionen über Mitmenschen einladen und Erwartungen wecken, die, weil unerfüllbar, Enttäuschungen hervorrufen.

Anlagen im Sinne einer basalen Determination kommen auch bei den Schichttheoretikern zur Sprache. Die unterste Schicht (Tiefenperson bei Rothacker, Lebensgrund bei Lersch) repräsentiert das biologische Erbe im besonderen Maße, sie ist für das Verhalten eine Voraussetzung. Verhaltensbestimmend sind

aber höhere Schichten, vor allem die oberste Schicht (Personschicht bei Rotthacker, personeller Oberbau bei Lersch). Beide Autoren erklären Interaktion mit der Umwelt für wesentlich - verstanden als Vollzug von Anlagen. Wieweit sich Anlage und Umwelt abgrenzen oder wechselseitig prägen, bleibt offen.

Bei ‚Stabilitätstheoretikern‘ - etwa Allport, Cattell, Guilford, Eysenck - erhält die Frage der ‚Anlagen‘, der konstitutionell bestimmten Merkmale eine entscheidende Bedeutung. Alle betonen die biologische Fundierung von Wesenszügen.

- Eysenck, der interindividuelle Unterschiede aller drei Grunddimensionen auf eine biologische Basis zurückführt, nimmt einen hohen Anteil genetischer Determiniertheit an. Die Umwelt kann genetisch fundierte Merkmale modellieren, aber nicht grundlegend variieren.
- Cattell hat eine eigene Methode entwickelt, die es erlauben soll, durch Varianzaufteilung erbliche Anteile von Merkmalen zu schätzen (Cattell, 1973, 38).
- Soweit gehen Allport und Guilford nicht, sie deuten genetische Gegebenheiten eher als Rohmaterial, aus dem sich Persönlichkeit in Auseinandersetzung mit Umwelt entwickelt.

Lerntheoretisch ausgerichtete Autoren wie Rotter, Mischel, Bandura interpretieren das Verhalten als modellierbar durch Lernprozesse. „Wenn man annimmt, daß genetische . . . Determinanten eine zentrale Bedeutung haben, müßte man auch annehmen, daß (a) das Verhalten eine hohe zeitliche Beständigkeit hat und (b) das Potential für Erfahrungen relativ beschränkt ist“ (Rotter & Hochreich, 1979, 17). - Daß genetische Komponenten die Ausbildung von Verhaltensweisen mitprägen, räumt Bandura ausdrücklich ein, begrenzt deren Einfluß aber auf elementare Abläufe wie etwa Reflexe. Wichtiger, als im Verhalten angeborene und erlernte Anteile zu trennen, ist für ihn die Untersuchung der Verhaltens-Prozesse, gleich ob genetisch determiniert oder umweltgeprägt.

Die Beziehung von Anlage und Umwelt bildet eines der Leitthemen der Persönlichkeitsforschung. Dabei scheint die Annahme einer Wechselbeziehung weiter zu führen als der Versuch einsinniger Erklärungen. „Man kann . . . nicht von genetischen Faktoren sprechen, ohne die Umwelt mit einzubeziehen, und es ist unmöglich, Umwelteinflüsse zu spezifizieren, ohne die genetisch determinierte Struktur des beeinflussten Organismus zu betrachten“ (Pervin, 1981, 66).

Bei Allport und Eysenck werden drei Methoden genetischer Forschung skizziert: (1) Zwillingsforschung (wenn es genetische Determination gibt, müssen eineiige Paarlinge mehr Merkmalsähnlichkeit zeigen als zweieiige oder andere Verwandte). - (2) Adoptionsstudien (Wenn es genetische Determination gibt, müssen Adoptivkinder ihren leiblichen Eltern ähnlicher sein als ihren Adoptiveltern). - (3) Untersuchung an Heimkindern (Wenn es genetische Determination gibt, erklärt sich, warum Heimkinder, die in

gleicher Umgebung aufgewachsen sind, unterschiedliche Merkmalsausprägungen manifestieren).

Resümee: Es wurde versucht, Aussagen zu sammeln, die einzelne Theoriegruppen zu Anlage und Umwelt enthalten. Auch in diesem Begriffspaar klingt das Thema von Interaktion und Autonomie mit an:

- Wenn Anlagen sich verschieden entwickeln in verschiedenen Umwelten, so enthüllt sich darin ein *Interaktionsmuster*.
- Anlagen kanalisieren die *Autonomie* einer Person - in eine doppelte Richtung: Anlagen erschließen Verhaltensmöglichkeiten, aber Anlagen beschränken, ja begrenzen sie auch.

Person und Mitwelt

Noch einmal sei gefragt nach Interaktion und Autonomie - jetzt unter der Perspektive einer Relation von Person und Mitwelt. Gefragt wird, wieweit soziale Interaktion die Persönlichkeit mitdefiniert.

Einige Theoretiker zentrieren ihre Aussagen um das Individuum, setzen eine soziale Dimension zwar voraus, charakterisieren die Persönlichkeit aber nicht durch ihre Sozialität. Zu dieser Gruppe zählen Freud und Jung:

- Für Freud entwirft der einzelne vom ersten Tage an Beziehungen zu anderen Personen, zu ‚Objekten‘, die mit Lust zu besetzen sind. Die Beziehung wird aber vom einzelnen Menschen her beschrieben.
- Ähnlich gilt von Jung: Das Individuum trägt das Bild des anderen in sich, etwa unter dem Archetypus von Animus/Anima. Es orientiert sich an den anderen Menschen und stellt diese Orientierung in der ‚Persona‘ dar. Unter dem Einfluß der anderen steht es auch, soweit das kollektive Unbewußte menschliches Handeln mitlenkt. Aber die Selbstfindung, Ziel menschlicher Reifung, wird beschrieben als Herausbildung der Individualität des Individuums - als Individuation.

Auch die Konstitutionstypologen beziehen soziale Fähigkeiten in die Persönlichkeitsbeschreibung ein. Nach Kretschmer beispielsweise verhalten sich Schizothyme und Zylothyme unterschiedlich im sozialen Feld: Schizothyme weniger gesellig, Zylothyme umgänglicher. Konzipiert wird die Persönlichkeit jedoch unter der Perspektive eines Einzelwesens.

Stern, Spranger, Allport, Witkin, Byrne, Lewin: Immer wieder treffen wir auf Beschreibungen, die zwar eine Wechselwirkung zwischen Person und Umwelt voraussetzen, diese Wechselwirkung aber nicht in die Definition von Persönlichkeit aufnehmen. - Diese Deutung scheint auch zuzutreffen für die Faktorenanalytiker.

Gilt diese Deutung nicht sogar für Rotter mit seiner sozialen und für Mischel mit seiner sozial-kognitiven Lerntheorie? Zwar wird gefordert, das Individuum sei in seinem sozialen Kontext zu analysieren, aber in die Variablen der Personenbeschreibung gehen bei Rotter wie bei Mischel nur Individualvariablen ein. Weder ‚Verhaltenspotential, Erwartung, Verstärkungswert, Situation‘ (bei Rotter), noch auch ‚Kompetenz, Kodierstrategien, Erwartung, subjektive Wertung, Selbstregulation‘ (bei Mischel) enthalten Komponenten, welche das Individuum kennzeichnen durch seine ‚Beziehung zu den anderen‘.

Eine Gegenposition nehmen andere Theoretiker ein: Um ‚sich selber zu lindern, um seine Identität zu erreichen und zu entfalten‘, bedarf nach Adler und Erikson der Einzelne der Gemeinschaft, einer lebendigen Beziehung zu anderen Menschen. Soziale Interaktion gehört somit in die Definition der Person.

Bei Kelly und Rogers erscheint ‚der andere‘ unter einem Sonderaspekt in der Definition von Persönlichkeit.

- Nach Kelly kann Individuum A das Individuum B nur verstehen, wenn A die persönlichen Konstrukte von B in sich nachbildet. Die Persönlichkeit A ist demnach mitdefiniert durch den Anspruch, daß B die Selbstdefinition von A nachvollziehe, wenn er eine Beziehung zu ihm sucht: die Selbstdefinition, die B in ihren persönlichen Konstrukten niedergelegt hat.
- Bei Rogers läßt sich ähnliches sagen. Eine Person C ist bestimmt durch die ihr innewohnende Tendenz zur Selbstverwirklichung. Einbezogen in diesen Prozeß ist ‚der andere‘, sofern er als Helfer (etwa als Therapeut) bei der Selbstverwirklichung von C tätig wird - eine Aufgabe, die ‚der andere‘ nur lösen kann, wenn er C voraussetzungslos gelten läßt: Unter diesem Aspekt gehört die ‚Anerkennung durch den anderen‘ konstitutiv in den Prozeß der Selbstwerdung.

Bei Thomae wird der Fragekreis der sozialen Interaktion unter mehreren Titeln eingeführt: unter dem Stichwort einer Daseinthematik der „sozialen Integration“ und der „sozialen Abhebung“ als Ziel individueller Lebensstrukturierung; umfassender erscheint das Thema unter dem Titel der Sozialisation, sofern das gesamte Verhalten als geprägt gesehen wird durch die Beziehung zwischen Persönlichkeit und Gesellschaft.

Resümee: Wenn unser Überblick korrekt ist, läßt sich eine weitere Leitidee der Persönlichkeitsforschung benennen: Persönlichkeit erscheint eingeordnet in ein Netz sozialer Beziehungen. Aber einmal wird diese Einordnung nur miterwähnt, das Individuum jedoch als Einzelwesen beschrieben. Ein andermal gilt die Einordnung als ein Bestimmungsstück der Beschreibung (der Definition) von Persönlichkeit.

Person und Mitwelt: Aus diesem ‚Gegenüber und Miteinander‘ lassen sich die sozialen Rollen ‚ableiten‘, in die Menschen eingewiesen werden - etwa die Rollen von Mann und Frau, von Laie und Experte, von hohem und niedrigem Status, von jung und alt.

Persönlichkeit als Prozeß und als Struktur

In Subjektivität, Zeitlichkeit, Interaktion erscheint Persönlichkeit einmal als Struktur, einmal als Prozeß. Rein als Struktur gedacht, wäre Persönlichkeit ein erstarrtes Gefüge. Rein als Prozeß vorgestellt, wäre sie ein zerfließendes, darum unfäßbares Gebilde. Sowohl Struktur wie auch Prozeß erweisen sich als Extrapolationen dessen, was im Verhaltenskontinuum beobachtet wird. Persönlichkeit ist beides in einem: dynamische Struktur und kristallisierter Prozeß. Um Persönlichkeit zu beschreiben, sind beide Aspekte erforderlich. - Tauchen beide bei allen Theoretikern auf?

Freud zielt auf eine Beschreibung der Prozesse, die in der Person ablaufen. Vom Es angetrieben, kommt Verhalten in Gang, reguliert vom Über-Ich, gesteuert vom Ich. Aber die Abläufe ereignen sich an einer Struktur: an Es, Ich, Über-Ich.

Umgekehrt bei den Konstitutionstypologen! Ihre Beschreibung setzt bei der Struktur an, diese modelliert den Prozeß: Körperbau als Struktur prägt den Verhaltensablauf, das Temperament.

Zu den Autoren, die wie Freud zuerst den Prozeß beschreiben und darin die Struktur eintragen, zählen die Psychodynamiker Jung, Erikson, Murray, die Feldtheoretiker Lewin, Snygg und Combs, die kognitiven Persönlichkeitstheoretiker Kelly, Rogers, Thoma, die Interaktionisten Rotter und Mischel.

Zu den Autoren, die wie Kretschmer und Sheldon zuerst die Struktur der Persönlichkeit beschreiben und darin den Prozeß ablaufen sehen, gehören die Phänomenologen Stern und Spranger, Allport, die Schichttheoretiker Rothaker und Lersch, die 'Typologen' Witkin, Byrne, Gardner, die Eigenschaftstheoretiker Cattell, Guilford, Eysenck.

Resümee: Persönlichkeitstheorien unter der Perspektive von Prozeß und Struktur zu rekapitulieren heißt wiederholen, was unter anderen Titeln schon gesagt wurde: etwa dem der Variabilität und Stabilität, der Interaktion von Person und Situation, von Anlage und Umwelt. - Struktur und Prozeß durften sehr abstrakte Kategorien sein, unter denen sich Persönlichkeit in ihrer Identität und ihrem Wandel beschreiben läßt.

Persönlichkeit und Einzigartigkeit

Subjektivität, zeitliche Extension, Interaktion, Persönlichkeit als Struktur oder Prozeß: diese Leitideen, welche die Artikulation von Persönlichkeitsforschung mitbestimmen, erlauben es, differentielle Gesichtspunkte herauszuheben und die Einzigartigkeit der Persönlichkeit zu bestimmen, gleichsam die Individualität des Individuums. Der differentielle Aspekt tritt mit unterschiedlicher Prä-

gnanz hervor, schärfer bei Theoretikern, die einem idiographischen, als bei solchen, die einem nomothetischen Ideal folgen.

Für Freud besteht Einzigartigkeit in der Verarbeitungsweise, in der das Individuum Antriebe, die aus dem Es aufsteigen, unter dem Einfluß des Über-Ichs mit Hilfe des Ichs in Verhaltenssequenzen umsetzt. Zu erkennen ist diese Verarbeitungsweise nur in einer mühseligen Entdeckerarbeit, zum Beispiel der Psychoanalyse. Sofern diese Analyse für jedes Individuum speziell ausfällt, handelt es sich um einen idiographischen Erfassungsmodus - aber völlig eigener Art.

Bei Jung geht in das Konzept der Individuation die Vorstellung ein, daß die Form der Selbstfindung immer individuell zu konzipieren sei. Einzigartigkeit charakterisiert sich durch den Grad der Differenzierung, der auf dem Weg zum Selbst erreicht wird, auf dem Weg aus den Hüllen der Persona und der Suggestivkraft der Archetypen. Wie bei Freud ist diese Individualität nur erfaßbar in der Form von Einzelgesprächen, die zu einer Therapie gehören oder zu ihr führen können.

Stern, Spranger, Allport legen ihr Werk darauf an, die Einzigartigkeit von Personen herauszuarbeiten, aber jeder geht auf unterschiedliche Weise vor:

- Stern charakterisiert die Person in ihrer Individualität als „unzerlegbar im Innern, so scharf sich abhebend nach außen“ - durch anthropologische Kategorien.
- Spranger charakterisiert das Individuum durch unterschiedliche Anteile an sechs Lebensformen. Eine Lebensform dominiert, andere sind in Legierungen vertreten. „Verwachsungen jener einfachen Teilstrukturen“ (der Lebensformen) machen die Individualität aus, erfaßbar nur in idiographischen Annäherungen.
- Allport strebt das gleiche Ziel an wie Stern und Spranger, er stellt die Gemeinsamkeit heraus, die ein Individuum mit anderen Individuen teilt (beschreibbar in allgemeinen Dimensionen: traits). Woran ihm mehr liegt, ist die Hervorhebung der Einmaligkeit (erfaßbar in individuellen Dimensionen: dispositions); diese persönlichen Dispositionen sind es, welche die Unverwechselbarkeit des Individuums ausmachen.

Demgegenüber beschreiben Witkin, Byrne, Gardner, orientiert an einem typusnahen Denken (kognitive Stile), Individualität auf nomothetische Weise.

- Sie ordnen ein Individuum einer Klasse zu, z.B. der Klasse der Feldabhängigen, der Verdränger, der Einebnen, oder
- sie plazieren es auf einem Kontinuum zwischen zwei Extremen, etwa dem Pol der Feldabhängigkeit und dem der Feldunabhängigkeit.

Die individuelle Ausprägung im Sinne des idiographischen Ansatzes bleibt außer Betracht.

Ähnlich ist der Beschreibungsmodus der Konstitutionstypologen. Nur tritt das typologische Moment deutlicher hervor. Individuen werden klassifiziert nach vorgegebenen Formen des Körperbaus und des Temperamentes. Darin zeigt sich ein größerer Anteil nomothetischer Beschreibungsweisen.

Diesem Ansatz stehen die Faktorenanalytiker nahe, Cattell und Eysenck näher als Guilford. Cattell und Eysenck stellen Individualität dar mit unterschiedlichen Werten auf einer begrenzten Zahl von Dimensionen. - Guilford kann, infolge seines mehr deskriptiven Ansatzes, das Moment der Einzigartigkeit mehr berücksichtigen, weil er mehr Beschreibungsdimensionen bereitstellt. Grundsätzlich erfaßt aber auch Guilford Individualität nach nomothetischem Modell.

Rotter und Mischel spielen auf die Einzigartigkeit der Persönlichkeit an unter dem Titel der subjektiven Erwartung. Die individuelle Erwartung ist es, welche die Verstärkungssysteme einschätzt und antizipiert. Aber erfaßt werden die individuellen Variablen stärker in der unterschiedlichen Ausprägung der ‚Grundkonstrukte‘ bei Rotter, der ‚Personenvariablen‘ bei Mischel. Unterschiede zwischen Personen werden beschrieben durch unterschiedliche Ausprägung dieser Grundvariablen. Insofern handelt es sich um eine nomothetische Beschreibungsart.

Von den Vertretern einer kognitiven Persönlichkeitstheorie stehen Kelly und Rogers dem idiographischen Pol am nächsten. Am nachdrücklichsten vertritt ihn wohl Kelly, der die Möglichkeit, ein Individuum in seiner Individualität zu erfassen am Striktesten festlegt (Korrolarien 10 und 11), die Schwierigkeiten dabei aber am klarsten verdeutlicht: Nur wer die persönlichen Konstrukte eines anderen in sich nachbildet, wird der Individualität des anderen gewahr. Von einer Generalisierung ist diese Forderung am weitesten entfernt. Für viele Individuen die persönlichen Konstrukte nachzubilden, ist streng genommen unmöglich (möglich ist nur die Nachbildung der Konstrukte je Individuum), ist darum nur auf einer vom Individuum abstrahierenden Ebene möglich. Dies aber bedeutet Entfernung vom idiographischen Ideal. - So zeigt sich im Falle der entschiedensten Idiographie, daß sie selber zu Ergänzung durch Nomothetik hinlenkt.

Resümee: Einzigartigkeit wird erfaßt und beschrieben mit einer Vielfalt von Methoden. Zwei Extrempole dürften sich kennzeichnen lassen durch Namen wie Freud auf der einen, Cattell oder Eysenck auf der anderen Seite. - Bei Freud wird Einzigartigkeit dargestellt durch gesprächsartige Informationen, durch eine Fülle konkreter Lebensdaten, bei Cattell oder Eysenck dagegen durch Verwendung einer sparsamen Zahl objektiver, reliabler, valider Meßwerte. - Zwischen den beiden Extremen lassen sich vielfältige Variationen und Mischungen denken, solange keine der beiden Darstellungsarten alleinige Anerkennung beansprucht.

44 Zusammenfassung und Reflexion zu Teil C

Unter verschiedenen Titeln wurden einige Methoden und einige Leitideen der Persönlichkeitspsychologie rekapituliert.

Was die Methoden angeht, so wurden fünf Klassen aufgezählt, denen sich die Methoden der skizzierten Theorien zuordnen lassen:

- Viele Theoretiker verwenden *Beobachtungsdaten*, um eine Person zu beschreiben oder um Merkmale abzugrenzen; denn Verhaltensbeobachtung ist die grundlegende Methode der Psychologie als empirischer Wissenschaft, also auch der Persönlichkeitsforschung.
- Der Titel „*Auswertung vorgegebener Datenquellen*“ spielt an auf ‚Rohmaterialien‘, die *nicht* zum Zwecke der Persönlichkeitsforschung erstellt wurden, sich aber ihren Zwecken nutzbar machen ließen. Eine Analyse solcher Daten soll ‚einzelne Lebensausschnitte‘ abbilden - sie soll nicht nur die ‚harten Fakten‘ wiedergeben, sondern darüber hinaus die emotionalen und affektiven Erfahrungen ausmachen, welche die umschriebenen Ereignisse kennzeichnen.
- *Interviews, Gespräche, Explorationen* gehören bis in die neueste Zeit zu den Standardmethoden der Persönlichkeitsforschung - allerdings umstritten in ihrem Wert: von einigen Theoretikern abgewertet, von anderen hochgeschätzt und mit Vorrang eingesetzt. Unverzichtbar ist das Gespräch in allen Persönlichkeitstheorien, die in Psychotherapien ‚umgesetzt‘ werden.
- Von den *projektiven Verfahren* wurden zwei Arten erwähnt: das Formdeutungsverfahren nach Rorschach und der Thematische Apperzeptionstest nach Murray. Insgesamt haben projektive Verfahren auf die Ausbildung von Persönlichkeitstheorien vermutlich einen geringeren Einfluß ausgeübt als die anderen Methodenklassen.
- *Persönlichkeitstests und Leistungstests* bezeichnen zwei Klassen von Verfahren, die nach den Regeln einer Testtheorie konstruiert worden sind - meist der sogenannten „klassischen Testtheorie“. Leistungs- und Persönlichkeitstests als Prototypen psychometrischer Merkmalsbestimmung sind aus ‚neueren‘ Persönlichkeitstheorien nicht wegzudenken. Allein maßgebend sind sie indessen nicht geworden.

In der Aufzählung manifestiert sich deutlicher die Vielschichtigkeit, wohl auch Disparatheit der Einzeldisziplin „Persönlichkeitspsychologie“ als ihre Einheit.

Deskription oder Präskription? Eine völlig andere Frage lautet: Soll beim heutigen Stand der Psychologie allen Methodenklassen gleiche Bedeutung zuerkannt werden? Die Antwort auf eine solche Frage wäre *präskriptiv* - eine *Vorschrift* läßt sich jedoch nicht formulieren aufgrund einer Übersicht, wie sie hier geboten wurde.

Was die *Leitideen* angeht, so wurden unter acht Titeln ‚Grundgedanken‘ referiert:

- *Subjektivität*, auf die angespielt wird mit Konzepten wie Selbst oder Selbstbild, ist für ‚ältere‘ Theorien (von Freud bis Lersch) eine unerläßliche und unbestrittene Beschreibungsdimension. - In ‚neueren‘ Theorien (von Witkin bis Byrne), tritt sie in ihrer Bedeutsamkeit zurück (etwa bei Guilford oder Eysenck), wird methodisch gezielter erfaßt (etwa bei Kelly, Rogers, Thomae), erhält eine Position als bedeutsame Moderatorvariable (etwa bei Rotter, Mischel).
- Subjektivität enthält *zeitliche Extension*, sofern Erinnerung und Antizipation ein Erleben der Ich-Identität ermöglichen.
- Von seiner Vergangenheit her in seine Zukunft hinein ist das Individuum in *Interaktionen* Verschiedenster Art begriffen: zwischen Person und Situation, Anlage und Umwelt, Person und Mitwelt, ohne daß sich die verschiedenen Formen eindeutig voneinander abgrenzen lassen.
- Die Interaktionen bringen es mit sich, daß ein Individuum einmal unter dem Aspekt einer *Struktur*, ein andermal unter dem eines *Prozesses* erscheint.
- Diese ‚Ablaufgestalt‘ erlaubt es, Individuen in ihrer *Einzigkeit* zu charakterisieren. Doch - wie diese Charakteristik beschaffen sein soll, bleibt in der Gegenwart eine so vielfältig beantwortbare Frage, wie sie es in der Vergangenheit war.

Jede der genannten Leitideen enthält soviel Überschußbedeutung, daß sie es nahelegen, einen Schritt von der Empirie zur Anthropologie zu tun. Darauf sei kurz verwiesen:

- *Subjektivität* als Thema der Persönlichkeitsforschung legt die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit von Reflexion nahe, die Frage also, wie ein Subjekt sich selbst als Objekt (mit)wahrnehmen könne; es ist eine zentrale Frage nach der Möglichkeit von Wissenschaft.
- Das Thema der *zeitlichen Extension* läßt die Frage anklingen, was es bedeute, daß das Subjekt im Erleben der Identität Vergangenes bewahrt (aufhebt) und Zukünftiges vorwegnimmt, also zeitlich auf drei Ebenen ‚erlebt‘ und nur auf einer, der Gegenwart, ‚lebt‘.
- In den vielfältigen *Interaktionen* könnte sich die Frage nach der Selbst- und Fremdbestimmtheit des Subjektes stellen, die Frage also, wieweit das Subjekt sich selber Bedingungen setzt und wieweit ihm Bedingungen gesetzt werden.
- In der Leitidee des *Prozesses* und der *Struktur* spiegelt sich die Thematik der Subjektivität, der Zeitlichkeit und der Interaktion erneut, sofern dasselbe Individuum unter dem Titel der Struktur seine Einheit und Identität, unter dem des Prozesses seine Wechselbeziehungen, seine Unterschiedlichkeit ausdrücken kann.
- Die *Einzigkeit* als Thema könnte auf die Besonderheit des Individuums als einer *Person* verweisen, welche die wiederholbare Einzigkeit von Dingen weit übertrifft.

Begrenzung und Beschränkung: Diese Hinweise sollen nicht anleiten, die Persönlichkeitsforschung über die Grenzen der Empirie hinaus zu treiben, sie sollen nur vergegenwärtigen, wieviel Anthropologie in ihren Ansätzen schon enthalten ist.

Wenn am Anfang des Buches ein ‚Menschenbild‘ steht, etwa das von Freud oder von Jung, und wenn am Ende wieder ein ‚Menschenbild‘ erscheint, etwa das von Mischel, dann könnte diese Tatsache auf den anthropologischen Bedeutungsüberschuß hinweisen, den die Aussagen der Persönlichkeitspsychologie immer enthalten.

Literatur

- Adler, A. (1907). Studie über Minderwertigkeit von Organen. Berlin: Urban & Schwarzenberg. (Reprint 1965. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft).
- Adler, A. (1912). Über den nervösen Charakter: Grundzüge einer vergleichenden Individualpsychologie und Psychotherapie. Wiesbaden: Bergmann. (1972: Fischer Taschenbuch 6174).
- Adler, A. (1927). Problems of neurosis. A book of case histories. London: Kegan, French, Trübner & Co. (Deutsch von W. Köhler: (1981). Neurosen, Fallgeschichten. Frankfurt: Fischer Taschenbuch 6735).
- Adler, A. (1933). Der Sinn des Lebens. Wien: Dr. R. Passer. (Reprint 1973: Frankfurt: Fischer).
- Adler, A. (1954). Menschenkenntnis (6. Auflage). Zurich: Rascher.
- Adler, A. (1974). Praxis und Theorie der Individualpsychologie. Frankfurt: Fischer.
- Adler, A. (1977). Über den nervösen Charakter: Grundzüge einer vergleichenden Individualpsychologie und Psychotherapie. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuchverlag.
- Aiken, L. R. (1995). Personality assessment. Methods and practices (2nd revised Edition). Göttingen: Hogrefe & Huber.
- Albert, H. (1975). Traktat über kritische Vernunft (3. Auflage). Tübingen: Mohr (Siebeck).
- Allport, F. H. & Allport, G. W. (1921). Personality traits: Their classification and measurement. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 16, 1-40.
- Allport, G. W. (1937). Personality, a psychological interpretation. (Deutsch von H. von Bracken: (1949). Persönlichkeit. Struktur, Entwicklung und Erfassung der menschlichen Eigenart. Stuttgart: Klett).
- Allport, G. W. (1942). The use of personal documents in psychological science. New York: Social Science Research Council; Bulletin 49.
- Allport, G. W. (1961 a). Pattern and growth in personality. New York: Holt, Rinehart & Winston. (Deutsch von H. von Bracken: (1970). Gestalt und Wachstum in der Persönlichkeit. Meisenheim: Hain).
- Allport, G. W. (1961 b). Das Allgemeine und das Eigenartige. *Psychologische Beiträge*, 6, 630-650.
- Allport, G. W. (1962). The general and the unique in psychological science. *Journal of Personality*, 30, 405-422.
- Allport, G. W. (1965). Letters from Jenny. New York: Harcourt, Brace & World.
- Allport, G. W. (1966). Traits revisited. *American Psychologist*, 21, 1-10. (Reprint: (1973). In G. Lindzey, C. Hall & M. Manosevitz (Eds.), *Theories of personality. Primary sources and research* (pp. 182-195). New York: Wiley).
- Allport, G. W. & Odbert, H. S. (1936). Trait-names: A psychological study. *Psychological Monographs*, 47, 1, Nr. 211.
- Allport, G. W. & Vernon, P. E. (1931). A study of values. Boston: Mifflin. (Rev.: 1951 with G. Lindzey). (Deutsch von E. Roth: (1972). *Werteinstellungstest*. Bern: Huber).
- Amelang, M. (Hrsg.). (1995). Verhaltens- und Leistungsunterschiede. *Enzyklopädie der Psychologie, Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie VIII: Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung* (Bd. 2: Verhaltens- und Leistungsunterschiede). Göttingen: Hogrefe.

- Amelang, M. (Hrsg.). (1996). Temperaments- und Persönlichkeitsunterschiede. Enzyklopädie der Psychologie, Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie VIII: Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung (Bd. 3: Temperaments- und Persönlichkeitsunterschiede). Göttingen: Hogrefe.
- Amelang, M. & Ahrens, H.-J. (Hrsg.). (1984). Brennpunkte der Persönlichkeitsforschung. Band 1. Göttingen: Hogrefe.
- Amelang, M. & Bartussek, D. (1981, 1990). Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung (1. Auflage, 3., erweiterte Auflage). Stuttgart: Kohlhammer.
- Amelang, M. & Borkenau, P. (1982). Über die faktorielle Struktur und externe Validität einiger Fragebogen-Skalen zur Erfassung von Dimensionen der Extraversion und emotionalen Labilität. *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie*, 3, 119-146.
- Amelang, M., Gold, A. & Külbel, E. (1984). Über einige Erfahrungen mit einer deutschsprachigen Skala zur Erfassung des zwischenmenschlichen Vertrauens (Interpersonal Trust). *Diagnostica*, 30, 198-215.
- Anastasi, A. (1958). *Differential psychology* (3rd Edition). New York: Macmillan Comp. (Deutsch von W. Putz-Osterloh: (1976). *Differentielle Psychologie*. Bd. I und II. Weinheim: Beltz.)
- Anderson, J. W. (1988). Henry A. Murray's Early Career: A Psychobiographical Exploration. *Journal of Personality*, 56, 139-171.
- Angleitner, A. (1976). Methodische und theoretische Probleme bei deutschsprachigen Persönlichkeitsfragebogen. *Habilitationsschrift*, Bonn.
- Angleitner, A. (1980). Einführung in die Persönlichkeitspsychologie. Bd. 1: Nichtfaktorielle Ansätze. Bern: Huber.
- Angleitner, A. (1991). Personality psychology: Trends and developments. *European Journal of Personality* 5, 185-197.
- Angleitner, A. (1995). Die Persönlichkeit des Kindes im Lichte der Beschreibung von Eltern. In A. Kruse & R. Schmitz-Scherzer (Hrsg.), *Psychologie der Lebensalter* (123-129). Darmstadt: Steinkopff.
- Angleitner, A. & Borkenau, P. (1985). Deutsche Charakterkunde. In Th. Herrmann und E.-D. Lantermann (Hrsg.), *Persönlichkeitspsychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen* (48-58). München: Urban & Schwarzenberg.
- Angleitner, A. & Wiggins, J. S. (Eds.). (1986). *Personality assessment via questionnaire. Current issues in theory and measurement*. Berlin: Springer.
- Ansbacher, H. & Ansbacher, R. (1972). *Alfred Adlers Individualpsychologie*. München: Reinhardt.
- Aristoteles. *Peri psyches*. Deutsch von A. Busse: (1937). Über die Seele (2. Auflage). Leipzig: Meiner.
- Arnold, W. & Pauli, R. (Hrsg.). (1957). *Psychologisches Praktikum* (Bd. 1: Psychologisches Praktikum, 6. Auflage). Stuttgart: Fischer.
- Asendorpf, H. (1996). *Psychologie der Persönlichkeit. Grundlagen*. Berlin: Springer.
- Atkinson, J. W. (1964). *An introduction to motivation*. New York: Van Nostrand. (Deutsch von Chr. Buchroithner & L. Montada: (1975). *Einführung in die Motivationsforschung*. Stuttgart: Klett).
- Baldwin, A. C. (1969). A cognitive theory of socialisation. In D. Goslin (Ed.), *Handbook of socialisation and research* (pp. 325-345). Chicago: Rand McNally.
- Baldwrr, A. L. (1942). Personal structure analysis: A statistical method for investigation of the single personality. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 37, 163-183.
- Bandura, A. (1965). Influence of models' reinforcement contingencies on the acquisition of imitative responses. *Journal of Personality and Social Psychology*, 589-595.

- Bandura, A. (1973). A social learning analysis. Englewood Cliffs, N.J.: Prentice Hall. (Deutsch von U. Olligschläger: (1979 a). Aggression. Eine sozial-lerntheoretische Analyse. Stuttgart: Klett-Cotta).
- Bandura, A. (1977a). A social learning theory. Englewood Cliffs: Prentice Hall. (Deutsch von H. Kober: (1979 b). Sozial-kognitive Lerntheorie. Stuttgart: Klett-Cotta).
- Bandura, A. (1977 b). Self-efficacy: Toward a unifying theory of behavioral change. *Psychological Review*, 84, 191-215.
- Bandura, A. & Cervone, D. (1983). Self-evaluative and self-efficacy mechanisms governing the motivational effects of goal systems. *Journal of Personality and Social Psychology*, 5, 1017-1020.
- Bandura, A. & Jeffery, R. W. (1973). Role of symbolic coding and rehearsal processes in observational learning. *Journal of Personality and Social Psychology*, 26, 122-130.
- Bandura, A., Ross, D. & Ross, S. A. (1961). Transmission of aggression through imitation of aggressive models. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 63, 575-582.
- Bannister, D. & Fransella, F. (1980). Inquiring man. The psychology of personal constructs. Harmondsworth: Penguin. (Deutsch von W. Pauls unter Mitarbeit von H. Gerten: (1981). Der Mensch als Forscher. Münster: Aschendorff).
- Bartussek, D. (1996). Faktorenanalytische Gesamtsysteme der Persönlichkeit. In M. Amelang (Hrsg.), Temperaments- und Persönlichkeitsunterschiede. Enzyklopädie der Psychologie, Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie VIII: Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung. (Bd. 2: Temperaments- und Persönlichkeitsunterschiede, S. 51-105). Göttingen: Hogrefe.
- Bategay, R. & Trenkel, A. (1987). Der Traum aus der Sicht verschiedener psychotherapeutischer Schulen. Bern: Huber.
- Baumann, U. & Dittrich, A. (1975). Konstruktion einer deutschsprachigen Psychotizismus-Skala. *Zeitschrift für Experimentelle und Angewandte Psychologie*, 22, 421-444.
- Baumann, U. & Dittrich, A. (1976). Überprüfung der Fragebogendimension P (Psychotizismus) im Vergleich zu Extraversion und Neurotizismus. *Zeitschrift für Klinische Psychologie*, 5, 1-23.
- Baumann, U. & Perez, M. (Hrsg.). (1990). Lehrbuch klinischer Psychologie. Band 1: Grundlage, Diagnostik, Ätiologie. Bern: Huber.
- Baumann, U. & Rösler, F. (1981). Zur revidierten Psychotizismus-Skala nach Eysenck. *Diagnostica*, 27, 18-22.
- Beckmann, D., Brähler, E. & Richter, H. E. (1991). Der Gießen Test (GT). Ein Test für Individual und Gruppendiagnostik. Handbuch (4., überarbeitete Auflage mit Neustandardisierung). Bern: Huber.
- Bell, P. A. & Byrne, D. (1978). Repression - sensitization. In H. London & J. E. Exner (Eds.), *Dimensions of personality* (pp. 449-485). New York: Wiley.
- Bellak, L. & Bellak, S. S. (1973). The senior apperception technique. New York: C. P. S.
- Bern, D.J. & Allen, A. (1974). On predicting some of the people some of the time: The search for cross-situational consistencies in behavior. *Psychological Review*, 81, 506-520.
- Blase, H. & Reeb, W. (1909). Heinrichens Lateinisch-Deutsches Schulwörterbuch (Achte Auflage neubearbeitet). Leipzig: Teubner.
- Bochenski, J.M. (1980). Die zeitgenössischen Denkmethode (8. Auflage). München: Francke. UTB 6.
- Boeger, A. (1988). Bewältigungsversuche bei chronischer Krankheit am Beispiel von Krebs- und Nierenpatienten. Philosophische Dissertation, Bonn.
- Bommert, H. (1978). Gesprächspsychotherapieforschung. In K. Gottschaldt, Ph. Lersch, F. Sander & H. Thomae (Hrsg.), *Handbuch der Psychologie in 12 Bänden*. (Bd. 8,2 herausgegeben von L. J. Pongratz: Klinische Psychologie (S. 1319-1348). Göttingen: Hogrefe.

- Bonarius, H., Angleitner, A. & John, O. (1984). Die Psychologie der persönlichen Konstrukte: Eine kritische Bestandsaufnahme. In M. Amelang & H.-J. Arens (Hrsg.), *Brennpunkte der Persönlichkeitsforschung* (S. 109-138). Band 1. Göttingen: Hogrefe.
- Bonarius, H., Holland, R. & Rosenberg, S. (1981). *Personal construct psychology: Recent advances in theory and practice*. New York: St. Martins Press.
- Bondy, C. (Hrsg.). (1966). *HAWIK. Handbuch für den Hamburg-Wechsler Intelligenztest für Kinder* (3. Auflage). Bearbeitet von F.P. Hardesty & H.J. Priester. Bern: Huber.
- Bowers, K. S. (1973). Situationism in psychology: An analysis and a critique. *Psychological Review*, 80, 307-336.
- Boss, M. (1987). *Der Traum und seine Auslegung*. München: Kindler.
- Brandstätter, H., Schuler, H. & Stocker-Kreichgauer, G. (1978). *Psychologie der Person* (2., überarbeitete und erweiterte Auflage). Stuttgart: Kohlhammer. Urban-Taschenbücher 502.
- Bregelmann, J.C. (1952). Kretschmers zylothymen und schizothymen Typus im Bereich der normalen Persönlichkeit. *Psychologische Rundschau*, 3, 31-38.
- Bregelmann, J. C. (1954). Spaltungsfähigkeit als Persönlichkeitsmerkmal (Kritischer Literaturbericht). *Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie*, 2, 455-494.
- Brentano, F. (1955). *Psychologie vom empirischen Standpunkt* (1. Auflage 1874). Hamburg: Meiner.
- Breuer, F. (1978). *Einführung in die Wissenschaftstheorie für Psychologen* (2. Auflage). Münster: Aschendorff.
- Brickenkamp, R. (1975). *Handbuch psychologischer und pädagogischer Tests*. Göttingen: Hogrefe.
- Brickenkamp, R. (1983). *Erster Ergänzungsband zum Handbuch psychologischer und pädagogischer Tests*. Göttingen: Hogrefe.
- Briggs, K.C. & Briggs Myers, I. (1989). *Myers-Briggs Type Indicator (MBTI)*. Palo Alto: Consulting Psychologists Press. (Deutsch von R. Bents & R. Blank (1995). *Myers-Briggs Typenindikator* (2., überarbeitete und erweiterte Auflage). Göttingen: Beltz-Test.)
- Bruner, J. S. & Postman, L. (1947). Emotional selectivity in perception and reaction. *Journal of Personality*, 16, 69-77.
- Brunswik, E. (1952). Organismic achievement and environmental probability. *Psychological Review*, 50, 255-272 (zitiert nach M. H. Marx (Ed.), *Psychological theory* (pp. 188-203). New York: McMillan.
- Buber, M. (1973). *Das dialogische Prinzip*. Heidelberg: Lambert und Schneider.
- Bugental, J. F. T. (1971). The humanistic ethic. The individual in psychotherapy as a societal change agent. *Journal of humanistic psychotherapy*, 11, 11-25.
- Bühler, Ch. (1933). *Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem*. Leipzig: Hirzel. (2. Auflage: 1959. Göttingen: Hogrefe).
- Bühler, Ch. (1968). The course of life as a psychological problem. *Human Development*, 11, 184-200.
- Bühler, Ch. (1969 a). Das integrierende Selbst. In C. Bühler & F. Massarik (Hrsg.), *Lebenslauf und Lebensziele* (S. 282-299). Stuttgart: Fischer.
- Bühler, Ch. (1969 b). Vorwort für die deutsche Ausgabe. In Ch. Bühler. & F. Massarik (Hrsg.), *Lebenslauf und Lebensziele. Studien in humanistisch-psychologischer Sicht* (S. VII). Stuttgart: Fischer.
- Bühler, Ch. (1969c). Wenn das Leben gelingen soll. *Psychologische Studien über Lebenserwartungen und Lebensergebnisse*. München: Droemer Knaur.
- Bühler, Ch. (1969 d). Die allgemeine Struktur des menschlichen Lebenslaufs. In C. Bühler & F. Massarik (Hrsg.), *Lebenslauf und Lebensziele. Studien in humanistisch-psychologischer Sicht*, (S. 10-22). Stuttgart: Fischer.

- Bühler, Ch. & Allen, M. (1972). *Introduction to humanistic psychology*. Monterey, California: Brooks/Cole Publishing Company. (Deutsch von Emmy-Renate Schön: (1974). *Einführung in die Humanistische Psychologie*. Stuttgart: Klett).
- Bühler, Ch. & Massarik, F. (Eds.). (1968). *The course of human life. A study of goals in the humanistic perspective*. New York: Springer. (Deutsch von Gertraud Schleichern (1969). *Lebenslauf und Lebensziele. Studien in humanistisch-psychologischer Sicht*. Stuttgart: Fischer).
- Bühler, Ch. & Massarik, M. (1969). *Grundtendenzen des menschlichen Lebens*. In Ch. Bühler & F. Massarik (Hrsg.), *Lebenslauf und Lebensziele. Studien in humanistisch-psychologischer Sicht* (S. 78-88). Stuttgart: Fischer.
- Byrne, D. (1961). The repression - sensitization scale: Rationale, reliability, and validity. *Journal of Personality*, 29, 334-349.
- Byrne, D. (1964). Repression - sensitization as a dimension of personality. In B. Maher (Ed.), *Progress in experimental personality research*, Vol. 1 (pp. 169-220). New York: Academic Press.
- Camus, A. (1946). *Le mythe de Sisyphe. Essai sur l'absurde*. Paris: Gallimard. (Deutsch von H. G. Brenner & W. Rasch: (1950). *Der Mythos von Sisyphe. Ein Versuch über das Absurde*. Bad Salz, Düsseldorf: Rauch).
- Camus, A. (1951). *L'homme en révolte*. Paris: Gallimard.
- Cantor, N. & Kihlstrom, J.F. (1981). *Personality cognition, and social interaction*. Hillsdale, New Jersey: Erlbaum.
- Cantril, H. (1965). *The pattern of human concerns*. New Brunswick, N.J.: Rutgers University Press.
- Carlson, R. (1981). Studies in script theory I: Adult analysis of a childhood unclear scene. *Journal of Personality and Social Psychology*, 40, 501-510.
- Cartwright, R. D. (1982). *Schlafen und Träumen*. München: Kindler.
- Cartwright, D. S. (1974). *Introduction to personality*. Chicago: Rand McNally.
- Cassells, A. & Green, P. (1995). *Wahrnehmung*. In J. Gerstenmaier (Hrsg.), *Einführung in die kognitive Psychologie* (S. 41-90). München: Reinhardt.
- Cattell, R. B. (1946, Reprint: 1969, 1972). *Description and measurement of personality*. New York: World Book Company.
- Cattell, R. B. (1956). Validation and intensification of the sixteen personality factor questionnaire. *Journal of Clinical Psychology*, 12, 205-214.
- Cattell, R. B. (1964). *Personality and social psychology. Collected papers*. San Diego: Knapp.
- Cattell, R. B. (1967). *The scientific analysis of personality*. Chicago: Aldine. (Deutsch von L. Piaggio: (1973). *Die empirische Erforschung der Persönlichkeit*. Weinheim: Beltz).
- Cattell, R. B. (1971). *Abilities - their structure, growth and action*. Boston: Houghton Mifflin.
- Cattell, R. B. (1972). *Manual for the 16 PF*. Champaign, Ill.: Institute for Personality and Ability Testing (IPAT).
- Cattell, R. B. (1975). Third order personality structure in Q-data: Evidence from eleven experiments. *Journal of Multivariate Experiment and Clinical Psychology*, 1, 118-149.
- Cattell, R. B. (1976). *Manual for the Eighth State Questionnaire (8 SQ). Forms A and B*. Champaign, Illinois: Institute for Personality and Ability Testing (IPAT).
- Cattell, R. B. (1979). *Personality and learning theory*, Vol. 1: *The structure of personality and its environment*. New York: Springer.
- Cattell, R. B. & Dreger, R. M. (1977). *Handbook of modern personality theory*. Washington: J. Wiley & Sons.
- Cattell, R. B., Eber, H. B. & Tatsuoka, M. M. (1970). *Handbook for the sixteen personality factor questionnaire (16 PF)*. Champaign, Ill.: Institute for Personality and Ability Testing (IPAT).

- Cattell, R. B., Horn, J. L., Sweney, A. B. & Radcliffe, J. A. (1964). *Motivation analysis test*. Champaign, Illinois: Institute for Personality and Ability Testing (IPAT).
- Cattell, R.B., Schröder, G. & Wagner, A. (1969). Verification of the structure of the 16 PF-questionnaire in German. *Psychologische Forschung*, 32, 369-386.
- Child, I.L. (1950). The relation of somatotype to self-rating on Sheldon's temperamental traits. *Journal of Personality*, 18, 440-453.
- Ciaccio, N.V. (1976). Erikson's theory in crosscultural perspective: social class and ethnicity in »third world« communities. In K.F Riegel & J.A. Meacham (Eds.), *The developing individual in a changing world*. Vol. I, (pp. 276-291). Den Haag: Mouton.
- Clauser, G. (1963). *Lehrbuch der biographischen Analyse*. Stuttgart: Thieme.
- Coerper, C., Hagen, W. & Thomae, H. (Hrsg.). (1954). *Deutsche Nachkriegskinder*. Stuttgart: Thieme.
- Combs, A. W., Cohen, A. & Richards, F. (1976). *Perceptual psychology. A humanistic approach to the study of persons*. New York: Harper and Row.
- Combs, A. W. & Snygg, D. (1959). *Individual behavior: A perceptual approach to behavior*. New York: Harper and Brothers.
- Conrad, W. (1983). Intelligenzdiagnostik. In K. J. Groffmann & L. Michel (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie, Themenbereich B: Methodologie und Methoden, Serie II: Psychologische Diagnostik (Bd. 2: Intelligenz und Leistungsdiagnostik, S. 104-201)*. Göttingen: Hogrefe.
- Conzen, P. (1990). Erik H. Erikson und die Psychoanalyse. Systematische Gesamtdarstellung seiner theoretischen und klinischen Positionen. Heidelberg: Asanger.
- Conzen, P. (1996). Erik H. Erikson. *Leben und Werk*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Corsini, R. J. (Ed.). (1977). *Current personality theories*. Itasca, Illinois: Peacock.
- Corsini, R. J. (1977). A medley of current personality theories. In R. J. Corsini (Ed.), *Current personality theories (pp. 399-431)*. Itasca, Illinois: Peacock.
- Daniels, J. C. (1971). *Figure Reasoning Test (FRT) (6th. Edition)*. London: Crosby Lockwood & Son.
- Dement, W. (1960). The effect of dream deprivation. *Science*, 131, 1705-1707.
- Deutsch, W. (1996). Auf vier Wegen zu William Stern. In K. Pawlik, (Hrsg.), *Grundlagen und Methoden der Differentiellen Psychologie. Enzyklopädie der Psychologie, Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie VIII: Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung. (Bd. 1: Grundlagen und Methoden der Differentiellen Psychologie, S. 125-153)*. Göttingen: Hogrefe.
- Dieckmann, H. (1972). *Träume als Sprache der Seele. Einführung in die Traumdeutung der Analytischen Psychologie C. G. Jungs*. Stuttgart: Bonz.
- Dietrich, G. & Walter, H. (1970). *Grundbegriffe der psychologischen Fachsprache*. München: Ehrenwirth.
- Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung: Siehe „Enzyklopädie der Psychologie“.
- Dilthey, M. (1894). *Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie. Gesammelte Werke, Band 5 (S. 139-240)*. (1957). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Dilthey, M. (1895/96). *Über vergleichende Psychologie. Beiträge zum Studium der Individualität. Gesammelte Werke, Band 5 (S. 241-316)*. (1957). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Dollard, J. (1935). *Criteria for life history*. New Haven: Yale University Press.
- Dollard, J. & Miller, E. N. (1950). *Personality and psychotherapy: Analysis in terms of learning, thinking, and culture*. New York: McGraw.
- Dorsch, F. (1994). *Psychologisches Wörterbuch (12., überarbeitete und erweiterte Auflage)*. (Herausgegeben von F. Dorsch †, H. Häcker & K.H. Stapf). Bern: Huber.

- Drever, J. & Fröhlich, W. D. (1969). Wörterbuch der Psychologie. München: Deutscher Taschenbuch Verlag (2. Auflage). dtv 3031. (Titel der englischen Originalausgabe: A dictionary of psychology. Harmondsworth: Penguin Books).
- Eggert, D. (1971). Untersuchungen zur psychometrischen Eignung eines neuen Fragebogens der neurotischen Tendenz und der Extraversion von Eysenck (EPI). In E. Duhm (Hrsg.), Praxis der klinischen Psychologie, Bd. 2 (S. 30-62). Göttingen: Hogrefe.
- Eggert, D. (1974, 1983). Eysenck-Persönlichkeits-Inventar, E-P-I, übersetzt und bearbeitet von Prof. Dr. Dietrich Eggert unter Mitarbeit von Dipl.-Psych. Günter Ratschinski. Handanweisung für die Durchführung und Auswertung (1. Auflage, 2., überarbeitete und ergänzte Auflage). Göttingen: Hogrefe.
- Ehrensfeis, Chr. von (1890). Über Gestaltqualitäten, Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Philosophie, 14, 249-292.
- Elhardt, S. (1971). Tiefenpsychologie. Eine Einführung. Stuttgart: Kohlhammer. Urban-Taschenbücher 136.
- Endler, N. S. & Hunt, J. McV (1966). Sources of behavioral variances as measured by S-R Inventories of anxiousness. Psychological Bulletin, 65, 336-346.
- Enzyklopädie der Psychologie, Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie VIII: Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung:
- Bd. 1 (1996): Grundlagen und Methoden: Siehe Pawlik 1996.
 - Bd. 2 (1995): Verhaltens- und Leistungsunterschiede: Siehe Amelang 1995.
 - Bd. 3 (1996): Temperaments- und Persönlichkeitsunterschiede: Siehe Amelang 1996.
- Epstein, S. (1973). The self-concept revisited. American Psychologist, 28, 404-416.
- Epstein, S. (1977). Traits are alive and well. In D. Magnusson & N. S. Endler (Eds.), Personality at the crossroads (pp. 83-98). Hillsdale, New Jersey: Lawrence Erlbaum.
- Epstein, S. (1979). The stability of behavior. I. On predicting most of the people much of the time. Journal of Personality and Social Psychology, 37, 1097-1126.
- Erikson, E. H. (1948). Childhood and tradition in two American Indian Tribes. In C. Kluckhohn & M. Murray (Eds.), Personality in Nature, Society and Culture (pp. 176-203). New York: Knopf.
- Erikson, E.H. (1959). Identity and lifecycle. New York: International Universities Press. (Deutsch von K. Hügél: (1979). Identität und Lebenszyklus (5. Auflage). Frankfurt: Suhrkamp).
- Erikson, E. H. (1963). Childhood and Society (3rd Edition). New York: Norton. (Deutsch von Marianne von Eckardt-Jaffé: (1965). Kindheit und Gesellschaft (2. Auflage). Stuttgart: Klett).
- Erikson, E.H. (1964). Insight and responsibility. New York: W. W. Norton & Company Inc (Deutsch von Marianne von Eckardt-Jaffé: (1992). Einsicht und Verantwortung. Die Rolle des Ethischen in der Psychoanalyse. Stuttgart: Klett-Cotta).
- Erikson, E. H. (1988). Der vollständige Lebenszyklus. Frankfurt: Suhrkamp.
- Ermann, M. (1983). Der Traum in Psychoanalyse und analytischer Psychotherapie. Berlin: Springer.
- Ewen, R. B. (1993). Theories of personality. Hillsdale, New Jersey: Erlbaum.
- Eysenck, H. J. (1944). Types of personality: A factorial study of seven hundred neurotics. Journal of Mental Science, 90, 851-861.
- Eysenck, H. J. (1947). Dimensions of personality. London: Routledge & Kegan.
- Eysenck, H. J. (1950). Cyclothymia and schizothymia as a dimension of personality. 1. Journal of Personality, 19, 123-152; (1952). 20, 345-384.
- Eysenck, H. J. (1952). The scientific study of personality. London: Methuen.

- Eysenck, H. J. (1953). Fragebogen als Meßmittel der Persönlichkeit. *Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie*, 1, 291-335.
- Eysenck, H. J. (1954). Zur Theorie der Persönlichkeitsmessung. *Zeitschrift für diagnostische Psychologie und Persönlichkeitsforschung*, 2, 87-101, 171-186.
- Eysenck, H. J. (1956). The questionnaire measurement of neuroticism and extraversion. *Revista die psicologia*, 50, 113-140.
- Eysenck, H. J. (1959). Das „Maudsley Personality Inventory“ (MPI). Göttingen: Hogrefe.
- Eysenck, H. J. (1959). Das „Maudsley Personality Inventory“ als Bestimmer der neurotischen Tendenz und Extraversion. *Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie*, 6, 167-190.
- Eysenck, H. J. (1953, 1964). Maudsley-Persönlichkeitsfragebogen (1. Auflage, 2., verbesserte Auflage). Göttingen: Hogrefe.
- Eysenck, H. J. (1967). *Wege und Abwege der Psychologie*. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag. rowohlts deutsche enzyklopädie (rde) Nr. 17.
- Eysenck, H. J. (1973 a). Eysenck on extraversion. London: Crosby Lockwood Staples.
- Eysenck, H. J. (1973 b). *The inequality of man*. London: Temple Smith.
- Eysenck, H. J. (1974). Eysenck-Personality-Inventory (EPI). Vgl. Eggert.
- Eysenck, H. J. (1976a). Psychoticism as a dimension of personality. London: Hodder & Stoughton.
- Eysenck, H. J. (1976 b). Primaries or second-order-factors: A critical consideration of Cattell's 16 PF battery. In H. J. Eysenck (Edition), *The measurement of personality* (pp. 31-35). London: MTP Press Ltd.
- Eysenck, H. J. (1976 c). Intelligence. In H. J. Eysenck & G. D. Wilson (Eds.), *A textbook of human psychology* (pp. 115-128). Lancaster: MTP Press Ltd.
- Eysenck, H. J. (1976d). Sex and personality. London: Open Books Publishing Ltd. (Deutsch von Liesl Nürenberger: (1976). *Sexualität und Persönlichkeit*. Wien: Europa Verlag).
- Eysenck, H. J. (Ed.). (1981). *A model for personality*. Berlin: Springer.
- Eysenck, H. J. & Eysenck, M. W. (1985). *Personality structure and individual differences. A natural science approach* (2nd revised Edition). London: Plenum Press. (Deutsch von H. D. Rosacker: (1987). *Persönlichkeit und Individualität. Ein naturwissenschaftliches Paradigma*. Mit einem Vorwort von Theo Herrmann. München: Psychologie Verlags Union).
- Eysenck, H. J. & Eysenck, S. B. G. (1964). *Eysenck Personality Inventory*. Bedford: Sidney Press.
- Eysenck, H. J. & Eysenck, S. B. G. (1969). *Personality structure and measurement*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Eysenck, H. J. & Eysenck, S. B. G. (1975). *Manual of the E. P. Q. (Eysenck Personality Questionnaire)*. London: University of London Press.
- Eysenck, H. J. & Eysenck, S. B. G. (1991). *Eysenck personality scales (EPS Adult) comprising the EPQ-Revised (EPQ-R) (including Addiction and Criminality scales), EPQ-R Short Scale, Impulsiveness (IVE) Questionnaire (Impulsiveness/Venturesomeness/Empathy)*. London: Hodder & Stoughton.
- Festinger, L. (1957). *A theory of cognitive dissonance*. Evanston, Illinois: Row, Peterson.
- Fischer, C. (1978). *Der Traum in der Psychotherapie. Ein Vergleich Freudscher und Jungscher Patiententräume*. München: Minerva.
- Fisseni, H. J. (1986). *Selbstinterpretation und Verhaltensregulation. Subjektiver Lebensraum als Zugang zu einer kognitiven Persönlichkeitspsychologie*. Göttingen: Hogrefe.
- Fisseni, H. J. (1987 a). Exploration und Fragebogen im Vergleich. In G. Jüttemann & H. Thomaе (Hrsg.), *Biographie und Psychologie* (S. 168-177). Berlin: Springer.

- Fisseni, H. J. (1987 b). Erträge biographischer Forschung in der Persönlichkeitspsychologie. In G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.), *Biographie und Psychologie* (S. 249-265). Berlin: Springer.
- Fisseni, H. J. (1990 b). Prüfungserfolg und nichtintellektuelle Verhaltenseinheiten. In R. Schmitz-Scherzer, A. Kruse & E. Olbrich (Hrsg.), *Altern - Ein lebenslanger Prozeß* (S. 195-207). Festschrift für Ursula Lehr. Darmstadt: Steinkopff.
- Fisseni, H. J. (1995). Eine dynamische themenzentrierte Persönlichkeitstheorie: Hans Thomae. In R. S. Jäger & F. Petermann (Hrsg.), *Psychologische Diagnostik*. (3., korrigierte Auflage, S. 109-117). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Fisseni, H. J. (1997). *Lehrbuch der psychologischen Diagnostik* (2., überarbeitete und erweiterte Auflage). Göttingen: Hogrefe.
- Fisseni, H. J. & Bergmann, G. (1988). Rigidität und Orientierung in der sozialen Interaktion. In B. Schäfer & F. Petermann (Hrsg.), *Vorurteile und Einstellungen* (349-375). *Sozialpsychologische Beiträge zum Problem sozialer Orientierung*. Festschrift für Reinhold Bergler. Köln: Deutscher Instituts-Verlag.
- Fisseni, H. J., Olbrich, E., Halsig, N., Mailahn, J. & Ittner, E. (1993). *Auswahlgespräche mit Medizinstudenten. Modelle, Erfahrungen, Vorschläge*. Göttingen: Hogrefe.
- Fooker, I. (1987). Geschlechtsrollenspezifität und ausgeprägte Langlebigkeit als Klassifikationskriterien zur Identifizierung von Altersstilen - Ergebnisse aus der Bonner gerontologischen Längsschnittstudie. In U. Lehr & H. Thomae (Hrsg.), *Formen seelischen Alterns* (S. 250-255). Stuttgart: Enke.
- Fooker, I. (1995). Geschlechtsdifferenz oder Altersandrogynität? Zur Beziehungsentwicklung in langjährigen Ehebeziehungen. In A. Kruse & R. Schmitz-Scherzer (Hrsg.), *Psychologie der Lebensalter* (S. 231-239). Darmstadt: Steinkopff.
- Frankl, V. E. (1968). *Theorie und Therapie der Neurosen* (2., durchgesehene Auflage). München: Reinhardt.
- Frankl, V. E. (1947). *Die Psychotherapie in der Praxis. Eine kasuistische Einführung für Ärzte*. Wien: Deuticke.
- Frankl, V. E. (1948 a). *Ärztliche Seelsorge*. Wien: Deuticke.
- Frankl, V. E. (1948 b). *Der unbewußte Gott*. Wien: Amandus.
- Frankl, V. E. (1949). *Der unbedingte Mensch. Metaklinische Vorlesungen*. Wien: Deuticke.
- Frankl, V. E. (1951). *Logos und Existenz*. Wien: Amandus.
- Frankl, V. E. (1955). *Pathologie des Zeitgeistes - Rundfunkvorträge über Seelenheilkunde*. Wien: Deuticke.
- Frankl, V. E. (1959). *Das Menschenbild der Seelenheilkunde*. Stuttgart: Hippokrates.
- Frankl, V. E. (1968). *Theorie und Therapie der Neurosen* (2., durchgesehene Auflage). München: Reinhardt.
- Frankl, V. E. (1973). *Der Mensch auf der Suche nach Sinn*. Freiburg: Herder.
- Frankl, V. E. (1975, 1984). *Der leidende Mensch. Anthropologische Grundlagen der Psychotherapie*. Bern: Huber.
- Frankl, V. E. (1979). *Der Mensch vor der Frage nach dem Sinn. Eine Auswahl aus dem Gesamtwerk*. München: Piper. (Serie Piper 289).
- Frankl, V. E. (1981). *Das Leiden am sinnlosen Leben* (6. Auflage). Freiburg: Herder.
- Frankl, V. E. (1984). *Der Wille zum Sinn. Ausgewählte Vorträge über Logotherapie. Mit einem Beitrag von Elisabeth S. Lukas*. Bern: Huber.
- Frankl, V. E. (1988). *Der unbewußte Gott* (7. Auflage). München: Kösel.
- Frankl, V. E. (1992). *Die Sinnfrage in der Psychotherapie* (4. Auflage). München: Piper.
- Frankl, V. E., Gebtsattel, V. E. von, Schulte, J. H. (1959). *Handbuch der Neurosenlehre und Psychotherapie unter Einschluß wichtiger Grenzgebiete*.
- Bd. 1: Allgem. Neurosengebiete und allgem. Psychotherapie
 - Bd. 2: Spezielle Neurosenlehre

- Bd. 3: Spezielle Psychotherapie I
 - Bd. 4: Spezielle Psychotherapie II und Neurosenprophylaxe
 - Bd. 5: Grenzgebiete und Grenzfragen.
München: Urban & Schwarzenberg.
- Franz, M. L. von (1968). Der Individuationsprozeß. In C. G. Jung, M. L., v. Franz, J.L. Henderson, J. Jacobi & A. Jaffé (Hrsg.), *Der Mensch und seine Symbole* (S. 158-229). Olten und Freiburg im Breisgau: Walter.
- Freud, S. (1940). Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. *Gesammelte Werke*, XI, S. 1-482. London: Imago.
- Freud, S. (1940). Das ich und das Es. *Gesammelte Werke*, XIII, S. 235-289. London: Imago.
- Freud, S. (1940). Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. *Gesammelte Werke*, XV, S. 1-197. London: Imago.
- Freud, S. (1941). Zur Psychopathologie des Alltagslebens. *Gesammelte Werke*, IV, S. 1-310. London: Imago.
- Freud, S. (1941). Abriß der Psychoanalyse. *Gesammelte Werke*, XVII, S. 63-138. London: Imago - (Fischer Bücherei Nr. 6043).
- Freud, S. (1942). Die Traumdeutung. *Gesammelte Werke*, II/III, S. 1-642. London: Imago - (1990/91: Frankfurt/Main: Fischer).
- Freud, S. (1942). Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. *Gesammelte Werke*, V, 27-145. London: Imago - (Fischer Bücherei Nr. 422).
- Freud, S. (1946). Zur Einführung des Narzißmus. *Gesammelte Werke*, X, S. 136-170. London: Imago.
- Freud, S. (1946). Triebe und Triebchicksale. *Gesammelte Werke*, X, S. 209-232. London: Imago.
- Freud, S. (1948). Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds. *Gesammelte Werke*, XIV, S. 17-30. London: Imago.
- Freud, S. (1950). Die endliche und die unendliche Analyse. *Gesammelte Werke*, XVI, S. 57-99. London: Imago.
- Frielingsdorf, K. & Kehl, M. (1990). Ganz und heil. Unterschiedliche Wege zur „Selbstverwirklichung“. Würzburg: Echter.
- Fröhlich, W. D. (1972). Sozialisation und kognitive Stile. In K. Gottschaldt, Ph. Lersch, F. Sander & H. Thomae (Hrsg.), *Handbuch der Psychologie in 12 Bänden*. (Bd. 7,2, herausgegeben von C. F. Graumann: Sozialpsychologie, S. 1020-1039). Göttingen, Hogrefe.
- Fromm, E. (1941). *Escape from freedom*. New York: Holt, Rinehart and Winston. (Deutsch von L. & E. Mickel: *Die Furcht vor der Freiheit*. Deutsche Gesamtausgabe, Band 1, 1980, S. 215-392. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt).
- Fromm, E. (1950). *Psychoanalysis and religion*. New Haven: Yale University press. (Deutsch von E. Rotten, überarbeitet von R. Funk: *Psychoanalyse und Religion*. Deutsche Gesamtausgabe, Band 6, 1980, S. 227-292. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt).
- Fromm, E. (1955 a). *The sane Society*. New York: Holt, Rinehart and Winston. (Deutsch von L. & E. Mickel: *Wege aus einer kranken Gesellschaft*. Deutsche Gesamtausgabe, Band 4, 1980, S. 1-254. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt).
- Fromm, E. (1955 b). *Psychoanalysis*. In J. R. Newman (Ed.), *What ist science? Twelve eminent scientists and philosophers explain their various fields to the layman* (pp. 362-380). New York: Simon and Schuster. (Deutsch von L. & E. Mickel: *Psychoanalyse als Wissenschaft*. Deutsche Gesamtausgabe, Band 8, 1981, S. 3-45. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt).
- Fromm, E. (1956). *The art of loving*. New York: Harper & Row. (Deutsch von L. & E. Mickel: *Die Kunst des Liebens*. Deutsche Gesamtausgabe, Band 9, 1981, S. 437-518. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt).
- Fromm, E. (1959a). *Values, psychology, and human existence*. In A. Maslow (Ed.), *New knowledge in human values* (pp. 151-164). New York: Harper & Bros. (Deutsch von L.

- & E. Mickel: Psychologie und Werte. Deutsche Gesamtausgabe, Band 9, 1981, S. 331-341. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt).
- Fromm, E. (1959b). Sigmund Freud's mission. New York: Harper & Bros. (Deutsch von R. Oetker & Chr. von Wahlert auf der Basis der Übersetzung von A. R. L. Gurland: Sigmund Freud. Seine Persönlichkeit und seine Wirkung. Deutsche Gesamtausgabe, Band 8, 1981, S. 153-221. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt).
- Fromm, E. (1962). Beyond the chains of illusion. My encounter with Marx and Freud. New York: Simon and Schuster. (Deutsch von L. & E. Mickel: Jenseits der Illusionen. Die Bedeutung von Marx und Freud. Deutsche Gesamtausgabe, Band 9, 1981, S. 37-157. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt).
- Fromm, E. (1963). C. G. Jung: Prophet of the unconscious. A discussion of „Memories, dreams, reflexions“ by C. G. Jung. Scientific America (pp. 283-290). (Deutsch von L. & E. Mickel: C. G. Jung: Prophet des Unbewußten. Zu „Erinnerungen, Träume, Gedanken“ von C. G. Jung. Deutsche Gesamtausgabe, Band 8, 1981, S. 125-130. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt).
- Fromm, E. (1964). The heart of man. Its genius for good and evil. New York: Harper & Row. (Deutsch von L. & E. Mickel: Die Seele des Menschen. Deutsche Gesamtausgabe, Band 2, 1980, S. 159-268. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt).
- Fromm, E. (1970). Freud's model of man and its social determinants. In E. Fromm, The crisis of psychoanalysis (pp. 42-61). New York: Holt, Rinehart and Winston. (Deutsch von L. & E. Mickel: Die philosophische Basis der Freudschen Psychoanalyse. Deutsche Gesamtausgabe, Band 8, 1981, S. 223-251. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt).
- Fromm, E. (1976). To have or to be. New York: Harper & Row. (Deutsch von B. Stein, überarbeitet von R. Funk: Haben oder Sein. Deutsche Gesamtausgabe, Band 2, 1980, S. 269-414. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt).
- Fromm, E. (1982). Sigmund Freud. Seine Persönlichkeit und seine Wirkung. Frankfurt: Ullstein Materialien, Nr. 35094.
- Fuchs, W. (1982). Biographische Forschung. Hagen: Fernuniversität.
- Gadamer, H. G. (1965). Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik (2., durch ein Nachwort erweiterte Auflage). Tübingen: Mohr.
- Gardner, R., Holzman, Ph. S., Klein, G. S., Linton, H. & Spence, D.P. (1959). Cognitive Control: A study of individual consistence in cognitive behavior. Psychological Issues, 1, Monograph 4.
- Gardner, R., Jackson, D. J. & Messick, S. J. (1960). Personality organization in cognitive controls and intellectual abilities. Psychological Issues, 2, Monograph 8.
- Goldstein, K. (1934). Der Aufbau des Organismus. Den Haag: Nijhof.
- Goldstein, K. (1971). Selected papers. Den Haag: Nijhof.
- Gordon, J. E. (1957). Interpersonal predictions of repressors and sensitizers. Journal of Personality, 25, 686-698.
- Görres, A. (1968). An den Grenzen der Psychoanalyse. München: Kösel.
- Gottschalk, H. (1981). Die Wissenschaft vom Traum. Forschung und Deutung. Gütersloh.
- Gottschalk, K. (1926). Über den Einfluß der Erfahrung auf die Wahrnehmung von Figuren. I. Über den Einfluß gehäufte Einprägung von Figuren auf ihre Sichtbarkeit in umfassenden Konfigurationen. Psychologische Forschung, 18, 261-317.
- Graevenitz, J. von (1968). Bedeutung und Deutung des Traumes in der Psychotherapie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Graumann, C. F. (1975). Person und Situation. In U. Lehr & F. E. Weinert (Hrsg.), Entwicklung und Persönlichkeit. Beiträge zur Psychologie intra- und interindividueller Unterschiede (S. 15-24). Stuttgart. Kohlhammer.
- Graumann, C. F. (1980). Psychologie - humanistisch oder human? In U. Völker (Hrsg.), Humanistische Psychologie (S. 39-51). Weinheim und Basel: Beltz.

- Grawe, K., Donati, R. & Bemauer, F. (1994). Psychotherapie im Wandel. Von der Konfession zur Profession. Göttingen: Hogrefe.
- Gray, J. A. (1981). A critique of Eysenck's theory of personality. In H. J. Eysenck (Ed.), *A model for personality* (pp. 246-276). Berlin: Springer.
- Guilford, J. P. (1950). Creativity. *American Psychologist*, 5, 44-454.
- Guilford, J. P. (1954). *Psychometric methods*. New York: McGraw-Hill.
- Guilford, J. P. (1956). *Fundamental statistics in experimental design*. New York: McGraw-Hill.
- Guilford, J. P. (1959). *Personality*. New York: McGraw-Hill. (Deutsch von H. Kottenhoff & Ursula Agrell: (1964). *Persönlichkeit. Logik, Methodik und Ergebnisse ihrer quantitativen Erforschung*. Weinheim: Beltz).
- Guilford, J. P. (1975). Factors and factors of personality *Psychological Bulletin*, 82, 802-814.
- Guilford, J. P. & Hoepfner, R. (1971). *The analysis of intelligence*. New York: McGraw-Hill. (Deutsch von R. Horn: (1976). *Analyse der Intelligenz*. Weinheim: Beltz).
- Guilford, J. P. & Zimmerman, W. S. (1956). Fourteen dimensions of temperament. *Psychological Monographs*, No. 417.
- Guilford, J. P. & Zimmerman, W. S. (1976). *The Guilford-Zimmerman Temperament Survey. Handbook*. San Diego: Edits Publishers.
- Gulliksen, H. (1950). *Theory of mental tests*. New York: Wiley.
- Häcker, H. (1982). Objektive Tests zur Messung der Persönlichkeit. In K.-J. Groffmann & L. Michel (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie, Themenbereich B, Serie II* (Bd. 3: *Persönlichkeitsdiagnostik*, S. 132-185). Göttingen: Hogrefe.
- Häcker, H. (1983). Persönlichkeit. In R. Asanger & G. Wenninger (Hrsg.), *Handwörterbuch der Psychologie*, (3. Auflage, S. 324-330). Weinheim: Beltz.
- Häcker, H. (1995). Faktorentheorie: Cattell. In R. S. Jäger & F. Petermann (Hrsg.), *Psychologische Diagnostik. Ein Lehrbuch* (3., korrigierte Auflage, S. 90-100). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Hagen, C. von (1990). *Formen der Auseinandersetzung mit chronischer dermatologischer Erkrankung*. Frankfurt: P. Lang.
- Hall, C. S. & Lindzey, G. (1970). *Theories of personality* (2nd Edition). New York: Wiley. (Deutsch von H. D. Rosacker: Bd. I (1978). Bd. II (1979). *Theorien der Persönlichkeit*. München: Beck).
- Harnbrecht, B. (1986). *Feldabhängigkeit - Unabhängigkeit und Bewältigungsstrategien*. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Bonn.
- Hamsher, J. H., Geller, J. D., Rotter, J. B. (1968). Interpersonal trust, internal-external control and the Warren Commission Report. *Journal of Personality and Social Psychology*, 9, 210-215.
- Haney, C., Banks, C. & Zimbardo, P. (1973). Interpersonal dynamics in a simulated prison. *International Journal of Criminology and Penology*, 1, 69-97.
- Hark, H. (1988). *Lexikon Jungscher Grundbegriffe*. Mit Originaltexten von CG. Jung. Olten und Freiburg im Breisgau: Walter.
- Hartmann, N. (1949). *Der Aufbau der realen Welt. Grundriß der allgemeinen Kategorienlehre* (2. Auflage). Berlin: Wallis de Gruyter.
- Hathaway, S. R. & McKinley, J. C. (1951). *Minnesota Multiphasic Personality Inventory (MMPI)*. (Revised Edition). New York: Psychological Corporation. (Deutsch von O. Spreen (1963): „*MMPI Saarbrücken*“. Bern: Huber.)
- Hehlmann, W. (1963). *Geschichte der Psychologie*. Stuttgart: Kröner.
- Heidegger, M. (1927, 1960). *Sein und Zeit* (1. Auflage, 9., unveränderte Auflage). Tübingen: Niemeyer.
- Hellerich, G. (1987). Phänomenologie. In S. Grubitzsch & G. Rexilius (Hrsg.), *Psychologische Grundbegriffe* (S. 758-759). Hamburg: rowohlt's enzyklopädie.

- Herrmann, Th. (1972). Sprache. In C. F. Graumann (Hrsg.), Einführung in die Psychologie (Bd. 5). Frankfurt: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Herrmann, Th. (1973). Persönlichkeitsmerkmale. Bestimmung und Verwendung in der psychologischen Wissenschaft. Stuttgart: Kohlhammer.
- Herrmann, Th. (1969, 1990). Lehrbuch der empirischen Persönlichkeitsforschung (1. Auflage, 7. Auflage). Göttingen: Hogrefe.
- Hilgard, E. R. (1956). Theories of learning (2nd Edition). New York: Appleton-century-Crofts.
- Hillman, J. (1981). The dream and the underworld. New York: Harper.
- Hjelle, L. A. & Ziegler, D.J. (1985). Personality theories. Basic assumptions, research, and applications (2nd Ed., 4th Printing). New York: McGraw-Hill. International Student Edition.
- Hobi, V. & Klär, A. (1973). Ein Beitrag zur Faktorenstruktur des FPI. Diagnostica, 19, 88-96.
- Hochberg, J. E. (1977). Wahrnehmung. In C. F. Graumann (Hrsg.), Einführung in die Psychologie. Band 2. Wiesbaden: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Hofstätter, P. R. (1964). Tiefenpsychologische Persönlichkeitstheorien. In K. Gottschaldt, Ph. Lersch, F. Sander & H. Thomae (Hrsg.), Handbuch der Psychologie in 12 Bänden (Bd. 4, herausgegeben von Ph. Lersch & H. Thomae: Persönlichkeitsforschung und Persönlichkeitstheorie, 2., unveränderte Auflage, S. 542-586). Göttingen: Hogrefe.
- Horn, W. (1983). Leistungsprüfsystem (LPS: 2. Auflage). Göttingen: Hogrefe.
- Horney, K. (1942). Self-analysis. New York: Norton.
- Horney, K. (1950). Neurosis and human growth. New York: Norton.
- Hull, C. L. (1951). Essentials of behavior. New Haven: Yale University Press.
- Humboldt (1990). Humboldt-Psychologie-Lexikon. München: Humboldt-Taschenbuchverlag Jacobi.
- Husserl, E. (1928). Logische Untersuchungen (4. Auflage). Halle: Niemeyer.
- Husserl, E. (1962). Phänomenologische Psychologie. Vorlesungen Sommersemester 1925. Herausgegeben von W. Biemel. Den Haag: Niehoff.
- Jackson, D. N. (1967). Personality Research Form. Manual. New York: Research Psychologists Press.
- Jackson, D. N. (1974). Manual for the Personality Research Form. Goshen: Research Psychologists Press.
- Jacobi, J. (1968). Symbole auf dem Weg der Reifung. In C. G. Jung, M.L. v. Franz, J.L. Henderson, J. Jacobi & A. Jaffé (Hrsg.), Der Mensch und seine Symbole (S. 272-303). Olten und Freiburg im Breisgau: Walter.
- Jacobi, J. (1993). Die Psychologie von C.G. Jung (12. Auflage). Frankfurt: Fischer (Fischer Tb. 6365, Fischer Psychol. 6365).
- Jaensch, E. (1929). Grundformen menschlichen Seins. Berlin: Elsner.
- Jäger, A. O. & Althoff, K. (1984). Der Wilde-Intelligenz-Test (WIT). Ein Strukturdiagnostikum. Göttingen: Hogrefe.
- Jäger, R. S. & Scheurer, H. (1995). Prozeßdiagnostik. In R. S. Jäger & F. Petermann (Hrsg.), Psychologische Diagnostik. (3., korrigierte Auflage, S. 202-208). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Jaspers, K. (1932). Philosophie. Drei Bände. Berlin: Springer.
- Jaspers, K. (1948). Der philosophische Glaube. München: Piper.
- Jovanovic, U. J. (1978). Traumforschung. In K. Gottschaldt, Ph. Lersch, F. Sander & H. Thomae (Hrsg.), Handbuch der Psychologie in zwölf Bänden. Band 7 (herausgegeben von J. Pongratz: Klinische Psychologie, 2. Halbband, S. 1257-1318). Göttingen: Hogrefe.
- Jung, C. G. (1948). Über psychische Energetik und das Wesen der Träume. Gesammelte Werke, II. Zürich: Rascher.

- Jung, C. G. (1955/56). *Mysterium Coniunctionis*. Untersuchungen über die Trennung und Zusammensetzung der seelischen Gegensätze in der Alchemie. 2 Bände. Gesammelte Werke, X und XI. Zürich: Rascher.
- Jung, C.G. (1960). *Psychologische Typen*. Gesammelte Werke, VI. Zürich: Rascher.
- Jung, C. G. (1962). *Erinnerungen, Träume, Gedanken*. Herausgegeben von Aniela Jaffé. Zürich: Rascher.
- Jung, C. G. (1968). Zugang zum Unbewußten. In C. G. Jung, M. L. v. Franz, J.L. Henderson, J. Jacobi & A. Jaffé (Hrsg.), *Der Mensch und seine Symbole* (S. 18-103). Olten und Freiburg im Breisgau: Walter.
- Jung, C. G. (1976). *Die Syzygie: Anima und Animus*. Gesammelte Werke, IX, S. 20-31. Olten und Freiburg im Breisgau: Walter.
- Jung, C. G. (1976). Zum psychologischen Aspekt der Korefigur. Gesammelte Werke, IX, S. 197-220. Olten und Freiburg im Breisgau: Walter.
- Jung, C. G. (1976). Zur Phänomologie des Geistes im Märchen. Gesammelte Werke, IX, S. 221-269. Olten und Freiburg im Breisgau: Walter.
- Jung, C. G., Franz, M. L. von, Henderson, J. L., Jacobi, J. & Jaffé, A. (1968). *Der Mensch und seine Symbole*. Olten und Freiburg im Breisgau: Walter.
- Jüttemann, G. & Thomae, H. (Hrsg.). (1987). *Biographie und Psychologie*. Berlin: Springer.
- Jüttemann, G. (1995). *Persönlichkeitspsychologie. Perspektiven einer wirklichkeitsgerechten Grundlagenwissenschaft*. Heidelberg: Asanger.
- Kaegi, A. (1904). *Benselers Griechisch-Deutsches Schulwörterbuch* (zwölfte, erweiterte und vielfach verbesserte Auflage). Leipzig: Teubner.
- Kagan, J. (1966). Reflection - impulsivity: The generality and dynamics of conceptual tempo. *Journal of Abnormal Psychology*, 71, 17-24.
- Kagan, J. & Kogan, N. (1970). Individual variations in cognitive processes. In P. H. Mussen (Ed.), *Carmichaels manual of child psychology*, (pp. 1273-1365). New York: Wiley.
- Kagan, J. & Lang, C. (1978). *Psychology and education: An introduction*. New York: Harcourt Brace Jovanovich.
- Kagan, J., Rosman, B. L., Day, D., Albert, J. & Phillips, W. (1964). Information processing in the child: Significance of analytic and reflective attitudes. *Psychological monographs*, 78, No. 578.
- Kames, H. (1992). Ein Fragebogen zur Erfassung der „Fünf Säulen der Identität“ (FESI). *Integrative Therapie*, 18, 363-389.
- Kardiner, A. (1939). *The individual and his society*. New York: Columbia University Press.
- Kardiner, A. (1945). *The psychological frontiers of Society*. New York: Columbia University Press.
- Kast, V. (1986). *Traumbild Wüste*. Olten: Walter.
- Katz, H. A., Rotter, J. B. (1969). Interpersonal trust scores of college students and their parents. *Child Development*, 40, 657-661.
- Keintzel, R. (1991). C. G. Jung: Retter der Religion? Auseinandersetzung mit Werk und Wirkung. Mainz: Grünewald.
- Kelly, G. A. (1955). *The psychology of personal constructs*. Vol. I and II. New York: Norton.
- Kelly, G. A. (1958). Man's construction of his alternatives. In G. Lindzey (Ed.), *Assessment of human motives* (pp.33-64). New York: Holt, Rinehart and Winston.
- Kelly, G.A. (1961). Suicide: The personal construct point of view. In N.L. Faberow and E. S. Schneidman (Eds.), *The cry for help* (pp.255-280). New York: McGraw-Hill.
- Kelly, G. A. (1963 a). *A theory of personality*. New York: Norton.
- Kelly, G. A. (1963 b). Non-parametric factor analysis of personality theory. *Journal of Individual Psychology*, 19, 115-145.

- Kelly, G. A. (1964a). Personal construct theory as a line of inference. *Journal of Psychology*, 1, 80-93.
- Kelly, G. A. (1964 b). The language of hypothesis: Man's psychological instrument. *Journal of Individual Psychology*, 20, 137-152.
- Kelly, G. A. (1965). A threat of aggression. *Humanistic Psychology*, 5, 195-201.
- Kelly, G. A. (1969). Clinical psychology and personality. In B. Maher (Ed.), *Clinical psychology and personality: The selected papers of George Kelly*. New York: Wiley.
- Kelly, G. A. (1970). A brief introduction to personal construct theory. In D. Bannister (Ed.), *Perspectives in personal construct theory* (pp. 1-29). New York: Academic Press.
- Kiener, F. (1978). Empirische Kontrolle psychoanalytischer Thesen. In K. Gottschaldt, Ph. Lersch, F. Sander & H. Thomae (Hrsg.), *Handbuch der Psychologie in 12 Bänden*. (Bd. 8,2, herausgegeben von L.J. Pongratz: Klinische Psychologie (S. 1200-1241). Göttingen: Hogrefe.
- Kierkegaard, S. (1843). Entweder/Oder. *Gesammelte Werke*, Band 1 und Band 2. (1956/57). Düsseldorf: Dietrichs.
- Kierkegaard, S. (1844). Der Begriff der Angst. *Gesammelte Werke*, Band 5. (1912). Jena: Dietrichs.
- Kierkegaard, S. (1849). Die Krankheit zum Tode. *Gesammelte Werke* Band 42. (1954). Düsseldorf: Dietrichs.
- Kirchhoff, R. (Hrsg.). (1965). *Ausdruckspsychologie*. Band 5 des Handbuches der Psychologie in 12 Bänden, herausgegeben K. Gottschaldt, Ph. Lersch, F. Sander & H. Thomae. Göttingen: Hogrefe.
- Kipnowski, A. (1980). Formen der Daseinsbewältigung bei chronischer Krankheit. Eine Untersuchung an erwachsenen Hämophilen. Philosophische Dissertation. Bonn.
- Klages, L. (1951). *Die Grundlagen der Charakterkunde* (11. Auflage). Bonn: Bouvier.
- Klineberg, O., Asch, S. E., Block, H. (1934). An experimental study of constitutional types. *Genetic Psychology Monographs*, 16, 140-221.
- Koch, M. (1964). Die Begriffe Person, Persönlichkeit und Charakter. In K. Gottschaldt, Ph. Lersch, F. Sander & H. Thomae (Hrsg.), *Handbuch der Psychologie in 12 Bänden*. (Bd.4 herausgegeben von Ph. Lersch & H. Thomae: Persönlichkeitsforschung und Persönlichkeitstheorie, 2., unveränderte Auflage, S. 3-29). Göttingen: Hogrefe.
- Koch-Hillebrecht, M. (1982). *Kleine Persönlichkeitspsychologie*. Stuttgart: Verlag für Angewandte Psychologie.
- Kohlberg, L. (1963). The development of children's orientation toward a moral order: I. Sequence in the development of moral thought. *Vita humana*, 6, 11-33.
- Kraepelin, E. (1927). *Psychiatrie* (9. Auflage). Leipzig: Barth.
- Krampen, G. (1981). *IPCFragebogen zu Kontrollüberzeugungen*. Göttingen: Hogrefe.
- Krapp, A. (1983). Anlage und Umwelt. In R. Asanger & G. Wenninger (Hrsg.), *Handwörterbuch der Psychologie* (3. Auflage), (S. 26-30). Weinheim: Beltz.
- Kraus, F. (1926). *Die allgemeine und spezielle Pathologie der Person, Klinische Syzygiologie*. (2. Auflage). Leipzig: Thieme.
- Kratzmeier, H. unter Mitarbeit von R. Horn (1978). *Raven-Matrizen-Test. Standard Progressive Matrices (SPM)*. Deutsche Bearbeitung. Weinheim: Beltz.
- Kretschmer, E. (1921, 1977). *Körperbau und Charakter* (1. Auflage, 26. Auflage). Berlin: Springer.
- Kriz, J. (1991). *Grundkonzepte der Psychotherapie* (3. Auflage). Ein Einführung. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Kroh, O. (1937). Das Schichtenproblem in entwicklungspsychologischer Beleuchtung. *Archiv für die Gesamte Psychologie*, 98, 203-216.

- Krueger, F. (1937). Das Wesen der Gefühle. Entwurf einer systematischen Theorie (5. Auflage). Leipzig: Akademische Verlagsanstalt. Sonderdruck aus dem: Archiv für die Gesamte Psychologie, 65, 1928.
- Kruse, A. (1986). Strukturen des Erlebens und Verhaltens bei chronischer Erkrankung im Alter. Philosophische Dissertation. Bonn.
- Kruse, A. (1987). Biographische Methode und Exploration. In G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.), Biographie und Psychologie (S. 119-137). Berlin: Springer.
- Kruse, A. & Schmitz-Scherzen R. (Hrsg.). (1995). Psychologie der Lebensalter. Darmstadt: Steinkopff.
- Kügler, H. (1990). Die Kunst, menschlich zu leben. Wichtige Aspekte der Selbstverwirklichung nach Erich Fromm. In K. Frielingsdorf & M. Kehl (Hrsg.), Ganz und heil (S.45-58). Würzburg: Echter.
- Külpe, O. (1922). Vorlesungen über Psychologie (2. Auflage). Leipzig: S. Herzel.
- Kwiatkowski, G. (1985). Die Philosophie. Mannheim: Dudenverlag.
- Laplanche, J. & Pontalis, J. B. (1967). Vocabulaire de la Psychoanalyse. Paris: Presses Universitaires de France. (Deutsch von E. Moersch: (1977). Das Vokabular der Psychoanalyse (3. Auflage). Frankfurt: Suhrkamp Taschenbuch Verlag. 2 Bände).
- Laux, L. & Weber, H. (1984). Die Eigenschaftstheorie Allports und ihr Einfluß auf die gegenwärtige Persönlichkeitspsychologie. In Th. Herrmann & E.-D. Lantermann (Hrsg.), Persönlichkeitspsychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 239-249). München: Urban & Schwarzenberg.
- Lazarus, R. S. & Monat, A. (1979). Personality. New Jersey: Prentice Hall Inc.
- Lehr, U. (1969). Die Frau im Beruf. Eine psychologische Analyse der weiblichen Berufsrolle. Frankfurt: Athenäum.
- Lehr, U. (1991). Psychologie des Alterns (7. Auflage, ergänzt und bearbeitet von Hans Thomae). Heidelberg: Quelle & Meyer. Uni-Taschenbücher 55.
- Lehr, U. (1995). Interdisziplinarität - Aufgaben und Probleme bei der Erfassung von Alternsprozessen. Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, 28, 382-387.
- Lehr, U. & Thomae, H. (1987). Formen seelischen Alterns. Ergebnisse der Bonner Gerontologischen Längsschnittstudie (BOLSA). Stuttgart: Enke.
- Lehr, U. & Thomae, H. (1991). Alltagspsychologie. Aufgaben, Methoden, Ergebnisse. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Lersch, Ph. (1938, 1964). Aufbau der Person (1. Auflage: „Der Aufbau des Charakters“; 9. Auflage). München: Barth.
- Lersch, Ph. & Thomae, H. (Hrsg.). (1964). Persönlichkeitsforschung und Persönlichkeitstheorie. In K. Gottschaldt, Ph. Lersch, F. Sander & H. Thomae (Hrsg.), Handbuch der Psychologie in 12 Bänden, Band 4 (2., unveränderte Auflage). Göttingen: Hogrefe.
- Levinson, D.J. (1978). The seasons of a man's life. New York: Ballantine Books.
- Lewin, K. (1926). Vorsatz, Wille und Bedürfnis. Psychologische Forschung, 7, 330-387.
- Lewin, K. (1931). Der Übergang von der Aristotelischen zur Galileischen Denkweise in Biologie und Psychologie. Erkenntnis, 1, 421-466.
- Lewin, K. (1935). A dynamic theory of personality (Selected papers). New York: McGraw-Hill.
- Lewin, K. (1951). Field theory in social sciences (edited by D. Cartwright). New York: Harper and Brothers. (Deutsch von A. Lang & W. Lohr: (1963). Feldtheorie in den Sozialwissenschaften. Ausgewählte theoretische Schriften. Bern: Huber).
- Lewin, K. (1963). Principals of topological psychology. New York: McGraw-Hill. (Deutsch von R. Falk & F. Winnefeld unter Mitarbeit von H. Ahrbeck: (1969). Grundzüge der topologischen Psychologie. Bern: Huber).
- Longman (1987). Dictionary of contemporary English (2nd Edition). Berlin: Langenscheidt.

- Magnusson, D. (1980). Personality in an interactional paradigm of research. *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie*, 1, 17-34.
- Magnusson, D. & Endler, N. S. (1977). Interactional psychology. In D. Magnusson & N. S. Endler (Eds.), *Personality at the crossroads: Current issues in international psychology* (pp. 3-35). Hillsdale, N.J.: Erlbaum.
- Magnusson, D. (1990). Back to the phenomena. Invited paper at the 100th Anniversary of the *Zeitschrift für Psychologie*.
- Marcel, G. (1927). *Journaux metaphysique* (9. Edition). Paris: Gallimard.
- Marcel, G. (1935). *Être et avoir*. Paris: Aubier.
- Marcel, G. (1949). *Homo viator*. Paris: Gallimard.
- Marrow, A. J. (1938). Goal tension and recall. I and II. *Journal of Genetic Psychology*, 19, 3-25, 37-64.
- Martin, W. T. (1972). *Writing psychological reports*. Springfield, Illinois: Charles C. Thomas.
- Maslow, A. A. (1968). *Toward a psychology of being*. New York: Van Nostrand. (Deutsch von P. Kruntorad: (1973). *Psychologie des Seins*. München: Kindler. - Lizenzausgabe (1985). Fischer Taschenbuch 42195).
- Maslow, A. A. (1970). *Motivation and personality* (2nd Edition). New York: Harper & Row. (Deutsch von P. Kruntorad: (1977). *Motivation und Persönlichkeit*. Olten und Freiburg im Breisgau: Walter).
- Maslow, B. G. (1972). *Abraham A. Maslow: A memorial volume*. Monterey, California: Brooks/Cole Publishing Company.
- Mathey, F. J. (1964). Zur Schichttheorie der Persönlichkeit. In K. Gottschaldt, Ph. Lersch, F. Sander & H. Thomae (Hrsg.), *Handbuch der Psychologie in 12 Bänden*. (Bd. 4 herausgegeben von Ph. Lersch & H. Thomae: *Persönlichkeitsforschung und Persönlichkeitstheorie*, 2., unveränderte Auflage, S. 437-474). Göttingen: Hogrefe.
- Mathey, F. J. (1976). Psychomotor performance and reaction speed in old age. In H. Thomae (Ed.), *Patterns of aging. Findings from the Bonn Longitudinal Study of Aging* (pp. 36-50). Basel: Karger.
- Mayer, F. St. & Sutton, K. (1996). *Personality. An integrative approach*. New Jersey: Prentice Hall.
- Meinong, A. von (1891). Zur Psychologie der Komplexionen und Relationen. *Zeitschrift für Psychologie*, 2, 245-265.
- Meinong, A. von (1904). Über Gegenstandstheorie. In A. Meinong (Hrsg.), *Untersuchungen zur Gegenstandstheorie und Psychologie* (S. 1-50). Leipzig: Barth.
- Meier, C.A. (1972). *Lehrbuch der Komplexen Psychologie C.G. Jungs*. Bd. 3: *Die Bedeutung des Traumes*. Olten: Walter.
- Merleau-Ponty, M. (1945). *Phénoménologie de perception*. Paris: Gallimard. (Deutsch von R. Boehm: (1966). *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: De Gruyter.)
- Merleau-Ponty, M. (1953). *La structure du comportement*, Paris: Presses Universitaires de France.
- Messeck, S. (1968). Die Erfassung kognitiver Stile und Persönlichkeitsmerkmale und ihr Wert für die pädagogische Praxis. In K. Ingenkamp & Th. Marsolek (Hrsg.), *Möglichkeiten und Grenzen der Testanwendung in der Schule* (S. 367-381). Weinheim: Beltz.
- Michel, L. (1960). Untersuchungen mit dem MMQ an normalen Erwachsenen. *Diagnostica*, 6, 136-151.
- Miller, N. E. (1951). Comments on theoretical models illustrated by the development of a theory of conflict. *Journal of Personality*, 20, 82-100.
- Mischel, W. (1958). Preference for delayed reinforcement: An experimental study of cultural Observation. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 56, 57-61.
- Mischel, W. (1968). *Personality and assessment*. New York: Wiley.

- Mischel, W. (1973). Toward a cognitive social learning reconceptualization of personality. *Psychological Review*, 80, 252-283.
- Mischel, W. (1981). Personality and cognition: something borrowed, something new. In N. Cantor & J. F. Kihlstrom (Eds.), *Personality, cognition and social interaction* (pp. 3-19). Hillsdale, N.J.: Erlbaum.
- Mischel, W. (1983). Analyzing the construction of consistency in personality. In M.M. Page (Edition), *Nebraska Symposion on motivation. Personality - Current theory and research* (pp. 233-262). Lincoln: University of Nebraska Press.
- Mischel, W. (1971, 1976, 1981 a). *Introduction to personality* (1 st, 2nd, 3rd Edition). New York: Holt, Rinehart and Winston.
- Mischel, W. (1993). *Introduction to personality* (5th Edition). New York: Harcourt Brace.
- Mischel, W. & Ebbesen, E. (1970). Attention in delay of gratification. *Journal of Personality and Social Psychology*, 16, 329-337.
- Mischel, W. & Mischel, H.N. (1977). Self-control and the self. In Th. Mischel (Ed.), *The Self* (pp. 31-64). Oxford: Basic Blackwell.
- Mishra, R.C. (1990). Society, ecology and competence. In R.C. Mishra (Ed.), *Applied psychology in India* (pp. 41-56). New Delhi: Sage.
- Mittenecker, E. (1982). Subjektive Tests zur Messung der Persönlichkeit. In K.-J. Groffmann & L. Michel (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie, Themenbereich B, Serie II. (Bd. 3: Persönlichkeitsdiagnostik, S. 57-131)*. Göttingen: Hogrefe.
- Mogel, H. (1985). *Persönlichkeitspsychologie. Ein Grundriß*. Stuttgart: Kohlhammer. Urban-Taschenbücher 377.
- Mogel, H. (1990). *Umwelt und Persönlichkeit*. Göttingen: Hogrefe.
- Mohr, H. (1987). Vom Gen zur Erkenntnistheorie. *Universitas*, 42, 923-931.
- Moos, R. H. (1973). Conceptualizations of human environments. *American Psychologist*, 28, 652-665.
- Moreno, J. L. (1959). *Gruppenpsychotherapie und Psychodrama. Einleitung in die Theorie und Praxis*. Stuttgart: Thieme.
- Moreno, J. L. (1977). *Psychodrama. Volume 1* (4. Edition). New York: Beacon House.
- Mummendey, H. D. (1987). Die Fragebogen-Methode. Grundlagen und Anwendung in Persönlichkeits-, Einstellungs- und Selbstkonzeptforschung. Göttingen: Hogrefe.
- Murray, H. A. (1938). *Explorations in personality*. New York: Oxford.
- Murray, H. A. (1943). *Thematic Apperception Test Manual*. Cambridge: Harvard University Press.
- Murray, H. A. (1948). *Assessment of men*. New York: Rinehart.
- Murray, H.A. (1951). Toward classification of interaction. In T. Parsons & E.A. Shils (Eds.), *Toward a general theory of action* (pp.434-464). Cambridge, Mass.: Harvard: University Press.
- Murray, H. A. & Kluckhohn, C. (1950). Outline of a conception of personality. In C. Kluckhohn & H. A. Murray (Eds.), *Personality in nature, Society, and culture* (pp. 332). New York: Knopf.
- Myers-Briggs Typenindikator (MBTI): Siehe Briggs & Briggs Myer!
- Neuberger, O. (1974). *Theorien der Arbeitszufriedenheit*. Stuttgart: Enke.
- Nietzsche, Fr. (1883-1885). Also sprach Zarathustra. *Nietzsche Werke*, 6. Abteilung, 1. Band. (1968). Berlin: Gruyter.
- Nietzsche, Fr. (1887). *Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurteile*. *Nietzsche Werke*, 5. Abteilung, 1. Band. (1971). Berlin: Gruyter.
- Noack, H. & Petermann, F. (1995). Entscheidungstheorie. In R. S. Jäger & F. Petermann (Hrsg.), *Psychologische Diagnostik* (3., korrigierte Auflage, S. 286-310). Weinheim: Beltz Psychologie Verlags Union.

- Nowicki, S. & Strickland, B.R. (1973). A locus of control scale for children. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 40, 148-154.
- Olbrich, E. (1984). Jugendalter - Zeit der Krise oder der produktiven Anpassung? In E. Olbrich & E. Todt (Hrsg.), *Probleme des Jugendalters* (S. 147). Berlin: Springer.
- Olbrich, E. (1990). Zur Förderung von Kompetenz im höheren Lebensalter. In R. Schmitz-Scherzer, A. Kruse & E. Olbrich (Hrsg.), *Altern - Ein lebenslanger Prozeß der sozialen Interaktion* (S. 7-27). Darmstadt: Steinkopff.
- Olweus, D. (1976). Der ‚moderne‘ Interaktionismus von Person und Situation und seine varianzanalytische Sackgasse. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 8, 171-185.
- Ovsiankina, M. (1928). Die Wiederaufnahme von unterbrochenen Handlungen, *Psychologische Forschung*, 11, 302-379.
- Pawlik, K. (Hrsg.). (1996). *Grundlagen und Methoden der Differentiellen Psychologie*. Enzyklopädie der Psychologie, Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie VIII: Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung. (Bd. 1: Grundlagen und Methoden der Differentiellen Psychologie). Göttingen: Hogrefe.
- Pawlow (oder Pavlov), I. P. (1927). *Conditioned reflexes*. London: Oxford University Press.
- Perls, F. S. (1977). *Grundlagen der Gestalttherapie*. Einführung und Sitzungsprotokolle (2. Auflage). München: Pfeiffer.
- Perls, F. S. (1985). *Gestalt, Wachstum, Integration* (2. Auflage, herausgegeben von H. G. Petzold). Paderborn: Junfermann.
- Perrez, M. (1985). Sigmund Freud. In Th. Herrmann & E.-D. Lantermann (Hrsg.), *Persönlichkeitspsychologie*. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (S. 27-34). München: Urban & Schwarzenberg.
- Pervin, L. A. (1978). *Current controversies and issues in personality*. New York: Wiley. (Deutsch von B. Weidenmann: (1981). *Persönlichkeitspsychologie in Kontroversen*. München: Urban & Schwarzenberg).
- Pervin, L. A. (1984). *Personality: Theory and research* (2nd Edition). New York: Wiley. (Deutsch von G. Schäfer-Kilius & H. Kilius: (1987). *Persönlichkeitstheorien* (2. Auflage). München: Reinhardt).
- Petermann, F. (1989). Die Messung von Veränderung. In E. Roth (Hrsg.) unter Mitarbeit von K. Heidenreich, *Sozialwissenschaftliche Methoden*. Lehr und Handbuch für Forschung und Praxis (2., unwesentlich veränderte Auflage, S. 583-594). München: Oldenbourg.
- Peterson, D. R. (1968). *The clinical study of social behavior*. New York: Appleton-Century-Crofts.
- Peterson, D.R. (1977). A functional approach to the study of person-person interactions. In D. Magnusson & N. S. Endler (Eds.), *Personality at the crossroads*. Current issues in an international psychology (pp. 305-315). Hillsdale: Lawrence Erlbaum.
- Petzold, H. G. (1980). Modelle und Konzepte zu integrativen Ansätzen der Therapie. *Integrative Therapie*, 6, 323-350.
- Petzold, H. G. (1984 a). Vorüberlegungen und Konzepte zu einer integrativen Persönlichkeitstheorie. *Integrative Therapie*, 10, 73-115.
- Petzold, H. G. (1984b). Die Gestalttherapie von Fritz Perls, Lore Perls und Paul Goddman. *Integrative Therapie*, 10, 5-72.
- Pfahler, G. (1929). *System der Typenlehre*. Leipzig: Barth.
- Phares, E. J. (1957). Expectancy changes in skill and chance situations. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 54, 339-342.
- Phares, E. J. (1978). Locus of control. In H. London & J. E. Exner (Eds.), *Dimensions of personality* (pp. 263-304). New York: Wiley.
- Phares, E. J. (1991). *Introduction to personality* (3rd Edition). New York: Harper.

- Phillipson, H. (1955). *The object relations technique*. London: Tavistock Publications.
- Piaget, J. (1932). *The moral judgment of the child*. New York: Harcourt & Brace.
- Platon. *Politeia*. Deutsch von O. Apelt: (1961). *Über den Staat*. Leipzig: Meiner.
- Pongratz, L. J. (1957). Das psychologische Explorationsgespräch. *Psychologische Rundschau*, 8, 195-206.
- Pongratz, L. J. (1967, 1984). *Problemgeschichte der Psychologie* (1. Auflage, 2., durchgesehene und überarbeitete Auflage). Bern: Francke.
- Popper, K. R. (1966). *Logik der Forschung* (2. Auflage). Tübingen: Mohr (Siebeck). (Erste Auflage: 1935).
- Price, R. H. & Bouffard, D. L. (1974). Behavioral appropriateness and situational constraint as dimensions of social behavior. *Journal of Personality and Social Psychology*, 30, 579-586.
- Puschner, I. (1970). *Die Erfassung der Lebensthematik im Erwachsenenalter*. Philosophische Dissertation, Bonn.
- Puschner: Siehe auch Tismer-Puschner!
- Quekelberghe, R. van (1984). Zur Methodik der Lebenslaufanalyse. In R. van Quekelberghe (Hrsg.), *Studien zur Handlungstheorie und Psychotherapie 2. Diagnostik/Intervention. Erziehungswissenschaftliche Hochschule Rheinland-Pfalz* (S. 65-103).
- Quitmann, H. (1991). *Humanistische Psychologie* (2. Auflage). Zentrale Konzepte und philosophischer Hintergrund. Göttingen: Hogrefe.
- Rautenstrauch, Th. (1967). Zur Stabilität und Validität von Fragebogen-Scores für Neurotizismus und Extraversion sowie „Social desirability“ bei verschiedenen Stichproben. Dissertation, Medizinische Fakultät, Hamburg.
- Raven, J. C. (1971). *Standard Progressive Matrices* (13th Edition). London: Lewis.
- Revers, W. J. (1964). Philosophisch orientierte Theorien der Person und Persönlichkeit. In K. Gottschalk, Ph. Lersch, F. Sander & H. Thomae (Hrsg.), *Handbuch der Psychologie in 12 Bänden* (Bd.4, herausgegeben von Ph. Lersch & H. Thomae: Persönlichkeitsforschung und Persönlichkeitstheorie (2., unveränderte Auflage, S. 391-436). Göttingen: Hogrefe.
- Riemann, R. (1991). *Repertory Grid Technik*. Göttingen: Hogrefe.
- Roazen, P. (1974). *Freud and his followers*. New York: Knopf. (Deutsch von G. H. Müller: (1976). *Freud und sein Kreis*. Hemsching: Pawlak).
- Rogers, C. R. (1951). *Client-centered therapy: Its current practice, implications, and theory*. Boston. Mifflin.
- Rogers, C. R. (1961). *On becoming a person. A therapist's view of psychotherapy*. Boston: Mifflin. (Deutsch von J. Giere: (1973). *Entwicklung der Persönlichkeit*. Stuttgart: Klett).
- Rokeach, M. (1969). *The open and the closed mind*. New York: Basic Books.
- Rorschach, H. (1972). *Psychodiagnostik. Methodik und Ergebnisse eines wahrnehmungsdiagnostischen Experimentes*. (Deutenlassen von Zufallsformen) (9. Auflage). Bern: Huber.
- Rosenzweig, S. (1945). The picture-association method and its application in a study of reactions to frustration. *Journal of Personality*, 14, 23-23. (Deutsche Bearbeitung: (A) Hörmann, H. & Moog, W. (1957). *Form für Erwachsene*. Göttingen: Hogrefe. - (B) Duham, E. & Hansen, J. (1957). *Form für Kinder*. Göttingen: Hogrefe).
- ROSS, A. O. (1987). *Personality. The scientific study of complex human behavior*. New York: Holt, Rinehart & Winston.
- Roth, E. (1969). *Persönlichkeitspsychologie. Eine Einführung* (2., unveränderte Auflage). Stuttgart: Kohlhammer. Urban-Taschenbücher 115.
- Roth, E. (1972). *Der Werteinstellungs-Test. Eine Skala zur Messung dominanter Interessen der Persönlichkeit*. Nach G. W. Allport, P. E. Vernon, G. Lindzey (Study of values). Bern: Huber.

- Roth, E., unter Mitarbeit von K. Heidenreich (Hrsg.). (1989). Sozialwissenschaftliche Methoden. Lehr- und Handbuch für Forschung und Praxis (2., unwesentlich veränderte Auflage). München: Oldenbourg.
- Rothacker, E. (1938, 1948). Die Schichten der Persönlichkeit (1. Auflage, 4. Auflage). Bonn: Bouvier.
- Rotter, J. B. (1954). Social learning and clinical psychology. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Rotter, J. B. (1966). Generalized expectancies for internal versus external control of reinforcement. *Psychological Monographs: General and Applied*, 80, 1-28.
- Rotter, J. B. (1967). A new scale for the measurement of interpersonal trust. *Journal of Personality*, 35, 651-665.
- Rotter, J. B. (1971). External and internal control. *Psychology Today*, 5, 37-42, 58-59.
- Rotter, J. B. (1975). Some problems and misconceptions related to the construct of internal versus external control of reinforcement. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 43, 56-67.
- Rotter, J. B., Chance, J. E. & Phares, E. J. (1972). Applications of a social learning theory of personality. New York: Holt, Rinehart & Winston.
- Rotter, J. B. & Hochreich, D.J. (1975). Personality. Glenview, Ill.: Scott, Foresman. (Deutsch von P. Baumann-Frankenberger: (1979). Persönlichkeit. Theorien, Messung, Forschung. Berlin: Springer).
- Rudinger, G. (1976). Correlates of changes in cognitive functioning. In H. Thoma (Ed.), *Patterns of aging. Findings from the Bonn Longitudinal Study of Aging* (pp. 20-35). Basel: Karger.
- Rudinger, G. & Rietz, C. (1995). Intelligenz - neuere Ergebnisse aus der Bonner Längsschnittstudie des Alterns (BOLSA). In A. Kruse & R. Scherzer (Hrsg.), *Psychologie der Lebensalter (185-199)*. Darmstadt: Steinkopff.
- Rützel, E. (1970). Die Brauchbarkeit des MMQ im deutschen Sprachraum: Auswertungs- und Interpretationshilfen. *Psychologie und Praxis*, 14, 64-78.
- Sader, M. & Weber, H. (1996). Psychologie der Persönlichkeit. Neubearbeitung. Grundlagen-texte Psychologie. München: Juventa.
- Sahakian, W. S. (1977). Personalism. Gordon W. Allport. In R. J. Corsini (Ed.), *Current personality theories* (pp. 153-175). Illinois: Peacock.
- Sartre, J. P. (1946). *L'Existentialisme est un humanisme*. Paris: Nagel.
- Sartre, J. P. (1949). *L'Être et le néant. Essai d'ontologie phénoménologique* (24. Edition). Paris: Gallimard.
- Schäfer, B. & Petermann, F. (Hrsg.). (1988). Vorurteile und Einstellungen. Sozialpsychologische Beiträge zum Problem sozialer Orientierung. Festschrift für Reinhold Bergler. Köln: Deutscher Instituts-Verlag.
- Schaub, A. (1993). Formen der Auseinandersetzung bei schizophrener Erkrankung. Eine Längsschnittstudie. Frankfurt: Lang.
- Schauer, H. (1956). Der Maudsley-Persönlichkeitsfragebogen (MMQ) in der klinischen Psychologie. *Diagnostica*, 2, 8-10.
- Scheerer, E. (1985). Persönlichkeitspsychologie im Nationalsozialismus. In Th. Herrmann und E. D. Lantermann (Hrsg.), *Persönlichkeitspsychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen* (S. 59-69). München: Urban & Schwarzenberg.
- Scheler, M. (1916). *Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik*. Halle: Max Niemeyer.
- Scheler, M. (1927). *Die Stellung des Menschen im Kosmos*. Darmstadt: Otto Reichl.
- Schick, C. (1952). Prinzipien der Typenforschung (Randbemerkungen zu J. C. Brengelmanns erster Arbeit 1952). *Psychologische Rundschau*, 3, 133-139.
- Schmidt, L. R. (Hrsg.). (1978). *Lehrbuch der Klinischen Psychologie*. Stuttgart: Enke.

- Schmitt, M., Minnemann, E., Sperling, U. & Jüchten, I. C. (1997). Formen des Alterns: Sozialer, gesundheitlicher und biographischer Kontext. *Zeitschrift für Gerontopsychologie und Psychiatrie*, 30.
- Schmitz, P. G. (1976). Sozialisation und kognitive Schematisierungsprozesse. Bedingungen feldabhängigen Verhaltens. Philosophische Dissertation, Bonn.
- Schmitz-Scherzer, R. (1974). Sozialpsychologie der Freizeit. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schmitz-Scherzer, R. (1990). Sterben - Ein Versuch aus sozialgerontologischer Sicht. In R. Schmitz-Scherzer, A. Kruse & E. Olbrich (Hrsg.), *Altern - Ein lebenslanger Prozeß der sozialen Interaktion* (S. 43-52). Darmstadt: Steinkopff.
- Schneewind, K. A. (1982). Persönlichkeitstheorien I. Alltagspsychologie und mechanistische Ansätze. - (1984). Persönlichkeitstheorien II. Organismische und dialektische Ansätze. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Schneewind, K. A., Schröder, G. & Cattell, R. B. (1983). Der 16-Persönlichkeits-Faktoren-Test (16 PF). Bern: Huber.
- Schneewind, K. A., Schröder, G. & Cattell, R. B. (1986). Der 16-Persönlichkeits-Faktoren-Test (16 PF) - Testmanual (zweite, berichtigte und ergänzte Auflage). Bern: Huber.
- Schultz-Hencke, H. (1949). Lehrbuch der Traumanalyse. Stuttgart: Thieme.
- Schulz von Thun, Fr. (1985). Humanistische Psychologie. In Th. Herrmann und E.-D. Lantermann (Hrsg.), *Persönlichkeitspsychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen* (S. 124-130). München: Urban & Schwarzenberg.
- Seeman, M. (1963). Alienation and social learning in a reformatory. *American Journal of Sociology*, 69, 270-284.
- Seeman, M., Evans, J. W. (1962). Alienation and learning in hospital setting. *American Sociological Review*, 27, 772-783.
- Seiffert, H. (1971 a). Einführung in die Wissenschaftstheorie 1 (4. Auflage). Sprachanalyse - Deduktion - Induktion in Natur- und Sozialwissenschaften. München: C. H. Beck. Beck'sche Schwarze Reihe, Band 60.
- Seiffert, H. (1971 b). Einführung in die Wissenschaftstheorie 2 (3., unveränderte Auflage). Geisteswissenschaftliche Methoden: Phänomenologie - Hermeneutik und historische Methode - Dialektik. München: C. H. Beck. Beck'sche Schwarze Reihe, Band 61.
- Seiffert-Krenke, I. & Todt, E. (1977). Motiv und Motivation im Bereich der Persönlichkeitsforschung. In E. Todt (Hrsg.), *Motivation. Eine Einführung in Probleme, Ergebnisse und Anwendungen* (S. 148-198). Heidelberg: Quelle & Meyer. UTB 712.
- Sheldon, W. H. & Stevens, S. S. (1942). The varieties of temperament: A psychology of constitutional differences. New York: Harper.
- Sheldon, W. H., Stevens, S. S. & Tucker, R. B. (1940). The varieties of human physique: Introduction to constitutional psychology. New York: Harper.
- Shostrom, E. (1963). Personal orientation inventory (POI): A test of self-actualization. San Diego: Educational and Industrial Testing Service.
- Shostrom, E. (1965). An inventory for the measurement of self-actualization. *Educational and Psychological Measurement*, 24, 207-218.
- Shostrom, E. (1966). Manual: Personal Orientation Inventory. San Diego: Educational and Industrial Testing Service.
- Shostrom, E. (1973). Comment on a test review: The Personal Orientation Inventory. *Journal of Counseling Psychology*, 20, 479-481.
- Siewert, H. (1991). Persönlichkeitstests erkennen und bestehen (2., verbesserte Auflage). Aufgabentypen, Musterfragen, Lösungen, Ratschläge zur Persönlichkeitsentfaltung. München: Moderne Verlagsgesellschaft.
- Singer, J. & Kolligian, J. (1987). Personality: Developments in the study of private experience. *Annual Review of Psychology*, 38, 533-574.
- Skinner, B. F. (1948). *Walden two*. New York: Macmillan.

- Skinner, B. F. (1971). *Beyond freedom and dignity*. New York: Knopf.
- Skinner, B. F. (1974). *About behaviorism*. New York: Knopf.
- Skinner, B. F. & Rogers, C. R. (1965). Some issues concerning the control of human behavior: A symposium. *Science*, 124, 1057-1066.
- Snygg, D. & Combs, A. W. (1949). *Individual behavior: A new frame of reference for psychology*. New York: Harper & Row.
- Spearman, C. (1927). *The abilities of man*. London: Macmillan.
- Sperber, M. (1983). *Alfred Adler oder das Elend der Psychologie*. Frankfurt, Berlin, Wien: Ullstein-Buch 39074.
- Spranger, E. (1914, 1927). *Lebensformen* (1. Auflage, 6. Auflage). Halle: Niemeyer.
- Spranger, E. (1924, 1959). *Psychologie des Jugendalters* (1. Auflage, 24. Auflage). Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Spren, O. (1963). Siehe: Hathaway & McKinley: MMPI.
- Stapf, K. (1989). Laboruntersuchungen. In E. Roth (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Methoden. Lehr- und Handbuch für Forschung und Praxis* (2., unwesentlich veränderte Auflage, S. 238-254). München: Oldenbourg.
- Stern, W. (1900). *Psychologie der individuellen Differenzen*. Leipzig: Barth.
- Stern, W. (1911, 1921). *Die differentielle Psychologie in ihren methodischen Grundlagen* (1. Auflage, 3. Auflage). Leipzig: Barth.
- Stern, W. (1917, 1921, 1923). *Die menschliche Persönlichkeit* (1., 2., 3. Band). Leipzig: Barth.
- Stern, W. (1914, 1927). *Psychologie der frühen Kindheit bis zum sechsten Lebensjahr* (1. Auflage, 3. Auflage). Leipzig: Quelle & Meyer.
- Stern, W. (1935, 1950). *Allgemeine Psychologie auf personalistischer Grundlage* (1. Auflage, 2. Auflage). Den Haag: Nijhoff.
- Stewart, A. J., Franz, C. & Layton, L. (1988). The Changing Self: Using Personal Documents to Study Lives. *Journal of Personality*, 56, 41-74.
- Strunz, K. (1964). Das Problem der Persönlichkeitstypen. In K. Gottschalk, Ph. Lersch, F. Sander & H. Thomae (Hrsg.), *Handbuch der Psychologie in 12 Bänden* (Bd.4 herausgegeben von Ph. Lersch & H. Thomae: Persönlichkeitsforschung und Persönlichkeitstheorie (2., unveränderte Auflage, S. 155-221). Göttingen: Hogrefe.
- Stumpf, C. (1903). *Der Entwicklungsgedanke in der gegenwärtigen Philosophie*. Leipzig: Barth.
- Stumpf, C. (1965). *Tonpsychologie*. (Nachdruck der Ausgabe von 1883/1890). Hilversum: Knuf.
- Stumpf, C. (O. J.). *Über den psychologischen Ursprung der Raumvorstellung*. Leipzig: Hirzel.
- Sullivan, H. S. (1953). *The interpersonal theory of psychiatry*. New York: Norton.
- Testkuratorium der Föderation Deutscher Psychologenvereinigungen (1986). Beschreibung der einzelnen Kriterien für die Testbeurteilung. *Diagnostica*, 32, 358-360.
- Tewes, U. (Hrsg.). (1983). Hawik-R. Hamburg-Wechsler-Intelligenztest für Kinder. Revision 1983. *Handbuch und Testanweisung*. Bern: Huber.
- Thomae, H. (1951, 3. Auflage 1966). *Persönlichkeit, eine dynamische Interpretation*. Bonn: Bouvier.
- Thomae, H. (1952). Die biographische Methode in den anthropologischen Wissenschaften. *Studium Generale*, 5, 163-177.
- Thomae, H. (1953). Über Daseinstechniken sozial auffälliger Jugendlicher. *Psychologische Forschung*, 23, 11-33.
- Thomae, H. (1960). *Der Mensch in der Entscheidung*. München: Barth.
- Thomae, H. (1967). Prinzipien und Formen der Gestaltung psychologischer Gutachten. In K. Gottschaldt, Ph. Lersch, F. Sander & H. Thomae (Hrsg.), *Handbuch der Psychologie in 12 Bänden* (Band 11, herausgegeben von U. Undeutsch: Forensische Psychologie, S. 743-767). Göttingen: Hogrefe.
- Thomae, H. (1968). *Das Individuum und seine Welt*. Göttingen: Hogrefe.

- Thomae, H. (1970). Theory of aging and cognitive theory of personality. *Human Development*, 12, 1-16.
- Thomae, H. (1971). Die Bedeutung einer kognitiven Persönlichkeitstheorie für die Theorie des Alterns. *Zeitschrift für Gerontologie*, 4, 8-18.
- Thomae, H. (1974). *Konflikt, Entwicklung, Verantwortung*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Thomae, H. (Ed.). (1976). *Patterns of aging. Findings from the Bonn Longitudinal Study of Aging. Contributions to Human Development, Volume 3*. Basel: Karger.
- Thomae, H. (1977). Fallstudie und Längsschnitt. In G. Strube (Hrsg.), *Die Psychologie des 20. Jahrhunderts* (Bd. 5: Binet und die Folgen, S. 213-235). Zürich: Kindler.
- Thomae, H. (1977 a). *Psychologie in der modernen Gesellschaft*. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Thomae, H. (unter Mitarbeit von H. E. Kranzhoff). (1979). Erlebte Unveränderlichkeit von gesundheitlicher und ökonomischer Belastung. *Zeitschrift für Gerontologie*, 12, 439-459.
- Thomae, H. (1980). Biographische Methode und Humanistische Psychologie. In U. Volker (Hrsg.), *Humanistische Psychologie* (S. 117-131). Weinheim: Beltz.
- Thomae, H. (1983). Alternsstile und Alternsschicksale. Ein Beitrag zur Differentiellen Gerontologie. Bern: Huber.
- Thomae, H. (1985). *Dynamik des menschlichen Handelns, Ausgewählte Schriften zur Psychologie 1944-1984*. Herausgegeben von Ursula M. Lehr & Fr. Weinert. Bonn: Bouvier.
- Thomae, H. (1987). Psychologische Biographik als Synthese idographischer und nomothetischer Forschung. In G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.), *Biographie und Psychologie* (S. 108-116). Berlin: Springer.
- Thomae, H. (1988). *Das Individuum und seine Welt* (2., völlig neu bearbeitete Auflage). Göttingen: Hogrefe.
- Thomae, H. (1989). How European is personality psychology in Europe? Invited lecture, 1st European Congress of Psychology, Amsterdam, July 4-7th, 1989.
- Thomae, H. (1996a). Psychologie der Individualität. In K. Pawlik (Hrsg.), *Grundlagen und Methoden der Differentiellen Psychologie. Enzyklopädie der Psychologie, Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie VIII: Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung*. (Bd. 1: Grundlagen und Methoden der Differentiellen Psychologie, S. 301-321). Göttingen: Hogrefe.
- Thomae, H. (1996b). *Das Individuum und seine Welt* (3., erweiterte und verbesserte Auflage). Göttingen: Hogrefe.
- Thomae, H. & Feger, H. (1970). Hauptströmungen der neueren Psychologie. In C. F. Grauman (Hrsg.), *Einführung in die Psychologie* (Bd. 7). Frankfurt: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Thomae, H. & Petermann, F. (1983). Biographische Methode und Einzelfallanalyse. In H. Feger & J. Bredenkamp (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie, Themenbereich B: Methodologie und Methoden, Serie 1* (Bd. 2: Datenerhebung, S. 362-400). Göttingen: Hogrefe.
- Thomas von Aquin. *Summa theologica*. Deutsch herausgegeben von J. Bernhart: (1934-1938). Summe der Theologie. Leipzig: Kröner.
- Thomas, R. (1992): *Berufliche Umschulung - Wege zum Abbruch und Abschluß*. Frankfurt: Fischer.
- Thorndike, E. L. (1911). *Animal intelligence*. New York: Macmillan.
- Thurstone, L. L. (1938). *Primary mental abilities. Psychometric Monographs*, 1. Chicago: University of Chicago Press.
- Tillich, P. (1952). *The Courage to be*. Yale: Yale University Press. (Deutsch von G. Siemsen: (1953). *Mut zum Sein*. Stuttgart: Steingruben.)
- Tismer, K. G. (1969). *Untersuchungen zur Lebensthematik älterer Menschen. Philosophische Dissertation*. Bonn.

- Tismer, K.G. (1990). Interindividuelle Unterschiede der Zeitperspektive im mittleren und höheren Erwachsenenalter. In R. Schmitz-Scherzen A. Kruse & E. Olbrich (Hrsg.), *Altern - Ein lebenslanger Prozeß der sozialen Interaktion* (S. 233-242). Darmstadt: Steinkopff.
- Tismer-Puschner, I. (1972). Die Beachtung normbezogener Eigenschaften und Verhaltensweisen bei Männern und Frauen des 2. bis 8. Lebensjahrzehnts. *actuelle gerontologie*, 2.
- Tismer-Puschner, I. (1990). Psychologische Aspekte familiärer Sozialisation und kindliches Leseinteresse. In R. Schmitz-Scherzer, A. Kruse & E. Olbrich (Hrsg.), *Altern - Ein lebenslanger Prozeß der sozialen Interaktion* (S. 243-251). Darmstadt: Steinkopff.
- Todt, E. (Hrsg.). (1977). *Motivation. Eine Einführung in Probleme, Ergebnisse und Anwendungen*. Heidelberg: Quelle & Meyer. UTB 712.
- Tolman, E.C. (1932). *Purposive behavior in animals and men*. New York: Century.
- Tolman, E. C. (1951). A psychological model. In T. Parsons & E. Shils (Eds.), *Toward a general theory of action* (pp. 279-361). Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press.
- Tomkins, S. S. (1979). Script theory: Differential magnifications of affects. *Nebraska Symposium on Motivation*, Vol. 26 (pp. 201-236). Lincoln, Nebraska: University of Nebraska Press.
- Trautner, H. M. (1992). *Lehrbuch der Entwicklungspsychologie* (2., überarbeitete und ergänzte Auflage, Bd. 1: Grundlagen und Methoden). Göttingen: Hogrefe.
- Ueberweg, F. (1920). *Grundriß der Geschichte der Philosophie des Altertums* (elfte, vollständig neubearbeitete und stark vermehrte, mit einem Philosophen- und Literatorenregister versehene Auflage, herausgegeben von Dr. Karl Praechter). Berlin: Mittler und Sohn.
- Ulich, D. (1983). Wissenschaftstheorie und Psychologie. In R. Asanger & G. Wenninger (Hrsg.), *Handwörterbuch der Psychologie* (3. Auflage, S. 550-562). Weinheim: Beltz.
- Undeutsch, U. (1983). Exploration. In H. Feger & J. Bredenkamp (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich B: Methodologie und Methoden, Serie 1: Forschungsmethoden der Psychologie* (Bd. 2: Datenerhebung, S. 321-361). Göttingen: Hogrefe.
- Vaillant, G. (1977). *Adaptation to life*. Boston, Mass.: Little Brown.
- Vennen, D. (1992). *Behandlungsergebnisse und Wirkfaktoren von Eheberatung. Eine katamnestiche Studie*. Göttingen: Hogrefe.
- Vernon, P. E. (1955). The psychology of intelligence and g. *Bulletin of the British Psychological Society*, 26, 1-14.
- Vernon, P. E. (1972). The distinctiveness of field independence. *Journal of Personality*, 40, 366-391.
- Vetter, A. (1949). *Natur und Person. Umriß einer Anthropognomik*. Stuttgart: Klett.
- Völker, U. (1980). Grundlagen der Humanistischen Psychologie. In U. Völker (Hrsg.), *Humanistische Psychologie. Ansätze einer lebensnahen Wissenschaft vom Menschen* (S. 13-37). Weinheim: Beltz.
- Vollmershaus, R. (1985). *Die Intensivstation als kritisches Lebensereignis*. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Bonn: Psychologisches Institut.
- Wagner-Simon, T. & Benedetti, G. (1984). *Traum und Träumen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Watson, J. B. (1914). Psychology as the behaviorist views it. *Psychological Review*, 20, 158-177.
- Watson, J. B. (1919). *Psychology from the standpoint of a behaviorist*. Philadelphia: Lippincott.
- Wechsler, D. (1950). *Wechsler intelligence scale for children* (2nd Printing). New York: Psychological Corporation.
- Wechsler, D. (1966). HAWIK: siehe Bondy (1966).
- Wehner, E. G. & Bottenberg, E. H. (1969). Zur Stabilität und Normierung des Maudsley Medical Questionnaire. *Psychologie und Praxis*, 13, 179-180.

- Weiß, R. H. (1977). Grundintelligenztest CFT 2. Skala 2 (6. Auflage). Braunschweig: Westermann. (Deutsche Adaptation von: Cattell, R. B. (1960). Culture Fair Intelligence Test - Scala 2 (3rd Edition). Champaign, Illinois).
- Weizsäcker, C. F. von (1981). Die Einheit der Natur (2. Auflage). München: Hanser.
- Wellek, A. (1959). Die Polarität im Aufbau des Charakters. System der konkreten Charakterkunde (2. Auflage). Bern und München: Francke.
- White, R. W. (1964). Sense of interpersonal competence. Two case studies and some reflections on Origins. In R. W. White (Edition), The study of lives. Essays on personality in honor of H. A. Murray (2nd Ed., p.72-93). New York: Atherton Press.
- Wiggins, J. S. (1973). Personality and prediction: Principles of personality assessment. Reading, Mass.: Addison-Wesley.
- Wiggins, J. S., Renner, K. E., Clore, G. L. & Rose, R. J. (1971). The psychology of personality. Reading, Mass.: Addison-Wesley.
- Wilson, G. D. (1976). Personality. In H. J. Eysenck & G. D. Wilson (Eds.), A textbook of human psychology (pp. 129-144). Lancaster: MTP Press.
- Windelband, W. (1907). Die Geschichte der neueren Philosophie in ihrem Zusammenhang mit der allgemeinen Kultur und den besonderen Wissenschaften (4., durchgesehene Auflage). Leipzig: Breitkopf & Härtel.
- Witkin, H. A. (1967). A cognitive-style approach to cross cultural research. International Journal of Psychology, 2, 233-250.
- Witkin, H. A. (1969). Social influences in the development of cognitive style. In D. A. Goslin (Ed.), Handbook of socialization: Theory and research (pp.687-706). Chicago: Rand McNally.
- Witkin, H. A., Dyk, R. B., Fatereson, H. F., Goodenough, D. R. & Karp, S.A. (1962). Psychological differentiation. Studies of development. New York: Wiley.
- Witkin, H. A., Lewis, H. B., Hertzman, M., Machover, K., Meissner, P. B. & Wapner, S. (1954). Personality through perception. New York: Harper.
- Witkin, H. A., Moore, C. A., Goodenough, D.R. & Cox, P. W. (1977). Field-dependent and field-independent cognitive styles and their educational implications. Review of Educational Research, 47, 1-64.
- Wittmann, W. W. (1985). Raymond B. Cattell und Hans Jürgen Eysenck. In Th. Herrmann & E.-D. Lantermann (Hrsg.), Persönlichkeitspsychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (249-256). München: Urban & Schwarzenberg.
- Wottawa, H. & Hossiep, R. (1987). Grundlagen psychologischer Diagnostik. Göttingen: Hogrefe.
- Wundt, W. (1903). Naturwissenschaft und Psychologie. Leipzig: Engelmann.
- Wundt, W. (1913). Grundriß der Psychologie (11. Auflage). Leipzig: Kröner.
- Wylie, R. C. (1974, 1979). The Self-Concept. Volume I, Volume II (Revised Edition). Lincoln/London: University of Nebraska Press.
- Wyss, D. (1966). Die tiefenpsychologischen Schulen von den Anfängen bis in die Gegenwart. Entwicklung, Probleme, Krisen (2., durchgesehene und erweiterte und um ein Sachregister vermehrte Auflage). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Zeigarnik, B. (1927). Über das Behalten von erledigten und unerledigten Handlungen. Psychologische Forschung, 9, 1-85.
- Zimbardo, P. G. (1973). On the ethics of intervention in human psychological research: With special reference to the Stanford prison experiment. Cognition, 2, 243-256.
- Zucha, R.O. (1987). Humanistische Psychologie. In S. Grubitzsch & G. Rexilius (Hrsg.), Psychologische Grundbegriffe (S. 464-467). Hamburg: rowohlt's enzyklopädie.

Personenregister

- Adler, A. 25, 27-30, 54, 57-60, 62-65, 96,
107-109, 194, 206-207, 211, 504, 511,
533
- Ahrens, H.-J. 512
- Aiken, L. R. 249, 482, 484-485, 511
- Albert, H. 511
- Albert, J. 524
- Allen, A. 513
- Allen, M. 192-193, 203, 515
- Allport, F. H. 511
- Allport, G. W. 1, 15, 22, 25, 113-114, 128,
131, 136, 156-171, 179, 188-190, 207,
266, 359, 481-482, 484, 487, 489-490,
498, 502-503, 505-506, 511
- Althoff, K. 356, 523
- Amelang, M. 1, 53, 135, 336, 338, 352,
428, 501, 511-512
- Anastasi, A. 337, 512
- Anderson, J. W. 105-106, 512
- Angleitner, A. 1, 18, 174, 289, 305, 359,
444, 512, 514
- Ansbacher, H. 512
- Ansbacher, R. 512
- Aristoteles 16, 28, 112, 174, 266, 512
- Arnold, W. 512
- Asch, S.E. 525
- Asendorpf, H. 335, 512
- Atkinson, J.W. 268, 272, 512
- Baldwin, A. C. 264, 512
- Baldwin, A. L. 512
- Bandura, A. 26, 411, 414-417, 432-442,
444-445, 464, 471-472, 479, 484, 488,
500, 502, 512-513
- Banks, C. 460, 522
- Bannister, D. 513
- Bartussek, D. 1, 53, 135, 336, 338, 352,
359-361, 364, 377, 387, 390, 395, 501,
512-513
- Bategay, R. 513
- Baumann, U. 401, 403, 513
- Beckmann, D. 135, 314, 513
- Bell, P. A. 259, 261-262, 513
- Bellak, L. 105, 513
- Bellak, S.S. 105, 513
- Bem, D.J. 445, 513
- Benedetti, G. 535
- Boufford, D. L. 459
- Bergmann, G. 519
- Bernauer, F. 522
- Blase, H. 14, 17-18, 513
- Block, H. 251, 525
- Bochenski, J. M. 513
- Boeger, A. 306, 513
- Bommert, H. 222, 513
- Bonarius, H. 289, 514
- Bondy, C. 250, 514
- Borkenau, P. 174, 338, 512
- Boss, M. 514
- Bottenberg, E.H. 403, 535
- Bouffard, D.L. 458, 530
- Bowers, K. S. 462, 514
- Brähler, E. 135, 314, 513
- Brandstätter, H. 53, 174, 363, 412, 444, 514
- Brengelmann, J. C. 514
- Brentano, F. 132, 206, 514
- Breuer, F. 514
- Brickenkamp, R. 514
- Briggs Myers, I. 514
- Briggs, K. C. 514
- Bruner, J.S. 260, 514
- Brunswik, E. 514
- Buber, M. 197, 514
- Bugental, J. F. T. 192, 514
- Bühler, Ch. 25, 191-193, 202-206, 300,
481, 514-515
- Byrne, D. 25, 56, 243, 257, 259-262, 309-
311, 488-489, 503, 505-506, 509, 513,
515
- Camus, A. 515
- Cantor, N. 296, 515
- Cantril, H. 215, 515
- Carlson, R. 297, 515
- Cartwright, D. S. 515
- Cartwright, R. D. 515
- Cassells, A. 195, 515

- Cattell, R.B. 25, 56, 313-315, 320, 341-355, 357-370, 372-378, 380, 396, 403-408, 471, 476, 478, 481-482, 488, 490, 494, 497, 500, 502, 505, 507, 515-516, 532
 Cervone, D. 441-442, 513
 Chance, J.E. 125, 226, 234-235, 289, 293, 429, 531
 Child, I.L. 127, 516
 Ciaccio, N. V. 94, 300, 516
 Clauser, G. 516
 Clore, G.L. 536
 Coerper, C. 304, 516
 Cohen, A. 274, 516
 Combs, A. W. 25, 263, 265, 274-277, 298, 309-312, 490, 497, 505, 516, 533
 Conrad, W. 352-353, 516
 Conzen, P. 94, 516
 Corsini, R. J. 78, 405, 516
 Cox, P. W. 536

 Daniels, J.C. 516
 Day, D. 524
 Dement, W. 516
 Deutsch, W. 138, 516
 Dieckmann, H. 516
 Dietrich, G. 516
 Diltney, M. 14, 132, 134, 151, 291, 516
 Dittrich, A. 401, 403, 513
 Dollard, J. 56, 333, 413-414, 417, 516
 Donati, R. 522
 Dorsch, F. 17, 198, 412, 478, 516
 Dreger, R. M. 366, 515
 Drever, J. 517
 Dyk, R.B. 536

 Ebbesen, E. 456, 528
 Eber, H. B. 82, 360, 362-363, 515
 Eggert, D. 386, 400-401, 403, 517
 Ehrenfels, Chr. von 132, 517
 Elhardt, S. 517
 Endler, N. S. 464, 517, 527
 Epstein, S. 462, 491-492, 517
 Erikson, E.H. 25, 27, 30, 55-56, 90, 92-95, 107-109, 165, 170, 189, 300, 478, 481, 490, 504-505, 517
 Ermann, M. 517
 Evans, J. W. 532
 Ewen, R. B. 517

 Eysenck, H.J. 9, 11-12, 22, 25, 112, 121, 128, 313-314, 320, 377-401, 403-408, 462, 471, 476, 487, 494, 497, 502, 505, 507, 509, 513, 517-518
 Eysenck, M. W. 378, 380, 383, 385, 387, 389-390, 398, 404, 518
 Eysenck, S.B.G. 380-383, 385, 387, 401, 462, 518

 Faterson, H.F. 536
 Feger, H. 8, 132, 534
 Festinger, L. 272, 518
 Fischer, C. 518, 520
 Fisseni, H. J. 496, 518-519
 Fookan, I. 305, 519
 Frankl, V. E. 25, 175, 191, 202, 205-206, 232-242, 519
 Fransella, F. 513
 Franz, C. 533
 Franz, M.L. von 67, 80-82, 94, 520, 524
 Freud, S. 22, 25, 27-40, 42-57, 62, 64-66, 70, 73, 84, 86, 89-92, 96, 103-105, 107-109, 165-166, 175, 188-190, 194, 208, 212, 223-224, 252, 404, 476, 481-483, 489-490, 493, 497, 499, 501, 503, 505-507, 509-510, 520-521, 529
 Frielingsdorf, K. 520
 Fröhlich, W. D. 255-256, 517, 520
 Fromm, E. 25, 54-55, 191, 194, 202, 211, 223-231, 520-521, 526
 Fuchs, W. 253, 521

 Gadamer, H. G. 132, 521
 Gardner, R. 25, 243, 257, 259, 261, 309-310, 505-506, 521
 Gebattel, V. E. von 519
 Geller, J.D. 522
 Gold, A. 428, 512
 Goldstein, K. 192, 195, 521
 Goodenough, D. R. 536
 Gordon, J. E. 15, 521
 Görres, A. 53-54, 521
 Gottschalk, H. 521
 Gottschalk, K. 521
 Graevenitz, J. von 521
 Graumann, C. F. 521
 Grawe, K. 199, 522
 Gray, J. A. 398, 522
 Green, P. 195-196, 515

- Guilford, J.P. 10-12, 25, 121, 313-314, 320-340, 378, 380, 396-397, 405-408, 471, 476, 485, 489, 502, 505, 507, 509, 522
 Gulliksen, H. 486, 522

 Häcker, H. 500, 522
 Hagen, C. von 306, 522
 Hagen, W. 304, 516
 Hall, C. S. 105, 170, 224, 346, 522
 Halsig, N. 519
 Harnbrecht, B. 253, 522
 Hamsher, J. H. 522
 Haney, C. 460, 522
 Hark, H. 76, 83, 85-87, 522
 Hartmann, H. 55
 Hartmann, N. 29, 175, 522
 Hathaway, S.R. 260, 522
 Hehlmann, W. 132, 174, 522
 Heidegger, M. 197-198, 206, 522
 Heidenreich, K. 531
 Hellerich, G. 132, 522
 Henderson, J.L. 524
 Herrmann, Th. 1, 6, 19, 135, 160, 518, 523
 Hertzman, M. 536
 Hilgard, E.R. 412, 523
 Hillman, J. 523
 Hjelle, L. A. 523
 Hobi, V. 404, 523
 Hochberg, J.E. 195, 523
 Hochreich, D.J. 12, 53-54, 57, 63-64, 95, 207, 209-212, 215, 418-422, 424-429, 483, 502, 531
 Hoepfner, R. 336, 522
 Hofstätter, P. R. 175, 523
 Holland, R. 514
 Holzman, Ph. S. 521
 Horn, J.L. 516
 Horn, W. 351, 355-356, 523
 Horney, K. 55, 194, 199-200, 523
 Hossiep, R. 307, 536
 Hull, C.L. 264, 302, 333, 383, 388, 413, 419, 523
 Humboldt 195, 523
 Humboldt, W. von 14
 Hunt, J. McV 464, 517
 Husserl, E. 132, 196, 198, 206, 523

 Ittner, E. 519

 Jackson, D.J. 521
 Jackson, D.N. 105, 523
 Jacobi, J. 87, 523-524
 Jaensch, E. 136, 244, 523
 Jaffé, A. 524
 Jäger, A.O. 356, 523
 Jäger, R.S. 496, 523
 Jaspers, K. 132, 197, 523
 Jeffery, R. W. 437, 513
 John, O. 167, 289, 514
 Jovanovic, U. J. 523
 Jüchten, I.C. 532
 Jung, C.G. 25, 27-30, 54, 65-73, 75, 77, 80-81, 83-86, 88-89, 96, 107-109, 165, 170, 175, 189-190, 252, 383-385, 481, 483, 489-490, 494, 497, 501, 503, 505-506, 510, 523-524
 Jüttemann, G. 524

 Kaegi, A. 4-5, 15, 524
 Kagan, J. 25, 243, 256-259, 261, 309-310, 524
 Kames, H. 200, 524
 Kardiner, A. 524
 Karp, S.A. 536
 Kast, V. 524
 Katz, H. A. 524
 Kehl, M. 520
 Keintzel, R. 524
 Kelly, G.A. 22, 25, 140-141, 170, 206, 263, 265, 277-283, 285-290, 298, 309-312, 449, 483, 488-490, 494, 497, 504-505, 507, 509, 524-525
 Kiener, F. 53, 525
 Kierkegaard, S. 197, 525
 Kihlstrom, J. F. 296, 515
 Kipnowski, A. 306, 525
 Kirchhoff, R. 113, 525
 Klages, L. 16, 136, 175, 525
 Klär, A. 404, 523
 Klein, G. S. 521
 Klineberg, O. 525
 Kluckhohn, C. 97, 528
 Koch, M. 16-18, 525
 Koch-Hillebrecht, M. 525
 Kogan, N. 256, 258, 524
 Kohlberg, L. 166, 525
 Kolligian, J. 296, 532

- Kraepelin, E. 29, 115, 525
 Krampen, G. 427, 525
 Krapp, A. 525
 Kratzmeier, H. 351, 525
 Kraus, F. 175, 525
 Kretschmer, E. 17, 25, 111, 114-123, 128
 129, 162, 189-190, 331, 383, 386-387,
 395, 408, 479, 487, 489, 494, 501, 503,
 505, 525
 Kriz, J. 54, 64, 193, 197, 199, 525
 Kroh, O. 175, 525
 Krueger, F. 136, 526
 Kruse, A. 301, 305, 526
 Kügler, H. 526
 Külbel, E. 428, 512
 Külpe, O. 526
 Kwiatkowski, G. 526
- Lang, C. 258, 524
 Laplanche, J. 39-40, 46, 253, 526
 Laux, L. 526
 Layton, L. 94, 533
 Lazarus, R. S. 526
 Lehr, U. 296, 304-305, 526
 Lersch, Ph. 1, 17, 25, 56, 133-134, 173,
 175, 181-182, 184-186, 188-190, 307,
 489-490, 501-502, 505, 509, 526
 Levinson, D.J. 300, 526
 Lewin, K. 11-12, 25, 96, 105, 195, 263,
 265-267, 269-270, 272, 275, 298, 309,
 312, 416, 464, 494, 497, 500, 503, 505,
 526
 Lewis, H.B. 536
 Lindzey, G. 105, 224, 346, 522
 Linton, H. 521
 Longman 297, 526
- Machover, K. 536
 Magnusson, D. 295, 527
 Mailahn, J. 519
 Marcel, G. 197, 527
 Marrow, A. J. 271-272, 527
 Martin, W.T. 527
 Maslow, A.A. 25, 191-192, 202, 206-216,
 527
 Maslow, B.G. 527
 Massarick, F. 515
 Massarik, M. 203, 515
 Mathey, F. J. 174, 305, 527
 Mayer, F.St. 427, 527
- McKinley, J. C. 260, 522
 Meier, C. A. 527
 Meinong, A. von 132, 527
 Meissner, P.B. 536
 Merleau-Ponty, M. 527
 Messeck, S. 246, 250, 527
 Messick, S. J. 521
 Michel, L. 403, 527
 Miller, E.N. 56, 333, 413-414, 516
 Miller, N.E. 272, 417, 527
 Minnemann, E. 532
 Mischel, H.N. 528
 Mischel, W. 1, 26, 170, 411, 414-417, 432,
 445-458, 460, 462, 464, 471-472, 478,
 482, 484-485, 488, 490-491, 495, 498,
 500, 502, 504-505, 507, 509-510, 527-
 528
 Mishra, R. C. 528
 Mittenecker, E. 528
 Mogel, H. 300, 528
 Mohr, H. 244, 528
 Monat, A. 526
 Moore, C. A. 536
 Moos, R.H. 446, 528
 Moreno, J.L. 528
 Mummendey, H. D. 401, 403, 528
 Murray, H.A. 25, 27, 30, 96-99, 101, 103-
 105, 107-109, 171, 188-190, 192, 252,
 254, 265-266, 416, 453, 464, 478-479,
 481-482, 484-485, 487, 489-490, 499,
 505, 508, 528
- Neuberger, O. 216, 528
 Nietzsche, Fr. 29, 32, 197, 528
 Noack, H. 307, 528
 Nowicki, S. 529
- Odbert, H. S. 359, 511
 Olbrich, E. 305, 519, 529
 Olweus, D. 415, 529
 Ovsiankina, M. 271, 529
- Pauli, R. 512
 Pawlik, K. 1, 529
 Pawlow (oder Pavlov), I.P. 265, 333, 383,
 388, 405, 413-414, 529
 Perls, F. S. 194, 198-200, 529
 Perrez, M. 54, 513, 529
 Pervin, L.A. 289, 412, 432, 441, 444, 502,
 529

- Petermann, F. 292, 307, 496, 528-529, 531, 534
 Peterson, D.R. 26, 411, 416-417, 464-470, 529
 Petzold, H. G. 194, 199-200, 529
 Pfahler, G. 136, 529
 Phares, E.J. 425, 427, 431, 441, 529, 531
 Phillips, W. 524
 Phillipson, H. 105, 530
 Piaget, J. 166, 530
 Platon 174, 530
 Pongratz, L.J. 28, 132, 135, 137, 151, 530
 Pontalis, J. B. 39-40, 46, 253, 526
 Popper, K.R. 6, 107, 530
 Postman, L. 260, 514
 Price, R.H. 458-530
 Puschner, I. 306, 530
- Quekelberghe, R. van 530
 Quitmann, H. 191-193, 530
- Radcliffe, J. A. 516
 Rautenstrauch, Th. 403, 530
 Raven, J.C. 351, 393, 530
 Reeb, W. 14, 17-18, 513
 Renner, K.E. 536
 Revers, W. J. 132, 530
 Richards, F. 274, 516
 Richter, H. E. 79, 135, 314, 513
 Riemann, R. 286, 530
 Rietz, C. 305, 531
 Roazen, P. 530
 Rogers, C.R. 25, 103, 191-192, 198, 202, 211, 217-222, 265, 310-312, 482-483, 489-490, 494, 504-505, 507, 509, 530, 533
 Rokeach, M. 530
 Rorschach, H. 252, 255, 484-485, 508, 530
 Rose, R. J. 536
 Rosenberg, S. 514
 Rosenzweig, S. 105, 530
 Rösler, F. 401, 403, 513
 Rosman, B.L. 524
 Ross, A.O. 530
 Ross, D. 436, 513
 Ross, S.A. 436, 513
 Roth, E. 157, 530-531
 Rothacker, E. 25, 56, 173, 175-180, 186-190, 490, 494, 501-502, 531
- Rotter, J. B. 11-13, 26, 53-54, 57, 63-64, 95, 140-141, 170, 207, 209-212, 215, 411, 416-431, 450, 464, 471-472, 479, 482-483, 488, 490-491, 495, 497-498, 500, 502, 504-505, 507, 509, 522, 524, 531
 Rudinger, G. 305, 531
 Rützel, E. 403, 531
- Sader, M. 1, 531
 Sahakian, W. S. 132, 531
 Sartre, J.P. 197-198, 531
 Schäfer, B. 531
 Schaub, A. 306, 531
 Schauer, H. 403, 531
 Scheerer, E. 174, 531
 Scheler, M. 175, 196, 531
 Scheurer, H. 496, 523
 Schick, C. 121, 531
 Schmidt, L. R. 207, 531
 Schmitt, M. 298, 304, 532
 Schmitz, P.G. 249, 255-256, 532
 Schmitz-Scherzen R. 306, 526, 532
 Schneewind, K. A. 1, 53-54, 132, 135, 174, 361, 364, 366, 532
 Schröder, G. 358, 361, 366, 516, 532
 Schuler, H. 53, 174, 363, 514
 Schulte, J. H. 519
 Schultz-Hencke, H. 55, 532
 Schulz von Thun, Fr. 193, 198, 532
 Seeman, M. 532
 Seiffert, H. 132, 532
 Seiffge-Krenke, I. 53-54, 208, 216, 532
 Sheldon, W.H. 25, 111, 114, 122-129, 162, 189-190, 331, 408, 489, 494, 501, 505, 516, 532
 Shostrom, E. 532
 Siewert, H. H. 532
 Singer, J. 296, 532
 Skinner, B.F. 333, 414-415, 417, 498-499, 532-533
 Snygg, D. 25, 263, 265, 274-277, 298, 309-312, 490, 497, 505, 516, 533
 Spearman, C. 351-352, 357, 396, 405, 533
 Spence, D. P. 521
 Sperber, M. 64, 533
 Sperling, U. 532
 Spranger, E. 15, 25, 128, 131, 133, 136, 149-158, 179, 188-190, 241, 476, 481, 490, 497, 503, 505-506, 533

- Spreen, O. 533
 Stapf, K. 479, 533
 Stern, W. 1, 10-12, 15, 22, 25, 82, 131, 133, 135-147, 149, 156-158, 179, 188, 190, 207, 242, 266, 292, 416, 476, 489-490, 495, 497, 500, 503, 505-506, 533
 Stevens, S.S. 122, 125-126, 532
 Stewart, A. J. 94, 533
 Stocker-Kreichgauer, G. 53, 174, 514
 Strickland, B.R. 529
 Strunz, K. 119, 132, 533
 Stumpf, C. 132, 533
 Sullivan, H. S. 223, 533
 Sutton, K. 427, 527
 Sweney, A.B. 516

 Tatsuoaka, M. M. 360, 362-363, 515
 Testkuratorium der Föderation Deutscher Psychologenvereinigungen 398, 533
 Tewes, U. 250, 533
 Thomae, H. 1, 8, 14-15, 25, 94, 105, 132, 135, 157, 206, 215, 253, 255, 263-265, 277, 291-297, 299-305, 307-310, 312, 404, 407-408, 416, 463, 480-483, 489-490, 497-498, 504-505, 509, 516, 524, 526, 533-534
 Thomas von Aquin 28, 174, 236, 534
 Thomas, R. 306, 534
 Thorndike, E. L. 419, 534
 Thurstone, L. L. 351-353, 356-357, 534
 Tillich, P. 197, 534
 Tismer, K.G. 306, 534-535
 Tismer-Puschner, I. 535
 Todt, E. 53-54, 208, 216, 532, 535
 Tolman, E.C. 264, 535
 Tomkins, S.S. 297, 535
 Trautner, H.M. 264, 535
 Trenkel, A. 513
 Tucker, R. B. 122, 532

 Ueberweg, F. 16, 535
 Ulich, D. 535
 Undeutsch, U. 293, 535

 Vaillant, G. 94, 300, 535
 Vennen, D. 535
 Vernon, P. E. 157, 511, 535
 Vetter, A. 136, 535
 Völker, U. 48, 192-193, 198, 535
 Vollmershaus, R. 295, 535

 Wagner, A. 358, 516
 Wagner-Simon, T. 535
 Walter, H. 516
 Wapner, S. 536
 Watson, J.B. 333, 413, 535
 Weber, H. 1, 526, 531
 Wechsler, D. 250, 255, 281, 535
 Wehner, E.G. 403, 535
 Weiß, R.H. 101, 355, 357, 400, 484, 536
 Weizsäcker, C. F. von 6, 186, 536
 Wellek, A. 136, 175, 536
 White, R. W. 102, 536
 Wiggins, J. S. 1, 512, 536
 Wilson, G.D. 379, 536
 Windelband, W. 134, 536
 Witkin, H. A. 25, 56, 128, 243, 246-247, 249-257, 259, 261, 297, 309-312, 485, 488-489, 503, 505-506, 509, 536
 Wittmann, W. W. 405, 536
 Wottawa, H. 307, 536
 Wundt, W. 264, 266, 385, 405, 478, 536
 Wylie, R.C. 222, 491, 536
 Wyss, D. 54, 64, 86, 536

 Zeigarnik, B. 271, 536
 Ziegler, D.J. 523
 Zimbardo, P. 460, 522
 Zimbardo, P.G. 536
 Zimmerman, W.S. 337-338, 522
 Zucha, R. O. 192, 197, 199, 536

Sachregister

- Abwehrmechanismus: 40-41, 252-254, 259
 - Fixierung: 40
 - Gemeinsamkeiten von A.: 41
 - Projektion: 40
 - Rationalisierung: 40, 252
 - Reaktionsbildung: 40
 - Regression: 40
 - Sublimierung: 39
 - Verdrängung: 39, 40-41, 252, 259
- Aggression: 38, 254, 434, 449
- Amplifikation: 86
 - siehe Traum!
- Anal: 42, 91
- Analytische (oder Komplexe) Psychologie (Jung): 65
- Anlage (und Umwelt): 389, 397, 501-503
- Anwendung (persönlichkeitstheoretischer Ansätze in der Diagnostik): 306
- Angst: 41, 259, 350, 491
- Anpassung, Fehlanpassung: 58, 62, 203
- Anthropologie, anthropologisch: siehe Menschenbild!
- Archetypen: 75-82, 84
 - Alter Weiser: 79-81
 - Anima, Animus: 76, 78-79
 - Arten 76
 - Große Mutter (Magna Mater): 79-81
 - Informationsquellen: 75
 - Reihenfolge: 76-82
 - Schatten: 76-78
 - Selbst, 81-82
- Autonomie: siehe Selbstbestimmung, Selbstorganisation, Selbstregulierung!
 - funktionelle A.: 167-169
- Bedürfnis: 98-100, 207-212, 225-227, 338, 425
 - Auflistung: 99, 209, 225, 338, 425
 - Bedürfnishierarchie: 207-212
 - siehe Motivation!
 - siehe need!
- Behaviorismus: 333
 - siehe Lerntheorien!
- Belohnung: siehe Verstärkung!
- Beobachtung (Selbst-, Fremd-): 7, 132-133, 477-479
- Beobachtungslernen: 415, 432-440
- Bestärkung: siehe Verstärkung!
- Bestrafung: siehe Verstärkung!
- Bewegungsfreiheit: 424, 429
- bewußt, Bewußtsein: 36, 66, 147, 489-493
- Biographie, Biographik: 97, 103, 203, 292-295, 481
- biologische Basis von Eigenschaften: siehe Eigenschaften!
- Charakter: 14, 15-17, 45, 57, 136, 161
 - Charakterprägung in der oralen, analen, Phallischen Phase: 45
- Culture Fair Test, Culture Free Test (CFT): 354
- Daseinsthema: 300, 307
- Daseinstchnik: 301-303
 - siehe Reaktionsform!
- Daten(quellen): 6-8, 132-134, 291-298, 314, 380-381, 477-488
 - L-, Q-, T-Daten: 347-349, 359-360
- Destruktionstrieb: 38
- Differentielle Psychologie: 22, 137, 280
- Differenzen messen / vier Paradigmen (Stern): 137-139
- Disposition (persönliche): 163-164
 - siehe Eigenschaft!
- „dynamisches Netz“ (Cattell): 368
- dynamische Wesenszüge (Cattell): 344, 367-373
 - siehe Motivation!
- Dysthymie: 384, 394
 - siehe Psychasthenie!
- Eigenschaft: 163, 181, 296, 321-325, 342-344
 - allgemein / einzigartig: 343
 - biologische Basis: 37, 103-104, 112, 115-120, 126, 128, 162, 324, 331, 343, 369, 389, 397

- Universalität: 363, 390
- Eight State Questionnaire (8 SQ: Cattell): 375
- Einheit: siehe Ganzheit!
- Einstellungen: siehe Extraversion!
- Einzigartigkeit: 1, 3, 309, 408, 505-507
- Einebner (leveler): 257
- siehe Verschärfer!
- Energie, seelische: 32, 38, 57, 70-74
- Entwicklungsphasen:
 - nach Allport: 165-167
 - nach Bühler, Ch.: 204
 - nach Erikson: 90-94
 - nach Freud: 42-45
 - nach Murray: 103-104
 - psychosexuelle:
 - ⇒ anal: 42, 91
 - ⇒ genital: 44
 - ⇒ Latenz: 43, 92
 - ⇒ oral: 42, 91
 - ⇒ phallisch: 43, 912
- Eros: 38
- Erwartung: 420, 426, 449
- generelle: 426-428
- spezielle: 420
- Es, das: 32-33, 36, 41, 103
- Existenzphilosophie: 197
- Exploration, Gespräch, Interview: 293-294, 482-484
- Experiment: 120, 260, 436, 437, 439, 441, 455-462, 478
- Definition: 478
- Extraversion / Introversion: 66-69, 128, 383-396, 389-391, 400-402
- biologische Basis: 389
- Erregung / Hemmung: 388, 390
- Herleitung: 392-395
- und die Vier Temperamente: 35
- Eysenck Personality Inventory (EPI): 400
- Eysenck Personality Questionnaire (EPQ): 402
- Faktorenanalyse: 314-320, 325, 330, 336, 353, 359-362, 380, 405-407
- Faktorenanalytische Persönlichkeitstheorien: 25, 321-410
- Familiendynamik (Adler): 60
- Fehlleistungen (Freud): 45-46
- feldabhängig, -unabhängig (Witkin): 128, 247-256
- Feld(-begriff, -theorie): 11, 266-272, 274
- Phänomenales Selbst, Selbstbild, Wahrnehmungsfeld: 275
- Fixierung: 40
- Fragebogen als Meßmittel der Persönlichkeit: 69, 157, 260, 337, 359-366, 369, 375, 398-403, 427-428, 487-488
- GAMIN: Fragebogen von Guilford: 337
- Ganzheit (Totalität): 3, 5, 9, 149, 157, 179, 185, 191-192, 194, 207, 311-312, 418, 505
- Ganzheits-/Gestaltpsychologie: 194
- Gefängnisexperiment: 460-462
- genital: 44
- Geschwisterkonstellation (Adler): 61
- Gespräch: siehe Exploration!
- Gestaltgesetze: 195
- Gewissen: 35, 167
- Gießen-Test (GT): 135, 314
- Gott: 229, 231, 235
- Grid-Technik (Kelly): 286
- Grundfunktionen (Jung): Denken, Fühlen, Empfinden, Intuieren: 67
- Guilford-Zimmerman-Temperament-Survey (GZTS): 337
- Gütekriterien (Objektivität, Reliabilität, Validität): 486
- hierarchische Persönlichkeitsmodelle: 328, 364, 381, 383
- Humanismus: 196
- humanistische Psychologie: 25, 191-242
- Dritte Kraft: 198
- Therapie(formen): 198
- Ursprünge:
 - ⇒ in der Philosophie: 196
 - ⇒ in der Psychologie: 193
- hypothetisch-deduktive Methode: 381
- Hysterie: 45, 50, 384, 394
- Ich, das: 33-34, 36, 41, 42, 55, 90, 103, 165, 178, 184, 489-492
- siehe Selbst, Selbstbewußtsein, Selbstbild, Selbstkonzept!
- Identität(ssuche): 90-94, 200, 226
- idiographisch: 4, 134-135, 149, 158, 162, 163, 295
- siehe nomothetisch!
- I-E-Fragebogen: internele, externale Kontrollzuweisung: 427

- siehe „Ort“ der Verhaltenskontrolle!
- Impulsivität / Reflexivität: 258
- Individualpsychologie: 57
- Individuation: 74-88
- Individuum, Individualität: 1, 3, 14-15, 108, 140, 151, 158-159, 188, 280, 291, 296, 303, 309
- individuelle Welten: 296, 303
- Intelligenz: 162, 250, 332-336, 351-358, 396-398
 - Faktoren (verbal, numerisch, räumlich usw.): 351-357
 - feste / flüssige: 352-357
 - genetische Basis: 397
 - geschlechtsspezifische Unterschiede: 397
 - Kreativität: 335
 - Modelle:
 - ⇒ Gruppenfaktorenmodell (Thurstone): 351
 - ⇒ Intelligenzstrukturmodell (Guilford): 333
 - ⇒ Quadermodell (Eysenck): 396
 - ⇒ Zweifaktorenmodell (Spearman): 351
 - Tests / Messungen: 251, 354-357, 393, 398
- Interaktion, interaktional: 96, 105, 149, 303, 304, 411-475
 - Erfassung / Probleme: 466
 - Interaktionssequenzen: 469
 - Methodenfragen: 468
- interaktionale Persönlichkeitstheorien: 411-475
- Interview: siehe Exploration!
- Introversion: siehe Extraversion!
- Introzeption: 143
- Kastration(skoplex): 44
- kognitiv, 25, 243-260, 263-308, 309-312, 412, 418, 433, 445
 - Umschreibung: 244, 265, 412
 - Ursprünge: 264
- kognitive Formen: 296-297
 - Prototypen: 296
 - Scripts und Pläne: 297
 - Kognitive Stile: 243-260, 297
 - „Überzeugungen“: 297
- kognitive Kehre / Wende: 264
- kognitive Persönlichkeitstheorien: 25, 248-262, 263-311
- kognitive Repräsentation: 296
- kognitiv-soziale Lerntheorie: 432, 445
- kognitive Stile, kognitive Kontrollen: 25, 243-260, 297
- kognitive Theorie / Postulate: 265, 291
- Kompensation, Überkompensation (Adler): 57
- Komplex: 72, 104
- Komplexe (oder Analytische) Psychologie (Jung): 65
- Konditionieren: 412-417
 - Beobachtungslernen: 415, 434-440
 - instrumentelles K.: 414
- klassisches K.: 414
- operantes K.: 415
- Signallernen: 414
- Vertreter: 413
 - siehe Lernen / Lerntheorien!
- Konflikt(modelle): 36, 58, 219-220, 272, 347
- Konstrukt, persönliches: 278-290
- Konvergenz(lehre): 145, 149
- Konsens (intersubjektiver): 6, 486
- Konsistenz, Konstanz (des Verhaltens): 19
 - siehe Stabilität!
- Konstitutionstypologie: 25, 111-127, 128
- Körperbau: 115-117, 122-124, 162
 - und Psychose: 115
 - und Temperament: 120, 126
- Kreativität: 335
- Kultur: 56, 59, 63, 169, 363
 - kulturfaire / kulturfreie Tests: siehe Culture Fair Test (CFT)!
- Lebensbereiche (Bühler):
 - Aktivität: 204
 - persönliche Beziehungen: 205
 - Selbstentfaltung: 205
- Lebensformen (Spranger): 128, 150-156
 - ethische Implikationen: 156
- Lebensphasen (Bühler): 204
- Lebensraum: 146, 267, 274, 298
 - Experimente: 271
 - individueller: 146
 - Lokomotion im L.: 269
 - psychologischer L.: 267
 - psychologische Umwelt: 267
 - subjektiver L.: 298
 - und physikalisches Umfeld: 268
- Lebensstil: 59

- Leistungstest: 48-88
 - Testscores: Interpretation: 373
 - Testtheorie, klassische: 486
 Lernen, Lerntheorien: 411-417
 - Arten: 414
 - Erregungs- / Hemmungsprozesse: 388-391
 - Kritik: 432
 - Vertreter: 415-416
 - siehe Konditionieren!
 lerntheoretische Persönlichkeitstheorien: 417
 Libido: 38, 57, 65, 70
 Leistungsprüfsystem (LPS): 351, 356
 locus of control (Fragebogen: Witkin): 262, 427
 Logotherapie: 236

 Machtstreben (Adler): 58
 Mann-Zeichen-Test (MZT): 252
 Maudsley Medical Questionnaire (MMQ): 399
 Maudsley Personality Inventory (MPI): 400
 Menschenbild: 54, 109, 188, 192, 279, 307, 454, 464, 409
 „Menschwerdung“ (Fromm): 223
 Methoden der Persönlichkeitspsychologie: 477-488
 - Auswertung vorgegebener Daten: 479
 - Beobachtung: 477
 - Experiment: 478
 - Exploration, Gespräch, Interview: 482
 - Leistungstest: 485
 - Persönlichkeitstest: 485
 - projektive Verfahren: 484
 Minderwertigkeit(sgefühle): 59, 93, 328
 Minimaldefinition von Persönlichkeit: 19, 107, 129, 188, 309, 408, 472
 Motivation: 37-42, 70-74, 97-99, 141-143, 153, 167-169, 177, 182-183, 203-204, 207-211, 225-228, 234-235, 269-270, 288, 300-304, 338-339, 367-373, 425
 - siehe Bedürfnis!
 - siehe need!
 Motivation Analysis Test (MAT): 369

 need (Murray): 98-100, 105
 - siehe press!
 Neurose: 36, 49-53, 57, 83, 238, 384, 429
 - siehe Störungen!
 Neurotizismus: 385, 389, 391

 - biologische Basis: 389
 - Herleitung: 395
 nomothetisch: 4, 134-135, 149, 158, 295
 - siehe idiographisch!
 noogene Neurose: 237

 Objektivität: 486
 oral: 49, 91
 „Ort“ der Verhaltenskontrolle (locus of control / Fragebogen: Witkin): 262, 427

 Person: 10, 14, 18-19, 137, 139-144, 179, 193, 267, 279, 342, 344, 418, 432, 464-470, 499-501, 503-504
 - Wortgeschichte: 18-19
 - siehe Situation!
 Persona (Jung): 71
 Personenvariablen (Mischel): 447, 455
 Persönlichkeit: 1, 3, 5, 14, 18-19, 25, 144, 160, 163, 169, 170, 321, 341, 362, 378, 379, 417, 418
 - Theorien-Überblick: 25-26
 - Wortgeschichte: 18-19
 Persönlichkeitsforschung, -psychologie: 1, 20, 21-22, 107, 156, 158-159, 188, 278, 309, 405, 471
 Persönlichkeitstest: siehe Fragebogen!
 phallisch: 43, 91
 phänomenologisch: 131, 132, 133, 150-151, 196, 275-277
 - Vertreter phänomenologischer Methoden: 132, 136
 Philosophie, philosophisch: 132, 133, 158, 188, 196-197
 - Existenzphilosophie: 197
 - Humanismus: 196
 Philosophisch-phänomenologische Persönlichkeitstheorien: 25, 131-171, 196
 Physiognomik: 112
 Phrenologie: 113
 press (Murray): 98-100, 105
 - siehe need!
 Progression: 73
 - siehe Regression!
 Projektion: 40
 projektive Verfahren: 97, 99-102, 252-254, 484-485
 Proprium (Allpott): 165-167
 Psychasthenie: 384, 394
 - siehe Dysthymie!

- Psyche (Jung): 65
 Psychoanalyse: 30, 31, 45-53
 — Abstinenzregel: 52
 — Bewußtmachung: 51
 — Einfluß auf andere Wissenschaften: 56-57
 — Grundregel: 52
 — Informationsquellen: 31
 — Primärvorgang / Sekundärvorgang: 32, 45
 — Übertragung, Gegenübertragung: 51
 — Weiterentwicklungen: 55-57
 — Widerstand: 51
 psychodynamische Persönlichkeitstheorien: 25, 28-106
 Psychologie: 7-8, 20, 132
 psychologische Biographik: 292-295, 481
 Psychose: 115, 121, 384, 389
 Psychotherapie: 49, 55, 64, 198, 212, 220, 236, 287, 429
 - Bedingungen: 221
 - Erfolgskontrollen: 222
 - Familientherapie: 55
 - Fokalthherapie: 55
 - Gesprächstherapie: 220
 - Gruppentherapie: 55
 - Kindertherapie: 56
 - Kurztherapie: 55
 - Logotherapie: 236
 - Therapie mit vorgegebenen Rollen (fixed-role therapy): 287
 - und Traumdeutung: 46-48, 83-89
 - Verhaltenstherapie: 429
 - Ziele: 53, 64, 83, 220, 286, 429
 Psychologie: 7-8, 132, 188
 Psychotizismus: 386-387, 389, 392, 395, 401
 - biologische Basis: 389
 - Herleitung: 395
 Rationalisierung (Abwehr): 40, 253
 Reaktionsbildung (Abwehr): 40
 Reaktionsform: 301-303
 - siehe Daseinstechnik!
 Reaktionshierarchie: 302
 Reflexion, reflexiv: 5, 6, 489-492
 Reflexivität / Impulsivität: 258
 Regression: 40, 73
 - siehe Progression!
 Reizverdrängung / Reizzuwendung:
 - siehe repression, sensitization!
 Reliabilität: 486
 REP: siehe Rollen-Konstruktions-Test!
 repression / sensitization: 258
 Religion: 229-231, 235-238
 Rollen: 92, 169, 287, 465
 - Rollendiffusion: 92
 Rollen-Konstruktions-Test (role construct repertory test: REP): 283
 Rorschach: 252, 484
 Schichttheorien: 25, 173-187
 - Schalenmodell: 174, 184
 - Schichtenmodell: 174, 182
 - Ursprünge in Medizin, Mythologie, Philosophie, Psychologie: 174-175
 Schizophrenie: 115-116, 121, 387
 Seele: 28, 65, 174-175
 Seelenbild (Anima, Animus): 76, 78-79
 Selbst, Selbstbewußtsein, Selbstbild, Selbstkonzept: 5, 81-82, 165-167, 185, 205-206, 276, 300, 340, 367, 450-451, 489-493
 - siehe Proprium!
 Selbstbestimmung, Selbstorganisation, Selbstregulierung, Selbstwirksamkeit: 5, 90, 192, 440-444, 450-452, 458
 Selbstaktualisierung, Selbstverwirklichung: 191, 206, 212-215, 217-221, 234
 sensitization / repression: 258
 - siehe Reizverdrängung / Reizzuwendung!
 Sexualität: 37, 55
 Sinn, Sinnsuche: 151-152, 192-193, 231
 Situation: 169, 342, 345, 374-376, 380, 422, 446, 452-454, 458-462, 499-501
 - Erfassung mit Test (Eight State Questionnaire: 8 SQ): 377
 - Experimente / Untersuchungen: 458-462
 - Klassifikation: 446, 458
 - „psychologische“: 422
 - schwache, starke: 452-453, 458-462
 - siehe Person!
 Sixteen Personality Factor Questionnaire (16 PF): 358-366
 S-O-R-Schema (Stimulus-Organism-Response Scheme): 333
 soziales Lernen, Theorie: 418
 sozial-kognitive Lerntheorie: 432, 445
 Spontaneität: 5

- Stabilität / Variabilität (des Verhaltens): 19, 108, 189, 310, 344-345, 408, 445, 472, 495-499
 Standard Progressive Matrices (SPM): 351, 393
 STDCR: Fragebogen von Guilford: 337
 Strukturierung, thematische: 303
 Störungen (Verhaltens-):
 49-50, 58, 60, 62, 64, 83, 198-200, 212, 219-220, 286-289, 429-431
 - siehe Neurose!
 Subjektivität, subjektiv: siehe Selbst, Selbstbewußtsein!
 subjektiver Lebensraum: 298
 - Binnenstruktur: 298
 - Qualität: 299
 - Extension (räumlich, zeitlich, sozial): 299
 Sublimierung: 35, 39
 Subzeption: 218

 Temperament: 14, 120, 122-127, 161, 336-338, 344, 358-366
 - Erfassung durch Fragebogen: 125, 337, 358
 - Temperamentsfaktoren: 338
 - Vier Temperamente: 112, 385-387
 Test: siehe Leistungstest!
 Thema (Interaktion von ‚Bedürfnis‘ und ‚Druck‘): 101-102
 - Einheitsthema (unity theme): 102
 Thematischer Apperzeptionstest (TAT): 99-102, 106, 252, 484
 Thematische Strukturierung: 303
 - Interaktion aktueller, temporärer, chronischer Strukturierungen: 303
 Topik (Freud): 36-37
 Trait: siehe Eigenschaft!
 Transzendenz, transzendieren: 225, 234
 Traum(theorie): 45, 46-49, 83-89
 - Amplifikation: 86
 - Arten: 48, 85
 - Aufgaben: 46-47
 - Deutung / Interpretation: 49, 85-89
 - Quellen: 47
 - Symbolik: 48
 - Traumarbeit: 48
 Triebe, Trieblehre: 37-42, 344, 367
 Triebchicksale (Freud): 38-39
 Typus, Typenbildung: 69, 112, 115, -120, 122-126, 152-155, 247-262, 388-396
 überbewußt: 148
 Über-Ich, das: 34-36, 41, 43, 44, 103
 - und Gewissen: 35
 - und Ich-ideal: 35
 - und Sublimierung: 35
 - und Verdrängung: 35
 Übertragung, Gegenübertragung: 51
 Umwelt / Mitwelt: 274-277, 283, 501-503, 503-504
 - physikalische: 268
 - psychologische: 267, 274, 296, 300
 - siehe Anlage!
 - siehe Situation!
 Unbewußtes: 28, 36, 66, 148
 - kollektives: 66
 - persönliches: 66
 - Umfeld, Herkunft: 28-29
 „unerledigte Handlungen“: 271
 Universalindex (UI): 349
 Universaltät von Grunddimensionen: 362, 390
 unterbewußt: 148
 Urvertrauen / Urmißtrauen: 91

 Validität: 486
 Variabilität / Stabilität (des Verhaltens): siehe Stabilität!
 Veränderungsmessung: 496
 Verdrängung: siehe Abwehrmechanismus!
 Verhalten: 7-8, 413-415, 477-488
 - Kategorien einer Beschreibung: 97, 266, 297-298
 Verhaltensbeobachtung: siehe Beobachtung!
 Verhaltensgleichung: 267, 345-347, 423, 425
 Verhaltensstörung: siehe Störung!
 Verschärfer (sharpeners): 257
 - siehe Einebners!
 Verstärkung: Belohnung, Bestrafung: 412-415, 419, 421, 424, 433-434, 439-440, 450
 vorbewußt: 36, 299

 Wahrnehmungsindex (Witkin): 259
 Wechsler-Intelligence-Scale for Children: 250-251
 Werteinstellungstest (Spranger): 157,
 Wesenszug: siehe Eigenschaft!
 Wissenschaft: 1, 6, 8, 492-493
 Wilde-Intelligenz-Test (WIT): 355

Zeiterleben, Zeitlichkeit: 30, 66, 107-108,
146, 278-280, 296, 493-495

Ziele, Zwecke (Orientierung auf): 58, 64,
65, 74, 90-94, 140-143, 170, 203, 206,
211-215, 217, 227-230, 233-235, 286,
300, 420, 451

Zirkuläres Irresein: 115-116, 121

Zukunftsbezug: 65, 108, 279, 493

Zwischenmenschliches Vertrauen (Fragebo-
gen: Witkin): 428